

PANTHEON



MADELEINE ALBRIGHT

Winter in Prag

Erinnerungen an meine Kindheit im Krieg



Madeleine Albright, ehemalige Außenministerin der USA und eine der angesehensten Politikerinnen unserer Zeit, wurde als Madlenka Korbelová in Prag geboren. In ihrem sehr persönlichen Buch wendet sie sich einem wenig bekannten Kapitel ihres Lebens zu: ihrer Kindheit im Krieg. In *Winter in Prag* setzt sich Albright, die erst im Jahr 1996 erfuhr, dass ihre Großeltern in Auschwitz ermordet wurden, erstmals intensiv mit ihrer jüdisch-tschechischen Herkunft und dem Schicksal ihrer Familie auseinander.

»Eine bemerkenswerte Geschichte voller Abenteuer und Leidenschaft, voll Tragik und Mut.«

VÁCLAV HAVEL

»Die frühere Außenministerin der USA hat sich auf die Suche nach ihrer Kindheit begeben – und Lektionen der Geschichte gefunden.«

DER SPIEGEL

»Ein politisches Sittengemälde Europas im Zweiten Weltkrieg. Ein Buch über die Kraft der Erinnerung. Und vor allem ein Lehrstück über den Preis der Untätigkeit.«

DEUTSCHLANDFUNK

Geboren als Tochter eines tschechischen Diplomaten, als Mitglied einer jüdischen Familie, die mehr als ein Dutzend Angehörige im Holocaust verlor, wurde das Leben Madeleine Albright schon früh von der Weltpolitik durcheinandergebracht. Das Münchner Abkommen des Jahres 1938 vertrieb die Familie aus ihrer Heimat, in England überstand sie den Zweiten Weltkrieg. Kurz nach der Rückkehr in die Tschechoslowakei und dem kommunistischen Staatsstreich musste sie allerdings erneut fliehen.

Was bedeuteten diese weltpolitischen Ereignisse für Madeleine Albright und ihre Familie, mit welchen Ängsten und Hoffnungen erlebte sie als kleines Mädchen Madlenka diese Zeit? In ihrem neuen Buch erzählt Madeleine Albright große Geschichte und verwebt sie mit kleinen, sehr persönlichen Geschichten. So führt die ehemalige Außenministerin der USA eindrucksvoll vor Augen, wie sie wurde, wer sie ist.



Madeleine Albright, 1937 als Madlenka Korbellová in Prag geboren, war unter Präsident Bill Clinton von 1997 bis 2001 Außenministerin der USA. Seit den siebziger Jahren prägte Albright die amerikanische Innen- und Außenpolitik, etwa als Mitarbeiterin von Jimmy Carter und als Botschafterin bei den Vereinten Nationen. Auch nach dem Ausscheiden aus dem Amt ist Albright weiterhin eine wichtige Stimme der internationalen Politik und gehört zu den beliebtesten Politikern der USA.

ISBN 978-3-570-55251-3



9 783570 552513

www.pantheon-verlag.de

Weitere Informationen zu diesem Buch und unserem Programm unter www.pantheon-verlag.de

Umschlaggestaltung: BÜRO JORGE SCHMIDT, München
unter Verwendung einer Vorlage von Rothfos & Gabler
Umschlagabbildungen: Kinderfoto der Autorin, Fotografie von
© ČTK FOTOBANKA, PRAG

MADELEINE ALBRIGHT

Winter in Prag

Erinnerungen an meine Kindheit im Krieg

In Zusammenarbeit mit Bill Woodward

Aus dem amerikanischen Englisch von Norbert Juraschitz

Pantheon



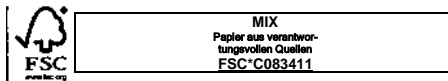
MADELEINE ALBRIGHT: DIE FRATZE DES KRIEGES

Aktuell / International / News / Politik / 25/03/2022

Madeleine Albright, die erste weibliche US-Außenministerin, ist gestorben. Sie hat nichts für Frauenrechte getan, aber viel für den Massenmord in Irak und Jugoslawien. Ein kritischer Nachruf von Hans Krause

»Wir denken, den Preis ist es wert.« Es war ein Moment unkontrollierter Ehrlichkeit, den Madeleine Albright, damals Botschafterin der USA bei der UNO, 1996 im Fernsehmagazin »60 Minutes« preisgab. Die Journalistin fragte sie zuvor nach den UNO-Handelssanktionen, die in Irak seit 1990 zu einer grauenhaften Hungersnot geführt hatten: »Eine halbe Million Kinder sind gestorben; mehr als in Hiroshima. Ist der Preis es wert?« Albright antwortete, ohne zu zögern.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
«Prague Winter. A Personal Story of Remembrance and War, 1937-1948»,
bei Harper, An Imprint of Harper Collins Publishers, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

Erste Auflage
Pantheon-Ausgabe Oktober 2014

Copyright © 2012 Madeleine Albright

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 by Siedler Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München
Lektorat: Dr. Heike Specht, Zürich
Karten: Peter Palm, Berlin
Satz: Ditta Ahmadi, Berlin
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2014
ISBN 97-3'570-55251-3

www.pantheon-verlag.de

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

*All jenen, die nicht überlebt haben, aber uns gelehrt haben,
wie man lebt – und warum.*

Erinnerung an Prag

*Wie lang ist es her
dass ich zum letzten Mal
die Sonne über dem Laurenziberg
still untergehen sah.
Ich küsste Prag durch Tränen,
auch im Abendschatten war es mir nah.
Wie lange hat mein Ohr nicht mehr
das liebliche Rauschen der Moldau vernommen?
Die Hast des Wenzelsplatzes fehlt mir sehr –
all dies hat die Aeit mir genommen.
Die ungezählten Winkel von Prag
im Schatten der Schlachtbank und der Sackkanäle
leben sie, erwarten auch für mich einen neuen Tag
nach diesem langen Jahr und der Trauer in meiner Seele.
Beinahe ein Jahr schon hock ich in diesem Loch,
dein Liebreiz ist fern, hier sind hässlich die Gassen.
Bin wie ein Tier hinter Gittern und doch –
der Gedanke an dich, mein Märchenprag,
wird auch hier mich nie verlassen!¹*

PETR GINZ (1928-1944)
in Terezin (Theresienstadt)

INHALT

Vorgeschichte	11
---------------	----

TEIL I

Vor dem 15. März 1939	23
-----------------------	----

1. Ein unwillkommener Gast 25
2. Geschichten aus Böhmen 30
3. Der Wettstreit 44
4. Die Linde 57
5. Ein positiver Eindruck 78
6. Hinter den sieben Bergen 95
7. »Wir müssen weiter Feiglinge bleiben« 105
8. Eine zum Scheitern verurteilte Aufgabe 129

TEIL II

April 1939–April 1942	147
-----------------------	-----

9. Ein neuer Anfang 149
10. Besatzung und Widerstand 163
11. Die Lichter gehen aus 178
12. Die unwiderstehliche Kraft 194
13. Feuer am Himmel 209
14. Das Bündnis wird geschmiedet 225
15. Die Wenzelskrone 243

TEIL III

Mai 1942-April 1945	259
16. Der Tag der Attentäter	261
17. Vorboten des Völkermords	280
18. Theresienstadt	289
19. Den Bogen überspannt	311
20. Verweinte Augen	322
21. Heuler und Albatrosse	345
22. Hitlers Ende	360

TEIL IV

Mai 1945 – November 1948	369
23. Keine Engel	371
24. Ungeflickt	386
25. Eine Welt gross genug für uns beide	397
26. Ein labiles Gleichgewicht	412
27. Ringen um die Seele einer Nation	434
28. Ein verhängnisvolles Versäumnis	449
29. Der Sturz	459
30. Die Zeit läuft ab	470
Das nächste Kapitel	487
Dank	497

ANHANG

Liste der Akteure	505
Zeittafeln	507
Anmerkungen	513
Bildnachweis	531
Register	533

VORGESCHICHTE

Mein Amt als US-Aussenministerin trat ich im Alter von 59 Jahren an. Damals war ich überzeugt, dass ich alles Wissenswerte über meine Vergangenheit bereits wusste – dass ich «mein Volk» und die Geschichte meiner Heimat kannte. Ich war mir so sicher, dass ich es nicht für notwendig hielt, Fragen zu stellen. Andere mochten wegen ihrer Identität Zweifel haben, ich hatte keine. Noch nie. Ich wusste Bescheid.

Dabei wusste ich gar nichts. Ich hatte keine Ahnung, dass ich aus einer jüdischen Familie stammte, geschweige denn dass über zwanzig Verwandte von mir den Holocaust nicht überlebt hatten. Ich war in dem Glauben an eine Geschichte meiner tschechoslowakischen Heimat aufgewachsen, die geradlinig und längst nicht so verworren wie die Realität war. Ich musste noch viel über die komplexen ethischen Entscheidungen lernen, die meine Eltern und andere in ihrer Generation notgedrungen treffen mussten – Entscheidungen, die noch heute mein Leben und das internationale Geschehen prägen.

Ich bin als Katholikin aufgewachsen und trat nach der Heirat in die Episkopalkirche ein. Ich hatte – da war ich mir sicher – eine slawische Seele. Meine Grosseltern waren gestorben, bevor ich gross genug war, um mich an ihre Gesichter oder Namen zu erinnern. In Prag lebte eine Cousine von mir. Unlängst setzte ich mich wieder mit ihr in Verbindung. Als Kinder hatten wir uns sehr nahe gestanden, aber inzwischen kannte ich sie nicht mehr allzu gut. Der Eiserne Vorhang hatte uns getrennt.

Meine Eltern hinterliessen mir ein unschätzbares Vermächtnis: eine Reihe tiefer Überzeugungen, was Freiheit, Grundrechte und Rechtsstaatlichkeit angeht. Darüber hinaus erbte ich eine Liebe zu zwei Ländern. Die Vereinigten Staaten hatten meine Familie aufgenommen und es mir ermöglicht, in Freiheit aufzuwachsen. Ich nenne mich voller

Stolz eine Amerikanerin. Die Tschechoslowakische Republik war ein Musterbeispiel für einen humanen Staat, bis sie von Adolf Hitler zer schlagen und dann (nach einer kurzen Phase des Wiederaufblühens nach dem Krieg) von Josef Stalins Helfershelfern wiederum vernichtet wurde. 1989 weckte die Samtene Revolution unter der Führung Václav Havel, meines Helden und später teuren Freundes, neue Hoffnung. Mein Leben lang glaubte ich an die Tugenden einer demokratischen Regierung, an die Notwendigkeit, sich gegen das Böse zu stellen, und an den jahrhundertealten Wahlspruch der Tschechen: «*Pravda vítězí*» oder «Die Wahrheit wird siegen».

Von 1993 bis 1997 hatte ich die Ehre, die Vereinigten Staaten als Bot schafterin bei den Vereinten Nationen zu repräsentieren. Aufgrund meiner prominenten Stellung und durch die Befreiung Mitteleuropas nach dem Fall der Mauer bekam ich Post die Geschichte meiner Fami lie betreffend. Einige Briefeschreiber irrten sich im Hinblick auf die Fakten, manche Briefe waren kaum zu entziffern, andere baten um Geld und etliche erreichten mich überhaupt nicht, weil die Assistenten (die die Sprache nicht kannten) nicht zwischen persönlicher Korres pondenz und öffentlichen Angelegenheiten unterscheiden konnten. Gegen Ende der ersten Amtszeit Bill Clintons erhielt ich mehrere Schrei ben von Menschen, die meine Eltern gekannt hatten und die Namen und Daten mehr oder weniger exakt wiedergaben. Überdies deuteten sie an, dass meine Vorfahren Juden gewesen seien. Der Brief einer 75-jährigen Frau erreichte mich Anfang Dezember 1996: Sie schrieb, ihre Familie habe geschäftlich mit meinen Grosseltern mütterlicherseits zu tun gehabt, die der Judenverfolgung im Krieg zum Opfer gefallen seien. Meine Schwester Kathy, mein Bruder John und ich glichen un sere Erinnerungen ab, und ich berichtete auch meinen Töchtern Anne, Alice und Katie von den Neuigkeiten. Da ich zu der Zeit wegen meiner Kandidatur für das Amt der Aussenministerin eine Sicherheitsüberprü fung durchlief, informierte ich auch Präsident Clinton und seine engen Berater. Im Januar 1997, bevor wir Zeit hatten, der Sache nachzugehen, enthüllte ein emsiger Reporter der *Washington Post*, Michael Dobbs, Informationen, die uns alle verblüfften: [Nach seinen Recherchen waren](#)

drei meiner Grosseltern und viele andere Angehörige im Holocaust um-
gekommen.

Im Februar 1997 reisten Kathy, John und Johns Frau Pamela nach Tschechien. Sie bestätigten einen grossen Teil von dem, was in dem FW-Artikel gestanden hatte, fanden aber auch ein paar Fehler. Im selben Sommer gelang es mir, zwei ähnliche, allerdings kürzere Reisen zu unternehmen. Der emotionalste Moment war für mich der Besuch der Prager Pinkas-Synagoge, wo unter den 80'000 Namen, die man dort zur Erinnerung an die Opfer der Shoah auf die Wände geschrieben hatte, auch jene meiner Familienangehörigen stehen. Ich war zuvor bereits in der Synagoge gewesen, war aber (da ich keinen Anlass dazu gehabt hatte) nicht auf die Idee gekommen, hier nach Namen von Angehörigen zu suchen.

Die Episode wird in meinen Memoiren *Madam Secretary* ausführlich beschrieben und soll hier nicht näher geschildert werden. Die Hauptidee ist jedoch von zentraler Bedeutung, weil sie den Anstoss zu diesem Buch gab. Regelrecht schockiert und, ehrlich gesagt, peinlich berührt stellte ich fest, dass ich über meine Familiengeschichte nicht besser Bescheid wusste. Meiner Schwester und meinem Bruder ging es genauso. Und die vielen Menschen, die mir erzählten oder schrieben, dass sie mit den Geheimnissen, die ihre eigenen Eltern gehütet hatten, ganz ähnliche Erfahrungen gemacht hätten, waren mir auch kein grosser Trost. Ich konnte akzeptieren, ohne dass mich das wirklich zufrieden stellte, dass die bestehende Kluft zwischen meiner Erinnerung und der Realität weder unerklärlich noch einzigartig war, dennoch bedauerte ich es, nicht die richtigen Fragen gestellt zu haben. Darüber hinaus spürte ich den Drang, mehr über die Grosseltern zu erfahren, die ich nicht kennengelernt hatte, weil ich zu klein war – insbesondere, weil ich inzwischen selbst Grossmutter geworden war.

Nachdem ich beschlossen hatte, mich in meine Familiengeschichte zu vertiefen, erkannte ich schon bald, dass ich das nicht tun konnte, ohne meine Eltern in den Kontext zu stellen, in dem sie gelebt hatten, insbesondere in die Jahre 1937 bis 1948, die Ära um den Zweiten Weltkrieg – und zugleich die ersten zwölf Jahre meines Lebens.

Ende der dreissiger Jahre rückte die Tschechoslowakei in den Mittelpunkt der Weltpolitik, ein abgelegenes Land, das die wenigsten Menschen in Hauptstädten wie London und Washington jemals besucht hatten. Sie wussten nicht einmal, wie man den Namen ausspricht. Wenn überhaupt, so kannten die meisten es als Böhmen, das Land der Magie, der Marionetten, Franz Kafkas und des tapferen Königs Wenzel. Aber wer etwas über Mitteleuropa wusste, hatte mit Blick auf die tausendjährige Geschichte Respekt vor dieser Nation und schätzte sie wegen ihrer Lage an einer Kreuzung zwischen West und Ost. Ausserdem war das Land der Schauplatz einer langen und mitunter erbitterten Rivalität zwischen Tschechen und Deutschen. In dem dramatischen Höhepunkt dieses Konflikts verlangte Adolf Hitler, dass die tschechoslowakische Regierung ihre Souveränität aufgab, indem sie den deutschen Truppen die Grenze öffnete. Hitler beschwor damit für ganz Europa eine Krise herauf, in der die Politiker knallhart rechnen mussten. Da die Tschechoslowakei den Grossmächten im Westen nicht wert schien, für sie zu kämpfen, wurde das Land dem Streben nach Frieden geopfert.

Aber der Krieg kam dennoch – und mit ihm die fast völlige Vernichtung des europäischen Judentums sowie eine Neuordnung der internationalen Politik.

Meine Familie verbrachte den Zweiten Weltkrieg in England. Sie kam genau in der Phase in das Land, als die Bevölkerung des Inselstaates aus zwei Jahrzehnten der Selbstgefälligkeit erwachte. Wir waren dort, als Winston Churchill an seine Landsleute appelierte, sich gegen die nationalsozialistische Finsternis zu vereinen, den «Blitz» durchzustehen, den Flüchtlingskindern vom Kontinent eine Zuflucht zu geben und die tschechoslowakische Exilregierung, aufzunehmen, in deren Diensten mein Vater stand. Meine ersten Erinnerungen gelten London und der britischen Landschaft, Luftschutzbunkern und Verdunkelungsvorhängen. Ich erinnere mich auch an einen Ausflug mit meinen Eltern zum Meer, obwohl man dort massive Stahlbarrieren aufgestellt hatte, um feindliche Invasionsversuche zu vereiteln.

Von dem Tag an, als die Vereinigten Staaten in den Krieg eintraten, waren meine Eltern und ihre Freunde sicher, dass die Alliierten siegen würden. Als Demokraten aus Mitteleuropa beteten sie, dass die Vereinigten Staaten – nicht die Sowjetunion – in unserer Region die massgebliche Einflusszone besetzen würden. Es sollte anders kommen. Nach dem Sieg über die Nationalsozialisten wurde die Tschechoslowakei einmal mehr zu einem zentralen Schlachtfeld, auf dem sich der Totalitarismus durchsetzte. Meine Familie musste erneut ins Exil und fand diesmal in den Vereinigten Staaten eine dauerhafte Zuflucht.

Kaum eine Entscheidung dürfte einem Erwachsenen schwerer fallen als jene, die Menschen in diesen turbulenten Zeiten treffen mussten, doch die damit verbundenen Themen kennt wohl jedes Kind: Wie bekomme ich Sicherheit? Wem kann ich trauen? Was kann ich glauben? Und (mit den Worten der tschechischen Nationalhymne): «Wo ist meine Heimat?»

Ein in Prag geborenes Kind meiner Generation kannte ganz selbstverständlich den 1855 geschriebenen Roman *Grossmutter*. Das Buch zählte zu den ersten Werken der ernsten Literatur, das in tschechischer Sprache erschien. Wegen des Namens der Romanheldin habe ich die Geschichte besonders ins Herz geschlossen: «Magdalena». Unter den Nebenfiguren findet sich eine merkwürdige, junge Frau, die sich (von einem durchziehenden Soldaten «behext» und für die Ehe verloren) in eine Waldhütte zurückzieht, selbst im Winter barfuss herumläuft und von Beeren, Wurzeln und gelegentlichen Almosen lebt. Auf die Frage eines Kindes, wie die Frau denn unter so harten Bedingungen überleben könne, erwidert die Grossmutter, das liege daran, dass dieses arme Geschöpf «nie in eine geheizte Stube komme, [deshalb] spüre sie die Kälte nicht so wie wir».¹

In meiner ganzen Kindheit wurde Dutzenden Millionen von Menschen, bildlich gesprochen, jede Chance genommen, einen beheizten Raum zu betreten. Stattdessen mussten sie sich in dem Elend des Krieges durchschlagen: Besetzung durch feindliche Truppen, Trennung vom eigenen Haus und Angehörigen, Mangel an Lebensmitteln und Brennmaterial, und überall lauerten Misstrauen, Angst, Gefahr und Tod. Ohne die Aussicht, sich allmählich zu entwickeln, unter vertrauten

Menschen und an bekannten Orten, wurden die Kinder auf ihre ursprünglichen Instinkte zurückgeworfen und gezwungen, aus einer kleinen Auswahl schlechter Optionen praktische und moralische Entscheidungen zu treffen.

Häufig waren es mutige Entscheidungen, manche waren rein pragmatisch, anderen haftete das Schandmahl des Verrats und der Feigheit an. Oft wurde ein verschlungener Pfad gewählt, weil anfangs Vorsicht, dann Courage den Weg wiesen. Die eine oder andere Entscheidung, die als unmittelbare Reaktion auf bestimmte Umstände getroffen worden war, hatte unvorhersehbare, langfristige Folgen. In diesem Umfeld konnten übereilte Entscheidungen, sei es von Politikern, feindlichen Kombattanten, Bürokraten, Nachbarn oder selbst den Eltern, verhängnisvolle oder lebensrettende Konsequenzen haben.

Am Ende hatten alle, die die Jahre 1937 bis 1948 durchgemacht hatten, grosses Leid kennengelernt. Millionen Unschuldiger überlebten den Krieg nicht, und ihr Tod darf niemals vergessen werden. Es liegt nicht in unserer Macht, verlorene Menschenleben zurückzuholen, aber wir haben eine Pflicht, alles über das Geschehene und über das Warum in Erfahrung zu bringen – nicht etwa um aus der bequemen Position der Rückschau ein Urteil zu fällen, sondern um zu verhindern, dass sich das schlimmste Übel jener Geschichte wiederholt.

Die Recherche für dieses Buch fing so an wie viele familiengeschichtliche Nachforschungen: mit einem Stapel Kartons in der Garage. Mein Vater hatte ein halbes Dutzend Sachbücher veröffentlicht und, wenn er sich Notizen machte, mit einem Diktiergerät seine Gedanken aufgenommen. Ich habe einen ganzen Korb voller Aufnahmen, die ich nie angehört habe, weil ich Angst hatte, seine Stimme würde eine zu schmerzliche Sehnsucht nach ihm auslösen. Bei diesen Kartons hatte ich eine ähnliche Angst. Während meiner Amtszeit war ich viel zu beschäftigt gewesen, um das Material zu durchforsten. In den Jahren danach gelang es mir durch eine Flut anderer Projekte, mir einzureden, dass die Zeit noch nicht reif sei. Aber ich hatte lange genug gewartet.

Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen, holte ein paar Kisten vom Stapel und begann meine Reise. Ich entdeckte ein Bündel Papiere, die von verrosteten Büroklammern und von so spröden Gummis zusammengehalten wurden, dass sie sofort rissen, als sie sich dehnen sollten. Ein grosser Teil des Materials war unspektakulär, aber hier und da stiess ich auf bemerkenswerte Fundstücke. Da waren etwa die Originalentwürfe der Vorträge, die mein Vater über die Persönlichkeiten gehalten hatte, für die er besondere Bewunderung hegte: Tomáš G. Masaryk, den Gründer der modernen Tschechoslowakei, und seinen Sohn Jan, den ehemaligen Vorgesetzten meines Vaters. Ich stiess auf Bücher, die Menschen geschrieben hatten, die ich als Kind getroffen hatte, etwa auf ein mehrbändiges Werk von Prokop Drtina, mit dem wir im Krieg in London ein Mietshaus bewohnt hatten. In einem seiner Bücher war eine Seite an der Ecke umgeknickt, um die Stelle zu markieren. Ich erfuhr kurz darauf, dass unser ehemaliger Nachbar auf die Idee gekommen war, die Beschreibung eines kleinen Mädchens namens Madlenka einzufügen – das erste Mal, dass jemand etwas über mich geschrieben hatte. Ausser meiner Mutter konnte niemand die Stelle markiert haben.

In den letzten Jahren habe ich an der Georgetown University einen Kurs mit dem Titel «Die Instrumente der nationalen Sicherheit» gehalten. Ich fand einen Artikel, den mein Vater vier Jahrzehnte zuvor geschrieben hatte – ein Werk, von dessen Existenz ich nie gewusst hatte –, mit der Überschrift: «Die Instrumente der Aussenpolitik». In einem anderen Ordner fand sich ein Stapel mit gut 120 Seiten, fein säuberlich getippt und in Kapitel unterteilt. Mein Vater hatte mir einmal anvertraut, dass er versuche, einen Roman zu schreiben. Ich fragte: «Worüber?» Er antwortete: «Ein Mann kehrt am Ende des Zweiten Weltkriegs in die Tschechoslowakei zurück.» Das musste es sein. Eifrig vertiefte ich mich in den Text. Wenig später hatte ich Tränen in den Augen. Auf den folgenden Seiten werde ich meinen Vater immer wieder zu Wort kommen lassen.

Und meine Mutter ebenfalls. Im Jahr 1977, kurz nach dem Tod meines Vaters, hatte sie einen elfseitigen Brief geschrieben, der die einzigen Informationen aus erster Hand über die dramatischen Momente im Leben meiner Eltern enthält, die ich besitze – nicht zuletzt über die

Flucht aus Prag nach der deutschen Invasion. Einige Wochen lang suchte ich nach dem Essay, konnte ihn aber nicht finden. Ich fragte meine Geschwister, ob sie vielleicht eine Idee hätten, wo er sein könnte: vergebens. Ich stellte mein Arbeitszimmer auf den Kopf und durchsuchte wohl zum zehnten Mal meinen Schreibtisch. Dort entdeckte ich in der Schublade mit den Unterlagen, die mir am meisten am Herz lagen, das Schreiben meiner Mutter, ein wenig zerknittert und an den Rand gerutscht. Ich glättete die vergilbten Seiten und fing an zu lesen:

Auf einem hohen Hügel in der Nähe von Denver liegt ein kleiner Friedhof, und dort befindet sich an der Wand eines Mausoleums ein Namensschild: Josef Korbel 1909-1977. Eines Tages wird sich womöglich jemand fragen, wer dieser Mann mit dem ungewöhnlich geschriebenen Namen war und warum er auf diesem Hügel in Colorado begraben wurde.

Ich möchte gerne ein paar Worte über ihn schreiben, weil sein Leben noch ungewöhnlicher war als sein Name. Er ist auf dem Hügel begraben, weil er die Natur liebte, weil er gerne angeln ging, weil er in Colorado nach einem erfüllten Leben, während dessen er in unterschiedlichen Ländern in verschiedenen Berufen tätig war, viele glückliche Jahre verbrachte. Er sagte oft: «Ich war in vielen prächtigen Berufen tätig, aber College-Professor in einem freien Land zu sein, war das, was mir am besten gefallen hat.»

Joe wurde in der Tschechoslowakei in einer kleinen Stadt geboren, wo sein Vater damals ein kleines Geschäft für Baumaterial hatte. In diesem Ort gab es nicht einmal eine weiterführende Schule, und deshalb musste er im Alter von zwölf Jahren in einer Nachbarstadt wohnen. An dieser Schule lernten wir uns kennen und verlebten uns ...²

Das war die Kurzfassung: der Anfang der Geschichte und das Ende. Aber es gab mit Sicherheit, noch mehr zu erfahren über all das, was sich zwischen dem Gymnasium und dem Hügel in Colorado ereignet hatte.



Josef und Mandula Korbel

Manche Menschen streben nach Erleuchtung, indem sie stillsitzen und sich auf ihr Inneres konzentrieren. Ich buche einen Flug. An einem Samstagmorgen im September 2010 klingelte ich an einer bescheidenen Wohnung in London. Es handelte sich um das Mietshaus, in dem ich die ersten Tage des Zweiten Weltkriegs verbracht hatte. Auf mein Klingeln öffnete Isobel Alicia Czarska, eine bezaubernde Frau, die mir selbst mitten in den Vorbereitungen für einen Ausflug einen raschen Durchgang durch die Wohnung gestattete. Zum ersten Mal seit fast siebenzig Jahren ging ich die Stufen zum Keller hinunter, wo ich einst vor den Bomben der deutschen Luftwaffe Schutz gesucht hatte. Isobel erklärte, dass das Kellergeschoss nie renoviert worden sei – das erkannte ich sofort, als ich die Decke sah, die immer noch in demselben hässlichen Grün gestrichen war, das ich in Erinnerung hatte. Während wir in dem engen Raum standen, erklärte ich ihr mein Anliegen. Isobel erbot sich spontan, die Kriegsgeschichte des Gebäudes zu recherchieren und mir zu schicken, was sie in Erfahrung brachte – ein Versprechen, das sie auch hielt.

Vor der Abreise aus London nahm ich an einem Symposium mit dem Titel «Bande, die binden» teil, zur Erinnerung an den 70. Jahrestag der tschechoslowakischen Regierung im Exil. Die von Michael Zantovsky, dem tschechischen Botschafter in Grossbritannien, veranstaltete Konferenz diente als Forum zur Neubewertung vergangener Kontroversen im Lichte neu vorliegender Informationen. Einmal mehr war ich erstaunt darüber, wie zentral diese Geschichte Epoche gewesen war und wie weit die Meinungen der Gelehrten zum selben Ereignis auseinandergehen können. Am Ende des Tages waren einige von uns in Jubel ausgebrochen, andere in Tränen, und manche wurden fast schon handgreiflich.

Ich reiste auch nach Prag, wo mir viele Freunde, alte und neue, bei meinen Nachforschungen halfen. Tomáš Kraus, der Vorsitzende der Föderation jüdischer Gemeinden in der Tschechischen Republik, beantwortete meine Fragen zur jüdischen Geschichte Prags, die bis ins siebte Jahrhundert zurückreichte. Daniel Herman vom Institut für die Erforschung totalitärer Regime übergab mir eine Akte, welche die kommunistische Nachkriegsregierung über meine Familie angelegt hatte. Nicht alle Dokumente waren lesbar, aber die Quellen besagten eindeutig, dass mein Vater in dem marxistischen Regime mächtige Feinde hatte. Im tschechischen Aussenministerium erhielt ich Dokumente zur Karriere meines Vaters, darunter auch einen Polizeibericht über meinen Grossvater väterlicherseits, der beim Autofahren offenbar nicht allzu viel Rücksicht genommen hatte. Im Jahr 1937 wurde er angewiesen, Schadenersatz für das Überfahren einer Henne zu zahlen. Ich stattete auch der Festung und dem Gefängnis Theresienstadt, dem heutigen Terezin, einen Besuch ab. Die letzte Station war der Friedhof, wo die Opfer einer langen Geschichte von Konflikten ihre letzte Ruhe fanden. Hier wird der Tschechen, Deutschen, Ungarn, Juden, Polen, Russen, Serben, Slowaken und anderen Nationalitäten gemeinsam gedacht, obwohl sie sich im Leben häufig gegenseitig an die Kehle gegangen waren.

Bei meinen Reisen nach Prag verbrachte ich viel Zeit mit meiner Cousine Dáša, die mich stets mit einem Teller Zwetschgenknödel empfing. Mehr als zwei Jahre lang standen wir in ständigem Kontakt, tauschten Erinnerungen und Bilder aus und übersetzten gemeinsam

Briefe und andere Schriften. Zu der Zeit hat mich keine lebende Person früher als sie gekannt. Häufig hatte ich im Schutzbunker in ihren Armen Trost gefunden. Aber ihre Eltern konnten die Tschechoslowakei nicht verlassen, als meine nach England auswanderten, und später, als die Kommunisten die Macht übernahmen, beschloss Dáša zu bleiben und ihren Freund zu heiraten, statt in den Westen zu gehen. Wir hatten völlig unterschiedliche Leben geführt und schienen doch von derselben unerschöpflichen Tatkraft erfüllt. Sie leistete einen unschätzbaren Beitrag zu meinen Nachforschungen. Als ich sie im April 2011 zuletzt sah, hatte sie einen vollen Terminplan, mit Aktivitäten wie einem Programm für Kinder, das der Lehre und dem Gedenken des Holocaust gewidmet war. Anfang Juli klagte sie nach der Rückkehr von einer Reise nach England über Schmerzen im Nacken und Rücken. Kaum zwei Wochen später starb sie. Ich werde immer dankbar sein, dass dieses Projekt half, uns wieder zusammenzuführen.

Der Tod nahm noch einen zweiten Menschen, der eng mit diesem Buch verbunden ist, von dieser Welt. Am 18. Dezember 2011 erlag Präsident Václav Havel einer chronischen Atemwegserkrankung. Ich hatte ihn zuletzt auf der Feier seines 75. Geburtstags zwei Monate zuvor getroffen. Ich schenkte ihm damals einen Kompass, den ein US-Soldat im Ersten Weltkrieg benutzt hatte – dem Konflikt, nach dem die Tschechoslowakei zum ersten Mal unabhängig geworden war. Auf meiner Karte wies ich auf die Ironie hin, die in der Tatsache lag, dass ich dem Mann, der einer ganzen Generation als moralischer Leitstern diente, einen Kompass schenkte. Das 20. Jahrhundert brachte nur eine Handvoll wahrhaft demokratischer Helden hervor. Havel war einer von ihnen.

Im Oktober 2010 hatten wir uns zum Essen im Café Savoy getroffen, einem verrauchten Lieblingsschlupfwinkel Havels aus den Tagen der Samtenen Revolution. Als ich ihm erklärte, was ich vorhatte, versprach er sofort, mir zu helfen. Ich fragte ihn nach seinen Kindheitserlebnissen und bat ihn, sich Gedanken über die Entscheidungen zu machen, welche Politiker im Krieg getroffen hatten. In jedem Gespräch mit Havel kommen politische Themen zur Sprache und damit unweigerlich auch moralische. Er hatte mir oft seine Idee erklärt, dass man

Gott mit der Sonne vergleichen könne: ein grosses Auge am Himmel, das sieht, was wir tun, auch wenn kein Mensch in der Nähe ist. Mich hatte dieses Bild immer erschreckt, ich stimme aber zu, dass Gewissen die Eigenschaft ist, die bislang noch kein Wissenschaftler ganz erforscht hat. Walt Disney hat das Patentrezept «Lass dich von deinem Gewissen leiten» der Generation der amerikanischen «Baby Boomer» eingebläut. Das Leben ist komplizierter als dieser Wahlspruch, aber als ich mit Havel zusammensass, fragte ich mich, ob wir nicht manchmal das Offensichtliche übersehen. Zwei Jahrzehnte zuvor hatte ich mir seine Rede angehört, mit der er den US-Kongress völlig überrascht hatte. Die Tschechoslowakei hatte kurz zuvor ihre Unabhängigkeit wiedererlangt, und die Gesetzgeber erwarteten ein Loblied auf den Sieg im Kalten Krieg. Stattdessen bekamen sie einen Appell im Namen der ganzen Menschheit und eine Erklärung zu hören, dass der eigentliche Kampf – das Ringen um moralische Verantwortung für die Erde und unsere Nachbarn auf ihr – soeben erst begonnen habe.

Warum treffen wir bestimmte Entscheidungen? Diese Frage hat mich immer schon fasziniert – und ist ein Leitmotiv dieses Buches. Was trennt die Welt in ihrer jetzigen Form von jener Vision eines ethischen Universums, die Menschen wie Havel vorschwebte? Was veranlasst einen Menschen, in einem kritischen Augenblick mutig zu handeln, und einen anderen, in der Menge unterzutauchen? Warum stellen manche Menschen in schweren Zeiten ihre Stärke unter Beweis, während andere schnell den Mut verlieren? Was unterscheidet den Schläger vom Beschützer? Ist es Erziehung, der Glaube, sind es unsere Eltern, Freunde, die Umstände der Geburt, traumatische Ereignisse oder höchstwahrscheinlich eine Kombination aus allem, die den Unterschied ausmachen? Kurzum: Hängen unsere Hoffnungen für die Zukunft von einer wünschenswerten Entwicklung äusserer Ereignisse oder von einem unergründlichen Prozess in unserem Inneren ab?

Meine' Suche nach einer Antwort auf diese Fragen beginnt mit einem Rückblick: in die Zeit und auf den Ort meiner frühesten Kindheit.

TEIL I
Vor dem 15. März 1939

*Nicht wahr, die Sibylla hat geweissagt, dass Böhmen
von grosser Not heimgesucht werden wird, von
Kriegen, Hunger und Pest;... wenn weder Worte
noch Versprechen gelten, dann wird es am schlimms-
ten sein, dann wird Böhmen an den Hufen der
Pferde in alle Welt auseinander getragen werden.*

BOŽENA NĚMCOVÁ,

Die Grossmutter. Bilder aus dem ländlichen Leben, 1855

1

EIN UNWILLKOMMENER GAST

Auf einem Hügel in Prag liegt eine Burg, die seit tausend Jahren dort steht. Von ihren Fenstern aus blickt man auf einen Wald aus goldenen Kuppeln und barocken Giebeln, Schieferdächern und Kirchtürmen. Auch die Steinbrücken sind zu sehen, die sich über die breite, mäandrierende Moldau spannen, die gemächlich nach Norden fließt. Im Laufe der Jahrhunderte ist Prag durch die Kunstfertigkeit der Handwerker verschiedenster Nationalitäten und Konfessionen herrlich herausgeputzt worden; es ist eine tschechische Stadt mit unzähligen Akzenten. Am schönsten ist Prag im Frühling, wenn die duftenden Knospen der Linden aufplatzen, die Forsythien golden leuchten und der Himmel ein unwirkliches Blau annimmt. Die Menschen, die für ihre Sorgfalt, Widerstandsfähigkeit und ihren Pragmatismus bekannt sind, freuen sich in jedem Winter auf die Zeit, wenn die Tage länger werden, die kalten Winde nachlassen, die Bäume wieder Blätter bekommen und die Flussufer stumm zum Verweilen einladen.

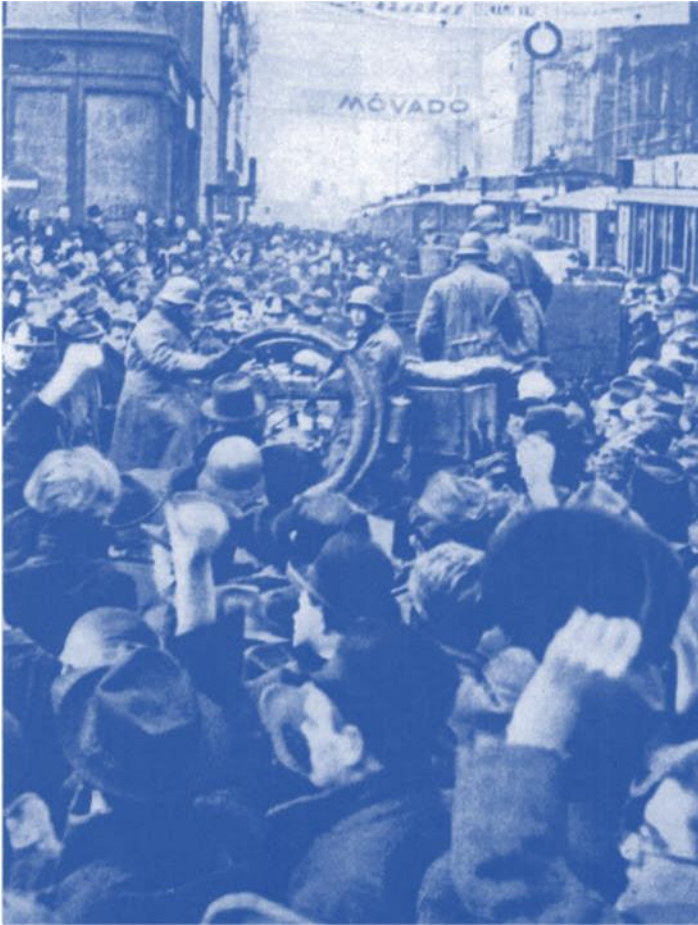
Am Morgen des 15. März 1939 hätte das Versprechen des kommenden Frühlings kaum ferner scheinen können. Der Schnee lag hoch auf dem Burggelände, der Wind blies eisig aus Nordost, der Himmel war bleigrau. Vor der amerikanischen Botschaft passten zwei ungepflegt aussehende Männer einen Diplomaten auf dem Weg in sein Büro ab und flehten ihn verzweifelt an, ihnen Asyl zu gewähren. Sie hatten für die tschechoslowakische Regierung in Deutschland spioniert und waren der Gestapo bekannt. Der Diplomat, ein junger Beamter des Foreign Service namens George Kennan, wies sie ab. Er konnte nichts für sie tun.

Als die Tschechen an jenem Morgen erwacht waren, hatte sie folgende Ankündigung überrascht: «Um sechs Uhr haben heute Morgen deutsche Truppen unsere Grenzen überschritten und rücken auf allen

Strassen nach Prag vor. Bleiben Sie ruhig.» Das Tageslicht war noch nicht durch die Wolken gedungen, da rollte schon der erste Konvoi aus Gelände- und Lastwagen vorbei, in Richtung Burg. Die eisbedeckten Fahrzeuge wurden von Soldaten mit geröteten Gesichtern gelenkt, die Stahlhelme und Wollmäntel trugen. Wenig später hatten die Prager ihren Frühstückskaffee getrunken, und es war Zeit, zur Arbeit zu gehen. Die Gehwege füllten sich mit Männern und Frauen. Sie blieben stehen und starrten die fremde Prozession an, hoben trotzig die Faust, riefen etwas oder glotzten wie versteinert.

Auf dem Wenzelsplatz stimmten spontan einige Menschen patriotische Lieder an. Immer mehr motorisierte Bataillone rollten in die uralte Stadt und drangen in jedes Viertel vor. Am Bahnhof wurden Geschütze und Panzer abgeladen. Noch am Vormittag verschafften sich deutsche Soldaten in ihren Knobelbechern zielstrebig Zutritt zum Rathaus, zu den Ministerien, Gefängnissen, Polizeiwachen und Kasernen. Sie besetzten die Flugplätze, stellten Feldgeschütze auf den schneebedeckten Hängen des Petnn Hügels auf, hissten Flaggen und Banner an den Häuserfronten und befestigten Lautsprecher an Laternenpfählen und Bäumen. Das Kriegsrecht wurde ausgerufen und eine Ausgangssperre ab 21 Uhr verhängt.

Nach Einbruch der Dunkelheit fuhr eine Wagenkolonne von Norden in die Stadt ein. Die Fahrgäste wurden eilends durch die verlassenen Strassen, über den Fluss und über kurvenreiche Seitenstrassen den Burghügel hochgebracht. Somit diente an jenem Abend der sagenumwobene Sitz der böhmischen Könige dem Herrscher des «Dritten Reichs» als Hauptquartier. Adolf Hitler und seine höchsten Berater Hermann Göring und Joachim von Ribbentrop waren bester Laune. «Es mag sein, dass die Tschechen entrüstet schreien werden», hatte der «Führer» dem Vernehmen nach seinen Militärs gesagt, «wir werden ihre Alarmrufe ersticken, bevor sie ihnen aus der Kehle fahren. Und wer würde ihnen schon zu Hilfe kommen?»¹ Im Sinne der Äusserung, die Bismarck zugeschrieben wurde, dass jeder, «der Böhmen kontrolliert, ganz Europa kontrolliert», hatte Hitler diesen Tag seit Langem geplant. Er hielt die Tschechen wegen ihrer Raffinesse für das gefährlichste slawische Volk, er hatte ein Auge auf ihre Luftstützpunkte und



Deutsche Soldaten besetzen Prag

Munitions-Fabriken geworfen, er wusste genau, dass er seine Ambitionen im übrigen Europa nur dann verwirklichen konnte, wenn das tschechische Vaterland zerschlagen wurde. Nunmehr hatte sein Triumphzug begonnen. Innerhalb der Mauern der Burg, über der die deutsche Fahne wehte, wurde Deutsch gesprochen. Der sonst vegetarische Abstinenzler Hitler gönnte sich ein Siegesmahl: eine Flasche Pilsener und eine Scheibe Prager Schinken.



Am nächsten Tag wies Ribbentrop die wichtigsten Rundfunkstationen an zu verkünden, dass die Tschechoslowakei aufgehört habe zu existieren. Böhmen und Mähren sollten in ein grossdeutsches Reich eingegliedert werden, und ihre Regierung, inzwischen ein «Reichsprotektorat», werde aus Berlin Befehle empfangen. Die Bürger sollten weitere Instruktionen abwarten. Unterdessen empfing Hitler Besucher. Als Erster sagte Emil Hácha, der tschechische Präsident, seine Kooperation zu, dann der Verteidigungsminister, der Bürgermeister. Niemand wollte ein Blutbad. Um die Mittagszeit versammelte sich eine Menge deutschsprachiger Zivilisten und Soldaten und jubelte dem «Führer» zu, als er sich an einem Fenster im zweiten Stock zeigte. Dieses Bild gefiel den Nazis so gut, dass sie es auf einer Briefmarke abdruckten.

In den folgenden Tagen hörte es auf zu schneien, aber die Luft blieb bitterkalt. Deutsche Soldaten nahmen die Militärkasernen in Be-

schlag. NS-Verwaltungsbeamte richteten sich in den nobelsten Villen und Hotels ein. Jeden Morgen vor Tagesanbruch huschten Männer in langen Mänteln durch die Stadt, sie hatten Schlagstöcke und schwarze Listen bei sich. Meine Eltern schickten mich zu meiner Grossmutter und versuchten mit allen Mitteln das zu erreichen, was ihr geliebtes Land bereits getan hatte: von der Bildfläche zu verschwinden.

2

GESCHICHTEN AUS BÖHMEN

Wie alt ich war, als ich zum ersten Mal die Sage von Urvater Tschech und der weisen, unerschrockenen Libuse hörte, weiss ich nicht mehr, aber mit Sicherheit war ich sehr jung. Meine Mutter las sie mir immer wieder vor, sie liebte die alten böhmischen Sagen. Wie in vielen Kulturen mischten sich hier Legende und Realität zu einer Geschichte voller mitreissender Herausforderungen und Abenteuer, magischer Schwerter und fantasievoller Erklärungen zum Ursprung des Lebens. Im Lauf der Zeit traten echte Helden und Schurken auf den Plan, nahmen ihren Platz an der Seite von Fantasiehelden ein und schufen gemeinsam die Saga einer Nation. Die Aufgabe des Historikers ist es, solche Erzählungen sorgfältig zu prüfen und die Wahrheit von der Dichtung zu trennen. Häufig werden die Fakten jedoch so dargestellt, dass sie in ein Muster passen, das dem Empfinden des Autors zu jener Zeit, als er sie niederschrieb, entsprach. Aus diesem Grund scheint sich die Geschichte unablässig zu verändern. «Ein Gelehrter», schrieb mein Vater einmal, «liest die historischen Quellen unweigerlich genauso, als würde er in einen Spiegel schauen – was ihm am meisten einleuchtet, ist das Abbild seiner eigenen Werte [und] ... Identitätsgefühls.»²

Ich habe nie eine Vorlesung zur tschechischen Geschichte besucht, vielmehr sammelte ich meine Informationen Stück für Stück aus Gesprächsfetzen, die ich aufschnappte, aus Recherchen während meiner Zeit am College und den Büchern, die meine Mutter las und mein Vater schrieb. Mit der Zeit gelangte ich zu der Überzeugung, dass mein Vaterland etwas ganz Besonderes sei, ein Land voller humanistisch und demokratisch gesinnter Menschen, die einen unablässigen Überlebenskampf gegen feindliche Unterdrücker geführt haben. Die grossartigsten Momente der Nation waren von der Bereitschaft geprägt, übermächt-

gen Widersachern die Stirn zu bieten, die tragischsten von dem Versäumnis, sich zu wehren, als angebliche Verbündete und Freunde sie im Stich gelassen hatten. In seiner reinsten Form existierte dieser Staat in der Zwischenkriegszeit, als die Tschechoslowakische Republik als Musterbeispiel für die Demokratie des 20. Jahrhunderts in einem sonst düsteren Europa diente.

Von dieser Geschichtsversion war ich so überzeugt, dass ich bei der Verteidigung meiner Dissertation aus allen Wolken fiel, als mich meine Professoren mit familiären Banden aus anderen Teilen Mitteleuropas scharf kritisierten. Ihnen wollte nicht in den Kopf, wieso ich die tschechoslowakische Erfahrung für so einzigartig hielt. In dieser Phase meines Lebens war ich nicht gewillt, die Geschichtsschreibung aufzugeben, die mir am besten gefiel, eine Version, die den Vorzug der Schlichtheit und klaren Unterscheidung zwischen Gut und Böse hatte. Die Professoren seien doch, so dachte ich damals, nur auf die demokratischen Institutionen und Wertvorstellungen meiner Heimat neidisch. Um das Land richtig wertzuschätzen, müssten sie mehr über seine Helden und Sagen, seinen Kampf um eine eigene Identität und die einzigartigen Eigenschaften seines Volkes wissen.

Die ersten Siedler in den Ländereien, die im Herzen Europas zwischen den Karpaten und der Donau liegen, waren die Boier, ein keltischer Stamm auf der Flucht vor Überflutungen im Norden. Diese Vorreiter wurden allmählich von germanischen Kriegern verdrängt, die anschliessend von den Legionen des Römischen Reiches unterworfen wurden. Die Römer nannten das Land nach den Boiern «Bohemia». Folglich wurde das Territorium von Italienern zu Ehren eines keltischen Volksstamms benannt, was zumindest beweist, dass Globalisierung keine Erfindung des 20. Jahrhunderts ist.

Als das Römische Reich zusammenbrach, kehrten die Germanen zurück. Im sechsten Jahrhundert stiessen slawische Völker zu ihnen, die aus den zentralasiatischen Steppen ausgewandert waren. Nach der Sage führte der Urvater Tschech (in deutschen Quellen Boemus) sein Volk auf einer mühsamen Reise nach Westen über drei grosse Ströme, bis sie zu einem ganz besonders geformten Hügel gelangten: oben rund

und flach, aber mit ausserordentlich steilen Hängen. Von der Kuppe aus verkündete Tschech seinen müden Gefährten, dass sie endlich das «vom Schicksal vorausbestimmte Land» erreicht hätten, «eine Gegend, welche noch Niemand unterthan ist, reich an Wild und Geflügel, wo Milch und Honig fliesst ... Allenthalben finden sich zahlreiche und ausserordentlich fischreiche Gewässer.»³

Die Tochter eines Nachfahren von Tschech, die Seherin Libuse, wird in der seltsamen Sprache der alten Chronisten als «die Zierde und der Ruhm des weiblichen Geschlechtes» beschrieben, «welche auch Geschäfte der Männer mit Überlegung besorgte». Ihr haben wir die Gründung einer Stadt, Prags, zu verdanken, deren Ruhm «bis zu den Sternen reicht». Die Geschichte mag fantastisch klingen, aber die Stadt und ihr Ruhm waren keineswegs erfinden. Gegen Ende des zehnten Jahrhunderts hatten die Pfemysliden, eine einheimische Sippe, deren Dynastie die Nation gründete, die Kontrolle über die tschechischen Ländereien gefestigt. Unter ihrer Herrschaft wurden grosse Kathedralen, Klöster und Synagogen gebaut, das Burgviertel wurde befestigt, und der Handel blühte an der Moldau.

Zu den ersten Herrschern der Nation zählte Václav (auf Deutsch Wenzel oder Wenzeslas), ein frommer Christ, der wegen seiner Güte gegenüber den Armen den Zorn des heidnischen Adels auf sich zog. Auf der Suche nach Verbündeten schloss Wenzel mit den germanischen Sachsen Frieden und zahlte als Gegenleistung für deren Schutz einen jährlichen Tribut in Silber und Ochsen. Der König wurde von seinem Volk geliebt, doch sein heimtückischer Bruder Boleslav war auf ihn eifersüchtig. Boleslavs Helfershelfer ermordeten den jungen Monarchen auf dem Weg zur Messe. Jede Nation braucht Märtyrer, und der heilige Wenzel war Böhmens erster.

Die tschechischen Ländereien blühten unter den Pfemysliden auf, und Prag entwickelte sich zu einem Musterbeispiel der Vielfalt: Slawen, Germanen, Juden, Italiener, später auch Roma lebten in den engen Häusern der Stadt und feilschten jeden Tag um Felle, Schals, Sättel, Schilde und andere Waren, die in kleinen Läden an den Geschäftsstrassen zum Verkauf angeboten wurden.

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts dehnte das Königreich für kurze Zeit seine Herrschaft nach Süden in die Küstenregion der Adria aus –



König Wenzel

zumindest so lange, dass Shakespeare eine Szene seines *Wintermärchens* an der sonst kaum vorstellbaren «böhmischen Küste» spielen liess.

Zu den wenigen mittelalterlichen Herrschern, die ein dauerhaftes Vermächtnis hinterliessen, zählte Karl IV. (1316-1378), der erste böhmische König, der auch als Kaiser des Heiligen Römischen Reiches regierte. Der Monarch, der seiner Zeit weit voraus war, verschliss mehrere Frauen: eine Französin, danach drei Deutsche. Die vierte Frau, Elisabeth von Pommern, unterhielt ihre Gäste, indem sie Eisenketten in Stücke riss und mit blossen Händen Hufeisen verbog. Es gab keine fünfte Frau.

Zu den vielen Höhepunkten der Herrschaft Karls zählte die Gründung der Universität in Prag, die Studenten aus so fernen Regionen wie England, Skandinavien und dem Balkan anlockte. Damals schrieb man das Jahr 1348, der Buchdruck war also längst nicht erfunden, und die wissenschaftliche Forschung war der strengen kirchlichen Kontrolle unterworfen. Der König ordnete auch den Bau einer Steinbrücke mit 16 Bögen über die Moldau an. Seine Baumeister rieten, dem Mörtel eine besondere Zutat beizumischen, nämlich Eier, damit die Brücke stabiler war.* Die Hennen in Prag waren damit überfordert, den Bedarf an Eiern zu decken, folglich wurde per königlichem Dekret angeordnet, dass aus dem ganzen Land Wagenladungen dieser Zutat herangekarrt wurden. Die königlichen Baumeister waren verwundert, als die Wagen aus einer Stadt im Norden mit einer beeindruckenden Menge an Eiern vorfuhrten – allesamt hartgekocht.

Karl war mit Blick auf seinen persönlichen Geschmack zwar Kosmopolit, förderte aber eifersüchtig die nationalen Mythen Böhmens. Er bestätigte die Autonomie der Region und erklärte Tschechisch (neben Deutsch und Latein) zur Amtssprache im Kaiserreich. Zu Ehren des heiligen Wenzels gab er eine Krone aus reinem Gold in Auftrag, verziert mit Edelsteinen und mit einem Kreuz auf der Spitze und einer Kamee aus Saphir, die nach der Legende einen Dorn von der Krone Christi enthielt. Heutzutage sind das königliche Diadem und andere Kronjuwelen in einem eisernen Tresor hinter einer Tür mit sieben Schlössern in einer Kammer des alle übrigen Prager Kirchen überragenden Veitsdoms eingeschlossen. Nach der Überlieferung wird jeden, der sich zu Unrecht die Krone aufsetzt, binnen einem Jahr der Tod ereilen.

Der Märtyrer Wenzel war die politische Ikone der böhmischen Nation; ein zweiter Märtyrer, Jan Hus, wurde zur geistlichen. Der um 1370 geborene Hus begann seine Laufbahn ganz bescheiden als Experte für

* Diese Geschichte ist immer wieder angezweifelt worden, aber eine wissenschaftliche Untersuchung der Karlsbrücke aus dem Jahr 2008 bestätigte die Existenz von Eiweiss im Mörtel.



Krone des heiligen Wenzel

Rechtschreibung. Der kleine, untersetzte Mann entwickelte sich zu einem beliebten Prediger und wurde im Jahr 1409 zum Rektor der Karls-Universität ernannt. Der tschechische Wahlspruch «Die Wahrheit wird siegen» geht auf Hus' Weigerung zurück, die Autorität der Kirche bedingungslos zu akzeptieren. Er bestand darauf, statt auf Latein in der Landessprache zu predigen, damit die Worte und die Botschaft der Evangelien den Menschen näher gebracht wurden. Er verfocht eine ganze Reihe von Lehren, welche die protestantische Reform ankündigten, darunter die Idee, dass Jesus, nicht der Papst das wahre Oberhaupt der Kirche sei; dass Hostie und Wein bei der Eucharistie lediglich symbolisch seien und dass die Aufforderung an die Sünder, sich ihr Heil zu erkaufen, keine geistliche Grundlage habe. Zu den liturgischen Fragen kamen wirtschaftliche hinzu: Der Kirche gehörte die Hälfte des Ackerlands in Böhmen. Laut Hus war dieser Reichtum ein Geschenk des Satans.

Wegen dieser Lehren geriet er in Konflikt mit dem Erzbischof von Prag, der Hus der Ketzerei anklagte.

Auf dem Konstanzer Konzil von 1415, wo sich die katholischen Fürsten versammelten, stand das Schicksal von Jan Hus auf der Agenda. Obwohl man ihm sicheres Geleit zugesagt hatte, wurde der aufmüpfige Rektor in einem Kerker unmittelbar neben einer Kloake in Ketten gelegt. Als seine Widersacher ihn zur Rede stellten, weigerte er sich, seine Lehren zu widerrufen. Die Gesandten der Kirche verurteilten ihn daraufhin. Dem Gefangenen wurde seine Amtstracht abgenommen und der Kopf kahlgeschoren. Dann setzte man ihm eine Papierkrone mit drei Teufelsbildern auf und verbrannte ihn auf dem Scheiterhaufen. Seine Henker waren eifrig darauf bedacht, nicht den kleinsten Rest von ihm übrig zu lassen, jeder Teil seines Körpers und sämtliche seiner Kleidungsstücke wurden den Flammen übergeben. Dieser Versuch, jede Erinnerung auszulöschen, hatte jedoch genau den gegenteiligen Effekt.

Wenige Wochen nach dem Tod des Märtyrers stellte die Bewegung der Hussiten die religiöse und wirtschaftliche Ordnung in Prag auf den Kopf. Bekannte Priester wurden von der Kanzel geholt und durch Vertreter der neuen Lehre ersetzt. Hussitische Bauern wollten niedrigere Pachtzahlungen, Adlige hingegen, die mit den Gütern ihrer katholischen Nachbarn liebäugelten, wollten sich «das Geschenk Satans» selbst aneignen. Unterdessen versuchten die etablierte Kirche und ihre Schirmherren verzweifelt, ihre Privilegien zu schützen. Gut fünf Jahre lang schwelte der Konflikt zwischen beiden Seiten vor sich hin. Im Juli 1420 brach er richtig aus, als hussitische Rebellen dem katholischen Heer, welches das Heilige Römische Reich aufgestellt hatte, eine vernichtende Niederlage beibrachten.

Der Rebellenführer Jan Žižka war ein grausamer und gewitzter Krieger, der in seiner Militärlaufbahn schon früh das rechte Auge verloren hatte, war aber im Alter von 60 Jahren immer noch ein brillanter Stratege. Bei diesem Feldzug formte er aus einem hoffnungslos unterlegenen Haufen aus Bauern und Landarbeitern eine beeindruckende Streitmacht, die aus Ackergeräten Waffen machte, Karren zu mobilen Festungen umwandelte und über die schwer bewaffnete Reiterei trium-



Der Märtyrertod von Jan Hus

phierte. Militärische Siege, insbesondere wenn sie aus einer aussichtslosen Lage errungen werden, bieten eine solide Grundlage für die nationale Legendenbildung, und Žižka hat ungeachtet seines späteren Todes infolge einer Blutvergiftung eine lange Karriere als tschechischer Nationalheld hinter sich. Er war der Fahnenträger, der sich gegen auswärtige Feinde zur Wehr setzte und siegte, ein Führer, der das Schwert der Ergebung oder dem Märtyrertum vorzog.*

Žižkas Aufstand gab nicht zuletzt die Schlachtreihen vor, die Europa in den folgenden gut 200 Jahren keine Ruhe lassen sollten. Mit seinem Heldenmut gelang es dem tschechischen Adel, den Katholiken

* Die Sache der Hussiten wurde von den Katholiken in ganz Europa als eine Bedrohung angesehen. Zu ihnen zählte selbst die 18-jährige Jeanne d'Arc, die im Jahr 1430 an die «Ketzer von Böhmen» einen Brief schrieb. «Wenn ich mit den Kriegen gegen England nicht alle Hände voll zu tun hätte», warnte sie, «wäre ich schon längst zu euch gekommen; aber wenn ich nicht höre, dass ihr euch gebessert habt, könnte es sein, dass ich die Engländer verlasse und gegen euch ins Feld ziehe.»

riesige Ländereien abzunehmen, zugleich förderte er die Entwicklung der Landessprache und eine Volkskultur, die für ihren Eifer beim Kampf gegen den Analphabetismus bekannt war. «Dieses verruchte Volk», räumte selbst Papst Pius II. im 15. Jahrhundert ein, «hat eine hervorragende Eigenschaft: es lernt eifrig. Selbst ihre Frauen kennen die Schrift besser als italienische Bischöfe.»⁴

In den folgenden Jahren liess die religiöse Rivalität nach, und der hussitische (oder protestantische) Adel akzeptierte die habsburgische Herrschaft, die ihren Sitz in Wien hatte und von deutschsprachigen Katholiken angeführt wurde. Dieses Arrangement beruhte auf der Übereinkunft, dass ihre religiösen und Besitzrechte respektiert wurden. Eine Zeitlang war alles in Ordnung, aber im Jahr 1618 legten protestantische Wortführer der Habsburgischen Krone eine Liste mit Beschwerden vor und forderten eine grössere Autonomie. Die Forderung wurde brüsk abgewiesen. Wutentbrannt marschierten die Protestanten zur Burg, wo sie am 23. Mai die Repräsentanten des Königs zur Rede stellten. Das Gespräch verlief nicht zu ihrer Zufriedenheit, und um ihrem Zorn Luft zu machen, warfen die Eindringlinge zwei königliche Räte und einen Schreiber kurzerhand aus dem Fenster – mehrere Stockwerke hinab. Die Beamten überlebten den sogenannten Fenstersturz, ein Wunder, das die Katholiken einem göttlichen Eingreifen zuschrieben, die Protestanten hingegen dem Umstand, dass die Opfer auf einem Misthaufen landeten.

Fast zwei Jahrhunderte lang hatten böhmische Adlige verschiedener Konfessionen friedlich und einträglich zusammengelebt, nunmehr liessen sie es zu, dass ihre Verärgerung in Wut und Gewalt umschlug. Die Schlacht am Weissen Berge, die an einem nebligen Vormittag am 8. November 1620 ausgetragen wurde, blieb den Tschechen als ein Tag der nationalen Schande in Erinnerung. Dabei unterschieden sich die zwei Seiten, die hier aufeinanderprallten, nicht durch ihre Abstammung, sondern durch ihre Konfession. Ferdinand, der frisch gekrönte habsburgische Kaiser, hatte eine katholische Koalition aus Spanien, Italien, Bayern und Polen aufgestellt. Dem gegnerischen Bündnis gehörten protestantische Sympathisanten aus ganz Europa an, die Führung hatte der junge böhmische König Friedrich. Weil die Wohlhaben-



Jan Žižka

den beider Konfessionen den Bauern keine Schusswaffen geben wollten, spielte der Volkszorn keine Rolle, und der grösste Teil der Kombattanten waren angeheuerte Söldner.

Am Tag der Schlacht kontrollierten die Protestanten, die zahlenmässig unterlegen waren, den Zugang zum Weissen Berg, der genau genommen ein Hügel am Stadtrand von Prag war. Während 90 Minuten erbitterter Kämpfe fielen über 2'000 Mann. Die Katholiken schienen die Oberhand zu erlangen, aber die Protestanten waren weiterhin imstande, die Stadt zu verteidigen. In diesem entscheidenden Moment wandten sie sich an Friedrich, ihren gewählten König, um Rat, mussten allerdings feststellen, dass er geflohen war. Im Stich gelassen und verraten, kapitulierten sie sofort und gestatteten es dem kaiserlichen Heer, in die Stadt einzumarschieren.

Den Protestanten in Böhmen kam die Schlacht am Weissen Berge wie das Ende der Geschichte vor. Unterlegene Adlige wurden hingerichtet oder verbannt, ihre Religion verboten und ihre Güter wurden unter den spanischen und österreichischen Verbündeten des Kaisers aufgeteilt. Das tschechische Volk überlebte, aber als eine Nation der Bauern ohne Ober- oder Mittelschicht. Eine Zeitlang erlebte Prag einen Bauboom, weil katholische Adlige grossartige Projekte in Auftrag gaben, die den architektonischen Ruhm der Hauptstadt noch vergrösserten, aber die Entfremdung der meisten Tschechen steigerten. Ihre Sprache wurde nicht länger an Verwaltungsbehörden oder Fürstenhöfen gesprochen, sondern durch Deutsch ersetzt. Im Glanz des Zeitalters der Königsherrschaft wurde das böhmische Volk verächtlich als rückständig und unbedeutend angesehen, sofern man überhaupt seiner gedachte.

Bei ihren Forschungen zur tschechischen Geschichte erkannten mein Vater und seine Kollegen zwei entgegengesetzte Kräfte: die Kämpfer, Männer wie Žižka, und die Gelehrten. An erster Stelle ist hier Jan Amos Komenský (Johann Comenius) zu nennen, der vor allem für seine Schriften im Exil bekannt ist. Der Bischof der von Hus inspirierten Unität der Böhmischen Brüder Komenský zählte zu denjenigen, die nach der Schlacht am Weissen Berge fliehen mussten. Er ernährte sich von Nüssen und entkam seinen Verfolgern, indem er sich im Stamm einer Linde versteckte.

Komenský blieb nichts anderes übrig, als ein neues Leben anzufangen, und schon bald erwies er sich als ein Lehrer mit erstaunlichem Humanismus und Weitsicht. Im Einklang mit seinen böhmischen Idealen legte er grossen Wert auf die allgemeine Alphabetisierung und auf Zugang zu freien Schulen für Mädchen ebenso wie für Jungen. Er war ein Verfechter des Lernens mithilfe von Rollenspielen im Gegensatz zum reinen Auswendiglernen, erfand das illustrierte Kinderbuch und schrieb einen Aufsatz über Sprache, der später angeblich an der Universität Harvard von Studenten, die von amerikanischen Ureinwohnern abstammten, verwendet wurde. Nachdem er mit angesehen hatte, wie sein mühsam zusammengestelltes Wörterbuch der tschechischen Spra-

che von fremden Bauern verbrannt wurde, plädierte er für die Einführung einer Universalsprache, welche dazu beitragen sollte, die Menschheit zusammenzuführen. Seiner Ansicht nach sollten zivilisierte Menschen es nicht dulden, dass allein die Sprache sie trennte. In den letzten Jahren seines Lebens in Amsterdam klagte er darüber, dass es ihm nicht möglich war, in seine Heimat zurückzukehren: «Mein ganzes Leben ist lediglich der Besuch eines Gastes.»⁵ Auch wenn religiöse Märtyrer und Feldherren in meinem ganz persönlichen Pantheon ihren Platz haben, so ist Komenský der frühe Denker, den ich am meisten bewundere.

Östlich der tschechischen Landen liegt die Slowakei, Heimat ebenfalls slawischer Landsleute, deren Geschichte eng mit der der Tschechen verbunden ist. Die beiden Völker waren einst im Grossmährischen Reich vereint gewesen, das im neunten Jahrhundert lose über einen grossen Teil Mitteleuropas geherrscht hatte. Nach 80 Jahren brach das Reich unter der Invasion der Magyaren zusammen, einer Dynastie, die das Königreich Ungarn gründete und während des grössten Teils des folgenden Jahrtausends über die Slowaken herrschte. Trotz der politischen Trennung reisten Tschechen und Slowaken hin und her, zur Verkündigung des Evangeliums, zum Zweck des Handels und der Lehre.

Die Hauptstadt der Slowakei Bratislava liegt am Ufer der Donau, gut 400 Kilometer von Prag entfernt. Das hügelige Land hat prächtige Berggipfel und dichte Wälder, Seen aus der Eiszeit und einen nährstoffreichen Boden vorzuweisen. Die malerische Landschaft war die Kulisse für Tausende von Volksliedern und -tänzen, Sagen und die wahre Geschichte von einem Abenteurer aus dem 18. Jahrhundert namens Juro Jánosfk, der aus dem kaiserlichen Heer desertierte und eine Räuberbande gründete. Jánosiks Strassenräuber schlugen in einem Wald ihr Lager auf, freundeten sich mit einem lokalen Priester an und plünderten nur die Reichen aus. Ihre Beute teilten sie hingegen mit den Armen. Der Eifer dieses slowakischen Robin Hood für soziale Gerechtigkeit war ein Vorbote für die kommenden Ereignisse, denn Mitteleuropa hatte die Schwelle zu einem umfassenden sozialen Wandel erreicht.

Kaiser Joseph II., der von 1780 bis 1790 als böhmischer König regierte, hielt sich für einen aufgeklärten und guten Menschen. Er liess Essensgaben und Arzneimittel an die Bedürftigen verteilen, gründete Krankenhäuser, Pflegeanstalten und Waisenhäuser und legte öffentliche Parks und Gärten an. Per Dekret erkannte er «die Schädlichkeit des Gewissenszwangs» an und verordnete, dass künftig kein Mensch gezwungen werden soll, die Staatsreligion anzunehmen. Dieses *Toleranzpatent* bedeutete, dass es den Tschechen nach 150 Jahren wiederum freistand, den protestantischen und orthodoxen Glauben zu praktizieren. Ferner trachtete Joseph danach, die jüdische Gemeinde Böhmens (damals weltweit die grösste) zu integrieren, indem er Beschränkungen für ihre Erwerbstätigkeit aufhob, Sondersteuern abschaffte und den Gebrauch der deutschen Sprache bei der Schulbildung obligatorisch machte. Diese Veränderungen, welche die Juden verstärkt mit der deutschen Sprache und Kultur in Kontakt brachten, wurden von einigen abgelehnt, von anderen aber als Möglichkeit begrüsst, ihre Partizipation in der Gesellschaft auszudehnen.

In der vorindustriellen Ära führten die meisten Tschechen immer noch ein bäuerliches Leben, bestellten den Boden, hielten Vieh, nähten Kleidung und arbeiteten als Müller, Wildhüter, Schmied, Tischler und Schafhirte. Sie legten sich in Holzhütten schlafen, die mit religiösen Ikonen geschmückt waren. Krankheiten wurden mit gesammelten Heilkräutern oder speziellen Balsamen behandelt, die man von umherziehenden Hausierern kaufte. Angeblich linderten sie schmerzende Glieder ebenso wie Zahnweh. In der Regel hatten die Männer Schnurrbärte, trugen Pluderhosen samt Schnupftabaksdose und rauchten Pfeife. Die Frauen mit ihren Schürzen plagten sich beim Backen, Waschen und Sammeln der Lebensmittel ab. Den Kindern wurden mit Geschichten von einem alten Weib, das böse Mädchen und Jungen in ihren Sack steckte und wegschleppte, Angst gemacht. Vor den Weihnachtsfeiertagen versammelten sich ganze Dörfer zum Süssigkeiten naschen, zum Gänse oder Enten Rupfen und zum Austausch von Geschichten über Feen und Geister. Die Menschen glaubten an das, was man ihnen bei-

gebracht hatte: eine Mischung aus biblischen Geboten, heidnischen Mythen und Benimmregeln. Ein schlafendes Kind weckte man am besten mit einem sanften Schlag auf die Stirn, weil so die Seele als Erstes aufwachte. Sowohl aus materiellen wie aus spirituellen Gründen wurde Brot – die Gabe Gottes – hoch geehrt. Wenn man auch nur einen Krümel verschmähete, mussten die Seelen im Fegefeuer bitter weinen. Freunde und Fremde wurden gleichermassen mit einer Scheibe braunes oder schwarzes Brot begrüsst, das mit Schmalz bestrichen und mit Salz bestreut war.

In dieser Umgebung kannte jeder jeden, und alle wussten, wo ihr Platz war, die Aufteilung der Bevölkerung in soziale Schichten war von Gott gegeben. Joseph II. gewährte seinen Untertanen zwar mehr Freiheit, aber sein eigentliches Ziel war der Erhalt des Reiches, nicht der Aufbau einer Demokratie. Mit Blick auf die Notwendigkeit einer Verteidigung wollte er eine Armee schaffen, die ihren Kaiser liebte und eine einzige Sprache sprach. Zum Schutz gegen Einfälle von Feinden aus dem Norden baute er eine achteckige Festung, die er zu Ehren seiner Mutter Kaiserin Maria Theresia taufte: Die Garnisonsstadt wurde Theresienstadt genannt, auf Tschechisch: Terezin.

3

DER WETTSTREIT

Sir Arthur Conan Doyles erste Sherlock Holmes Geschichte *Ein Skandal in Böhmen* beginnt mit einem Klopfen an der Tür des Hauses 221B Baker Street. Die Identität des mysteriösen Fremden wird von dem genialen Detektiv rasch entlarvt, der den rechtmässigen König von Böhmen an seinem deutschen Akzent erkennt. Bei diesem Plot sträuben sich jedem tschechischen Nationalisten die Nackenhaare.

Doch im Jahr 1891, als Doyle die Geschichte schrieb, verschob sich das kulturelle Gleichgewicht bereits. Jede Vermutung, ein edler Herr aus Böhmen müsse zwangsläufig Deutsch sprechen, war inzwischen äusserst heikel. Die Aufklärung, die Französische und die Amerikanische Revolution, sowie die Industrialisierung hatten in ganz Europa ein politisches Erwachen ausgelöst. Arbeiter und Bauern gelangten allmählich zu der Überzeugung, dass ihr Leben freier und abwechslungsreicher als das ihrer Vorfahren sein könne, so dass das Feudalsystem, das dem österreichischen und ungarischen Adel Reichtum verschafft hatte, auseinanderbrach. Politische Aktivisten produzierten am laufenden Band Pamphlete, die eine Autonomie und Gleichbehandlung für die Tschechen in Österreich forderten. Slowaken legten den Fürsten in Ungarn ähnliche Forderungen vor. Diese Reformer waren nicht so kühn, die nationale Unabhängigkeit zu fordern, sondern ersuchten um die Gewährung von Privilegien innerhalb des Reiches, wie das Recht, politische Parteien zu gründen, Repräsentanten im Parlament zu wählen, eine stärkere Kontrolle über die kommunale Verwaltung auszuüben und eigene Schulen zu unterhalten.

Nach unzähligen vergeblichen Anläufen und etlichem Blutvergiessen zeigte die Agitation endlich Wirkung, wenn auch eine ungleiche. Im Jahr 1867 erkannte der Hof in Wien sein Ebenbild in Budapest



Österreich-Ungarn, mit tschechischen Gebieten, 1867

als gleichberechtigten Partner an und rief so das Königreich Österreich-Ungarn ins Leben. Eine Doppelmonarchie bedeutete jedoch zugleich, dass es zwei Regierungssysteme gab. In Ungarn wurden alle, die innerhalb der Landesgrenzen lebten, als Ungarn angesehen. Es gab keine Minderheiten und folglich für die Slowaken auch keinen Minderheitenschutz. In Österreich erkannte die neue Verfassung das Recht jeder nationalen Gruppe an, die eigene Sprache und Kultur zu bewahren.

Das Wiederaufleben der nationalen Identifikation in den tschechischen Gebieten wurde von intellektuellen Theorien zur Rolle der Nation in der Geschichte und zur zentralen Bedeutung einer Sprache für die Entstehung einer Nation geschürt. Wenn solche Ideen früher aufgefunden wären, hätten sie sich nicht sehr weit verbreitet, aber im 19. Jahrhundert erweiterten viele Menschen ihren Horizont durch die Lektüre einer Vielzahl von Zeitungen und Magazinen, die nun im Umlauf

waren. Neben der Bibel wurden nun vielfach auch andere Bücher gelesen. Insbesondere den Menschen, die vom Land in die Stadt zogen, diente die Idee der Nation als Leitstern, an dem sie sich in einer Welt orientierten, wo die alten Wegzeichen Religion und Stand an Autorität verloren.

Auch wenn viele frühe, tschechische Nationalisten auf Deutsch schrieben, forderten sie nachdrücklich die Entwicklung der böhmischen Literatur und bejubelten die Eröffnung der tschechischen Oper, insbesondere Bedřich (Friedrich) Smetanas *Libuše* (Libussa) und *Die verkaufte Braut*. Sie plädierten ferner für ein Nationaltheater, ein Philharmonieorchester, den Turnerverband Sokol, eine Akademie der Künste und Wissenschaften, sowie im Jahr 1882 die Aufteilung der Karls-Universität in separate deutsche und tschechische Institute. Ausserdem fingen sie an, darüber nachzudenken, was es denn hiess, Tscheche zu sein.

Der führende Journalist jener Zeit Karel Havlíček meinte dazu: «Ein Tscheche verlässt sich nie auf andere [sondern] ... setzt sich hin, um seine Arbeit zu tun, und lässt sich durch nichts aufhalten.»⁶ Havlíček stellte die These auf, dass die Vernichtung des böhmischen Adels dem tschechischen Volk einen einzigartig demokratischen Charakter verliehen habe: unprätentiös, pragmatisch und tief in humanistischen Wertvorstellungen verankert. Während andere Völker in eine reiche Minderheit und die arme Mehrheit gespalten seien, wären die Tschechen egalitär, lehnten hochtrabende Titel ab und redeten ihre Landsleute als Brüder und Schwestern an. In seinen Augen war das Engagement des Volkes für anständiges und gerechtes Verhalten ein Vorzug gegenüber ganz Europa und ein willkommener Abschied von der Lästerei, die für die Nachbarstaaten so charakteristisch war. Freilich gaben die Böhmer auch zu, dass sie ebenfalls dazu neigten, jeden, der allzu hoch gestiegen war, wieder zu stürzen. «Wenn ein Tscheche eine Ziege hat», so lautet ein Sprichwort, «dann sehnt sich sein Nachbar nicht nach einer eigenen Ziege; er wünscht sich, dass die Ziege des Nachbarn stirbt.»⁷ Selbstverständlich gab es noch weitere düstere Einschätzungen des lokalen Charakters. Der deutsche Historiker und Nobelpreisträger Theodor Momms-

sen kommentierte finster: «Vernunft nimmt der Schädel der Tschechen nicht an, aber für Schlüge ist auch er zugänglich.»⁸

Das ganze 19. Jahrhundert hindurch wetteiferten tschechische und deutsche Nationalisten miteinander und merkten allem Anschein nach überhaupt nicht, dass sie, indem sie versuchten, die Verschiedenartigkeit der Völker nachzuweisen, ganz ähnliche Ambitionen äusserten und vergleichbare Tugenden für sich beanspruchten. Unisono und mit ähnlicher Vehemenz verlangten sie, dass Eltern ihre Kinder zu Patrioten erziehen. Božena Němcová hätte für beide Seiten sprechen können, als sie in dem Gedicht «An die tschechischen Frauen» nachdrücklich verlangte:

*Mit dem ersten zarten Kosewort,
mit dem ersten Kuss, dem süssen
wollen wir ihnen den tschechischen Wohlklang
mit glühender Vaterlandsliebe einflössen.
Tschechische Frauen, tschechische Mütter!
Wir kennen nur eine Freude:
Unsere Kinder für das ruhmreiche
teure Vaterland aufziehen.*

Solche Gemeinplätze waren nicht jedermanns Geschmack. Viele Bewohner der Region scherten sich wenig um nationale Unterschiede, die ohnehin kaum noch zu erkennen waren. Die ursprünglichen slawischen und germanischen Stämme waren längst in die Geschichte eingegangen, und ihre Nachfahren hatten jahrhundertlang auf demselben Gebiet gelebt, in deren Verlauf Mischehen gang und gäbe waren. Tschechische und deutsche Namen waren ebenso durcheinandergewürfelt wie physische Charakteristika, und viele Einwohner waren zweisprachig. Das hiess, dass die sogenannte Reinheit des Blutes in den meisten Fällen reine Illusion war, wenn auch eine verlockende.

Ironischerweise wurde die aufkommende Rivalität zwischen Tschechen und Deutschen ausgerechnet durch den Einsatz der österreichischen Regierung für Minderheitenrechte geschürt. Um dieses Versprechen einzuhalten, mussten die Behörden genau wissen, wer wel-

cher Nationalität angehörte. So wurde einer fließenden und unscharfen, gesellschaftlichen Realität eine der strengsten menschlichen Erfindungen oktroyiert: die Bürokratie. Gesandte des Reiches kamen mit Formularen in jede Stadt und jedes Dorf. Die Bürger mussten sich beim Ausfüllen für das eine oder das andere Etikett entscheidende grösser die Gruppe war, desto mehr Schulen wurden ihr zugestanden, desto mehr Sitze im Parlament zugeteilt, und desto mehr kommunale Beamte durften die Mitglieder wählen. Folglich wurde die Erklärung der Nationalität, die zuvor eine persönliche und freiwillige Option gewesen war, sowohl zu einem gesetzlichen Mandat als auch zu einem politischen Akt.

Für viele Familien richtete sich die Entscheidung nach einer eindeutigen ethnischen und linguistischen Affinität, aber in anderen Fällen ging es eher um die Frage, was am pragmatischsten war. Wenn es in einer Stadt nicht genügend Tschechen für eine eigene Schule gab, war es bequemer für eine Familie, sich als Deutsche zu deklarieren. Wenn eine Stadt weitgehend tschechisch war, war ein deutscher Ladenbesitzer gut beraten, seine Geschäfte in dieser Sprache abzuwickeln. Verarmte Eltern wurden von dem Angebot kostenloser Mittagessen und Schulmaterialien angelockt, als Gegenleistung dafür, dass sie ihre Kinder in die «richtigen» Schulen oder Sportvereine schickten. Schon die beliebige Kombinierbarkeit des Prozesses ist ein Indiz dafür, dass viele Familien Angehörige auf beiden Seiten der Trennlinie hatten. Mein Grossvater väterlicherseits, Arnošt Korbel, liess sich im tschechischsprachigen Zentrum des Landes nieder, einige Geschwister von ihm jedoch in deutschen Gebieten. Frühere Generationen hatten aller Wahrscheinlichkeit nach weder in Deutschland noch in Böhmen gelebt, sondern in Gebieten, die heute zu Polen gehören.

Angesichts derart komplexer Verhältnisse brachten Aktivisten ihre Forderungen umso nachdrücklicher vor. Nach ihrer Denkweise war die nationale Identität kein Bekleidungsstück, das man einkaufte, eine Zeitlang trug und wieder ablegte. Sie war der ausschlaggebende Faktor für die eigene Identität. Menschen hatten die Pflicht zu wählen und, nachdem sie sich entschieden hatten, sich anzupassen. Ein Deutscher sollte deutsche Politiker wählen, deutsche Geschäfte unterstützen, deutsche

Speisen essen, deutsche Kleider anziehen, in deutsche Vereine gehen und sein Herz einer deutschen Partnerin schenken. Der gleiche Katechismus galt für Tschechen. Damit wurde die nationale Identifizierung ins geradezu Grotteske übersteigert. Manche Wortführer beanspruchten Eigenschaften für ihr Volk, die krass übertrieben waren, andere richteten ihr Augenmerk darauf, die Fehler ihrer Nachbarn hochzuspielen. Wieder andere ärgerten sich über Familien (verächtlich «Hermaphroditen» genannt), die es versäumten, sich für eine Seite zu entscheiden, oder noch schlimmer, die falsche wählten. In einem Leitartikel einer tschechischen Zeitung von 1910 hiess es: «Wenn jeder einzelne Tscheche seinen Hass und seine Verachtung für die Renegaten verdoppeln könnte ... würden es sich genügend Menschen noch einmal überlegen, bevor sie sich und ihre Kinder germanisieren.»⁹

In dem Masse, wie sich der tschechische Nationalismus ausbreitete, verstärkte sich die Enttäuschung der Tschechen darüber, dass sie zu Österreich-Ungarn gehörten. Die Tschechen hatten Minderheitenrechte, aber das bedeutete keine politische und soziale Gleichstellung. Ob am kaiserlichen Hof in Wien oder in einer typischen böhmischen Stadt – Deutschsprachige hatten immer noch den grössten Teil der führenden Stellungen inne. Die Tschechen des Jahres 1910 hielten sich für weniger frei als ihre Vorfahren anno 1610, ein Unmut, der manche veranlasste, im Ausland nach Verbündeten Ausschau zu halten. Einer Reihe von Schreibern schwebte eine Einheit aller slawischen Völker in der Zukunft vor: von den Russen im Osten bis zu den Böhmen im Westen. Das Haar in der Suppe war allerdings, dass den tschechischen Intellektuellen, die in andere slawische Länder reisten, überhaupt nicht gefiel, was sie dort sahen. Weder der polnische Adel noch die zaristischen Höfe lockten die populistischen Denker, zugleich schien der Gedanke einer panslawischen Bruderschaft weit hergeholt, nachdem sie mit anhören mussten, wie die Polen ihre russischen Nachbarn als Mongolen und Russen umgekehrt die Polen als eine Rasse rückständiger Bauern beschimpften. Unter den tschechischen Nationalisten herrschte damals Konsens, dass es für sie das Beste sei, ihre Identität innerhalb des Reiches statt ausserhalb zu behaupten. Womöglich würden sich im

Laufe der Zeit und mit dem richtigen Führer die Rahmenbedingungen ändern, und man könnte die schwarz-gelben Fahnen der Habsburger durch die tschechischen Farben Rot und Weiss ersetzen, eventuell um das slowakische Blau ergänzt.

Diese ganzen Streitigkeiten standen dem Wohlstand jedoch nicht im Geringsten im Wege. Um 1900 hatten 80 Prozent der gesamten industriellen Produktion Österreich-Ungarns ihren Sitz in Böhmen, Mähren und Schlesien. Die Alphabetisierungsquote lag bei 96 Prozent, doppelt so hoch wie in Ungarn und sogar höher als die deutsche. Die Wirtschaft wuchs schneller als die englische oder französische. Die Tschechen waren bei der Eisenbahn führend, im Bergbau, in der Eisen- und Stahlproduktion, der chemischen Industrie, Papier-, Textil-, Glas- und Rüstungsindustrie und im Maschinenbau. Getreu ihrem Wahlspruch «In Arbeit und Wissen liegt unser Heil», entwickelten die Tschechen neuartige Methoden für die Verarbeitung von Schinken und das Brauen von Bier, stellten aus rote Bete einen beliebten Schnaps her, erfanden eine geschickte Methode, Zucker zu verkaufen (in Würfeln), führten die Fliessbandproduktion von Schuhen ein und bauten als eine der ersten Länder elektrische Züge und Strassenbahnen. Zu den Dozenten, die an die Karls-Universität kamen, zählten der österreichische Pionier der Schallwellenforschung Christian Doppler, der Schockwellenexperte Ernst Mach und ein junger deutscher Professor, der an einer Theorie der Physik arbeitete: Albert Einstein. Das Verdienst, am Arbeitsplatz Helmpflicht einzuführen, gebührt einem zweisprachigen Versicherungsangestellten aus Prag, einem Hobbyschriftsteller – sein Name war Franz Kafka.

Der verbesserte gesetzliche Status der Juden vertrug sich nicht immer mit dem Aufwallen der nationalen Gefühle. Menschen jüdischer Abstammung hatten grossen Erfolg in der Wirtschaft, in freien Berufen und in den Künsten, aber ihre Stellung in der Gesellschaft liess sich nicht so ohne Weiteres auf einen Nenner bringen. Slowakische Juden waren ländlicher und tendenziell konservativ eingestellt. Das entgegengesetzte Ende des Spektrums war bei der stetig wachsenden Gruppe von Intellektuellen in und um Prag zu finden. Bei manchen Juden ent-

wickelte sich aus dem aufkommenden Nationalbewusstsein der Zionismus, oder sie widmeten sich einer tieferen Erforschung der ethischen und scholastischen Traditionen. Für andere hingegen bedeutete es eine wachsende Assoziierung mit der Emanzipationsbewegung der Tschechen, doch dieses Bestreben, der böhmischen Nationalbewegung anzugehören, wurde nicht von allen begrüsst.

Siegfried Kapper, ein tschechischer Jude, komponierte patriotische Verse, unterstrich aber zugleich sein doppeltes Vermächtnis. Unter seinen Werken war ein Gedicht aus dem Jahr 1846 mit dem Titel «Sag' nicht, ich sei kein Tscheche». Karel Havlíček, der Journalist, antwortete mit eben dieser These: Es sei unmöglich, beharrte er, zugleich Semit und Tscheche zu sein. Diese von vielen akzeptierte Theorie stand den Juden im Weg, die versuchten, sich mit den patriotischen Gefühlen jenes Ortes zu verbinden, an denen ihre Familien seit Jahrhunderten gelebt hatten. Definierte das Blut (insofern die Abstammung bestimmt werden konnte) die Nationalität oder eine Kombination aus geographischer Herkunft, Sprache, Sitten und persönlichen Vorlieben? Ein endloser Streit. Bedauerlicherweise herrschte selbst dort, wo ein gehässiger Antisemitismus selten war, die eher gleichgültige Haltung vor. Der brillante Schriftsteller Jan Neruda, der häufig mit Anton Tschechow verglichen wurde, war ein typischer Fall. Seine fiktiven jüdischen Charaktere waren fast ausnahmslos habgierige Geldverleiher, deren «Rasse» als grausam und herrschsüchtig beschimpft wurde. Neruda gab sich keine Mühe, dafür irgendwelche Beweise vorzulegen, er ging einfach davon aus, dass die Leser ihm zustimmen würden. In dieser Atmosphäre wussten viele Juden nicht, wohin sie sich wenden sollten. Dr. Theodor Herzl, der Vater des Zionismus, brachte das Dilemma auf den Punkt:

Arme Juden, woran sollten sie sich denn halten? Es gab welche, die sich tschechisch zu sein bemühten; da bekamen sie es von den Deutschen. Es gab welche, die deutsch sein wollten, da fielen die Tschechen über sie her – und Deutsche auch. Es ist um den Verstand zu verlieren ..¹⁰

Merkwürdigerweise war ausgerechnet die Person, die am meisten für die tschechische Unabhängigkeit tat – und vieles für den Kampf gegen den Antisemitismus –, der Sohn eines katholischen, slowakischen Kut-schers. Tomáš Masaryk wurde am 7. März 1850 geboren. Er wuchs mit den lokalen Dialekten auf, wurde aber von seiner Mutter, einer Mährin, angewiesen, auf Deutsch zu zählen und zu beten. Als Jugendlicher lernte er eine Zeitlang Schlosser, danach Schmied. Viele Jahre später erinnerte er sich, welche Fertigkeiten von einem Jungen im 19. Jahrhundert verlangt wurden: wie man pfeift, läuft, schwimmt, auf den Händen geht, auf einem Pferd reitet, auf einen Baum klettert, Käfer fängt, ein Feuer anzündet, Schlitten fährt, auf Stelzen geht, Schneebälle wirft, Steine hüpfen lässt, schnitzt, Pferdehaare zu Knoten bindet, ein Klappmesser verwendet und «ganz unpazifistisch» Soldat, «eigentlich Krieg» spielt. Er fügte hinzu: «Wie die Mädchen lebten, das weiss ich aus eigener Erfahrung nicht; wir Jungen hatten mit den Mädchen nichts Gemeinsames und lebten völlig getrennt.»¹¹

Wenn der junge Masaryk nicht anderweitig beschäftigt war, studierte er. Ein Priester am Ort lehrte ihn Latein und riet, den Jungen auf die Schule zu schicken. Während er sich mit einer Stellung als Hauslehrer über Wasser hielt, kletterte er auf der akademischen Leiter höher. Im Jahr 1872 machte er sein Examen an der Universität Wien, vier Jahre später erwarb er den Doktor der Philosophie und zog nach Leipzig, wo er Vorlesungen zur Theologie hörte. Nachdem er eine Herausforderung durch gewissenhaftes Studium bewältigt hatte, stellte er sich der nächsten, indem er sich aus der Bibliothek einen Stapel von Büchern über die Psyche der Frau auslieh. So vorbereitet lernte er Charlotte Garrigue kennen, eine junge Amerikanerin mit feinem, kastanienbraunem Haar, einer musikalischen Begabung und einem unabhängigen Kopf. Anfangs reagierte sie zurückhaltend auf seine Annäherungsversuche und fuhr erstmal zum Urlaub an einen Badeort. Masaryk folgte ihr in einem Eisenbahnwaggon der vierten Klasse, machte mit ihr lange Spaziergänge und eroberte am Ende ihr Herz. Das Paar heiratete im März 1878 in Charlottes Geburtsstadt Brooklyn und begründete damit nicht nur eine eheliche Verbindung, sondern auch eine interna-

tionale zwischen dem Volk der tschechischen Länder und den Vereinigten Staaten. Zum Zeichen des Respekts, der damals und seither selten war, nahm Masaryk Charlottes Nachnamen als seinen Zweitnamen an. Sie hatten vier Kinder, das jüngste war ein Junge namens Jan.

Tomáš G. Masaryk nahm seine Lehrtätigkeit an der Universität in Prag auf und erwarb sich schon bald einen Ruf als Freidenker. Niemand konnte jemals behaupten, dass es ihm an Überzeugungen oder dem nötigen Rückgrat, sie zu verteidigen, gefehlt hätte. Als Akademiker irritierte er die älteren Kollegen mit seinen freizügigen Vorlesungen über Themen wie Sexualkunde und Prostitution. Kaum war er Abgeordneter im Parlament, da kritisierte er die Besetzung Bosnien-Herzegowinas durch Österreich-Ungarn. In der Zwischenzeit hatte er sich bereits die Feindschaft der katholischen Kirche zugezogen, indem er Jan Hus lobte und sich selbst einem glühenden, aber antiklerikalen Protestantismus verschrieb. Als Journalist prallte er anschliessend frontal auf die Lokomotive des tschechischen Nationalismus.

Im Jahr 1817 wurden zwei angeblich alte, tschechische Handschriften in Zelená Hora entdeckt, einer Stadt im Bezirk Plzeň (Pilsen) in Westböhmen. Die Dokumente bewiesen angeblich, dass die Literatur der tschechischen Nation älter sei als die der Deutschen und dass die alten Böhmen einen höheren Stand der Bildung und Kultur erlangt hätten, jahrzehntelang beriefen sich tschechische Propagandisten auf diese Schriften als Ausgangspunkt für die Diskussion der Geschichte ihres Volkes. Maler nutzten sie unterdessen als Quelle für patriotische Werke. Im Februar 1886 legte ein von Masaryk gebilligter Artikel überzeugende Beweise vor, dass die Handschriften eine Fälschung waren. Die Theorien der Nationalisten platzten wie eine Seifenblase, was für erhebliche Misstimmung sorgte. Masaryk entsann sich, dass ein einheimischer Unternehmer ihn nur wenige Tage nach dem Erscheinen des Artikels in ein hitziges Gespräch verwickelte:

Er [ein Brauereibesitzer] kannte mich nicht und begann, von mir zu reden, ich wäre von den Deutschen bestochen worden, um die tschechische Vergangenheit zu verunglimpfen, und derlei Dinge.

... Ein andermal half ich Bürgern in der Strassenbahn den Verräter Masaryk beschimpfen. Das bereitete mir Spass, aber es ärgerte mich, sooft ich sah, wie unaufrichtig manche Leute die Handschriften verteidigten: sie glaubten nicht an sie, fürchteten sich aber, es einzugestehen.¹²

Als Kind hatte Masaryks Mutter ihm erzählt, Juden würden das Blut von Christen für ihre Riten verwenden. Der erwachsene Masaryk hatte keinen Sinn für solchen Aberglauben, einige seiner Landsleute dagegen schon. Im Jahr 1899 wurde eine 19-jährige Näherin mit durchschnittlicher Kehle und zerrissenen Kleidern in einem Wald gefunden. Es verbreitete sich das Gerücht, dass hier ein Ritualmord verübt worden sei. Die Polizei hatte keinen Verdächtigen vorzuweisen und verhaftete deshalb, angestachelt von der herrschenden Stimmung, Leopold Hilsner, einen Juden ohne festen Wohnsitz, den man in der Nähe des Waldes gesehen hatte. In einem Prozess, der die jüdische Bevölkerung des Landes traumatisierte und in ganz Europa Aufsehen erregte, wurde Hilsner auf der Basis von Indizien verurteilt. Masaryk legte erfolgreich Berufung ein und erzwang einen zweiten Prozess. In Pamphleten verurteilte er die Bigotterie und stellte die Fakten in Frage.* Die Episode lieferte Masaryks Gegnern neue Munition: Man warf ihm vor, von Juden Bestechungsgelder anzunehmen, und die Universität zwang ihn, seine Vorlesungen auszusetzen, bis sich die Proteste gegen ihn gelegt hätten.

Masaryk war ein Geschöpf des viktorianischen Zeitalters, aber sein Verstand und sein Feingefühl waren durch und durch modern. Er ging so gut wie allem auf den Grund und schrieb überaus verständig (wenn auch nicht immer korrekt) über Selbstmord, die Sowjetunion, griechische Philosophie, Hypnose, Evolution, die Tugenden sportlicher Betätigung und das Tauziehen zwischen Naturwissenschaft und religiösem Glauben. Er vertrat Ideen, die man noch heute als fortschrittlich bezeichnen würde, zur Gleichstellung der Frau und zum Zusammen-

* Hilsner wurde auch im zweiten Prozess verurteilt, aber das Strafmass wurde von der Todesstrafe in lebenslängliche Haft umgewandelt. Im Jahr 1918 wurde er vom österreichischen Kaiser begnadigt und entlassen.



Tomáš Masaryk

hang zwischen einem gesunden Körper und einem langen Leben. Für Dogmen hatte er nichts übrig und hegte eine besondere Verachtung für jene Halbbildung, die Menschen in dem Glauben liess, sie wüssten mehr, als sie tatsächlich wissen.

Masaryks Anschauung zum Nationalismus wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts ausserordentlich wichtig. Der Professor pries den Patriotismus dafür, dass er einen Ansporn liefere, produktive Arbeit zu leisten, warnte aber, dass die Liebe zur Nation nicht den Hass auf andere impliziere.¹³ Er bestand darauf, dass die Reinheit der «Rasse» in der modernen Welt weder wünschenswert noch durchführbar sei und dass keine Gruppe sich für ohne jeden Tadel halten dürfe. Er wies aus-

drücklich auf die Zeit hin, als er als kleiner Junge noch mit den Jungen aus der Nachbarstadt gekämpft hatte. «Jeden Sonntag», erzählte er, «prügelten wir uns mit den Jungen von Podvorov um das Glockenläuten. Da haben wir den Nationalismus im Kleinen.»¹⁴

Masaryk sah eine Welt, in der die etablierten Wahrheiten der religiösen Überzeugung, der politischen Ordnung und des wirtschaftlichen Standes aus den Fugen gerieten. Die Modernisierung war unerlässlich, aber zugleich gefährlich, weil sie den Menschen unter Umständen jede Möglichkeit nahm, sich intellektuell oder emotional zu verankern. Er setzte sich für folgende Lösung ein: Religion ohne die Zwangsjacke der Kirche, soziale Revolution ohne die Auswüchse des Bolschewismus und Nationalstolz ohne Bigotterie. Er glaubte an die Demokratie und die Fähigkeit des Menschen, zu lernen und zu wachsen. Es war sein Traum, eine tschechische Gesellschaft aufzubauen, die ihren Platz an der Seite der westlichen Länder einnehmen konnte, die er bewunderte.

4

DIE LINDE

Mein Vater war fünf, und meine Mutter vier, als Erzherzog Ferdinand, der Habsburgische Thronerbe, im Juni 1914 in Sarajevo tödlich getroffen wurde. Das Attentat löste die Juli-Krise aus, die schliesslich im Ersten Weltkrieg mündete, in dem Österreich-Ungarn, das deutsche Kaiserreich und das Osmanische Reich miteinander verbündet waren und gegen die führenden westlichen Länder, samt dem Zarenreich und später den Vereinigten Staaten, kämpften. Der gewaltige Konflikt brachte drei einst mächtige Reiche zu Fall: das Habsburger, das Osmanische und das Russische. Im Nachkriegseuropa entstand derweil eine neue, leicht entzündliche Mixtur, zu der der erste kommunistische Staat, ein vergrämtes Deutschland, ein kriegsmüdes England, ein argwöhnisches Frankreich und sieben frisch aus dem Boden geschossene unabhängige Staaten zählten, darunter die Tschechoslowakische Republik.

Dieses Ergebnis hatte niemand vorhergesehen. Die nicht ganz so abenteuerlustigen tschechischen Nationalisten hofften, sich bei der österreichischen Krone Liebling zu machen, indem sie den Krieg unterstützten. Sie wollten auf diesem Weg ihre Aussichten auf Autonomie verbessern. Tomáš Masaryk führte eine beherztere Fraktion an, deren Mitglieder den Flächenbrand als Gelegenheit ansahen, sich vollständig zu befreien. Im April 1915 verfasste er eine sehr lange Denkschrift, die Österreich-Ungarn als einen «künstlichen Staat» bezeichnete und die Gründung eines «konstitutionellen und demokratischen Böhmens» versprach.¹⁵ Im Juli, am 500. Jahrestag des Märtyrertods von Jan Hus, bekannte er sich selbst öffentlich als Gegner des Reiches. In den folgenden drei Jahren reiste er in freundlich gesinnte Hauptstädte in ganz Europa und den Vereinigten Staaten, um für die Unabhängigkeit seiner Nation zu werben.

Als Untertanen Österreich-Ungarns waren Tschechen und Slowaken gezwungen, in dessen Militär zu dienen. Viele hatten jedoch keine grosse Lust, ihr Leben im Namen einer deutschsprachigen Koalition gegen eine russische Armee zu riskieren, die aus slawischen Brüdern bestand. Diese Kluft zwischen Pflichterfüllung und persönlicher Wunschvorstellung wurde witzig in Jaroslav Haseks Geschichten vom braven Soldaten Schwejk wiedergegeben, einem böhmischen Otto-Normalverbraucher, der, als er zur Musterung ging, in einem Rollstuhl vorfuhr. «Nieder mit den Serben!», brüllte er und schwenkte dabei zwei Krücken über dem Kopf. Der dennoch eingezogene Schwejk wird später von seinem Leutnant gefragt, ob er sich denn freue, wenn er nun in der kaiserlichen Armee an die Front komme. «Melde gehorsamst, Herr Oberleutnant, dass ich froh bin», kommt die Antwort. «Das wird was Wunderbares sein, wenn wir beide zusammen für Seine Majestät den Kaiser und seine Familie fallen wern [sic!] ...»¹⁶

Hasek zählte zu den Tausenden tschechischen und slowakischen Soldaten, die während des Krieges die Seite wechselten, entweder indem sie desertierten oder (wie in seinem Fall) indem sie aus einem russischen Kriegsgefangenenlager rekrutiert wurden. Im Jahr 1917 wurden die Männer in einer Tschechoslowakischen Legion aufgestellt, einem heruntergekommenen, aber unerschrockenen Haufen, der tapfer und geschickt gegen die Deutschen kämpfte. Die Lage wurde um einiges verwickelter, als die Oktoberrevolution gewissermassen Russland auf den Kopf stellte. Daraufhin zog sich das Land aus dem Krieg zurück und die Legionäre sassens Tausende von Kilometern von ihrer Heimat entfernt mit einem Mal fest. Ihnen blieb nur die Wahl zwischen der Kapitulation oder dem Versuch, sich nach Osten bis zum Pazifik durchzuschlagen. Auf dem Weg bekamen sie es mit lokalen Kriegsherren, Banditen und feindlichen Bolschewiken zu tun. Masaryk bemühte sich nach Kräften, ihnen zu helfen, indem er dem Kommunistenführer Wladimir Lenin das geheime Versprechen abnahm, ihnen sicheres Geleit zu gewähren. Der Handel scheiterte jedoch wenig später an einem Streit um Waffen, und die Männer mussten sich entlang der 8'000 Kilometer langen Transsibirischen Eisenbahn von Station zu Station weiterkämpfen.

Als sie die Küste erreichten, entdeckten die Männer zu ihrem Entsetzen, dass die westlichen Alliierten ihnen die Rückkehr in ihre Heimat verweigerten. Stattdessen wurden die erschöpften Krieger angewiesen, kehrtzumachen und einen hastig ausgedachten und schlecht koordinierten Versuch anzuführen, die Bolschewiken zu stürzen. Inzwischen hatte der Winter begonnen, und der Krieg in Europa war gewonnen. Ein weiteres Jahr war die sogenannte Tschechoslowakische Legion in einen multilateralen Konflikt um das Schicksal Russlands verwickelt, an dem sie kein unmittelbares Interesse hatte. Verbündete kamen und gingen, während sich erst die eine Seite der Russen, dann die andere einen Vorteil im Bürgerkrieg verschaffte. Endlich gelang es den Legionären mit Hilfe des US-Militärs abzuziehen. Allerdings mussten viele zuvor die letzten tausend Kilometer bis Wladiwostok zu Fuss zurücklegen.

Dank des rechtzeitigen Eintreffens von Zeitungskorrespondenten war in den Vereinigten Staaten ausführlich über die Heldentaten der Tschechoslowakischen Legion berichtet worden – ein wichtiger diplomatischer Pluspunkt für Masaryk. Als er zu einer Veranstaltung nach New York kam, entdeckte er vor der Public Library eine riesige Karte, auf der man das Vorrücken der Legion beobachten und sehen konnte, wie sie sich ihren Weg zum Pazifik freikämpfte.

In Amerika war die Kampagne für die tschechoslowakische Unabhängigkeit von einer von Einwanderern geleiteten Zeitung in Omaha, Nebraska, lanciert worden. «Es ist an uns, die wir ausserhalb Österreichs leben, den ersten Schritt zu tun», schrieb der Chefredakteur der *Osveta* am 12. August 1914. «Lang leben die Vereinigten Staaten von Böhmen, Mähren, Schlesien und der Slowakei!»¹⁷ Dieser Appell fand in Cleveland, Cedar Rapids, Chicago, Philadelphia und anderen Städten Gehör, wo Masaryk gemeinsam mit lokalen Organisationen in einem Pakt die sofortige Befreiung des Landes forderte. Solche Demonstrationen erregten zwar grosse Aufmerksamkeit, hatten aber keinerlei juristische Bedeutung. Masaryk hatte sich zum Ziel gesetzt, die politische Linie der Vereinigten Staaten zu verändern. In diesem Bestreben beflügelte ihn zwar Präsident Woodrow Wilsons Unterstützung des Prinzips der nationalen Selbstbestimmung, zugleich aber stand dem das Bestre-

ben Washingtons im Wege, Österreich-Ungarn aus dem Bündnis mit dem Deutschen Reich zu lösen, um den Krieg abzukürzen. Während des gesamten Jahres 1917 und in den ersten Monaten 1918 lehnte das US-Aussenministerium eine Aufteilung des Reiches ab, weil es hoffte, Wien werde einem Separatfrieden zustimmen. Diese pragmatische Linie war jedoch kaum durchzuhalten, weil sie im Widerspruch zu Wilsons idealistischen Verlautbarungen stand. Als sich die Verhandlungen mit Österreich in die Länge zogen, äusserte die US-Regierung offen Sympathie für die Sache der Tschechoslowaken, wartete mit der förmlichen Anerkennung jedoch noch ab.

Im Juni traf Masaryk Präsident Wilson im Weissen Haus. Als Kind hatte man mir erzählt, dass sich die beiden Staatsoberhäupter sofort angefreundet hätten, aber es besteht immer das Risiko von Spannungen, wenn zwei Professoren Gelegenheit erhalten, sich geistig zu messen. Wilson gestand Masaryk, dass er als Nachfahre schottischer Presbyterianer zur Dickköpfigkeit neige. Masaryk hielt den US-Präsidenten für «ein bisschen empfindlich».¹⁸ Beide wollten lieber reden als zuhören. Masaryk hielt ein knappes Plädoyer für die Unabhängigkeit, Wilson kommentierte den laufenden Kampf der Tschechoslowakischen Legion gegen die Bolschewiken. Ob die beiden Männer nun die Gesellschaft des anderen genossen oder nicht, die Ergebnisse waren aus Masaryks Sicht jedenfalls zufriedenstellend. Wenige Tage danach erklärte das State Department, dass «sämtliche Zweige der slawischen Rasse vollständig von der österreichischen Herrschaft befreit werden» sollten,¹⁹ und im September erkannten die Vereinigten Staaten förmlich Masaryks Nationalrat als kriegführende Partei an. Diese Schritte, im Verein mit Wilsons Image als der Initiator einer neuen, ehrenhafteren Weltordnung sollten aus dem amerikanischen Präsidenten in der ganzen Tschechoslowakei einen Helden machen und dem internationalen Ansehen seines Landes einen noch nie dagewesenen Glanz verleihen.

Um ganz sicherzugehen, dass es in den letzten Kriegstagen nicht zu einem Rückfall kam, beschloss Masaryk, am 18. Oktober eine Unabhängigkeitserklärung abzugeben. Das Dokument wurde in Washington mit einer Datumszeile in Paris veröffentlicht, wo die rebellische Regierung ihren Sitz hatte. Die entscheidenden Aktionen fanden jedoch

auf dem Schlachtfeld statt, wo alliierte Truppen den Rest des feindlichen Heeres in die Flucht schlugen, und in Prag, wo tschechische Politiker ihre österreichischen Aufseher aufforderten, das Land zu verlassen und den neuen Staat ins Leben riefen.

Dieser Tag, der 28. Oktober 1918 – das tschechische Pendant für den 4. Juli oder den Sturm auf die Bastille –, blieb allen Beteiligten unvergesslich. In meiner Garage stiess ich in den Papieren meines Vaters auf eine Schilderung, die er genau ein halbes Jahrhundert danach schrieb:

Ich war erst neun Jahre alt. In der vorigen Nacht wurde ich von patriotischen Liedern geweckt, die von den Lippen einer glücklichen Gruppe auf dem Weg zum Bahnhof unseres kleinen Orts Kysperk ertönten, um die Hoheitszeichen des Reichs Österreich-Ungarn abzureissen. Ich sah ihnen vom Fenster aus mit einem Gefühl der Selbstachtung zu, spürte, dass ich an etwas überaus Bedeutendem teilnahm.

Am nächsten Morgen zog Mutter mir den Sonntagsanzug an, gab mir eine doppelte Portion Butter zum Frühstück, eine Seltenheit im Krieg, und schickte mich in die Schule. Der ganze Ort, gut 2'000 Menschen, war im Aufruhr. Sie umarmten sich gegenseitig, sangen und schrieten, hängten tschechische Fahnen auf und machten vor ihren Häusern sauber. In der Schule waren die Lehrer in Hochstimmung, und der Direktor hielt eine Rede über die Grösse der tschechischen Geschichte, die Auflösung der verhassten Habsburger Monarchie, den siegreichen Kampf um die Freiheit und vielversprechende Zukunft, die vor uns lag. Am Nachmittag marschierten wir in einen Park, um eine Linde zu pflanzen: eine Linde der Freiheit.²⁰

Kurz vor dem Weihnachtsfest kehrte Masaryk von seiner triumphalen diplomatischen Mission zurück, um sich neuen Aufgaben in Prag zu stellen. Auf der Fahrt in einem offenen Wagen vom Bahnhof zur Burg brachte ihm die frisch aufgestellte Militärkapelle der Republik ein Ständchen, und die begeisterten Menschen überschütteten ihn mit

Hochrufen. Der betagte Präsident mit dem schneeweissen Bart und der altmodischen Brille antwortete mit einem leutseligen Winken. Nach jahrhundertelanger Unterdrückung hatte sein Land die Freiheit errungen, es hatte sogar bereits eine Nationalhymne, oder genauer zwei («Wo ist meine Heimat?» für die Tschechen und für die Slowaken «Über der Tatra blitzt es»). Der Traum der Unabhängigkeit war wahr geworden. Es blieb allerdings die quälende Frage: Was jetzt?

Die Grenzen der Tschechoslowakei wurden 1919 auf der Pariser Friedenskonferenz festgelegt, aber erst nach einem langwierigen Tauziehen. Masaryk und Edvard Beneš, sein 35-jähriger Aussenminister, nahmen die Verhandlungen mit dem offensichtlichen Vorteil auf, dass Deutschland und Österreich-Ungarn den Krieg verloren hatten. Nimmt man den Ruhm der Tschechoslowakischen Legion und Masaryks persönliches Ansehen hinzu, so sicherte ihnen dies eine faire Anhörung. Wie die britische Historikerin Margaret MacMillan schreibt:

Beneš und Masaryk zeigten sich unfehlbar kooperativ, vernünftig und überzeugend, als sie die tief verwurzelten, tschechischen demokratischen Traditionen und ihre Abneigung gegen Militarismus, Oligarchie und Hochfinanz hervorhoben, im Grunde gegen alles, wofür Deutschland und Österreich-Ungarn gestanden hatten.²¹

Am 5. Februar 1919 erhob sich Beneš, um seine Sichtweise bezüglich der Nordgrenze des Landes darzulegen. Vor ihm hatte der eloquente Delegierte aus Polen das Wort gehabt, der fünf Stunden lang gesprochen hatte und «um elf Uhr morgens und im 14. Jahrhundert» begonnen hatte, wie ein amerikanischer Beobachter kommentierte. Dann trat Beneš ans Rednerpult, «fing ein Jahrhundert früher an» und sprach eine volle Stunde länger.²² Er gab sich alle Mühe zu erklären, dass Europa nur dann stabil sein werde, wenn die Tschechoslowakei Grenzen hatte, die verteidigt werden konnten. Er stiess auf wohlwollende Zuhörer, insbesondere unter den Franzosen, die der deutschen Macht so viele Ein-



Tschechoslowakische Republik, 1919-1938

schränkungen wie nur möglich auferlegen wollten. Tragischerweise lebten viele Mitteleuropäer zumindest für die Kartographen an ungünstigen Orten. Da im slowakischen Landesteil die Donau teilweise die Südgrenze der neuen Republik bildete, wurden 750'000 Ungarn dem neuen Staat zugeschlagen. Weiter im Osten wurde die Karpathen-Ukraine hinzugefügt, samt einer halben Million Ukrainer. Im Norden kam nach zähen Verhandlungen ein Kompromiss um den kohlereichen Eisenbahnknoten Těsín (deutsch: Teschen) zustande, nach dem die Tschechoslowakei weniger Land als gewünscht erhielt, aber immerhin die Rechtsprechung über 100'000 unglückliche Polen.

Am Ende bekam der unermüdliche Beneš den grössten Teil von dem, was er gewollt hatte: Berge, Wälder und Flüsse trennten das rund 138'000 Quadratkilometer grosse Gebiet der neuen und zerbrechlichen Republik von ihren Nachbarn. Dennoch waren die Grenzen nur schwer zu verteidigen, nicht zuletzt wegen der Kaulquappen-ähnlichen Form des Staates, der von West nach Ost ausgerichtet war: Böhmen, Mähren, Slowakei und Karpathen-Ukraine nicht einmal halb so breit. Gegnerische Panzer würden sich schwertun, die waldigen Hügel im Norden zu

durchdringen, sollte es ihnen jedoch gelingen, wäre es kein Problem für sie, das Land entzwei zu schneiden. Schlimmer noch: Die Nation wurde von den historischen Rivalen eingegrenzt: im Westen und Norden von Deutschland und im weniger geschützten Süden von Österreich und Ungarn. Wegen des Streits um Těšin waren die Beziehungen zu Polen nunmehr ebenfalls belastet.

Die heikelste Frage betraf die drei Millionen Deutschstämmigen, die in erster Linie im Sudetenland*, in enger Gemeinschaft mit den Tschechen, lebten – und das bei einer Gesamtbevölkerung des Staates von rund 13 Millionen Einwohnern. Alle deutschen Versuche, die Region für unabhängig oder zu einem Teil Österreichs zu erklären, erhielten keine internationale Unterstützung und wurden prompt und in einem Fall sogar brutal von der tschechoslowakischen Armee unterdrückt. Die Anführer der Sudetendeutschen weigerten sich im Gegenzug, an der Ausarbeitung einer Verfassung oder der Gestaltung des Parlaments mitzuwirken. Masaryk trug nicht gerade zur Entspannung bei, als er in seiner Antrittsrede «unsere Deutschen» als ein Volk bezeichnete, «die ursprünglich als Emigranten und Kolonisten ins Land gekommen» waren. Es war mit Sicherheit falsch, einer Bevölkerungsgruppe den Status Bürger zweiter Klasse zuzuweisen, die seit Jahrhunderten in dem Land lebte. Tief betroffen über die Kritik versprach der neue Präsident die Wahrung der Rechte aller, die dem Staat ihre Loyalität erwiesen. Er hielt es für unerlässlich, dass sich die Minderheiten am Aufbau eines einigen und blühenden Landes beteiligten. Diese Vision wurde in der Verfassung von 1920 verwirklicht, die Männern wie Frauen das Wahlrecht, die Versammlungs- und Redefreiheit und die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz garantierte.** Dennoch war Masaryk Realist und sagte seinen Beratern, dass für den Aufbau einer

* Der Name Sudetenland ist von dem Gebirgszug der Sudeten im Norden Böhmens abgeleitet, wurde jedoch ab 1918 auf sämtliche Regionen ausgeweitet, in denen Deutsche lebten. Es umfasste die nördliche, westliche und südliche Grenzregion Böhmens.

** Ungeachtet des 130-jährigen Vorsprungs der amerikanischen Demokratie verankerte die Tschechoslowakische Republik das Frauenwahlrecht sechs Monate vor den Vereinigten Staaten.

echten Demokratie 50 Jahre ungestörter Frieden erforderlich seien. Er könne allenfalls darauf hoffen, in der ihm verbleibenden Lebenszeit einen soliden Grundstein zu legen.

Und genau das tat er auch. Das erste Jahrzehnt verlief zum grossen Teil vielversprechend. Politische Parteien wurden gegründet, an denen sich Tschechen, Slowaken und Deutsche gleichermaßen beteiligen konnten. Deutschstämmige wurden als Minister ins Kabinett berufen. Damit war die Tschechoslowakei das einzige Land in Europa, in dem eine Minderheit so gut repräsentiert wurde. Auf allen Ebenen wurden allgemeine und freie Wahlen durchgeführt, mit gleichem Stimmrecht für alle. Da die Presse frei war, konnten die Bürger ohne Angst ihre Meinung äussern. Es gab weder politische Gefängnisse noch Folter oder gar ein offiziell sanktioniertes Verschwinden von Menschen. Die Legislative wurde vom Parlament ausgeübt und vom Fünferat geleitet, einem informellen Gremium aus führenden Vertretern der grossen Parteien. Es gab so viele Fraktionen, dass keine einzige es schaffte, die anderen zu dominieren. Insofern mussten sich alle mässigen. Kommunisten, Faschisten und Separatisten waren gesetzlich erlaubt, operierten aber am Rand des öffentlichen Lebens.

Die neue Regierung schickte sich an, den egalitären Geist der tschechischen Tradition in eine politische Linie umzusetzen. Unter dem alten Regime hatten die drei wohlhabendsten Familien einen ebenso grossen Besitz wie die 600'000 ärmsten. In der Republik verloren deutsche und ungarische Adlige ihren Titel, die kaiserlichen Güter wurden aufgeteilt und eine Obergrenze für den Landbesitz eingeführt. Verstaatlichte Ländereien wurden zu einem geringen Preis an unabhängige Bauern verkauft.

Unterdessen profitierten in städtischen Regionen die Arbeiter von der Einführung einer modernen Sozialgesetzgebung, einschliesslich eines Acht-Stunden-Arbeitstages, Erwerbsunfähigkeitsrenten und Altersrenten. Masaryk, der Professor mit Leib und Seele, legte grossen Wert auf die Bildung, von der ersten Klasse bis zur Universität, insbesondere in Regionen wie der Slowakei, die bislang schlecht versorgt gewesen waren. Aus wirtschaftlicher Sicht war die Tschechoslowakei ein Erfolg. Die Währung war stabil, der Haushalt ausgeglichen, und der Export von

Textilien und Glaswaren florierte. Der innovative Geist, der im 19. Jahrhundert erwacht war, blühte weiterhin auf. Im Jahr 1930 belegte das Land bereits den zehnten Platz unter den Industrienationen. Zu den bekanntesten Markennamen zählten Automobile von Skoda, Bier aus Pilsen, Prager Schinken und die Schuhfabrik Bata – deren Konzernhauptquartier in Zlín 75 Meter hoch war und einen klimatisierten Aufzug samt Waschbecken hatte.

Die tschechoslowakischen Repräsentanten wurden auch in der Weltpolitik respektiert und erwarben sich mit ihrer Unterstützung der Abrüstungsbemühungen, des internationalen Rechts und Friedens hohes Ansehen. Von Masaryk hiess es, dass er, wenn es dieses Amt gegeben hätte, gute Aussichten auf die Wahl zum Präsidenten Europas gehabt hätte. Mit seiner aufrechten Haltung, den strengen Gesichtszügen und dem Silberbart hätte er die Rolle mit Sicherheit gut ausgefüllt. Auch seine Tatkraft war erstaunlich: Er spielte Tennis, ritt aus und schwamm lange Strecken. Einmal lud der Präsident den draufgängerischen Schauspieler Douglas Fairbanks ein, ihm beim Tee im Garten seines Landsitzes Gesellschaft zu leisten. Masaryk forderte Fairbanks auf, seine sportlichen Fähigkeiten unter Beweis zu stellen. Fairbanks sah sich kurz um, stand dann auf, nahm seine Tasse Tee und sprang über den Tisch, ohne einen Tropfen zu verschütten. «Sehr gut», lobte Masaryk. «Das schaffe ich mit einer Tasse Tee nicht – aber was das Springen über den Tisch angeht, passen Sie mal auf.» Und mit seinen 77 Jahren hielt er Wort.

jener berauschenden Umgebung voller nationalem Optimismus und Stolz wuchsen meine Eltern auf

Mein Vater Josef Korbel war das jüngste von drei Kindern. Er wurde am 20. September 1909 in der bäuerlichen Gemeinde Kysperk (heute Letohrad) gut 140 Kilometer östlich von Prag geboren. Anfang 1997 reisten meine Schwester, mein Bruder und dessen Frau, nachdem wir von der jüdischen Abstammung unserer Familie erfahren hatten, in den Ort. Im August desselben Jahres folgte ich in Gesellschaft meiner Schwester und Töchter ihren Spuren. Man zeigte uns das gepflegte Reihenhäuser – vom Bahnhof aus auf der anderen Seite einer Allee mit Ahornbäumen –, in dem mein Vater aufgewachsen war. Der Bürger-

meister und einige ältere Bewohner gaben uns bereitwillig über die Geschichte Auskunft. Das Kysperk von 1909 war ein Dorf mit 2'000 bis 3'000 Einwohnern, überwiegend Tschechen, aber auch ein paar Deutschsprachigen darunter. Bislang hatten die Händler zwar in beiden Sprachen Werbung gemacht, aber um diese Zeit ging der Trend in Richtung Tschechisch. Mein Grossvater Arnošt Korbel betrieb im Erdgeschoss seines Hauses einen kleinen Laden für Baumaterialien. Zu den Kunden seines Betriebs zählte die Streichholzfabrik am Ort, die Arnošt mitgegründet hatte und bei der viele Dorfbewohner arbeiteten. Wie alle Männer der Familie Korbel war er durchschnittlich gross, hatte ein imposantes rundes Gesicht und ein Kinngrübchen. Er hatte eine angenehme Art und wurde von der Gemeinde als rücksichtsvoll und liebenswürdig geschätzt. Im Jahr 1928 zogen er und seine Frau Olga in die Nähe von Prag, wo er Manager in einer Firma wurde, die einige der ambitioniertesten Bauprojekte der Stadt übernahm, auch die Jirásek-Brücke über die Moldau.

In Kysperk, das keine Synagoge hatte, gingen die Korbels nicht zum Gottesdienst, sie beteiligten sich vielmehr an der Tradition zum Nikolaustag, an den Osterfeierlichkeiten und anderen Dorffesten. Eine derartige Flexibilität angesichts kultureller Grenzen war typisch für viele nichtreligiöse Juden. Für sie hatten diese Veranstaltungen (mit den Liedern, Festzügen, der Dekoration und dem besonderen Essen) eher eine soziale als religiöse Bedeutung. Ostern war ebenso sehr ein Fest des Frühlings wie Zeugnis der Auferstehung, und Weihnachtsbäume waren nicht nur für Christen. Als ich klein war, erzählte mein Vater mir oft die Geschichte, wie er und sein Bruder einmal am Ostermorgen miteinander gekämpft und dabei die Waschschüssel zerbrochen hatten. Die Botschaft der Episode war rein säkular: Wenn ich mich schlecht benahm, dann werde ich, genau wie sie damals, bestraft.

Kysperk war zu klein für eine eigene weiterführende Schule. Deshalb ging mein Vater mit zwölf Jahren auf eine Schule im Nachbarort Kostelec nad Orlici. Er war ein ausgezeichneter Schüler. Bei Theaterstücken an der Schule übernahm er stets wichtige Rollen, schimpfte über langweilige Lehrer und geriet einmal in grosse Schwierigkeiten,

als er einem Fremden mit dem Luftgewehr den Hut vom Kopf schoss. Laut eines Briefes, den er später an Klassenkameraden aus der Oberstufe schrieb, liebte er es, entlang der Pfade zu streunen, die sich am Fuss des Adlergebirges schlängelten. Ausserdem verbrachte er viel Zeit auf dem Marktplatz, der breite Gehwege hatte, gesäumt von Rosen in allen Farben und dichten Büschen aus roten und weissen Nelken.

Zu den Lieblingsbeschäftigungen der Dorfjungen zählte es, den Polizisten genau zu beobachten, einen Mann, der so fett war, dass «seine Hosen wie ein Akkordeon an ihm hingen».²³ Sobald er einmal wegsah, stürzten sich die Jungen vom Gehweg auf ein Blumenbeet, pflückten eine Rose oder Nelke und reichten sie ihrer Freundin. Mein Vater pflückte am liebsten die Blumen, die neben dem führenden Lebensmittelgrosshändler der Stadt blühten. Dort gelang es ihm einen Blick auf Anna Spiegelova zu erhaschen, jene junge Frau, die meine Mutter werden sollte.* Die Familie Spiegel leitete ein Unternehmen, das Mehl, Gerste, Gewürze, Weingummi und andere Lebensmittel an Geschäfte in der ganzen Region verkaufte. Annas Eltern Růžena und Alfred waren stolz auf ihre Produkte, insbesondere auf einen süssen, hausgemachten Likör namens Asko und frisch geröstete Kaffeebohnen, die laut Růžena die besten im ganzen Land waren. Später sagte mein Vater nach einer üppigen Mahlzeit, wir hätten nur deshalb so viel zu essen, weil meine Mutter aus einer Grosshändlerfamilie stamme.

In einem Interview in den siebziger Jahren erinnerte sich meine Mutter:**

Ich hatte eine sehr schöne Kindheit. Im Frühling und Sommer gingen meine ältere Schwester und ich in den Wald und sammelten Pilze, Blaubeeren und Erdbeeren. An einem regnerischen Tag schauten wir einen Stummfilm an, wenn unser Lehrer es erlaubte.

* Im Tschechischen wird den Namen von Frauen und Mädchen das Suffix «-ová» angehängt.

** Das Interview führte meine Tochter Katie Albright für ein Projekt an ihrer Grundschule; sie bekam dafür die Eins.

Im Winter gingen wir Ski und Schlitten fahren oder machten, als wir älter waren, Skitouren durchs Land. Ich las gerne die Bücher, die meine Schwester gelesen hatte, legte aber keinen grossen Wert darauf, die von ihr geerbten Kleider zu tragen.²⁴

Es war vielleicht nicht gerade Liebe auf den ersten Blick zwischen meinen Eltern, aber es fehlte nicht viel. Mein Vater, der nie sonderlich schüchtern gewesen war, ging einfach zu ihr und stellte sich vor: «Guten Tag, ich bin Josef Korbela, und du bist das geschwätzigste Mädchen in ganz Böhmen.» Prompt gab sie ihm eine Ohrfeige. Annas Kosename war Andula, aber seit ihrer Zeit am Gymnasium wurde sie «Mandula» gerufen, zusammengezogen aus «meine Andula», eine zärtliche Form, die mein Vater erfunden hatte. Sie nannte ihn Jozka und sagte Ja, als er ihr 1928 einen Heiratsantrag machte. Er war damals Neunzehn, sie ein Jahr jünger. Ihre Eltern mahnten zur Geduld und schickten sie auf eine Schule in der Schweiz, wo sie Französisch, die Fertigkeiten einer Sekretärin und andere lebensnotwendige Dinge lernte.

Wenn die Eltern dachten, die Distanz werde der Romanze ein Ende setzen, so irrten sie sich. Meine Mutter erinnerte sich nach dem Tod meines Vaters: «Jozka war mit Sicherheit ein Mann, auf den sieben Jahre warten lohnte, bevor er war bereit zu heiraten.» Dann fügte sie hinzu – und strich es wieder durch: «Aber ich war nicht immer so passioniert. Paar Male ich dachte daran, es zu lassen.» (Selbst nach Jahrzehnten in Amerika hatte das Englisch meiner Mutter einen starken Akzent und folgte eigenen grammatischen Regeln.) Sie fuhr fort: «Oft habe ich mich gefragt, was ich bewunderte am meisten an seiner Persönlichkeit. Es war Ausdauer, die er wohl geerbt hatte von seinem Vater ... [oder] ich liebte ihn wegen gutes Herz, Freundlichkeit, Selbstlosigkeit und Treue zu Familie, die er geerbt hatte von seine reizende Mutter?»²⁵

Mandula Spiegelová, später Korblová, war hübsch und klein. Sie trug ihr braunes Haar im Stil der zwanziger Jahre unkonventionell kurz und hatte braun-grüne Augen und eingefallene Wangen. Mein Vater nannte sie in einem Brief «eine Person mit recht ungebärdigen Neigun-



Hochzeit, Josef und Mandula Korbel

gen», womit er meinte, dass sie ihren eigenen Kopf hatte und sich nicht scheute, ihre Meinung zu sagen. Mein Vater wiederum hatte ein strenges, ernstes Gesicht und welliges Haar. Meine Mutter sagte, er sei mit den Jahren immer attraktiver geworden. Von Anfang an hatten sie den unbezähmbaren Wunsch gemeinsam, das Leben in seiner ganzen Schönheit auszukosten. Im Falle meines Vaters hiess das, die Ausbildung so schnell wie möglich abzuschliessen, mit dem Ziel entweder Journalist oder nach dem Vorbild Masaryks und Beneš' Diplomat zu werden. Um die erforderlichen Sprachkenntnisse zu erlernen, studierte er Deutsch und Französisch und verbrachte später ein Jahr in Paris. Im Alter von 23 Jahren wurde ihm von der Karls-Universität in Jura der Dokortitel verliehen. Unmittelbar vor seinem Wehrdienst arbeitete er kurze Zeit für eine Anwaltskanzlei und danach für eine andere. Im November 1934 verwirklichte er sein Ziel, ins tschechoslowakische Aus-

senministerium aufgenommen zu werden. Es war an der Zeit, Mandula an ihr Versprechen zu erinnern.

Die standesamtliche Trauung fand am 20. April 1935 im alten Rathaus statt. Wie bei tschechischen Hochzeiten üblich wurde viel gesungen, zweifellos unter Anleitung des Bräutigams, der eine schöne Tenorstimme hatte und alle traditionellen Lieder kannte. Auf der Heiratsurkunde wurden meine Eltern als «*bez vyznani*» bezeichnet: konfessionslos.

Meine Mutter hatte, wie die meisten Frauen in jener Zeit, keinen Hochschulabschluss. Sie unterstützte jedoch voll und ganz die beruflichen Ambitionen meines Vaters und begleitete ihn mit Freuden vom Land in die kultivierte Hauptstadt Prag. Aus den Erinnerungen meines Vaters geht hervor, wie glücklich sie waren:

Während andere europäische Länder politische und soziale Umwälzungen durchlebten, an finanzieller Instabilität litten und nacheinander dem Faschismus erlagen, war die Tschechoslowakei ein Hort des Friedens, der Demokratie und des Fortschritts. Wir Studenten genossen in vollen Zügen das Elixier der Freiheit. Begierig lasen wir nationale und ausländische Literatur und Zeitungen, besuchten jede Premiere im Nationaltheater und in der Tschechischen Oper und versäumten kein einziges Konzert der Prager Philharmoniker.²⁶

In diesem ersten gemeinsamen Jahr, jung und kinderlos, lebten Josef und Mandula in einer Wohnung, die im Art-déco-Stil eingerichtet war, ganz in Schwarz und Weiss. Eifrig suchten sie ihren Platz in der Gesellschaft der Prager Kaffeehäuser, waren Stammkunden in den Restaurants und flanierten durch die Parks und über die Plätze. Frauen der Generation meiner Mutter gingen jede Woche mehrmals zum Markt in der Altstadt, auf dem eine unüberschaubare Zahl von Händlern Fleisch, Gemüse, Süßigkeiten, Backwaren und Obst feilboten. Grosse Schirme aus Segeltuch in verschiedenen Farben schützten vor Sonne und Regen. Die Einkäufe wurden in Zeitungspapier eingewickelt und in grossen Netztaschen verstaut. Vor allem samstags hing über dem Markt eine Mischung verschiedener Wohlgerüche aus Blumen, Obst und Geflügel.

Strassenmusiker, fast ausnahmslos Männer, wetteiferten um die Aufmerksamkeit des Publikums und Trinkgelder. Bei besonderen Anlässen gesellten sich Tänzer in der tschechischen Volkstracht zu ihnen, mit wirbelndem Körper und wehenden Hemden, während ihre Füße auf das Pflaster stampften.

Die Altstadt hatte immer schon bunte Märkte gekannt. Die Neustadt hingegen, die so genannt wurde, weil sie erst im 14. Jahrhundert besiedelt wurde, war eher eine grüne Wohngegend, mit reichlich Platz für Wäldchen und Parkanlagen. Die Geschichte von Prag ist in den Statuen, Synagogenmauern und Kirchtürmen aufgeschrieben, die von überall ausser von den dunkelsten und engsten Gassen aus zu sehen sind, aber zur Zeit meiner Eltern war das Angebot an Freizeitbeschäftigungen ausgesprochen modern. Wie ich erfuhr, als ich für meine Doktorarbeit über die Rolle der Presse in der Tschechoslowakei recherchierte, hatte Prag damals 925'000 Einwohner und sage und schreibe zehn wichtige Tageszeitungen, meist die Organe politischer Parteien. Die Kioske verkauften darüber hinaus die führenden Zeitschriften aus ganz Europa (französische, englische und russische ebenso wie deutsche und tschechische), was den Kaffeehäusern das Aussehen eines Lesesaals verlieh. Die Politik war ein Gegenstand unablässiger Diskussionen. Mein Vater gehörte der Vereinigung Pfitomnost (Gegenwart) an, einem Debattierklub über öffentliche Angelegenheiten mit Sitz in Prag, der ehrgeizige junge Akademiker anlockte, die in der Regierung, im Journalismus und in der Lehre arbeiteten. Über diesen Club lernte er den Vorsitzenden Prokop Drtina kennen, einen Mann, dessen Lebensweg im kommenden Jahrzehnt immer wieder den Weg unserer Familie kreuzen sollte.

Die kulturelle und politische Dynamik der Hauptstadt war zum grossen Teil der intellektuellen Energie eines Mannes aus einer früheren Ara zu verdanken, dessen bevorstehender Abschied nur wenige wahrhaben wollten. Seit der Gründung der Republik hatten sich die Einwohner an den Anblick T.G. Masaryks gewöhnt, wie er auf einem Hengst durch die Strassen reitet, ohne Abtrennung von der Menschenmenge. Im Winter 1936 begegnete mein Vater das einzige Mal dem

Gründungsvater, als das Aussenministerium ihn aufforderte, eine Gruppe jugoslawischer Gelehrter zu begleiten, die um eine Audienz gebeten hatten. Für meinen Vater war es wie eine Begegnung mit George Washington: «Da stand er, Tornas Garrigue Masaryk, 86 Jahre alt, hochgewachsen und schlank in einem dunklen Anzug, in einem schlicht möblierten Raum, umgeben von seiner Bibliothek, ein Strauss Rosen auf dem Kaminsims.» Auf dem Schreibtisch standen zwei Bücher wie zum Duell: Johann Wolfgang von Goethes *Faust* und Adolf Hitlers *Mein Kampf*.²⁷

/Als mein Vater in das tschechoslowakische Aussenministerium eintrat, war es nicht der wuchernde bürokratische Apparat, den der eine oder andere sich womöglich darunter vorstellt. Es bestand vielmehr aus einem kleinen Kader von Beamten, die als Botschafter in anderen Ländern dienten, sowie rund hundert Angestellten zu ihrer Unterstützung. Das Budget war alles andere als üppig. Es vergingen etliche Monate, bis mein Vater sein erstes Gehalt bekam. Der unumstrittene Führer und Chefstrategie des Ganzen war Edvard Beneš, Masaryks engster Berater und Aussenminister seit Gründung der Republik.

Der 1884 geborene Beneš war das zehnte und jüngste Kind einer Bauernfamilie mit Wurzeln im nordwestlichen Winkel Böhmens. Der von Anfang an vom Nationalismus durchdrungene, frühreife Halbstarke schrieb eine Ode an Hus, während er noch Kniehosen trug und sich häufig mit deutschen Kindern prügelte. Er war auch ein systematischer und ehrgeiziger Denker. Mit zehn war er noch Ministrant, mit zwölf aber bereits Agnostiker. Im nächsten Jahr rauchte er seine letzte Zigarette, ein Jahr später schwor er dem Alkohol ab. Mit sechzehn war er «fasziniert vom Radikalismus und Sozialismus und feierte den Ersten Mai mit einer roten Rose im Knopfloch».²⁸ Mit achtzehn wechselte er von der radikalen Ideologie zur Suche nach der Wahrheit mit Hilfe der Wissenschaft. Im Alter von 21 Jahren schwor er, sich auf eine politische Karriere vorzubereiten, und bewarb sich zu diesem Zweck an drei Universitäten gleichzeitig um einen Platz. Während seines Studiums in Paris lernte er Anna Vlcková kennen, die Tochter eines tschechischen Eisenbahnbeam-

ten, und blieb in Kontakt mit ihr. Über einen Freund erfuhr er, dass sich die junge Frau in ihn verliebt hatte, eine beängstigende Aussicht, überdies äusserst unpraktisch. Am nächsten Tag lud er sie zu einem Spaziergang ein und erklärte ihr, dass sie sich trennen sollten, weil eine Fortsetzung der Liebesbeziehung seiner Karriere im Wege stehe. Sie stimmte ihm zu. Er fuhr nach London, sie nach Prag, aber am Ende siegte doch die Liebe. Vier Jahre später liessen sich Edvard und Anna (inzwischen Hana*) auf das Abenteuer der Ehe ein, das ungeachtet etlicher Unruhen in ihrem Umfeld für den Rest ihres Lebens Bestand haben sollte.

An der Universität fiel Beneš Charlotte Masaryk ins Auge, die ihren Mann überredete, den unermüdlichen Studenten als Deutsch-Tschechisch-Übersetzer einzusetzen. Der junge Mann besuchte die Vorlesungen Masaryks und wurde rasch ein Schüler von ihm. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, vereinbarten die beiden zusammenzuarbeiten. Auch wenn Beneš nicht gerade eine beeindruckende Statur hatte, war er als Schuljunge ein begabter Fussballspieler gewesen und auf keinen Fall ein Feigling. Während des gesamten Krieges reiste er mit dem Zug von einer Hauptstadt zur nächsten, leitete Botschaften an Agenten des tschechischen Untergrunds weiter und transportierte Code-Bücher in Koffern mit doppeltem Boden. Das war kein Spass. Wenn man ihn erwischt hätte, wäre er gehängt oder erschossen worden. Ironischerweise wurde Beneš drei Mal von den Briten und zwei Mal von den Franzosen unter dem Verdacht der Spionage verhaftet – allerdings nicht für die Tschechen, sondern für Österreich.

Unter seinen diplomatischen Kollegen war Masaryks Schützling bekannt für seine Intelligenz, sein strategisches Denken, das Fehlen jeglichen Humors und seinen Eifer bei der Diskussion selbst belangloser Angelegenheiten. Überdies verfügte er über Organisationstalent und war unbestechlich. Auf der Pariser Friedenskonferenz trat ein langjähriger Freund an ihn heran und schlug ihm vor, einen besonderen

* Beneš' erste Romanze mit einem Mädchen namens Anna hatte mit einem Eklat geendet, deshalb bat er Vlceková ihren Namen zu Hana zu ändern, was sie auch tat.

Fonds einzurichten, aus dem sich der Aussenminister jederzeit diskret bedienen konnte. Eine derartige Praxis wäre, auch wenn sie moralisch fragwürdig war, keineswegs ungewöhnlich gewesen. Beneš liess sich die Zimmernummer seines Freundes geben und ihn prompt verhaften.

Beim Entwurf der Aussenpolitik seines Landes fügte sich Beneš zunächst in das Unvermeidliche: Weil die Tschechoslowakei klein und folglich auf die Hilfe anderer angewiesen war, konnte das Land nur in einem regionalen Frieden aufblühen. Deshalb knüpfte er ein Netz von Bündnissen, angefangen mit der Kleinen Entente, einer Partnerschaft mit Jugoslawien und Rumänien zum Schutz gegen Ungarn. Bei der Suche nach mächtigeren Freunden wandte er sich nach Westen und schloss im Jahr 1925 einen gegenseitigen Beistandspakt mit Frankreich. Zehn Jahre danach schloss er zum Ausgleich ein vergleichbares, aber begrenzteres Abkommen mit der Sowjetunion. Nach dieser Vereinbarung waren die Tschechoslowakei und die Sowjetunion nur dann verpflichtet, einander im Fall eines Angriffs beizustehen, wenn Frankreich bereit war, an ihrer Seite zu kämpfen. Das klingt kompliziert, war aber in den Augen Beneš' durchaus vernünftig, weil er sein Land auf keinen Fall in einen Krieg zwischen Deutschland und Russland hineinziehen wollte.

Der Vertrag von 1935 mit Moskau sollte sich zwar als wirkungsloser als erhofft erweisen, aber Beneš selbst hielt diese Verhandlungen für einen Höhepunkt seiner Karriere, nicht zuletzt wegen des herzlichen Empfangs für ihn in der sowjetischen Hauptstadt. Am Bahnhof hatte man den roten Teppich ausgerollt und weit mehr Fahnen aufgehängt als bei früheren Staatsbesuchen von Würdenträgern aus Grossbritannien und Frankreich. Beneš kam in den Genuss einer vollständigen Tour zu russischen Kostbarkeiten, samt Oper, neu eröffneter Metro und Lenin-Mausoleum. Beim Abschiedsbankett musste er etliche Versuche abwehren, ihn zum Trinken zu verleiten, ein Beweis der Selbstdisziplin, mit dem sich Kliment Woroschilow, der Volkskommissar für Verteidigung, nicht messen konnte. Woroschilow versicherte Beneš, dass sein Land im Fall eines deutschen Angriffs zurückschlagen, genauer «den Feind in Stücke reissen» werde, wie er sagte. Er versprach ausserdem,

dass die Sowjetunion die Tschechoslowaken nicht im Stich lassen würde. Auf dieses Versprechen antwortete Beneš mit der Frage: «Aber wie wollen Sie das bewerkstelligen? Immerhin sind unsere Länder nicht benachbart. Würden Sie wirklich das Territorium anderer Staaten durchqueren, um uns zu Hilfe zu kommen?» «Natürlich», gab Worschilow zurück. «Das halten wir für selbstverständlich.»²⁹

„Als mein Vater seinerzeit zusammen mit der ganzen vierten Klasse eine Linde zu Ehren der neuen Republik gepflanzt hatte, hatte sein Lehrer vorausgesagt, dass der Baum hoch und stark werde – «imstande, allen Stürmen zu trotzen». Zu Beginn der dreissiger Jahre, als die neue Republik etliche Stürme zu überstehen hatte, wurde diese Prophezeiung einem Härte-test unterzogen. Im Zuge der Weltwirtschaftskrise verloren Hunderttausende Arbeiter ihre Stelle, bis 1933 war jeder Sechste arbeitslos. Die exportabhängigen Industriezweige im überwiegend deutschen Sudetenland, insbesondere in der Textilbranche traf es mit am härtesten. Auf einmal hatte es den Anschein, als würden Geschicklichkeit und Disziplin nicht ausreichen. Eine gute Arbeitsmoral nützte wenig, wenn es zu wenig Arbeit gab. Diese wirtschaftlichen Enttäuschungen schürten den Unmut. In der Nachbarschaft der Tschechoslowakei stellte dies eine grosse Gefahr dar.

Am 30. Januar 1933 stieg Adolf Hitler die Stufen zum Präsidentenpalast in Berlin hinauf, damit Präsident Paul von Hindenburg ihm förmlich das Amt des deutschen Kanzlers antrug. Wohl kaum ein Machtwechsel war so eindeutig mit einem Wechsel von einer Generation zur nächsten verbunden. Der gebrechliche Hindenburg hatte seine Militärlaufbahn in einer früheren Epoche begonnen – im deutsch-österreichischen Krieg von 1866. Er war der Fahnen-träger der deutschen Militärtradition und hatte nur wenige Monate zuvor eine Berufung des 43-jährigen Hitler noch verächtlich abgewiesen. Dem Vernehmen nach entgegnete er spöttisch auf ein derartiges Ansinnen: «Hitler Reichskanzler? Höchstens Postminister; da kann er mich dann – auf den Briefmarken hinten .. .»³⁰

Der in Österreich geborene Vorsitzende der NSDAP setzte sich dennoch durch, und von dem Augenblick an, in dem er das Amt antrat,

wurden der Aufstieg des deutschen Militärs und der moralische Verfall des Landes zum zentralen Thema für ganz Europa. Verblüffend reibungslos machte er aus einer mehr schlecht als recht funktionierenden Demokratie eine straff organisierte Militärdiktatur, mit einem rasant expandierenden Militärbudget und einer aggressiven Aussenpolitik. Auf der Friedenskonferenz am Ende des Ersten Weltkrieges hatte in der Weltpolitik das Bild alter Herren mit gestärkten Kragen vorgeherrscht, die in stuckverzierten Sälen höflich ihre Meinungen austauschten. Das neue Bild war das eines Pöbels mit braunen Hemden, der die Schaufenster von Banken und Geschäften einschlug und dazu laut «Juda verrecke!» grölte. In den Augen aussenpolitischer Beobachter war Hitler eine lästige Plage, welche die Wirtschaftskrise hervorgebracht hatte. Und jetzt machte er eben lautstark seinem Ärger über den Versailler Vertrag Luft. Der Vertrag hatte Deutschland gigantische Reparationszahlungen auferlegt, die das Land niemals bezahlen konnte und die auch nie vollständig eingezogen wurden. Die Rückstände verärgerten die Alliierten, die Strafzahlungen ermahnten umgekehrt die Deutschen ständig an ihre Demütigung.

Nach dem Krieg hatten die Franzosen darauf bestanden, dass die deutsche Staatsmacht am Rhein aufhörte. Sie glaubten, der Strom werde zu einem Wall, hinter dem sie ihre Befestigungsanlagen ausbauen konnten. Das deutsche Gebiet, das westlich des Rheins lag, das sogenannte Rheinland, sollte entmilitarisiert und einer internationalen Aufsicht unterstellt werden. Im März 1936 befahl Hitler seiner Armee kurzerhand, das Gebiet zu besetzen. Die Franzosen wären damals stark genug gewesen, um die Deutschen zurückzudrängen, und hätten nach dem Friedensvertrag auch das Recht dazu gehabt. Stattdessen berieten sie sich mit den Briten, die ihnen nachgaben: Es wurden scharfe Stellungnahmen abgegeben, und nichts geschah. Das Rheinland war, so schien es, ein kleiner Preis für den Frieden. Die Nationalsozialisten fingen jedoch wenig später an, die neue Front zu befestigen – die näher bei Frankreich und weiter von Berlin entfernt war. Eine deutsche Invasion in Frankreich, die bislang undenkbar gewesen wäre, rückte nunmehr in den Bereich des Möglichen. So billig war der Frieden künftig nicht mehr zu haben.

5

EIN POSITIVER EINDRUCK

Thomáš Masaryk wurde immer gebrechlicher. Im Mai 1934 erlitt er einen Schlaganfall, der seine Sehfähigkeit beeinträchtigte. Im Dezember 1935 trat er vom Präsidentenamt zurück und wurde von Beneš abgelöst. Im September 1937 starb er im Alter von 87 Jahren.

Aus dem ganzen Land und aus ganz Europa kamen Trauergäste. Stundenlang zogen sie an dem Sarg vorüber, der vor dem Eingang der Burg aufgestellt war. Am Tag des Begräbnisses folgte der Leichenzug der gleichen Route, die der erste tschechoslowakische Präsident 19 Jahre zuvor vom Bahnhof aus zurückgelegt hatte. Unter den Marschierenden waren 25'000 Veteranen der Tschechoslowakischen Legion. Eine Million Menschen standen in dichten Reihen entlang der Strasse, stellten sich auf Stühle und hockten auf den Schultern anderer Zuschauer. Alle reckten die Häuse, um einen Blick auf den Sarg mit der Staatsflagge zu erhaschen. Schliesslich zog er an ihnen vorüber, flankiert von sechs Soldaten aus je einer der Nationalitäten des Landes: ein Tscheche, ein Slowake, ein Deutscher, ein Ungar, ein Ukrainer und ein Pole. Der damals 15-jährige Peter Demetz erinnerte sich später: «Man hörte nur den gedämpften Schall der Pferdehufe, das Klacken der Räder und Waffen, die Soldatenstiefel auf dem Kopfsteinpflaster und ein leises Schluchzen.»³¹ Beneš nannte Masaryk in seinem Nachruf «den Erwecket»³² und forderte seine Landsleute auf, alle Streitigkeiten beizulegen, um eine Demokratie aufzubauen, in der alle Bürger ihren angestammten Platz fänden. Der Leichnam des grossen Staatschefs wurde zu einem kleinen Friedhof in dem Dorf Lány gebracht. Unter stattlichen Bäumen wurde er dort in der Nähe des Landsitzes seiner Familie beigesetzt.

In einem Interview unmittelbar vor seinem Tod wunderte Masaryk sich, dass er in all seinen Jahren als Präsident kein einziges Mal ge-

zwungen war, seine Grundsätze aufzugeben. Er sagte, dass er sich im Amt von den gleichen Prinzipien habe leiten lassen, die ihn als Student, Lehrer und Anfänger in der Politik angetrieben hätten. Überdies glaubte er, dass sein Vertrauen in die Demokratie bestätigt worden sei. «Daraus spricht nicht die persönliche Befriedigung», so Masaryk, «dass ich während meines ganzen so seltsam und verwickelten Lebens ich selbst geblieben bin; wichtiger ist, dass die menschlichen und allgemeinen Ideale, zu denen ich mich bekannte, in so vielen Prüfungen unverändert geblieben sind und sich bewährt haben.»³³ Man fragt sich unwillkürlich, ob Masaryk noch so zufrieden gewesen wäre, wenn er nur ein Jahr länger gelebt hätte.

Vier Monate vor Masaryks Tod erblickte ich an einem warmen Frühlingstag in Prag das Licht der Welt. Es war der 15. Mai 1937. Zu Ehren der Schwester meiner Mutter wurde ich Marie Jana genannt, aber der Name hatte nicht lange Bestand. Grossmutter Růžena nannte mich «Madla» nach einer Figur in dem beliebten Theaterstück *Madia aus der Ziegelfabrik*. Meine Mutter machte mit ihrer unnachahmlichen Aussprache «Madien» daraus. Von da war es nur noch ein kleiner Sprung zu dem Kosenamen «Madlenka», mit dem ich aufwuchs. Einige Wochen lang wurde in Prag ein ziemlicher Wirbel um mich veranstaltet, dann trat ich bereits meine erste Auslandsreise an – nach Jugoslawien, wohin mein Vater als Presseattaché für die tschechoslowakische Botschaft berufen wurde. Den grössten Teil meines ersten Lebensjahres verbrachte ich in Belgrad.

Meine Eltern waren von der jugoslawischen Hauptstadt ganz begeistert und lernten fleissig, weil sie Serbokroatisch der Liste von Sprachen hinzufügen wollten, die sie fliessend beherrschten. Die schwarzen Wolken, die bereits unheilvoll über Europa hingen, konnten sie zwar kaum ignorieren, aber es liegt in der Natur des Menschen, zu hoffen, dass es schon nicht zum Schlimmsten kommen werde. Die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg war noch frisch – den Staatsoberhäuptern der Welt wird es doch wohl gelingen, eine Wiederholung zu verhindern? Die Tschechoslowaken setzten ihr ganzes Vertrauen auf den Völkerbund, ein Bündnis mit Frankreich, eine Partnerschaft mit der Sowjetunion und eine Reihe von Massnahmen zur Regelung der Forderungen



*Die Autorin flankiert von ihren Grossmüttern
Růžena Spiegelová (links) und Olga Korbelova*

ihrer widerspenstigen, deutschen Minderheit. Gewiss, Hitler war widerwärtig, und sein Schwadronieren liess in ganz Europa die Nerven blank liegen, aber für meine Eltern und ihre Generation verbarg sich die schreckliche Realität des Nationalsozialismus «noch hinter den Bergen», wie man bei uns sagte.

Als Repräsentant der tschechoslowakischen Demokratie war mein Vater von der demokratischen Opposition in Jugoslawien fasziniert, die mit der konservativen Monarchie des Landes auf Kriegsfuss stand. Er traf sich häufig mit seinen freiheitsliebenden Freunden, manchmal auch heimlich, organisierte aber gleichzeitig offizielle Veranstaltungen, welche die tschechoslowakische Geschichte und Kultur bekannt machten. Schon bald erfuhr er, dass demokratische Begeisterung und professionelle Diplomatie unter Umständen eine heikle Mischung ergaben. Im April 1937 bereitete er sich auf einen Besuch von Präsident Beneš in Belgrad vor, als eine Gruppe demokratischer Studenten in die Bot-

schaft kam. «Wir lieben Beneš», erklärten sie. «Sagen Sie uns bitte, wann er kommt, damit wir ihn auf den Schultern durch die Strassen tragen können.»³⁴ Mein Vater antwortete so, wie er es als Diplomat gelernt hatte: freundlich, weitschweifig und nichtssagend. Dennoch entschlüpfte ihm eine Bemerkung zur Reiseroute des Staatsgastes. Die Studenten, die mehr Courage als Menschenverstand hatten, rannten auf Beneš' Wagen zu. Ob es nun ein Glücksfall war oder nicht, sie wurden von einem Polizeikordon zurückgedrängt. Auf Gesuch der jugoslawischen Regierung wurden sämtliche öffentlichen Auftritte des Präsidenten gestrichen.

Wenige Monate danach kam der französische Aussenminister nach Belgrad. Wieder gingen Demonstranten auf die Strasse, um ihre Sehnsucht nach Demokratie zu äussern. Mein Vater wunderte sich über den Lärm vor seinem Büro und ging auf den Balkon, um nachzusehen. Unter ihm skandierten etwa 500 Menschen Parolen und hielten Transparente hoch, auf denen sie das reaktionäre Regime Jugoslawiens verurteilten. Er zögerte, weil er weder die idealistische Versammlung enttäuschen wollte, indem er sich abwandte, noch Sympathie für den Sturz der Regierung signalisieren wollte, bei der er akkreditiert war. Während er die Alternativen abwog, stand er mehrere Minuten lang reglos, bis endlich die Polizei kam und die Menge auflöste. Das Zögern meines Vaters reichte jedoch nicht aus, um die Feindseligkeit der herrschenden Elite Jugoslawiens zu überwinden. Im Jahr 1938 warf das Aussenministerium ihm vor, Artikel für die tschechoslowakische Presse über die innere Entwicklung in Belgrad zu schreiben und mit den Bolschewiken zu sympathisieren. Beides war frei erfunden. Mit der Rückendeckung seiner eigenen Regierung machte er weiterhin seine Arbeit so, wie er es für richtig hielt.

Meinen Eltern fielen die gesellschaftlichen Aspekte des Lebens im diplomatischen Dienst leicht. Meine Mutter war nicht die einzige Gesprächige in unserer Familie. Mein Vater plauderte mit Gesprächspartnern über die verschiedenen Blickwinkel jeder Frage und hörte aus erster Hand von den ethnischen Rivalitäten auf dem Balkan, die während meiner Zeit als Aussenministerin auf so tragische Weise erneut ausbrechen sollten. Unter anderen schlossen meine Eltern Freundschaft mit Vladimir Ribnikar, einem serbischen Zeitungsverleger, und seiner

tschechischen Frau Jara. Das Paar hatte kleine Kinder, mit denen ich so aufregende Spiele wie Aufstehen und Hinfallen spielen konnte. Unsere Familien trafen sich jede Woche zum Abendessen, und mein Vater und Herr Ribnikar telefonierten täglich miteinander. Die Ribnikars waren eine der letzten Menschen, von denen wir uns bei der Abreise aus Belgrad verabschiedeten – und die ersten, zu denen wir nach der Rückkehr, unter tragischen Umständen, Kontakt aufnehmen wollten.

Um ein grosses Reich aufzubauen, brauchte Deutschland eine industrielle Basis, die weit über die herkömmlichen Grenzen hinausreichte. Schon vor der Machtübernahme hatte der «Führer» seinen Beratern im Vertrauen erklärt:

Wir werden niemals eine grosse Politik machen ohne einen festen, stahlharten Machtkern im Mittelpunkt. Ein Kern von achtzig oder hundert Millionen geschlossen siedelnder Deutscher! Meine erste Aufgabe wird es daher sein, diesen Kern zu schaffen, der uns nicht nur unbesiegbar macht, sondern uns ein für allemal das entscheidende Übergewicht über alle europäischen Nationen sichern wird ... In allen diesen Gebieten wohnen heute überwiegend fremde Volksstämme. Und es wird unsere Pflicht sein, wenn wir unser Grossreich für alle Zeiten begründen wollen, diese Stämme zu beseitigen ... Das böhmisch-mährische Becken, die an Deutschland grenzenden Ostgebiete werden wir durch deutsche Bauern besiedeln. Wir werden die Tschechen und Böhmen nach Sibirien oder in die wolhynischen Gebiete verpflanzen ... Die Tschechen müssen heraus aus Mitteleuropa.³⁵

Kleine Länder können sich durchaus auch gegen feindliche Nachbarstaaten halten, aber die Chancen stehen erheblich schlechter, wenn sich eine ansehnliche nationale Minderheit mit dem Feind identifiziert. Dass es in der Tschechoslowakei so weit kam, war keineswegs die unweigerliche Konsequenz der ethnischen Verschiedenheit, sondern die Folge eines tragischen Zusammentreffens mehrerer Ereignisse. Hitlers

Aufstieg, die Wirtschaftskrise, Tomáš Masaryks schwindende Gesundheit und das Versäumnis der Regierungen innerhalb und ausserhalb Europas, das volle Ausmass der drohenden Gefahr zu erkennen.

Im ersten Jahrzehnt der Republik fanden sich die meisten Deutschstämmigen damit ab, dass sie nunmehr in den Grenzen des neu gegründeten Staates lebten. Nationale Gefühle waren zwar durchaus vorhanden, äusserten sich jedoch friedlich. Bei den Wahlen von 1920, 1925 und 1929 bekamen Parteien, die für einen Separatismus plädierten, allenfalls 26 Prozent der deutschen Wählerstimmen. Die internationalen Bedingungen waren ebenfalls günstig, weil die Prager Regierung und die Weimarer Republik herzliche Beziehungen zueinander pflegten. Ein Führer des deutschen Bundes der Landwirte in der Tschechoslowakei erklärte Mitte des Jahrzehnts:

Wir haben 1'000 Jahre mit den Tschechen gelebt, und wir sind mit den Tschechen über wirtschaftliche, soziale, kulturelle, sogar rassische Beziehungen so eng verbunden, dass wir mit ihnen eine Einheit darstellen. Wir stellen, um ein Beispiel zu gebrauchen, die verschiedenen Muster eines einheitlichen Teppichs dar.³⁶

Eine Koexistenz war eindeutig möglich, aber Hitler veränderte rasch die Stimmung auf beiden Seiten der Grenze. Das Deutschland, das nach dem Ersten Weltkrieg gedemütigt worden war, war nunmehr ein aufstrebendes Land mit einer extrem übersteigerten Sichtweise der eigenen Rechte. Überdies wurde es auf internationaler Ebene kaum in der Wahl der Massnahmen eingeschränkt, um diesen Geltung zu verschaffen. Das neuerliche Versprechen eines starken Deutschen Reichs nährte den Wunsch der sudetendeutschen Nationalisten, ihre einstige Vorrangstellung zurückzuerobern. Die Nationalsozialistische Partei wurde in der Tschechoslowakei verboten, aber Mitglieder der Sudetendeutschen Heimatfront, einer von Konrad Henlein 1933 gegründeten Partei, waren verkappte Nationalsozialisten. Sie heuchelten Loyalität zu Prag, doch ihre Ambitionen waren mit denen des «Dritten Reichs» verknüpft.

Die wirtschaftliche Unsicherheit und die deutsche Solidarität trugen beide zur Aufheizung der politischen Stimmung bei. Henleins Partei, auf Druck der tschechoslowakischen Regierung war sie zuvor in Sudetendeutsche Partei umbenannt worden, wurde bei den Parlamentswahlen von 1935 stärkste Fraktion – ein alarmierendes Ergebnis.

Henlein war ein intelligenter, kurzsichtiger und etwas untersetzter ehemaliger Turnlehrer mit Geheimratsecken. Sein Benehmen hatte etwas leicht Beunruhigendes, aber um den Ängsten vor Extremismus entgegenzutreten, bestritt er jede Sympathie mit Hitler oder Feindseligkeit gegen Juden. Er dementierte auch jegliches Interesse, die tschechoslowakische Aussenpolitik in eine prodeutsche Richtung zu lenken. Seine einzige Sorge sei es, die Rechte seines Volkes zu schützen, die von der chauvinistischen Regierung in Prag routinemässig mit Füßen getreten würden, wie er behauptete.

Henlein wurde nicht so sehr von der NS-Ideologie getrieben, sondern von dem Reiz der Macht und des Ruhmes. Sein Geschick als Politiker ging auf sein Talent zurück, scheinbar ganz aufrichtig die Unwahrheit zu sagen. Kaum jemand, der ihn von der Überlegenheit der «deutschen Rasse» reden hörte, hätte vermutet, dass seine eigene Mutter Tschechin war. Die Behörden in Prag konnte er nicht an der Nase herumführen, aber das spielte keine Rolle, weil die Männer, die er in erster Linie beeinflussen wollte, weder Deutsch noch Tschechisch, sondern Englisch sprachen. Ende 1935 schickte der Erste Sekretär der britischen Botschaft ein Telegramm Henlein betreffend nach London: «Nach seinem Charakter zu urteilen sowie nach seinen Reden, ist er offenbar gemässigt und steht zu seinem Wort.»³⁷ Einen Monat später fügte er hinzu: «Man fragt sich, weshalb Dr. Beneš keinen Versuch unternimmt, den Vorteil der von Henlein an den Tag gelegten Mässigung zu nutzen, ehe es zu spät ist.»³⁸

Der Wortführer der Sudetendeutschen reiste mehrmals nach London, wo er von gleichgesinnten Briten mit einflussreichen Freunden bekannt gemacht wurde. Bei diesen Begegnungen brachte er einmal seine Verwunderung zum Ausdruck über die Weigerung tschechoslowakischer Regierungsvertreter, die Vernunft zu erkennen. Er sei, so betonte er, ganz der Republik ergeben, und warnte für den Fall, dass seine gemässigten Gesuche abgelehnt werden sollten, dass dann mit Sicherheit

eine weit radikalere Figur als er auf den Plan treten werde. Im Juli 1936 schätzte einer der erfahrensten britischen Diplomaten, Sir Robert Vansittart, Henlein wie folgt ein. «Er macht einen überaus positiven Eindruck», berichtete der Adlige. «Ich würde sagen, er war ... aufrichtig und scharfsichtig. ... [Er] sagte, dass er stets der Wortführer und Vorreiter der Bestrebungen um eine Versöhnung mit der Regierung gewesen sei.»³⁹

Längst nicht so begeistert wurde Henlein empfangen, als er in Begleitung eines breitschultrigen Gestapo-Agenten dem tschechoslowakischen Botschafter in London Jan Masaryk einen Besuch abstattete. Dem jüngeren Masaryk fehlte die Selbstdisziplin seines Vaters, aber er machte dies durch seinen respektlosen Humor und einen einzigartigen persönlichen Stil wett. Bei dieser Gelegenheit führte er den Führer der Sudetendeutschen in sein Arbeitszimmer und war überrascht, dass sein Leibwächter ihm folgte. «Er geht überall hin, wo ich hingeh», erklärte Henlein. Masaryk nickte zustimmend und stellte vier Stühle um seinen Tisch auf. «Dann macht es Ihnen doch sicher nichts aus», fragte Jan, «wenn ich meinen Assistenten rufe, der mich begleitet, wo immer ich hingeh?» Der Botschafter öffnete die Tür und piff einmal kurz. Es sprang Gillie herein, sein Scottish Terrier, der es sich auf seinem angestammten Platz bequem machte.⁴⁰ Ungeachtet dieses Vorfalls hatte Henleins persönliche Diplomatie eine durchschlagende Wirkung. Wiederholt warf er Beneš vor, ein gefährliches Spiel zu spielen, weil er Hitlers Wünschen nicht nachkam. Wenn die Briten endlich die Sorgen in Mitteleuropa loswerden wollten, argumentierte er sinngemäß, müssten sie die Tschechen überreden nachzugeben. Im Laufe der Monate gelang es ihm, selbst erfahrenen britischen Meinungsmachern einzureden, dass der Frieden allein davon abhängen würde, ob diese Forderung erfüllt wurde.

In Wahrheit waren die Beschwerden der Sudetendeutschen, selbst wenn sie bis zu einem gewissen Grad ihre Berechtigung hatten, kaum so schwerwiegend, dass sie eine internationale Krise heraufbeschwören mussten. Gewiss, die Sudetendeutschen waren in staatlichen Institutionen wie Postdienst und Armee unterrepräsentiert. Arbeitslose Deutsche murmurten, dass staatliche Aufträge in ihrer Region an Firmen vergeben

wurden, die tschechische Arbeiter beschäftigten. Weil die Region stark industrialisiert war, traf die Weltwirtschaftskrise sie umso schwerer und hatte langfristige Folgen als in anderen Teilen des Landes. Dennoch hatten deutschstämmige Kinder ohne Weiteres Zugang zu deutschsprachigen Schulen, die Quote zwischen Lehrern und Schülern war angemessen, und die Familien bekamen einen gerechten Anteil an den sozialen Hilfszahlungen. Sie hatten Politiker, die für sie das Wort ergriffen, Zeitungen und Zeitschriften, die für ihre Sache warben, und mehr Freiheiten, ihre abweichenden Meinungen zu äussern, als ihre ethnischen Brüder in Hamburg, Frankfurt und Berlin.

Im Zentrum vieler Diskussionen stand die Statistik. Deutsche verwiesen auf Daten aus der Volkszählung von 1910, als die Region noch dem Kaiserreich Österreich-Ungarn angehört hatte und es in vielen Fällen vorteilhafter gewesen war, Deutscher zu sein als Tscheche. Die tschechoslowakische Regierung stützte sich hingegen auf die Umfrage von 1930, die in die entgegengesetzte Richtung umschlug. Sudetendeutsche beschwerten sich, dass der Anteil der deutschsprachigen Schulen von 43 auf 22 Prozent zurückgegangen sei. Die Regierung wies darauf hin, dass die Deutschen nur 21 Prozent der Bevölkerung ausmachten. Allerdings konnte man den Behörden zu Recht den Vorwurf machen, dass sie sich stärker um die Rechte der Tschechen kümmerten, die in deutschen Gebieten lebten, als um die der Deutschen in tschechischen Regionen.

Das Land hatte allerdings ein grundlegendes Problem: Die ethnische Trennung der schulischen und sozialen Einrichtungen behinderte den Aufbau einer vereinigten Tschechoslowakei. In den zwanziger Jahren waren die Sudetendeutschen in der Frage, ob man die eigenen Kinder lehren sollte, die Integration in den Staat zu akzeptieren oder abzulehnen, tief gespalten. Mit dem Aufstieg des Faschismus rückten Schulen rasch in Richtung Separation ungeachtet des Widerstands seitens liberalerer Elemente, zu denen auch Juden gehörten. Während die streitlustigen Gemässigten weiterhin einen traditionellen Ansatz bei der Bildung verfochten, hielten Henlein und seine Anhänger bei dem pädagogischen Modell Ausschau, das in der Nachbarschaft präsentiert wurde.

Im «Dritten Reich» wurde den Kindern beigebracht, dass sie Teil eines weit grösseren Ganzen seien als lediglich eines weiteren Landes. Sie seien die Mitglieder einer besonderen «Rasse», hundert Millionen Menschen stark, die von Gott auserwählt worden sei und von einem «Führer» geleitet werde, der Gottes Prophet war. Schon als kleine Kinder wurden Jungen und Mädchen zu Kriegern ausgebildet, darauf getrimmt, Juden zu hassen und geringschätzig auf Slawen herabzublicken, die als schmutzig und schwer von Begriff angesehen wurden. Thomáš Mann flüchtete wie so viele deutsche Intellektuelle aus Deutschland und besass einen tschechoslowakischen Pass* Im Mai 1938 bezeichnete er das NS-Erziehungsprogramm als

Zukunftsprogramm, [als] der unerbittliche Entwurf des deutschen Menschenbildes von morgen. Die ganze fanatische Umsicht, Konsequenz, Genauigkeit, Lückenlosigkeit tritt zu Tage, mit welcher dieser eine Gedanke erzieherisch ins Werk gesetzt und auf jeden einzelnen Lehr-Gegenstand bestimmend angewandt wird, sodass es sich eigentlich niemals um diesen selbst handelt, nicht die Erschliessung seiner Gehalte an Bildungsmöglichkeit, Wissen, menschlicher Förderung den Sinn des Unterrichtes ausmacht, sondern allein seine oft genug gewaltsam hergestellten Beziehungen zur fixen Idee kriegerischer Tüchtigkeit und nationalen Vorranges.⁴¹

Mann beobachtete, dass «der Ruhm deutscher Nation» stets in einer Freiheit bestanden habe, «die das Gegenteil patriotischer Borniertheit ist: in einer besonderen Beziehung zum objektiven Geist. „Der Patriotismus verdirbt die Geschichten Es war Goethe, der es sprach.“⁴² Und Hitler erklärte schon in *Mein Kampf*: «Seine [des «jungen Volksgenossen»] Erziehung und Ausbildung muss darauf angelegt werden, ihm die Überzeugung zu geben, andern unbedingt überlegen zu sein.»⁴³

* Die Tschechoslowakische Republik verlangte von Reisenden mit einem deutschen Pass kein Visum. Die Flüchtlinge wurden in Prag registriert, erhielten eine Aufenthaltserlaubnis und den Pass eines Staatenlosen. Kein anderes europäisches Land behandelte Flüchtlinge so grosszügig.

In der Tschechoslowakei widersetzten sich staatstreue Deutsche, von denen viele eng mit der katholischen Kirche verbunden waren, tapfer den faschistischen Doktrinen. Wie ihre Nachbarn lebten ihre Familien schon seit Generationen im Sudetenland. Ihre Wortführer hatten sich für die provinziellen Interessen innerhalb der Republik eingesetzt und hatten zwar für den tschechischen Nationalismus wenig übrig, aber ihre Auffassung von «Rassezugehörigkeit» deckte sich mitnichten mit der Hitlers. Sie hielten Herzlichkeit und Humanismus für ein Zeichen der Stärke, nicht der Sentimentalität oder Schwäche. Während der ganzen Auseinandersetzung zwischen Faschismus und Demokratie blieb eine Gruppe sudetendeutscher Abgeordneter standhaft und unterstützte offen die Freiheit und den Rechtsstaat. Mit diesem Akt stellten sie sich mutig der Gefahr, die allen Gemässigten in einem politischen Mahlstrom droht, nämlich: sich bei dem Geschrei der Extremisten überhaupt zu Wort zu melden. Für sudetendeutsche Faschisten waren die Gemässigten Verräter, für tschechische Nationalisten blieben sie doch Deutsche.

Als sich die Symptome der Krise allmählich in offener Diskriminierung und lokalen Gewaltausbrüchen äusserten, blieb den deutschen Demokraten, insbesondere Juden, die nahe liegende, wenn auch schmerzliche Option, in anderen Teilen der Tschechoslowakei Zuflucht zu suchen. Viele flüchteten nach Prag, wo sie sich Gleichgesinnten anschlossen, die zuvor aus dem Deutschen Reich geflohen waren. Eine Zeitlang war die Stadt die europäische Hauptstadt des humanistischen Diskurses. Zu den am heissesten diskutierten Themen zählte die Frage der Identität. Nach den Gesetzen der Republik hatten Juden das Recht, aber nicht die Pflicht, sich der jüdischen Nationalität zuzuordnen. Ungefähr die Hälfte machte von dieser Möglichkeit Gebrauch, während sich die Übrigen weiterhin als Tschechoslowaken, Deutsche, Ungaren, Polen oder andere bezeichneten. Die jüdische Bevölkerung des Landes machte zwar nicht einmal drei Prozent der Gesamtbevölkerung aus, aber sie tätigten über ein Drittel der Investitionen und stellten zehn Prozent der Hochschulstudenten. Sie stellten alles andere als eine monolithische Gruppe dar. Die Rate der interkonfessionellen Eheschliessungen war die höchste in ganz Mitteleuropa, und es wurde ununterbro-

chen über die religiösen Pflichten, die Ethik, Sprache, Sitten, Ernährungsvorschriften und Politik diskutiert. Mit Hitler in unmittelbarer Nachbarschaft machten sich viele Juden mit Verwandten in anderen Ländern diese Kontakte zunutze, um auszuwandern. Mehrere Tausend zogen nach Palästina. Wieder andere versuchten, häufig vergeblich, Visa für eine Reise in den Westen zu bekommen. Manche konvertierten zum Christentum oder verschafften sich gefälschte Taufbescheinigungen (über den wachsenden, im übrigen ökumenischen antifaschistischen Untergrund war das nicht sonderlich schwierig), weil sie meinten, das werde ihre Aussichten auf eine Überfahrt verbessern.

Deutschsprachige Juden, die in der Tschechoslowakei blieben, wurden willkommen geheissen, zumindest von den liberaleren Elementen der Gesellschaft, die in der Tradition Tomáš Masaryks die Menschenrechte unterstützten. Zwischen 1935 und 1937 wurde rund 900 deutschen Flüchtlingen, darunter viele Juden, die Staatsbürgerschaft verliehen. Im Jahr 1937 wurde in der Prager Altstadt eine Statue von Moses dem Gesetzgeber enthüllt und eine Strasse zu Ehren von Louis Brandeis benannt, einem jüdisch-amerikanischen Juristen mit böhmischen Vorfahren. Auf Anweisung Hitlers, einen Bericht über die Behandlung der Juden abzugeben, meldete der deutsche Botschafter in Prag, dass er keine Anzeichen einer Diskriminierung feststellen könne.

Die Geschichte ist voller Beispiele von Männern, die mit Hilfe strenger, brutaler und sogar beängstigender Methoden an die Macht gelangten, die aber dennoch, wenn ihr Leben als Ganzes betrachtet wird, als grosse Persönlichkeiten angesehen wurden, deren Leben die Geschichte der Menschheit bereichert hat. Womöglich verhält es sich mit Hitler ebenso.»⁴⁴ Diese Einschätzung, die ein Engländer im Jahr 1935 äusserte, war nicht nur ein weiteres Beispiel für die britische Naivität. Vielmehr war es die Aussage eines Mannes, der als einer der Ersten vor den deutschen Wiederaufrüstungsplänen warnte und Hitlers Verfolgung von Juden und Demokraten anprangerte: Winston S. Churchill.

Im Rückblick neigen wir dazu, lediglich den schwadronierenden Hitler in krächzenden Wochenschauen wahrzunehmen, den brüllenden

Diktator, der scheinbar den rechten Arm einer ganzen Generation Deutscher fernsteuerte und dessen Agenda eine einzige Litanei des Hasses war. Wir fragen uns, wie ein einigermaßen intelligenter Mensch – ganz zu schweigen von einem scharfen Beobachter wie Churchill – überhaupt zu einer eher positiven Auffassung gelangen konnte. Hitlers Schrift *Mein Kampf* enthüllte, selbst in den bereinigten Versionen, die damals im Westen erhältlich waren, unmissverständlich Hitlers Feindschaft gegen Frankreich, seine Fantastereien von einer Überlegenheit der «arischen Rasse» und seinen Wunsch, ganz Europa seinem Willen zu unterwerfen. Aber waren diese Schriften womöglich nur Säbelraseln, um die Stimmung eines gedemütigten Deutschen Reichs zu heben? Und war es nicht ganz natürlich, dass sich Deutschland von Neuem als führende Macht behaupten wollte? «Wer Hitler einmal persönlich begegnet ist», führt Churchill fort, «hat einen überaus kompetenten, nüchternen, gut informierten Funktionär mit einem sympathischen Benehmen [und] einem entwaffnenden Lächeln angetroffen ... Folglich lebt die Welt von der Hoffnung, dass das Schlimmste vorüber ist und dass wir Hitler womöglich als eine sanftere Figur in einem glücklicheren Zeitalter erleben werden.»⁴⁵

Eine sanftere Figur in einem glücklicheren Zeitalter. Zu den Menschen, die von Hitler beeindruckt waren, zählte auch Arnold Toynbee, der renommierte, wenn auch alles andere als weitblickende britische Historiker seiner Zeit. David Lloyd George, der England im Ersten Weltkrieg geführt hatte, klagte nach einem Treffen mit dem «Führer»: «Ich würde mir lediglich wünschen, dass wir einen Mann von seinen aussergewöhnlichen Qualitäten als Regierungschef in unserem Land hätten.»⁴⁶ Ein weiterer Mann, der in den Bann des «Führers» geriet, war Edward Albert Christian George Andrew Patrick David Windsor, der ehemalige König Edward VIII. Im Jahr 1937, kurz nach seiner umstrittenen Heirat mit der Amerikanerin Wallis Simpson, stattete er Hitler einen Freundschaftsbesuch ab und begrüßte ihn schmissig mit dem Hitlergruss.

Hinzu kam Lord Halifax, der einstige Vizekönig Indiens und langjährige enge Vertraute von Premierminister Neville Chamberlain. Edward Wood kam mit einem verkümmerten rechten Arm zur Welt und

hatte drei kränkliche Brüder, von denen keiner seinen neunten Geburtstag erlebte. So wurde Wood zum Erben des Adelstitels und eines riesigen Gutes in Yorkshire. Wie viele Menschen seines Ranges mass der hagere Halifax mit der Adlernase Politiker in erster Linie an dem Ausmass ihrer Verachtung für den Bolschewismus. Im Jahr 1936 besuchte er Deutschland zum ersten Mal und bezeichnete Hitlers Regime, das inzwischen jeden Kommunisten, den es gefasst hatte, hinter Schloss und Riegel gesteckt hatte, als «fantastisch». Im November des nächsten Jahres fuhr er auf Bitten Chamberlains noch einmal nach Deutschland, angeblich um eine Jagdausstellung zu besuchen. Als die Jagd zu Ende war, unternahm er eine Fahrt zu Hitlers Berghof am Obersalzberg in dem Ferienort Berchtesgaden. Als er aus dem Wagen ausstieg, wollte er schon dem Lakaien den Mantel in die Hand drücken, als sein Adjutant ihm eindringlich zuflüsterte: «Der Führer! Der Führer!» Halifax betrachtete den «Lakaien» genauer, behielt den Mantel und begrüsste seinen Gastgeber.

Während ihres dreistündigen Gesprächs teilte Halifax Hitler mit, dass man in Grossbritannien Anstoss an einigen Aspekten der NS-Regierung nehme, dass seine Regierung aber dennoch wünsche, mit ihm im Namen des europäischen Friedens zusammenzuarbeiten. Zu diesem Zweck nannte der Engländer drei mögliche Krisenherde: Österreich, Tschechoslowakei und die polnische Hafenstadt Danzig. «Englischerseits glaube man nicht», sagte er zu Hitler, «dass der Status quo unter allen Umständen aufrechterhalten werden müsse. ... England mache dabei nur seinen Einfluss in der Richtung geltend, dass diese Änderungen nicht auf eine Weise erfolgen, die der vom Führer vorhin erwähnten, unvernünftigen Lösung, dem Spiel der freien Kräfte, das letzten Endes Krieg bedeutete, entspreche.»⁴⁷ Die britische Linie lautete folglich damals, Veränderungen der europäischen Ordnung zu tolerieren, allerdings mit der dringenden Hoffnung, dass sämtliche Korrekturen ohne Widerspruch unter den Grossmächten vorgenommen wurden.

Dieses Kopf-in-den-Sand-Stecken war auf die Schwächung Grossbritanniens zurückzuführen. Das Land hatte 300 Jahre lang den führenden Schiedsrichter in der Weltpolitik gespielt. Im 19. Jahrhundert er-

streckte sich sein Reich von Kanada und der Karibik bis nach Südafrika, Indien und Australien, mit unzähligen Vorposten dazwischen. Durch den Zerfall des Osmanischen Reiches hatte Grossbritannien wertvolle Mandate im öltreichen Nahen und Mittleren Osten erhalten. Die Briten zweifelten keine Sekunde am zivilisatorischen Nutzen ihrer Herrschaft: die Rückständigen schulen, die Heiden aufklären, Beamten ausbilden und wenn nötig mit Polizeiknüppeln einschreiten, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Von ihren Privatschulen bis zum Unterhaus, von den grossen Londoner Bankhäusern bis zu den Seiten der Times schätzten sie ihre Institutionen. Sie hatten den Gipfel erklommen und genossen die herrliche Aussicht. Allerdings stellten sie fest, dass es von diesem erhabenen Aussichtspunkt nur noch bergab ging.

Der Erste Weltkrieg war ein Schock gewesen, die Alliierten hatten einen hohen Preis für den Sieg bezahlt. Es hielt sich hartnäckig das Gefühl, dass viel zu viele für viel zu wenig gestorben waren. Die romantische Vorstellung von einer Schlacht, die erhebende Vision eines König Heinrichs V. bei Azincourt war in den Schützengräben von Verdun und an der Somme auf den Boden der Tatsachen geholt worden. Und nun, 15 oder 20 Jahre danach, schmückten die Porträts gefallener Väter, Brüder und Söhne in vielen Haushalten den Kaminsims. Männer mittleren Alters mit fehlenden Gliedmassen gehörten im Königreich immer noch zum Strassenbild, habgierige Waffenproduzenten wurden immer noch voller Verachtung betrachtet, und man ging davon aus, dass jeder künftige Konflikt noch weit schlimmer ausfallen werde. Überall wurde Giftgas gefürchtet, und die Warnung eines Abgeordneten wurde für bare Münze genommen: «Der Mann auf der Strasse tut gut daran, sich klarzumachen, dass keine Macht auf Erden ihn davor schützen kann, bombardiert zu werden. Was immer die Leute ihm erzählen mögen, der Bomber wird immer durchkommen.»⁴⁸

Ökonomische Überlegungen spielten ebenfalls eine wichtige Rolle. Die Verwaltung eines Riesenreiches im 20. Jahrhundert schaffte mehr Kopfzerbrechen und weniger Einnahmen als in früheren Zeiten. Die indische Bevölkerung, unter der Führung des charismatischen Mahatma Gandhi, schien eine besonders lästige Plage.

Aus dem langjährigen Geldgeber Grossbritannien war inzwischen ein Schuldner geworden, mit einer Handelsbilanz, die in die falsche Richtung gekippt war. Es herrschte ein massiver Druck, den Haushalt über Abrüstungsmassnahmen auszugleichen, die man im Zeitalter des Völkerbundes für unerlässlich für den Weltfrieden hielt. Woodrow Wilson hatte im vierten seiner berühmten 14 Punkte einen Abbau der Rüstung «auf das niedrigste, mit der inneren Sicherheit vereinbare Mass» gefordert. Dieses Ziel fand in einer Reihe von Abrüstungskonferenzen in Genf in den zwanziger Jahren einen Widerhall. Bemühungen, den Pazifismus zu fordern und den Krieg per Gesetz zu verbieten, entsprachen dem damaligen Zeitgeist. Worte alleine sagen jedoch wenig aus. Von den Grossmächten war Grossbritannien die Einzige, die wirklich die Rüstungsausgaben kürzte.

Der Auftritt der Nationalsozialisten auf der europäischen Bühne alarmierte die Briten anfangs nicht im Mindesten. Immerhin war die Stärke des deutschen Heeres und der Marine nach dem Versailler Vertrag begrenzt, und dem besiegten Land war es untersagt, eine Luftwaffe zu unterhalten. Die Alarmglocke ertönte erst, als Hitler im März 1935 den Vertrag aufkündigte und erklärte, dass sein Land seine Armee wiederaufbauen werde. Als Deutschland ein Jahr später das Rheinland besetzte, beunruhigte die Briten die Erkenntnis, dass das deutsche Heer bereits drei Mal so gross wie laut Vertrag erlaubt war und dass die deutsche Luftwaffe schon bald die eigene übertreffen würde.

An diesem Punkt fing die Regierung Seiner Majestät an, den eigenen Bedarf zu überdenken, insbesondere in der Luft und auf See. Die Aufrüstung kam jedoch schleppend in Gang und schenkte der Army kaum Beachtung, die deutlich unter der genehmigten Stärke blieb und auf keinen Fall dafür gedacht war, auf dem Kontinent zu kämpfen. Ein Amerikaner, der das Geschehen beobachtete, während er seine Examensarbeit schrieb, verglich die englische Haltung mit der eines Gentlemans, der eigentlich einen neuen Anzug bräuchte, aber beschliesst, dass er noch dringender ein gutes Essen brauchte. John F. Kennedy, Sohn des US-Botschafters in London, nannte seine Studie *Why England Slept*. «Es dauert seine Zeit, die Einstellung der Menschen zu verändern», schrieb er, «und ... gewaltige Erschütterungen, um die Psyche

einer ganzen Nation zu verändern.»⁴⁹ Das Aufkommen des Nationalsozialismus war eine lästige Plage, kein Schock. Für viele Briten, einschliesslich der hohen Tiere in der Regierung, schien der Faschismus eine Phase, aus der die Deutschen herauswachsen würden, sobald ihre legitimsten Bedürfnisse befriedigt waren.

Neville Chamberlain hatte im Mai 1937 das Amt des Premierministers angetreten. Seine Politik, die Beschwichtigung mit Aufrüstung kombinierte, hatte zum Ziel, das Vertrauen in die europäische Sicherheit wiederherzustellen. Mit seinen 68 Jahren hatte Chamberlain während eines grossen Teils seiner Laufbahn im Schatten seines Vaters, eines reichen Industriellen, und seines Bruders gestanden, der als Ausenminister gedient hatte. An seinem Lebensabend stieg er nun höher auf als sie beide. Er hatte das Glück, in einer Zeit zu leben, in der man es in der Politik auch dann zu etwas bringen konnte, wenn man für das Volk wenig übrig hatte. Seine eigentlichen Leidenschaften waren Musik, Gartenarbeit und Angeln ohne Ende.

Chamberlain war ein praktisch veranlagter, geschäftstüchtiger Mensch, der sich in erster Linie auf das eigene Urteil verliess und seine Kritiker verachtete. Er glaubte nicht, dass Krieg überhaupt ein Problem lösen kann, und war überzeugt, dass alle intelligenten Menschen zu demselben Schluss gelangen mussten. Er hatte die in der Regel unschätzbare, aber in diesem Fall trügerische Fähigkeit, sich in andere hineinzusetzen. Er konnte Hitlers Zorn über den Friedensvertrag ohne Weiteres nachvollziehen, und den damit einhergehenden Wunsch, die deutsche Macht bis zu einem gewissen Grad wiederherzustellen. Chamberlain konnte auch über die derbe Sprache und das Säbelrasseln des «Führers» philosophieren, das er dessen ärmlicher Herkunft zuschrieb. Der Premierminister konnte sich jedoch nicht vorstellen, dass irgendjemand absichtlich einen Zweiten Weltkrieg herbeiführen würde. In Chamberlains Universum mochten die Menschen Fehler haben, aber sie waren um ihre Seelen besorgt und schickten sich nicht an, etwas absolut Ungeheuerliches zu tun.

6

HINTER DEN SIEBEN BERGEN

Das Jahr 1937 war das Jahr, in dem sich Europa dem Rand eines Abgrunds näherte, aber noch nicht darüber hinaus blicken konnte. In der Tschechoslowakei erholte sich die Wirtschaft allmählich. Die Exporte legten zu, der Haushalt wies einen Überschuss auf. Die Arbeitslosigkeit hatte sich um zwei Drittel verringert, und für Prag war ein U-Bahn-Netz auf dem modernsten Stand der Technik geplant. Die Konzert- und Theatersäle waren gut gefüllt, und die Bürger aller Nationalitäten feuerten die Nationalmannschaften an, die im Eishockey und Fussball zu den besten der Welt zählten.

Die Präsenz Hitlers liess sich nicht leugnen, aber die Nationalsozialisten waren noch ein neues Phänomen und, aus der Ferne betrachtet, fast schon grotesk. Die Vorstellung, dass der Gipfel der menschlichen Rasse von dem unscheinbaren Österreicher und seinen unansehnlichen Helfershelfern repräsentiert wurde, erschien geradezu lächerlich – und viele lachten auch.

Im Befreiten Theater in Prag brüllten die Zuhörer vor Lachen über die satirischen Sketche des beliebten Kabarettistenpaars Voskovec* und Werich:

*Bevor die Zivilisation anbrach,
alles in bester Ordnung war.
Brontosaurier stapften durch Dahlien,
Kannibalen verschlangen Fressalien;
Friedlich schlief man im Schatten gar.*

* Jin Voskovec wurde später in Amerika Schauspieler. Die Richterin Sonia Sotomayor des Obersten Gerichtshof nannte seine Darstellung eines patriotischen Einwanderers in dem Gerichts drama *Die zwölf Geschworenen* ein Schlüsselerlebnis, das sie in ihrem Entschluss bestärkt habe, die Gerichtslaufbahn einzuschlagen.

*Doch dann kam der Schuft,
der das Rad erschuf
vom Rad kamen Münzen
Von Münzen die Inflation,
Ein'schreiender Esel,
eine wütende Nation.*

*Und jetzt haben wir die Zivilisation,
Armut ist heute in Mode.
Der Esel bläht sich in der Sonne,
Alle rennen sich zu Tode,
Und alle Esel brüllen: Sieg Heil!⁵⁰*

Der Traum einer einigen und demokratischen Tschechoslowakei war noch nicht gestorben. Selbst in den Jahren 1937 und 1938 schickten viele tschechische Familien ihre Kinder für die Sommerferien ins Sudetenland. Deutsche gaben im Gegenzug ihre Kinder in tschechischen Städten in die Obhut. Die Strukturen, die seit dem Ende des Ersten Weltkriegs in Europa den Frieden bewahrt hatten, lösten sich allmählich auf, aber die grosse Mehrzahl war weiterhin überzeugt, dass eine Katastrophe vermieden werden konnte. Das hielt die Regierung in Prag jedoch nicht davon ab, sich auf das Schlimmste vorzubereiten.

Seit der Gründung der Republik war den Regierenden die Verwundbarkeit der Nation schmerzlich bewusst gewesen. Tomáš G. Masaryk hatte betont, dass es nicht ausreiche, sich dem Bösen zu widersetzen, vielmehr müsse man aktiv dagegen ankämpfen. Er wünschte sich, dass die Seele der Tschechoslowakei «Jesus, nicht Cäsar» widerspiegele, lehnte es aber ab, so weit zu gehen, die zweite Wange hinzuhalten. «Ich will den Frieden praktisch, nicht utopisch», erklärte er, «das heisst: dass ich zur Erhaltung des Friedens alle Kräfte an Scharfsinn und Liebe für Nation und Menschheit anspanne, aber wenn es nötig ist, auch alle Kräfte der Verteidigung.»⁵¹

Er und später Beneš untermauerten dieses Versprechen, indem sie französische Militärberater aufforderten, ihnen bei der militärischen

Ausbildung zu helfen. Ausserdem steckten sie grosszügig Ressourcen in die Landesverteidigung. Um die Abhängigkeit möglichst gering zu halten, förderten sie eine robuste Rüstungsindustrie, die später als das Waffenarsenal Mitteleuropas bekannt wurde. Im Jahr 1938 verfügte das Land bereits über 30 einigermassen ausgestattete und professionell geschulte Armeedivisionen und eine Luftwaffe mit erfahrenen Piloten und über 1'200 moderne Flugzeuge. Die Soldaten wurden von gepanzerten Einheiten und reichen Vorräten an Munition und Öl unterstützt. «Tschechenigel», massive Panzersperren aus Stahl, die über riesige Rollen Stacheldraht miteinander verbunden waren, sicherten die Grenze zu Deutschland. Hitler bemerkte später, dass Deutschland und die Tschechoslowakei die einzigen Staaten gewesen seien, die ihre Kriegsvorbereitungen effizient durchführten. Es stellte sich jedoch die Frage: Reichten die Massnahmen aus?

Umgeben von potenziellen Feinden räumte die Regierung dem Aufbau eines Spionagenetzes oberste Priorität ein. Der Chef des Nachrichtendienstes Oberst František Moravec war ein ehemaliger Legionär, der glaubte, dass die Tage seines Landes gezählt waren. Im Europa der dreissiger Jahre war Spionage ein blühender Geschäftszweig, insbesondere in Städten wie Wien, Berlin, Genf und Prag. Spione operierten in einer Atmosphäre der Intrigen. Geheimcodes, Nachrichten in unsichtbarer Tinte, raffinierte Verkleidungen und Überwachungstricks gehörten zu ihrem bizarren Alltag. Folglich war Moravec einigermassen misstrauisch, als ein Mann zu ihm Kontakt aufnahm, der sich selbst als hoher deutscher Regierungsvertreter bezeichnete, der bereit war, gegen Geld Informationen zu liefern. Nach einer Phase des Zögerns und der Überprüfung arrangierte Moravec ein Treffen mit dem Mann, der sich als genau der entpuppte, der er behauptet hatte zu sein. Agent 54, wie er fortan genannt wurde, war ein hoher Militäroffizier, der Hitler ebenso sehr verachtete, wie er Geld liebte. Von April 1937 an und bis zu seiner Verhaftung fünf Jahre später lieferte der Agent Dokumente und Gerüchte, welche die tschechischen Behörden im Voraus über Aktionen der Nationalsozialisten informierten, die sie dennoch nicht stoppen konnten. Eine Initiative war etwa die heimliche Zusammenarbeit

Berlins mit der quasi-nationalsozialistischen Sudetendeutschen Partei Konrad Henleins.

Selbst als Henlein jede Verbindung zu Hitler dementierte, erhielt er regelmässig Zuwendungen aus Berlin. Er war sich darüber im Klaren, dass sein Ansehen unter den Sudetendeutschen davon abhing, dass er die Rückendeckung des deutschen Kanzlers vorweisen konnte. Somit blieb er in seinem Gehorsam zu Hitlers Führung standhaft und hielt sich bei seinen Schmeicheleien nicht zurück. Er wünsche nichts sehnlicher, erklärte er in einer vertraulichen Nachricht, als zu erleben, wie das Sudetenland (genaugenommen alle historischen tschechischen Ländereien) Teil des Reiches werde. Auf Anweisung des NS-Hauptquartiers brachte er eine Propagandakampagne unter dem Wahlspruch «Heim ins Reich» ins Rollen, um die angebliche Not seines Volkes zu demonstrieren. Deutsche Kinder aus der Tschechoslowakei wurden über die Grenze geschickt, um Geschichten von dem Leiden unter den angeblichen Unterdrückern zu erzählen.⁵² In dem Masse, wie sich die Agitation verstärkte, erhöhten auch die Briten und Franzosen ihren Druck auf Beneš. Es sei seine Pflicht, erklärten sie, den Frieden zu erhalten.

Beneš war beunruhigt, geriet aber nicht in Panik. Er hielt Hitler für einen offensichtlich schlechten Führer, dessen Beliebtheit schwinden würde, wenn die deutsche Wirtschaft weiterhin schwächelte. Ausserdem war er der Meinung, dass die meisten Sudetendeutschen zu klug waren, um sich dem Faschismus zu verschreiben. Zu Beginn seiner Präsidentschaft reiste er durchs Land, um die aufgeheizte Stimmung ein wenig abzukühlen. Er sagte den Zuhörern in ihrer jeweiligen Muttersprache, dass ein gewisses Mass an Spannungen zwischen ethnischen Gruppierungen ganz normal sei, aber auf demokratischem Wege auf der Basis des «Respekts für den Menschen und der völligen Gleichheit der Bürger» gelöst werden könnte.⁵³ Er räumte ein, dass Prag bei der Vergabe von Aufträgen und bei der Besetzung von Posten in der Bundesregierung Fehler gemacht hatte. Vor der abschliessenden Aufforderung zu gewaltlosen Konfliktlösungen verwies er, wie so oft, auf die Grösse des deutschen Charakters, wie sie sich in so grossen moralischen Denkern wie Gotthold Ephraim Lessing, Friedrich Schiller und Goethe zeige.

Im Lauf der Zeit kam Beneš so gut wie jeder Forderung Henleins nach. Sogar der deutsche Botschafter berichtete am n. November 1937, dass der Präsident «wirklich die Lage der deutschen Minderheit verbessern wollte»,⁵⁴ und am 21. Dezember, dass Beneš sich «die innere Befriedung des Landes zum Ziel seiner Präsidentschaft gesetzt» habe.⁵⁵

Der tschechoslowakische Staatschef neigte schon immer dazu, das Glas halb voll zu sehen. Als Moravec, sein Geheimdienstchef, warnte, dass Hitler und Henlein entschlossen seien, einen Krieg zu entfachen, sagte Beneš zu ihm, er solle nicht in Panik geraten. Falls Hitler, so Beneš, «zu Gewalt greifen sollte, können wir uns auf unser Bündnisystem verlassen. Vergessen Sie nicht, dass unsere Verbündeten zusammengenommen immer noch stärker als Deutschland sind.»⁵⁶

Der britische Journalist und Romanautor Compton Mackenzie schreibt in seiner Beneš-Biographie:

Einmal hatte ich Gelegenheit, den berühmten Optimismus des Präsidenten mit eigenen Augen zu beobachten. ... Ich traf ihn im Garten an. Meiner Meinung nach sah es nach Regen aus, und das sagte ich auch. Der Präsident reckte, die Brille in der Hand, den Kopf in den Himmel: «Ich glaube nicht.» Also stellte ich meine erste Frage. Der Präsident antwortete ausführlich. Die ersten dicken, schweren Regentropfen, eindeutig die Vorboten eines Regengusses, fielen. Der Präsident runzelte die Stirn. Dann zog er es vor, diese Henleinschen Regentropfen zu ignorieren, und redete einfach weiter. Schon bald konnte er sie nicht völlig ignorieren und machte ein für ihn charakteristisches Zugeständnis, um eine Kompromisslösung zu finden. Er schob seinen Stuhl zurück unter eine Buche.... Ein oder zwei Minuten lang schien der Kompromiss zu funktionieren. Das Übermass des sudetendeutschen Regens wurde in Schach gehalten. ... [Dann] traf ein besonders dicker Tropfen den Präsidenten auf der Stirn. Ein weiterer landete auf der Brille. Der nächste fiel auf meine Nase. Wir zogen uns weiter unter die Buche zurück, aber

schliesslich musste der Präsident nachgeben. Er schüttelte den Kopf über die Unvernunft des Regens und ging voran ins Haus.⁵⁷

Beneš war ein Gefangener sowohl seines eigenen diplomatischen Erfolgs in der Vergangenheit als auch seines streng logischen Verstands. Mein Vater nannte ihn den «Mathematiker der Politik», einen durch und durch vernünftigen Menschen, der davon ausging, dass andere sich vom selben Stern leiten liessen.⁵⁸ Es sollte nicht lange dauern, bis die Welt ihn enttäuschen würde.

Anfang 1938 stach Hitler in ein Wespennest, wobei er weder eine starke Reaktion erwartete, noch erhielt. Er wusste zu der Zeit, dass Grossbritannien keine Einwände gegen eine «friedliche Neuordnung» der inneren Grenzen Europas erheben würde. Lord Halifax, inzwischen Ausenminister, hatte dies im vorangegangenen November bereits eingeräumt. In den Reden des «Führers», die auf der ganzen Welt gehört wurden, behauptete er, Millionen Deutsche seien gezwungen, ausserhalb der Grenzen ihres Vaterlandes zu leben und dass andere Länder, auch Grossbritannien, niemals gezögert hätten, ihre eigenen Interessen zu verteidigen. Österreich beschuldigte er (wie schon bald die Tschechoslowakei), systematisch die eigene deutsche Bevölkerung zu verfolgen. Nicht lange danach stürzte die regierende Koalition Österreichs aufgrund des Drucks aus Deutschland und der Demonstrationen der österreichischen Nationalsozialisten. In den Morgenstunden des 12. März überschritten deutsche Soldaten die Grenze. Als sich abzeichnete, dass sie auf keinen Widerstand stiessen, wurde die Wehrmacht angewiesen, «nicht in kriegerischer, sondern in festlicher Manier» einzumarschieren.⁵⁹

Noch am selben Nachmittag fuhr Hitler nach Linz, die Stadt seiner Kindheit, und besuchte die Gräber seiner Eltern, bevor er in die Hauptstadt weiterreiste. Unterwegs wurde er von einer jubelnden Menge begrüsst. In Wien ging die Heimkehr des «Führers» mit einer massiven, öffentlichen Gewalt gegen die Juden der Stadt einher – der wohl schmachvollste Moment der langen österreichischen Geschichte. Das Land, in dem Schubert geboren wurde, Mozart gelebt und Beethoven

die Symphonie *Pastorale* komponiert hatte, geriet in die Hände von Barbaren.⁶⁰

Der sogenannte Anschluss, die Eingliederung Österreichs in das Deutsche Reich, war für Hitler eine von zahlreichen Provokationen. Im Jahr 1935 hatte er mit dem Wiederaufbau der Streitkräfte angefangen. 1936 besetzte er das Rheinland und vergrösserte damit seine Optionen für eine Invasion in Frankreich. Und 1938 verwirklichte er mit der Annexion Österreichs gleich drei Ziele auf einmal: Vereinigung der Deutschen, Einkreisung der Tschechoslowakei und Öffnung einer Invasionsroute in den Balkan. Hitler war auf dem Vormarsch, und niemand wagte es bislang, sich ihm in den Weg zu stellen.

Am Tag der Invasion in Österreich schickte die Luftwaffe ein Flugzeug ohne Kennzeichen über die tschechoslowakische Grenze, das Flugblätter mit einem Gruss abwarf: «Sagen Sie in Prag, Hitler lässt Sie grüssen.»⁶¹ Noch am selben Morgen beruhigte Lord Halifax in London Jan Masaryk, er solle sich keine Sorgen machen, die Nazis würden seinem Land niemals das antun, was sie mit Österreich gemacht hätten, die Deutschen hätten in diesem Punkt ihr Wort gegeben. Masaryk stellte fest, dass «selbst eine Boa Constrictor ein paar Wochen Ruhe brauche, nachdem sie sich den Bauch vollgeschlagen habe». Halifax fragte darauf, was die Tschechoslowaken denn im Falle eines Angriffs tun würden. «Wir werden schiessen», erwiderte Masaryk.⁶²

Ungeachtet der Bedenken einiger hoher Offiziere hatte das deutsche Militär bereits eine Strategie für die Eroberung der Tschechoslowakei ausgearbeitet (Fall Grün). Hitler war fest entschlossen, die Angelegenheit zu forcieren, allerdings hätte er gerne einen Vorwand gehabt. Die Tschechoslowakei war weder das Rheinland noch eine deutschsprachige Nation wie Österreich. Er wies Henlein an, Gerechtigkeit für die Sudetendeutschen zu fordern und auf Veränderungen zu beharren, «die für die tschechische Regierung unannehmbar waren». Henlein erwiderte, dass er verstanden habe: «Wir müssen also immer so viel fordern, dass wir nicht zufriedengestellt werden können.»⁶³ Natürlich beschränkten sich die Pläne der Wehrmacht keineswegs auf die Befreiung einer unzufriedenen Minderheit, viel mehr ging es darum,

das ganze Land zu unterwerfen, die Kontrolle über dessen Industrie zu übernehmen und «das deutsche Raumproblem» zu lösen.⁶⁴ Der Zeitpunkt hing davon ab, wann es Henlein gelang, einen *Casus Belli* zu schaffen, sowie von dem Grad des Widerstands, der von den Briten und Franzosen zu erwarten war. Am 30. Mai 1938 unterschrieb der «Führer» eine Direktive, in der er seinen Wunsch betonte, den Nachbarstaat spätestens bis zum 1. Oktober zu zerschlagen.

Millionen Menschen, die sich Hitlers Reden und die NS-Rundfunksendungen anhörten, wurde mitgeteilt, dass die Tschechen angeblich «einen leidenschaftlichen Vernichtungskrieg» gegen die Sudeten-deutschen führten. Unternehmen in deutschem Besitz würden in den Ruin getrieben, die Kinder litten Hunger, der Grad der Unterdrückung sei unvorstellbar. Diese Propaganda wurde sorgsam als unabhängige Berichterstattung getarnt, um die Zuhörer auf der ganzen Welt zu täuschen. Goebbels räumte später ein, dass es während der gesamten Krisenphase von höchster Bedeutung gewesen sei, dass die sogenannten Lageberichte es den ausländischen Kreisen nicht gestatteteten, die Taktik von Berlin zu durchschauen.⁶⁵ Als der Höhepunkt näherrückte, wurden die kriecheischen Rundfunkmoderatoren geradezu hysterisch und fantasierten von «bestialischen jüdisch-hussitisch-bolschewistischen Monstern», die über die tapferen, aber wehrlosen Deutschen der Tschechoslowakei herfielen.

Beneš vertraute immer noch auf sein Bündnis mit Frankreich und meinte, wenn sich die Franzosen an einer Auseinandersetzung beteiligten, dann würden auch die Briten mitkämpfen. Ausserdem hatte er sein Abkommen mit der Sowjetunion. Zdeněk Fierlinger war der Botschafter des Landes in Moskau. Ende April berichtete er, dass Stalin zugesagt habe, für die Tschechoslowakei in Aktion zu treten, vorausgesetzt, die Franzosen engagierten sich ebenfalls. Alles gut und schön, aber Fierlinger war mit seiner Weisheit am Ende, als er gefragt wurde, zu welchen Schritten die Sowjets denn konkret bereit wären.

Zwanzig Jahre später schrieb ich meine Examensarbeit über Fierlinger, einen verschlagenen und unsympathischen Menschen, der geschickt Beneš um den Finger wickelte, dessen Loyalität aber eigentlich dem Kommunismus galt. Der Lehrersohn Fierlinger war ein mittelmäs-

siger Schüler, hatte aber ein Talent für Sprachen. Er zählte darüber hinaus zu den vielen jungen Männern, die den Ersten Weltkrieg in der Tschechoslowakischen Legion erlebt hatten. Gegen Ende des Konflikts hatte er sich einer Militärdelegation nach Frankreich angeschlossen, wo er den sieben Jahre älteren Beneš kennengelernt und sich mit ihm angefreundet hatte. Über diese Verbindung gelangte Fierlinger in den diplomatischen Dienst und zu einer Reihe von Berufungen, darunter im Jahr 1937 zum Gesandten in der Sowjetunion. Er war Mitglied der Sozialdemokratischen Partei, die im politischen Spektrum eine Stellung knapp rechts von den Kommunisten einnahm. Die Partei zählte zu den stärksten Gruppierungen, ungeachtet der Tatsache, dass manche Mitglieder eingetreten waren, weil sie den Kommunismus vehement ablehnten, andere hingegen, weil sie halbe Kommunisten waren. Diese Spannung zwischen den demokratischen Linken und Menschen, die mein Vater als «Mitläufer» bezeichnete, sollte beim künftigen Schicksal des Landes eine zentrale Rolle spielen.

Im August traf sich Beneš mit Fierlinger in Sezimovo Ústí, einem malerischen Städtchen auf dem Land, wo sie benachbarte Sommersitze hatten. Der Präsident fragte seinen Gesandten, was die Sowjets denn unternehmen würden, falls die Deutschen die Tschechoslowakei angriffen. Beide wussten genau, dass Stalin ein Jahr zuvor gigantische Schauprozesse gegen zivile und militärische Führungspersonen inszeniert hatte – eine paranoide Massnahme, die mit der Hinrichtung Tausender loyaler Kommunisten geendet hatte und nach der die Rote Armee schlecht auf einen Krieg vorbereitet war. Aber Fierlinger blieb dabei, dass sich die Tschechen darauf verlassen könnten, dass Moskau ihnen jede mögliche Unterstützung bieten werde. Auf die Frage des Präsidenten, was das bedeute, erwiderte Fierlinger, das hänge vom Lauf der Ereignisse ab. Als Beneš um eine konkrete Garantie bat, konnte der Gesandte ihm keine geben. Nach mehreren Minuten zeigte der sonst so optimistische Präsident Anzeichen einer Niedergeschlagenheit. Um dessen Stimmung zu heben, legte Fierlinger eine Platte mit russischen Marschliedern auf, die, wie er in seinen Memoiren schreibt, «uns tief beeindruckten, weil wir die Stärke eines grossen Landes und seines

Volkes spürten, das bereit war, seine Freiheit und Unabhängigkeit bis zuletzt zu verteidigen». ⁶⁶ Das war ja gut und schön, aber es stand nicht die Unabhängigkeit der Sowjetunion auf dem Spiel.

Zu meinem grossen Bedauern bin ich an diesem Punkt des historischen Geschehens ausserstande, einen Augenzeugenbericht zu geben. Mit kaum einem Jahr war meine Welt damals klein. Ich kann sagen, dass ich bei den Nachforschungen für dieses Buch über das Gefühl der Hilflosigkeit betroffen war, das meine Eltern und viele Landsleute mit Sicherheit empfunden haben. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt, als ich zu Weihnachten 2010 einen E-Book-Reader geschenkt bekam, auf dem ich noch einmal *Krieg und Frieden* las. Wie Tolstoi-Fans wissen, lässt der Autor ständig seine Überzeugung durchscheinen, dass Geschichte viel stärker von der mysteriösen Hand der Vorsehung als durch die Aktionen internationaler Politiker bestimmt ist. Somit hing der Ausgang der Napoleonischen Kriege und die Fähigkeit der zaristischen Truppen, die Franzosen zurückzuwerfen, weniger von Napoleon und Zar Alexander I. ab, als von den offensichtlich willkürlichen Entscheidungen einzelner Personen, die gemeinsam als die unfreiwilligen Werkzeuge eines höheren Ziels dienten. Tolstoi argumentierte, die Gelehrten hätten ständig die Fähigkeit der Grossen und Mächtigen übertrieben, den Gang der Ereignisse zu beeinflussen. Offensichtlich steckt in dieser These ein Körnchen Wahrheit, aber die Rolle der Staatsführung bei den Ereignissen unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg darf nicht heruntergespielt werden. Wenn man Hitler aus der Szenerie streicht, die britischen und französischen Politiker durch energischere Akteure ersetzt oder einen zweiten Tomáš G. Masaryk für eine Hauptrolle gewinnen würde, dann hätten die Ereignisse, die im Folgenden beschrieben werden, gar nicht stattgefunden. Oder die Entwicklung hätte zumindest einen derart anderen Verlauf genommen, dass es gar nicht zu einem Zweiten Weltkrieg gekommen wäre. Wie die Dinge lagen, hatten die Bürger der Tschechoslowakischen Republik und viele ihrer Brüder und Schwestern in ganz Europa relativ wenig Einfluss auf ihr eigenes Schicksal und konnten lediglich zusehen, wie die führenden Männer grossspurig ihren Auftritt auf der Bühne inszenierten.

«WIR MÜSSEN WEITER FEIGLINGE BLEIBEN»

Der deutsche Einmarsch in Österreich erfolgte über Nacht, überdies zur unübersehbaren Genugtuung vieler, die in dem verstümmelten Land lebten. Eine Intervention Englands oder Frankreichs hatte völlig ausser Frage gestanden. Die Bedrohung der Tschechoslowakei warf wegen der Verträge, die Beneš mit Frankreich und der Sowjetunion geschlossen hatte, weit kompliziertere Fragen auf. Die Briten hatten gegenüber Prag keinerlei Verpflichtung, wollten aber auch nicht tatenlos zusehen, wie sich die Franzosen in einen aussichtslosen Kampf verstrickten. Im Frühjahr 1938 fasste Neville Chamberlain in seinem Tagebuch die Lage zusammen:

Man braucht nur einen Blick auf die Karte zu werfen, um zu sehen, dass nichts, was Frankreich oder wir tun konnten, die Tschechoslowakei wirklich davor bewahren konnte, von den Deutschen überannt zu werden.... Die Grenze zu Österreich ist so gut wie offen; die grossen Munitionsfabriken von Skoda liegen ohne Weiteres in Reichweite der Bomber ... die Bahnlinien verlaufen allesamt durch deutsches Gebiet, Russland ist 100 Meilen entfernt. Deshalb konnten wir der Tschechoslowakei nicht helfen – sie wäre lediglich der Vorwand für einen Krieg mit Deutschland. An den wir nicht einmal denken können, sofern nicht die vernünftige Aussicht besteht, es [Deutschland] in einem angemessenen Zeitraum in die Knie zu zwingen, und dafür sehe ich keine Anzeichen. Deshalb habe ich jeden Gedanken aufgegeben, der Tschechoslowakei oder den Franzosen im Zusammenhang mit ihren Verpflichtungen gegenüber diesem Land irgendwelche Garantien zu geben.⁶⁷

Chamberlain zweifelte gewiss zu Recht daran, dass sein Land mit dem unterbesetzten Militär die Nationalsozialisten davon abhalten konnte, ihren südöstlichen Nachbarn zu erobern, wenn sie es wirklich wollten. Allerdings stellte er sich überhaupt nicht die Frage, ob man Hitler eventuell von einem derartigen Überfall abschrecken konnte, wenn dieser fürchten musste, dass daraus ein allgemeiner Krieg entstehen würde. Es spricht alles dafür, dass zumindest ein Aufschub möglich gewesen wäre. Tatsächlich versicherte der «Führer» seinen Generälen, dass er die Tschechoslowakei nur dann angreifen werde, wenn eine französische und britische Intervention unwahrscheinlich sei.

Im Jahr 1938 konnten Diplomaten noch das eine denken und etwas anderes sagen, ohne dass ihre Inkonsequenz über das Durchsickern in elektronische Medien entlarvt wurde. Die Briten versuchten, nachdem sie bereits beschlossen hatten, die Tschechoslowakei ihrem Schicksal zu überlassen, dennoch der Welt einzureden, dass sie sich noch nicht entschieden hätten. Die Wahrheit zugeben hätte die Franzosen in eine schwierige Lage gebracht und wäre als Einladung an Hitler gedeutet worden einzumarschieren. In der Öffentlichkeit wand sich das Foreign Office deshalb hin und her und schloss den Einsatz von Gewalt weder aus noch ein.

Als im Mai die Spannungen einen Höhepunkt erreichten, warnte London Berlin, dass die Regierung Seiner Majestät für den Fall, dass Deutschland die Tschechoslowakei angreife und die Franzosen ebenfalls hineingezogen würden, «nicht garantieren könne, dass sie nicht aufgrund der Umstände gezwungen werde, sich ebenfalls zu engagieren».⁶⁸ Zur selben Zeit teilten britische Regierungsvertreter ihren Widerparts in Paris mit, dass sie am Schicksal der Tschechoslowakei «nicht desinteressiert» wären. Ich musste in meiner eigenen Karriere erfahren, dass britische Diplomaten darauf getrimmt werden, ihre Worte sehr sorgsam zu wählen. Wenn hier eine doppelte Verneinung verwendet wird, so steckt dahinter in der Regel nicht die Absicht, eine Angelegenheit zu klären, sondern sie zu vernebeln. Die Deutschen liesen sich jedoch leider nicht täuschen – Chamberlains Sehnsucht nach Ruhe und Frieden war allzu offensichtlich. Hitler prahlte vor Helfers-

helfern, dass er das Wort «Krieg» nur in den Mund zu nehmen brauche, schon verliere der Premierminister die Nerven.

London war der Meinung, dass es einen Konflikt am besten vermeiden könne, indem es von der deutschen Regierung eine klare Aussage zu den Verbesserungen erhalte, die sie sich bei der Behandlung der Sudetendeutschen wünsche. Die Briten hofften, dass es ihnen anschließend gelingen würde, Beneš dazu zu bringen, eine derartige Liste zu akzeptieren und damit «der deutschen Regierung keinen vernünftigen Grund zur Beschwerde» zu liefern, wie Lord Halifax sagte.⁶⁹ Hitler war ihnen allerdings immer einen Schritt voraus, indem er Forderungen stellte, die so inhaltsleer waren, dass man sie nicht fassen konnte. Er bestand darauf, die Verfolgung der Sudetendeutschen zu stoppen, behielt sich aber vor, selbst zu definieren, was er unter Verfolgung verstand. Was Beneš auch tat, er konnte die Gesuche nie vollständig erfüllen, weil es Hitler gar nicht um die Rechte der deutschen Minderheit ging, ihm ging es darum, mit Hilfe der angeblichen Verbrechen der Tschechoslowakei den nächsten Schritt in Richtung zur Eroberung Europas zu verwirklichen. Die Regierung Chamberlain erkannte zu spät, dass der «Führer» von seiner Entrüstung auf keinen Fall abrücken würde. Wenn er keinen vernünftigen Grund zur Beschwerde mehr hatte, konnte er ohne Weiteres einen unvernünftigen erfinden.

Verglichen mit den Engländern, waren die Franzosen zwar ebenso leicht einzuschüchtern, liessen sich aber nicht ganz so leicht an der Nase herumführen. In London argumentierte ihr Regierungschef Edouard Daladier bei einem Treffen am 29. April, dass Henlein die Absicht habe, die Tschechoslowakei zu zerschlagen, und dass Hitler sogar ehrgeiziger als Napoleon sei. Er fügte hinzu, falls Beneš zu weiteren Zugeständnissen gedrängt werde, müssten die Alliierten zumindest ihre Unterstützung für den Fall zusagen, dass sich Deutschland mit der positiven Antwort nicht zufriedengebe. Daladier, der die militärische Lage nicht ganz so schwarz sah wie die Briten, betonte nachdrücklich, dass ein weiteres Nachgeben mit einer höheren Wahrscheinlichkeit zum Krieg führen werde als eine demonstrative Entschlossenheit. Chamberlain und Halifax waren jedoch nicht überzeugt, nicht zuletzt deshalb,

weil sie glaubten Daladier zeige mit seinen Worten mehr Rückgrat, als Frankreich in Wirklichkeit hatte.

Die Briten ignorierten auch sämtliche Bitten, die von Hitlers eigenen Landsleuten eingeschmuggelt wurden. Der geschrumpfte Kern der Antifaschisten im deutschen Militär und in der diplomatischen und industriellen Elite flehte England an, einen strengeren Kurs zu fahren. Sie behaupteten, Hitler sei gar nicht so mächtig, wie er gerne den Eindruck erwecke, und die Mehrheit der Deutschen sei keineswegs gewillt, den NS-Verbrechern in den Krieg zu folgen. Chamberlain war zu schüchtern, um diesen Rat anzunehmen, aber er war auch nicht völlig blind gegen die wachsende Gefahr. «Ist es nicht absolut schrecklich», schrieb er, «zu denken, dass das Schicksal von Hunderten von Millionen von einem Mann abhängt, und dass er halb wahnsinnig ist? Ich zermartere mir unablässig den Kopf auf der Suche nach einem Mittel, um eine Katastrophe abzuwenden.»⁷⁰

Eine Option war Frieden durch Stärke. Die britischen Aufrüstungsbemühungen kamen endlich voran, aber das Land fühlte sich für einen längeren Konflikt noch nicht bereit. Im Jahr 1938 hatte die britische Armee eine Stärke von 180'000 Mann, dazu eine Reserve von 130'000 Wochenendsoldaten. Die Deutschen verfügten über eine Armee aus einer halben Million Mann sowie eine ebenso starke Reserve. Die Royal Air Force (RAF) besass 1'600 Flugzeuge, die Luftwaffe mehr als doppelt so viele. Lediglich die britische Marine war kampfbereit, aber sie hatte weltweite Aufgaben zu erfüllen und konnte die Mängel an Land nicht kompensieren.

Die Alternative war die Diplomatie. Die Briten hofften, einen Krieg zu vermeiden, indem sie die potenziellen Kombattanten überredeten, sich einmal ganz nüchtern mit ein wenig Abstand zu überlegen, wo eigentlich ihre Interessen lagen. Seit Jahrhunderten hatten britische Imperialisten Streitigkeiten zwischen widerspenstigen Gruppierungen geschlichtet, warum sollten sie jetzt nicht zwischen den Völkern Mitteleuropas vermitteln? Alexander Cadogan, der Staatssekretär im britischen Aussenministerium und Schreiber eines Tagebuchs, in dem er kein Blatt vor den Mund nahm, räsionierte:

Ich frage mich, ob es gerade jetzt zu spät ist, die Deutschen als menschliche Wesen zu behandeln? Womöglich würden sie auf so eine Behandlung überhaupt nicht reagieren. Was mir in den letzten beiden Jahren stets durch den Kopf ging (und ich forderte), ist, dass wir sie fragen sollten, ob sie sich nicht von uns helfen lassen wollen, die Beschwerden zu schlichten, um die sie ein so grosses Aufheben machen, die sie aber nie ganz klar formulieren.⁷¹

Also schickte Chamberlain im Sommer 1938 einen Sondergesandten in die Tschechoslowakei mit dem Mandat zu vermitteln. «Wir haben den unfehlbaren Eindruck», meinte Halifax, «dass es möglicherweise in der Macht einer öffentlichen Persönlichkeit britischer Abstammung und durchdrungen von der britischen Erfahrung und Denkweise steht, ... einen ausserordentlich wertvollen Beitrag zu leisten.»⁷² Die fragliche Persönlichkeit, Walter Runciman, der Lord von Doxford, war gewiss fähig, aber kein Experte der Region. Nachdem sudetendeutsche Repräsentanten vor ihm das Blaue vom Himmel gelogen hatten, gelangte er zu dem Schluss, dass man lediglich über eine Zufriedenstellung Berlins zu einer Lösung kommen könne. Damit drehte sich das Ganze im Kreis. Ein Jahr lang hatten die Briten versucht herauszufinden, was Berlin wirklich wollte, nur um festzustellen, dass es, ganz gleich, wie viel man den Deutschen bot, nie genug war – wie Hitler und Henlein vereinbart hatten.

Im selben Jahr hatte Beneš bereits Sudetendeutschen eine Amnestie gewährt, die wegen Verrats verurteilt worden waren. Henlein hatte die Geste kaum zur Kenntnis genommen und stattdessen eine volle Selbstverwaltung, Reparationszahlungen für frühere Beschädigungen und eine prodeutsche Aussenpolitik gefordert. Indem er seine frühere Zurückhaltung ablegte, übernahm er den Hitlergruss, proklamierte das Recht, sich offen zum Nationalsozialismus zu bekennen, und gab sich selbst den Titel eines Führers. Die Henlein-Anhänger unterschieden sich inzwischen von den Nationalsozialisten nur noch in der Farbe der Hemden (weiss, nicht braun) und in der Gestaltung ihrer Flaggen (scharlachrot mit einem weissen Schild, kein Hakenkreuz).

An all den Tagen jenes unschönen Sommers bemühte sich Beneš, sowohl seine Zuversicht zu bewahren als auch die Pfeile und Kränkungen zu parieren, die ihm in die Quere kamen. Auf das Drängen der Briten und Franzosen hin trachtete er danach, die Sudetendeutschen zu besänftigen, vermied öffentliche Äusserungen, die Hitler provozieren könnten, und erteilte Runciman die Erlaubnis, im August durch die ganze Tschechoslowakei zu reisen auf der Suche nach der Zauberformel für den Frieden. Er erklärte sich sogar bereit, an einer internationalen Konferenz teilzunehmen oder einen bindenden Schiedsspruch zu akzeptieren. Gegenüber Freunden unterstrich er seine Überzeugung, dass ein Krieg über eine Kombination aus Solidarität der Bündnispartner und der Tatsache, dass seine Regierung Hitler keinen Kriegsgrund geliefert habe, immer noch vermieden werden könne. Sein letzter Strohalm war Frankreichs Ehre.

Die Politik dieses Landes spiegelte die Ambivalenz ihrer Urheber wider. Daladier versprach Beneš mehrfach, dass Frankreich die vertraglichen Verpflichtungen erfüllen werde, die er als «feierlich», «unstrittig» und «heilig» bezeichnete. Gleichzeitig hatten die Franzosen, die unter Arbeiterunruhen und einer hohen Arbeitslosigkeit litten, kein Interesse an einer Auseinandersetzung mit Deutschland. Ihre Streitkräfte mussten sich noch von jenem Weltkrieg erholen, der ein Drittel der männlichen Bevölkerung Frankreichs im wehrfähigen Alter hinweggerafft hatte. Diese Katastrophe hatte eine niedrige Geburtenrate zur Folge gehabt und deshalb wiederum in den dreissiger Jahren einen Mangel an neuen Rekruten. Abgesehen von der Grösse verfügte die französische Armee über eine geringe Mobilität, während die Luftwaffe unter dem Mangel an Kampfbombern und einer veralteten Technologie litt. Die Verbündeten des Landes, insbesondere Polen und die Sowjetunion, waren untereinander zerstritten. Im Ernstfall konnte man sich nicht darauf verlassen, dass sie Seite an Seite kämpfen würden. Im Norden verfolgte Belgien eine Politik der Neutralität, was Frankreich wirkungsvoll daran hinderte, dessen Gebiet als Ausgangsbasis für militärische Operationen zu nutzen. Die einstige, kühne strategische Doktrin war inzwischen defensiv geworden und stützte sich auf eine Verstärkung der angeblich unüberwindlichen Grenzbefestigungen: der Ma-

gintlinie. Die Franzosen hofften, dass sie sich selbst schützen konnten, hatten aber nicht den geringsten Wunsch, für die Tschechoslowakei die französische Jugend nach Osten vor die deutschen Gewehre zu schicken. Ihre Befürchtungen wuchsen nach dem «Anschluss» erheblich, als sich abzeichnete, dass sie, um ihren guten Ruf zu wahren, womöglich dieses Opfer bringen mussten.

In eben dieser Phase berichtete der US-Botschafter in Paris William Bullitt, dass er an Abendessen teilgenommen habe, auf denen französische Regierungsvertreter anfangs noch ihre Entschlossenheit äuserten, einen Krieg um jeden Preis zu vermeiden und am Ende – nach mehreren Cognacs – schworen, die vertraglichen Verpflichtungen des Landes einzuhalten, koste es, was es wolle. In dem Bestreben, der französischen Regierung eine Entscheidung zu ersparen, um die sie sich gerne drücken würde, drängte Bullitt Präsident Franklin Roosevelt, eine Konferenz auf höchster Ebene einzuberufen, die alle Parteien an einen Tisch bringe und, so hoffte er, einen Ausweg aus der Krise aufzeige, bei dem alle Beteiligten das Gesicht wahrten. Als der Präsident dann so ein Treffen anregte, beglückwünschten ihn alle Beteiligten zu dem Vorschlag, ignorierten ihn aber ansonsten. Amerikanischen Politikern fehlte schlicht das Druckmittel, um Ereignisse in Europa zu beeinflussen, weil die Öffentlichkeit, die sie repräsentierten, nicht hineingezogen werden wollte. Als Folge ruhten zwar die Hoffnungen Beneš' auf dem Versprechen Frankreichs, aber Frankreich setzte ganz darauf, dass es Grossbritannien gelingen möge, Beneš dazu zu bringen, Hitler zu besänftigen.

Unterdessen wurde der «Führer» immer ungeduldiger. Er hatte vor seinen Beratern geprahlt, dass er die Tschechoslowakei bis zum 1. Oktober 1938 zerschlagen werde. Drei Wochen vor diesem Termin leitete er eine nächtliche Sitzung, auf der seine hohen Militärs einen raschen Sieg vorhersagten. Nach der deutschen Propaganda und Henleins Agitation stünden die Sudetendeutschen inzwischen kurz vor einem Aufstand. Die Briten und Franzosen würden zittern, die Sowjets seien weit weg. Hitler hatte die Tschechen und Slowaken endlich dort, wo er sie haben wollte: ganz allein.

Anfang September strömten über eine Million Deutsche nach Nürnberg zum Reichsparteitag. Am Abend des 12. September hörte eine erwartungsvolle Menge in einem riesigen Versammlungssaal kaum zu, während sich ein mittelmässiges Orchester mit der Ouvertüre der *Meistersinger* von Richard Wagner abmühte. Als die Musik zum Crescendo gelangte, skandierte die Menge ebenso lautstark: «Sieg Heil! Sieg Heil! Sieg Heil!» Hitler trat ans Rednerpult und bedeutete dem Publikum, sich zu beruhigen. Als er anschliessend das Wort ergriff, sprach er wie üblich in Maschinengewehr-ähnlichen Hasstiraden: «Dieses Elend der Sudetendeutschen ist ein namenloses. Man will sie vernichten. Menschlich werden sie in unerträglicher Weise unterdrückt und entwürdigend behandelt ... wenn man sie [die 3,5 Millionen Deutschen] wegen jeder nationalen Lebensäusserung wie das hilflose Wild jagt und hetzt – dann mag dies den würdigen Vertretern unserer Demokratien vielleicht gleichgültig ... sein ... Ich kann aber den Vertretern dieser Demokratien nur sagen, dass uns dies nicht gleichgültig ist. ... Ich bin keineswegs gewillt, hier mitten im Herzen Deutschlands durch die Tüchtigkeit anderer Staatsmänner ein zweites Palästina entstehen zu lassen. Die armen Araber sind wehrlos und vielleicht verlassen. Die Deutschen in der Tschecho-Slowakei sind weder wehrlos, noch sind sie verlassen. Das möge man zur Kenntnis nehmen.»⁷³

Als Hitlers Redeschwall endete, fingen deutsche Schläger im Sudetenland an, über ihre Nachbarn herzufallen und Regierungsbehörden und Polizeiwachen zu verwüsten. Ein britischer Militärattaché vor Ort beschrieb die Menschenmenge als «keineswegs böseartig, denn ich lief eine halbe Stunde lang durch die Stadt, abgesehen davon, dass bei allen jüdischen Geschäften die Scheiben eingeschlagen waren».⁷⁴ Als er auf einen Mob stiess, der «einen wohlhabenden Juden» verprügelte, bezeichnete es der Regierungsvertreter als Beweis seiner Klugheit, dass er sich abwandte. Die tschechoslowakische Regierung wählte eine entschlosseneren Antwort: Beneš verhängte das Kriegsrecht, schickte Verstärkungen und stellte die Ordnung wieder her. Sie sollten bis zum Ende kämpfen, hatte Henlein seine Anhänger aufgefordert. Er selbst und seine engsten Berater waren bei Tagesanbruch über die Grenze nach Leipzig geflüchtet.

Die tschechoslowakische Regierung hatte Hitlers Schlag mit einem energischen Gegenschlag gekontert – und war zur nächsten Runde bereit. In einer Denkschrift an seine zivilen Vorgesetzten argumentierte der Stabschef der Streitkräfte General Ludvik Krejci:

Die Moral des deutschen Soldaten wird künstlich von dem Kult des «Übermenschen» aufgeputzt und von den unblutigen Siegen bei der Besetzung des Rheinlands und Österreichs vergiftet. Das erste Scheitern dieses Soldaten, wenn er sich unseren Befestigungen nähert,... wird genügen, um seine Moral zu brechen ... Die künstlich aufgeblähte Macht der deutschen Streitkräfte wird in sich zusammenfallen und zu einer vergleichsweise leichten Beute für unsere Verbündeten werden.⁷⁵

Das Militär untermauerte diese Worte, indem jeder Urlaub gestrichen, eine Teilmobilisierung angeordnet und die tüchtigsten Regimenter ausgesandt wurden, um die verwundbare Grenze des Landes zu Österreich zu bewachen.

Auch in London war ein kriegerischer Geist auszumachen, wenn man nur genau genug hinsah. Harold Nicolson, ein Churchill-Anhänger im Parlament, erklärte: «Wir müssen Hitler warnen, dass wir kämpfen werden, falls er einmarschiert. Wenn er sagt, ‚aber ihr werdet doch nicht für die Tschechoslowakei kämpfen‘, werden wir antworten: ‚Doch, das werden wir.‘»⁷⁶ Nicolson gehörte einer wachsenden Zahl von Falken an, die von Chamberlain genug hatten und eine härtere Gangart forderten. Die Mehrheit der Briten glaubte jedoch weiterhin, dass Beschwichtigung der sicherere und realistischere Ansatz sei. So einflussreiche Publikationen wie der *Economist* und die *Times* plädierten standhaft weiter für Zugeständnisse: Ihre grösste Sorge war, dass die Regierung nicht genug unternahm, um Berlin zu besänftigen.

Hitlers Rede in Nürnberg legte bei den ohnehin aufgebrauchten Franzosen die Nerven blank. Sie riefen in London an und warnten, falls man nichts unternehme, werde es in Kürze zum Konflikt kommen. Der

britische Geheimdienst stimmte zu und brachte eine vertrauliche Vorhersage in Umlauf, dass Deutschland innerhalb von zwei Wochen in der Tschechoslowakei einmarschieren werde. Sir Nevile Henderson, der britische Botschafter in Berlin, bestand darauf, dass eine Lösung der Krise nur in Prag möglich sei: «Keiner von uns kann auch nur wieder an Frieden denken, solange Beneš nicht Henlein zufriedengestellt hat ... Henlein möchte Frieden und wird sich mit Beneš einigen, sofern man letzteren dazu bringt, weit genug zu gehen.»⁷⁷

Am späten Nachmittag des 13. September war Chamberlain zu dem Schluss gelangt, dass die Ferndiplomatie nicht den gewünschten Effekt habe. Schon seit Wochen hatte er den sogenannten «Plan Z» erwogen, eine direkte Begegnung zwischen ihm und seinem Widerpart in Berlin. Er sah keine bessere Option, als auf seine Überredungskünste zu setzen, die er für beeindruckend hielt. Eine Nachricht wurde abgeschickt: Ob Herr Hitler ihn empfangen wolle? Der «Führer» erwiderte, dass er «gerne bereit sei, sich mit dem Premierminister zu treffen».⁷⁸ Man vereinbarte eine Zusammenkunft in zwei Tagen.

Als Hitler erfuhr, dass Chamberlain sich mit ihm treffen wollte, erwartete er einen Vortrag über die Gefahren übereilter Aktionen. Er hätte sich keine Sorgen machen müssen. Der Premierminister hatte nicht den Wunsch, ihm Vorträge zu halten, er hoffte lediglich auf Frieden, ein Ziel, von dem er annahm, dass sein Gastgeber es ebenfalls anstrebte. Man brauchte nur eine gerechte Regelung der Sudetenfrage. Chamberlain wollte ein international überwachtetes Plebiszit vorschlagen, das es den Sudetendeutschen ermöglicht hätte, selbst zu entscheiden, ob sie in der Tschechoslowakei blieben oder nicht.

Der britische Regierungschef wagte sich zum ersten Mal in seinem Leben in ein Flugzeug und überquerte früh am 15. September den Ärmelkanal. Aus dem verregneten München fuhr er mit dem Zug nach Berchtesgaden, anschliessend mit dem Wagen zum Obersalzberg, der Residenz des «Führers», wo Hitler ihn bereits erwartete. Die beiden machten in einer grossen Halle eine Teepause, ehe sie die Stufen zum gleichen überfüllten Arbeitszimmer hochgingen, in dem Halifax ein

Jahr zuvor empfangen worden war. Auf Chamberlains Vorschlag hin wurde das Treffen auf die zwei Regierungschefs, plus einen Dolmetscher beschränkt. Nach einem kurzen Austausch von Höflichkeitsfloskeln setzte Hitler zu seiner bekannten Tirade über die Grausamkeiten an, die man den armen Sudetendeutschen antue. Den dreieinhalb Millionen Deutschstämmigen in der Tschechoslowakei müsse es freistehen, sich dem Reich anzuschliessen, sagte der «Führer» und fügte hinzu, dass er die Absicht habe, in diesem Sinne tätig zu werden.

Chamberlain versuchte gar nicht erst, Hitler das Recht abzusprechen, das Sudetenland zu besetzen. Stattdessen wollte er eine Zusage, dass ein derartiges Zugeständnis den Frieden garantieren werde. Hitler antwortete ausweichend und verwies darauf, dass die Ungarn, Polen, Ukrainer und Slowaken ebenfalls Beschwerden gegen die Regierung in Prag hätten, um die man sich kümmern müsse. Chamberlain wies darauf hin, dass sich die Umsetzung eines Gebietstransfers möglicherweise schwierig gestalten werde, und schlug eine Phase friedlicher Gespräche zwischen der Regierung Beneš und den Sudetendeutschen vor. Hitler schüttelte den Kopf und bestand auf sofortigen Massnahmen. Die beiden einigten sich darauf, dass der Premierminister eine Frist von einigen Tagen bekam, um in London und Paris Rücksprache zu halten, bevor er nach Deutschland zurückkehrte. Es war keine Rede davon, Prag zu Rate zu ziehen. Ein Kommuniké wurde veröffentlicht, in dem es lediglich hiess, dass sich die beiden Regierungschefs getroffen hätten und sich erneut begegnen würden.

Nach der Rückkehr informierte Chamberlain sein Kabinett, unterstrich die Dringlichkeit der Angelegenheit und das Fehlen einer tragfähigen Alternative zum Abtritt des Sudetenlands an Deutschland. Obwohl er Hitler «grausam, herrschsüchtig [und] ... skrupellos» nannte, bezeichnete er ihn auch als beeindruckende Persönlichkeit, «dem man vertrauen kann, sobald er einmal sein Wort gegeben hat».⁷⁹ Er war der Meinung, dass die Tschechoslowakei den Verlust des Sudetenlandes überleben könne und dass der «Führer», nachdem er sich in diesem Punkt durchgesetzt hatte, bezüglich des Zeitpunkts und Ablaufs mit sich reden lassen werde. Hitler habe, so sei ihm versichert worden,

kein Interesse daran, seiner Auffassung nach «rassisch» minderwertige Tschechen in das Reich einzugliedern. Folglich sei der Frieden ohne Weiteres möglich, wenn Prag zustimmte, seine Deutschen ziehen zu lassen. Das Kabinett lud den französischen Regierungschef zu einem Meinungsaustausch nach London ein.

Unterdessen versuchte Jan Masaryk verzweifelt herauszufinden, was bei dem Treffen in Berchtesgaden geschehen war. Im Foreign Office redete keiner mit ihm. Am Telefon beklagte er sich bei Beneš, dass die Alliierten «ohne uns über uns redeten».* Das waren gute Neuigkeiten in Berlin, das jedes Gespräch zwischen dem Botschafter und seinem Vorgesetzten mithörte. Den Deutschen gefielen die abgehörten Gespräche so gut, dass sie beschlossen, sie den Briten mitzuteilen, auch die offenherzigen, wenig schmeichelhaften Beschreibungen von Chamberlain und Halifax. Die Enthüllungen sollten auch den letzten positiven Aspekt, den die tschechoslowakische Sache in den Augen des Premierministers noch hatte, trüben.

In London vereinbarten die Briten und Franzosen am 18. September, dass die Tschechoslowakei sämtliche Gebiete aufgeben solle, in denen über 50 Prozent Deutsche lebten. Am selben Nachmittag tauchten ihre Botschafter in der Prager Burg auf und teilten Beneš mit, dass er die Wahl habe: entweder den Verlust eines Drittels seines Landes akzeptieren oder einen Krieg auslösen, den sein Volk mit Sicherheit verlieren würde und für den man ihm persönlich die Schuld zuschieben würde. Der Präsident bat um Bedenkzeit. Man sagte ihm, dass seine Antwort noch am selben Tag eingehen müsse.

Beneš zog seine Militärs, Parteiführer und obersten Mitarbeiter zu Rate. Welche Optionen hatte er schon? Er wusste jetzt, was er von England und Frankreich zu erwarten hatte. Wie stand es mit den Sowjets? Er stellte dem russischen Botschafter die gleichen Fragen, die er zuvor

* Man kann eine direkte Linie von Masaryks Kommentar zu einer Beobachtung ziehen, die Präsident Barack Obama 60 Jahre später in seine Rede vor den Einwohnern von Prag aufnahm: «Im 20. Jahrhundert wurden häufig Entscheidungen ohne euch am Verhandlungstisch getroffen; Grossmächte liessen euch fallen oder entschieden über euer Schicksal, ohne dass eure Stimme angehört wurde.»

Fierlinger gestellt hatte. Spät am selben Tag erhielt er die Antwort: Wenn die Franzosen kämpften, würden die Sowjets auch kämpfen. Wenn die Franzosen nicht einschritten, brachten die Sowjets die Angelegenheit vor den Völkerbund. Auch von dieser Seite also keine Hilfe.

Auch andere Tschechen trafen sich an diesem Tag. Eine Gruppe Patrioten, darunter enge Freunde meines Vaters, hatten einen geheimen Rat gebildet. In ihren Reihen waren Politiker, Journalisten und sogar hohe Militärs. Sie waren keine Gegner Beneš', sondern loyale Anhänger, die ihn so genug kannten, dass sie ihre Zweifel hatten, ob er mit der erforderlichen Strenge antworten würde. An jenem Nachmittag schickten sie ihm einen leidenschaftlichen Aufruf:

Es hängt allein von Ihnen ab, ob wir kapitulieren oder kämpfen ... eine Niederlage würde nicht die moralische Stärke der Nation zerstören ... hingegen bedeutet Kapitulation einen moralischen und politischen Verfall, und zwar jetzt und für kommende Generationen, von dem wir uns nicht erholen könnten.⁸⁰

An jenem Tag, dem 20. September 1938, war Beneš so wütend auf seine Bündnispartner, dass er auf den Rat der Freunde hörte. Um 19 Uhr antwortete er den Briten und Franzosen schriftlich und beschwerte sich, dass sie ihre Vorschläge ohne Anhörung seiner Regierung und gegen die Interessen seines Volkes gemacht hätten. «Folglich ist verständlich», sagte er, dass «die Tschechoslowakei sie nicht akzeptieren werde».⁸¹

Die Berater des Präsidenten waren begeistert und waren sicher, dass sie richtig gehandelt hatten, während sich Beneš, der schon vor Morgengrauen aufgestanden war, um ein Uhr zurückzog, im festen Glauben, dass sein Land den Kampf gewählt hatte. Dieses Gefühl war allerdings von kurzer Dauer. Kaum eine Stunde später standen die französischen und britischen Botschafter wiederum vor der Burg. Ihre Regierungen, teilten sie dem verschlafenen Beneš mit, würden eine negative Antwort nicht akzeptieren, die zwischen Chamberlain und Hitler ausgehandelte Vereinbarung müsse zustandekommen. Der britische

Gesandte warnte einmal mehr, dass ein Krieg drohe. Sein französischer Kollege teilte Beneš unter Tränen mit, dass seine Regierung, falls Deutschland unter den gegenwärtigen Umständen angreife, ihm nicht helfen werde, Vertrag hin oder her.

In der gedrückten Stimmung organisierte Beneš eine weitere Reihe von Sitzungen. Die Meinung war gespalten: Gemässigte Politiker tendierten zum Nachgeben, das Militär, konservative Nationalisten und die Kommunisten hingegen waren anfangs entschlossen zu kämpfen. Um die Mittagszeit kehrten zwei traurige Botschafter zur Burg zurück und fragten sich, warum das denn so lange dauerte. Beneš wies darauf hin, dass sein Land nach dem Verlust des schwer befestigten Sudetenlands schutzlos einem weiteren Angriff Deutschlands ausgeliefert sei. Was würde England tun, wenn Hitler seinen nächsten Zug machte? Der britische Diplomat erwiderte, das wisse er nicht. Und was würde Frankreich, der Bündnispartner tun? Der Franzose blieb stumm. Beneš zögerte die Entscheidung bis 17 Uhr hinaus. Konfrontiert mit der Aussicht, sein Volk auf sich gestellt in den Krieg zu führen, liess er mitteilen, dass seine Regierung «mit schmerzlichen Gefühlen» das Ultimatum akzeptieren werde.

Während die internationale Gemeinschaft Beneš in die eine Richtung drängte, zogen seine empörten Landsleute weiterhin in die entgegengesetzte. Am 22. September wurde ein Generalstreik organisiert, auf dem Wenzelsplatz fand eine Kundgebung statt, und Tausende von Bürgern, Kommunisten ebenso wie Demokraten, marschierten zur Burg, wo sie Waffen zum Kämpfen verlangten. Beneš versuchte, das Vertrauen wiederherzustellen, indem er den Regierungschef auswechselte. Der neue Regierungschef Jan Syrový war ein General, der für seine Härte bekannt war und überdies ebenso wie der verehrte Jan Žižka über einem nutzlosen Auge eine schwarze Klappe trug.

In London notierte Alexander Cadogan in seinem Tagebuch, dass einige in der Presse den Briten vorgeworfen hätten, die Tschechen und Slowaken im Stich zu lassen. Das sei «unvermeidlich» gewesen, schrieb er, «und man muss sich dem stellen. Wie viel Mut ist nötig, ein Feigling zu sein! ... Wir müssen weiterhin bis an unsere Grenze Feiglin-

ge bleiben, aber nicht darüber hinaus.»⁸² Zu diesem Zeitpunkt waren die Bedingungen und der Zeitpunkt des Abtritts des Sudetenlandes noch nicht ausgearbeitet worden. Chamberlain ging davon aus, dass dies in einer zivilisierten Art und Weise im Laufe von mehreren Wochen geschehen werde, mit unzähligen Vorkehrungen zum Schutz derjenigen, die in der Region lebten und nicht ins Reich aufgenommen werden wollten. Sein Kabinett hatte in stundenlangen Diskussionen die Idee ausgearbeitet, dass eine internationale Kommission diese Ziele verwirklichen solle.

Am 22. September, während die Prager auf die Strasse gingen, reisten Chamberlain und sein allgegenwärtiger Regenschirm wiederum nach Deutschland, und zwar in die Stadt Godesberg in ein Luxushotel mit Blick auf den Rhein. Er hatte seinem Kabinett gesagt, dass er nachdrücklich günstige Bedingungen fordern werde, etwa den Plan einer Kommission, ein kleineres Abtrittsgebiet und eine Reduzierung der aufmarschierten Truppen entlang der Grenze. Bei einem weiteren Treffen ohne Gefolge berichtete der Premierminister Hitler, dass London, Paris und sogar Prag inzwischen bereit seien, eine Veränderung des Status des Sudetenlands zu billigen. Anschliessend umriss er die Ideen seiner Regierung, damit die Vereinbarung ordnungsgemäss vonstattenging. Er war der Meinung, dass Hitler auf jeden Fall zufrieden sein musste, auch wenn ihm das eine oder andere Detail womöglich noch nicht passen mochte.

Stattdessen bekam der «Führer» jedoch einen hysterischen Anfall und teilte dem Premierminister mit, dass seine Bemühungen inzwischen völlig nutzlos wären. Die Tschechoslowakei sei ein künstlich geschaffener Staat mit einer erfundenen Geschichte und habe keine Daseinsberechtigung, darüber hinaus entwickle er sich zu einer Basis für den Kommunismus. Es gebe nur eine einzige Lösung: Die deutsche Besetzung des Sudetenlandes müsse bedingungslos akzeptiert werden und werde am oder noch vor dem 1. Oktober beginnen. Für eine internationale Überwachung bestehe überhaupt keine Notwendigkeit, keine Rede von Entschädigungszahlungen, keine Erlaubnis, Infrastruktur abzubauen, geschweige denn das Recht, militärischen oder kommerziellen Besitz zu entfernen. Jeder Panzer müsse an Ort und Stelle bleiben, und das Gleiche gelte für jedes Huhn.

Als Cadogan die Neuigkeiten aus Godesberg hörte, war er bestürzt:

Vor einer Woche, als wir von einer «Autonomie» zum Abtritt wechselten (oder gedrängt wurden), hatten viele von uns grosse Schwierigkeiten mit der Vorstellung, Menschen an NS-Deutschland abzutreten. Wir beruhigten unser Gewissen (oder zumindest ich) mit der Forderung, dass der Abtritt «ordnungsgemäss» verlaufen müsse – d.h. unter internationaler Aufsicht, mit Vorkehrungen für den Austausch von Bevölkerungen, Entschädigungszahlungen etc. Jetzt sagt Hitler, er müsse sofort in das ganze Gebiet einmarschieren (um die Ordnung zu wahren!), und die Vorkehrungen und Volksentscheide können anschliessend abgehalten werden! Damit geben wir die allerletzte Sicherheit aus der Hand, die uns geblieben war.⁸³

Chamberlain kehrte erschüttert aus Deutschland zurück, war aber dennoch entschlossen, die Basis für eine Einigung zu finden. Er teilte seinem Kabinett mit, dass Hitler «borniert und bei bestimmten Themen extrem voreingenommen» sei, «aber er würde nicht absichtlich einen Mann täuschen, den er achtete und mit dem er verhandelt hatte».^{84*} Der Kanzler lege, so Chamberlain, «extrem grossen Wert darauf, mit Grossbritannien Freundschaft zu schliessen ... [und] es wäre eine grosse Tragödie, wenn wir die Gelegenheit verpassen würden, zu einer Einigung zu finden.»⁸⁵ Das Kabinett war jedoch gespalten, und die Medien sympathisierten zunehmend mit Prag. Jan Masaryk legte einen Brief vor, in dem er die neuen deutschen Forderungen zurückwies und sich auf Wenzel, Hus und seinen Vater berief. Sogar Chamberlain war so bestürzt über Hitlers Absichten, dass er der tschechoslowakischen Regierung mitteilte, falls sie ihre Streitkräfte mobilisieren wolle, werde England keinen Einspruch erheben.

* Bezeichnenderweise glaubte Chamberlain, er habe auf Hitler einen Eindruck gemacht. In Wirklichkeit bemerkte der «Führer» gegenüber einem Adjutanten: «Er will nichts Anderes als angeln. Ich habe kein Wochenende, und ich angle nie.»

Diese Nachricht, die Beneš am Abend des 23. September erhielt, wurde begeistert aufgenommen. «Es war offensichtlich, dass er die wenigen Sätze auf dem Papier immer wieder las», erinnerte sich der Privatsekretär von Beneš. «Dann legte er das Blatt auf den Schreibtisch und sagte ‚Ja‘ und fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen.... Ich bemerkte, dass er so aufgeregter war, wie ich ihn noch nie erlebt hatte. Dann, sagte er, «bedeutet das Krieg! Die Engländer raten uns zur Mobilisierung!»⁸⁶

Noch am selben Abend wurde der Mobilisierungsbefehl im Radio ausgestrahlt. Alle Reservisten unter 40 Jahren mussten sich zum Dienst melden. Binnen weniger Stunden trafen Männer in Uniform an ihren Dienststellen ein oder begaben sich zum Bahnhof, um zu ihrer Stellung an der Grenze zu gelangen. Das Land, das lange vor dem Konflikt Angst gehabt hatte, konnte es in der jetzigen Begeisterung kaum erwarten, bis das Aufeinandertreffen begann. Ganz Prag wurde verdunkelt. Die Burg (tschechisch: Hrad) verwandelte sich in ein militärisches Kommandozentrum mit Feldbetten in den Korridoren. Selbst Beneš hatte eine Uniform und Gasmasken in Reichweite deponiert. Die Luftabwehrgeschütze waren in Alarmbereitschaft versetzt, während gleichzeitig Flugzeuge am Himmel Wache hielten. In Belgrad bereitete sich mein Vater darauf vor, nach Prag zurückzukehren und seinen Posten als Leutnant in der Armee einzunehmen. Er erinnerte sich später an jene Nacht:

Der nationale Wille manifestierte eine Entschlossenheit, die weit über jene der Staatsführung hinausging. ... Im ganzen Land wurden Versammlungen organisiert, um die Entschlossenheit der Bevölkerung zu demonstrieren; Resolutionen und individuelle Botschaften strömten in den Hrad, den Sitz des Präsidenten der Republik, sprachen ihm Mut zu und forderten ihn zu hartnäckigem Widerstand auf.⁸⁷

Eine kurze Zeit zeichnete sich ein neuer Konsens ab: Hitler hatte den Bogen überspannt. Die Tschechen und Slowaken waren bereit zum Kampf, ja geradezu erpicht darauf. In Paris wurde Daladier gefragt,

was Frankreich tun werde, wenn die Deutschen die Grenze überschritten. Er antwortete ohne Zögern, dass sein Land in den Krieg ziehen werde. Am Montag, dem 26. September, veröffentlichten die Briten ihr schärfstes Kommuniqué der Krise, in dem sie sämtliche Massnahmen aufzählten, um eine friedliche Einigung zu erreichen, nunmehr aber schworen, im Falle eines Kampfes an der Seite Frankreichs zu stehen.

Am selben Abend sprach Hitler einmal mehr zu einer erwartungsvollen Weltöffentlichkeit, diesmal vom Berliner Sportpalast aus. In seiner einstündigen Rede beschuldigte er die Tschechoslowaken, dass sie einer von den Briten und Franzosen erhobenen Forderung nicht zugestimmt hätten, er warf Beneš vor, den Sturz Chamberlains und Daladier anzustreben und alle Hoffnungen auf Sowjetrußland zu setzen. Die Angelegenheit könne, so Hitler, auf einen «Zweikampf» reduziert werden:

Nun treten zwei Männer gegeneinander auf: Dort ist Herr Beneš!
Und hier stehe ich! Wir sind zwei Menschen verschiedener Art. ...
Ich habe Herrn Beneš ein Angebot gemacht, das nichts anderes ist als die Realisierung dessen, was er selbst schon zugesichert hat. Er hat jetzt die Entscheidung in der Hand! Frieden oder Krieg! Er wird entweder dieses Angebot akzeptieren und den Deutschen jetzt endlich die Freiheit geben, oder wir werden diese Freiheit uns selbst holen!⁸⁸

Hitlers Nemesis hörte die melodramatische Drohung gar nicht, weil er zu der Zeit in einem Lehnstuhl an einem «ungenannten, sicheren Ort» eingeschlafen war, wo das Militär ihn aus Angst vor einem Luftangriff versteckt hatte. Als Beneš aufwachte und über die Rede informiert wurde, fühlte er sich geschmeichelt. Zum ersten Mal seit Beginn der Krise hatte er Grund zu der Annahme, dass Frankreich, England, die Sowjetunion und womöglich sogar die Vereinigten Staaten alle auf seiner Seite ständen. Er meinte, dass Hitler sich selbst isoliert habe und dass Deutschland jetzt, falls es zum Krieg komme, mit Sicherheit verlieren werde.

Beneš hatte jedoch nicht damit gerechnet, wie weit Chamberlain gehen würde, um den Frieden zu erhalten. Während sich die Tschechoslowakei am 27. September für einen Krieg rüstete, schickten die Briten einen Sondergesandten nach Deutschland mit der Bitte um direkte Gespräche zwischen Berlin und Prag, mit London in einer Vermittlerrolle. Der Gesandte sprach zwei Mal beim «Führer» vor – wurde aber lediglich angeschrien und entlassen. Die Nachricht von dieser Demütigung schlug wie eine Bombe ein. Obwohl die Deutschen eigentlich für einen ersten Schlag noch nicht bereit waren, gingen Chamberlain und seine Berater davon aus, dass eine Invasion unmittelbar bevorstand. Sie warnten Hitler erneut, dass Paris im Fall eines Angriffs höchstwahrscheinlich antworten werde, und das bedeutete, dass sie ebenfalls kämpften. Die Royal Navy war mobilisiert, die französische Armee ebenfalls. Die Zivilisten flüchteten in Scharen aus Paris, weil sie Angst hatten, dass jederzeit die ersten Bomben fallen könnten. In London traf sich das Kabinett stündlich und suchte nach einem Ausweg aus dem Labyrinth, das auf allen Wegen in die Katastrophe zu führen schien. «Ich zittere am ganzen Leib», gestand Chamberlain Halifax, unmittelbar bevor er zu seiner Rundfunkrede um 20 Uhr vor das Mikrophon trat.⁸⁹ Nach einem Tag mit ausnahmslos schlechten Nachrichten machte Chamberlain seiner Enttäuschung in den Worten Luft, die sein Vermächtnis prägen und endgültig entweihen sollten:

Wie entsetzlich, fantastisch, ja unglaublich ist doch die Vorstellung, dass wir hier Gräben ausheben und Gasmasken aufsetzen sollen, wegen eines Streits in einem weit entfernten Land zwischen Menschen, von denen wir nichts wissen.⁹⁰

Er setzte mit einer Passage fort, die nicht ganz so häufig zitiert wird, aber seine verschrobene Denkweise besser veranschaulicht:

Wie sehr wir auch mit einer kleinen Nation sympathisieren mögen, die von einem mächtigen Nachbarn attackiert wird, so können wir nicht einzig und allein in ihrem Namen unter allen Umständen Massnahmen ergreifen, welche das ganze britische Empire in ei-

nen Krieg hineinziehen würden. Wenn wir kämpfen müssen, so muss es für grössere Angelegenheiten als diese sein. Ich selbst bin von ganzer Seele ein Mann des Friedens. Bewaffnete Konflikte zwischen Nationen sind für mich ein Albtraum; aber wenn ich überzeugt wäre, dass eine Nation sich dazu entschlossen hätte, die Welt mit der Angst vor ihrer Macht zu beherrschen, dann wäre ich der Meinung, dass man sich dagegen wehren muss. Unter einer solchen Vorherrschaft hätte das Leben für Menschen, die an die Freiheit glauben, keinen Wert mehr; aber ein Krieg ist etwas Furchtbares, und wir müssen uns ganz sicher sein, bevor wir einen beginnen, dass hier wirklich die grossen Themen auf dem Spiel stehen und dass der Appell, alles zu ihrer Verteidigung zu riskieren, wenn sämtliche Konsequenzen erwogen werden, unwiderstehlich ist.⁹¹

Chamberlain war selbst an seinen besten Tagen nicht gerade ein mitreissender Redner. Hier, an einem seiner schlechtesten, sprach er noch von dem tapferen Kampf gegen das Böse. Sein Auftritt war jedoch konfus, er rang geradezu spürbar die Hände. Er akzeptierte die Notwendigkeit eines Krieges in manchen Situationen, aber stiftete lediglich Verwirrung, ob ein solches Szenario nunmehr gegeben sei. Er bemühte sich, analytisch zu klingen, klang aber zynisch, ja sogar ängstlich. Er hatte es gewagt, der Öffentlichkeit seine geheimsten Gedanken zu enthüllen, war aber zu erschöpft gewesen, um so zu sprechen, wie er gehört werden wollte.

Seine düstere Stimmung hob sich schon bald wieder. Wenige Stunden nach der Rundfunkrede erhielt das Foreign Office eine interessante Nachricht vom «Führer», die allem Anschein nach zu weiteren Gesprächen einlud. Die Deutschen würden, so Hitler, das Land «nur bis zu der angegebenen Linie» besetzen, also nicht über das Sudetenland hinaus; man könne eine freie Volksabstimmung durchführen; und Deutschland sei bereit, «für den Restbestand der Tschechoslowakei eine förmliche Garantie zu übernehmen».⁹² Ein Telegramm mit drei glatten Lügen genügte, um Chamberlain zu ködern. Der Premierminister antwortete, seiner Ansicht nach könne Hitler seine Ziele auch ohne

Krieg erreichen; eventuell sei es angebracht, sich nochmals zu treffen? Nach einer kurzen Verzögerung stimmte Hitler zu und erbot sich, in der bayerischen Hauptstadt eine Gipfelkonferenz zu organisieren.

Auf der Konferenz in München kamen vier Staatsoberhäupter zusammen, die wenig miteinander gemein hatten, abgesehen von der Tatsache, dass kein einziger jemals einen Fuss auf tschechoslowakischen Boden gesetzt hatte. Die Gespräche begannen am Donnerstag, dem 29. September, kurz nach 13 Uhr, in dem gigantischen «Führerbau». Die Teilnehmer machten es sich in Hitlers geräumigem Arbeitszimmer, unter einem Porträt von Bismarck und vor einem grossen Kamin gemütlich. Es handelte sich um ein informelles Treffen, da es weder eine festgelegte Tagesordnung, noch zugewiesene Sitzplätze oder offizielle Stenographen gab. Und die Gespräche waren ermüdend, weil alle vier Staatschefs eine andere Sprache sprachen, so dass jedes einzelne Wort übersetzt werden musste. Hitler und der italienische Regierungschef Benito Mussolini waren zwischen den französischen und britischen Delegationen eingeklemmt. Hitler begann damit, dass er einmal mehr über die Tschechen herzog und darauf bestand, dass die Evakuierung (oder Invasion) am 1. Oktober starten müsse. Anschliessend präsentierte Mussolini einen Plan, den er als seinen eigenen ausgab, den ihm aber die Deutschen vorgelegt hatten. Das Dokument legte genau fest, was von Prag gefordert wurde. Chamberlain sagte, er könne nicht für Beneš sprechen, und bat darum, weitere Gespräche zu verschieben, bis ein tschechischer Repräsentant anwesend sein könne. Der Gedanke wurde von Hitler als Vorwand, um Zeit zu gewinnen, abgelehnt.

Mussolinis Plan war im Wesentlichen genau das, was Hitler in Godesberg gefordert hatte. Die deutsche Besetzung sollte in wenig mehr als 24 Stunden beginnen. Das abgetretene Gebiet erstreckte sich weit über das Territorium, das Grossbritannien ursprünglich in Betracht gezogen hatte, und umfasste viele Kleinstädte und Dörfer, in denen die Deutschen in der Minderheit waren: Mehr als 800'000 Tschechen mussten entweder die Region verlassen oder unter der Herrschaft des Deutschen Reichs leben. Ein Geflecht verschiedener Zonen wurde auf

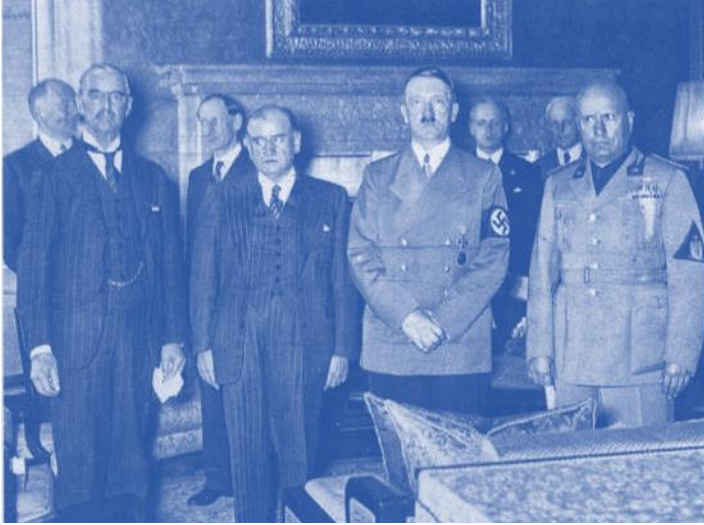
der Karte gezogen, um die Illusion eines ordnungsgemässen Transfers der Souveränität zu erwecken, aber die reale Kontrolle sollte sofort auf Berlin übergehen. Die vier Parteien garantierten die neuen Grenzen der Tschechoslowakei, allerdings nur gegen einen unprovokierten Angriff; die territorialen Ansprüche Polens und Ungarns schwanzen hier mit.

Noch am selben Nachmittag trafen auf Chamberlains Vorschlag hin zwei tschechoslowakische Diplomaten in München ein: Hubert Masank und Vojtech Mastný. Der Premierminister hatte gebeten, dass sie sich zu Gesprächen bereithielten, aber aus britischer Sicht war ihre Rolle nach dem Gang der Ereignisse überflüssig. Stattdessen eskortierte die Gestapo Masank und Mastný zu einem Hotel, wo sie zwei unbefriedigende Gespräche mit zweitrangigen Vertretern führten, ehe man sie in ihren Zimmern allein liess. Die Konferenz zog sich bis nach Mitternacht hin, während Schreiber die Texte zur Unterschrift vorbereiteten – ein Vorgang, der wegen eines Mangels an Tinte für kurze Zeit unterbrochen wurde. Das unheilvolle Abkommen, das auf den 29. datiert war, wurde in Wirklichkeit in den frühen Stunden des 30. September vollendet. Bei der Rückkehr ins Hotel überreichten Chamberlain und Daladier den tschechoslowakischen Gesandten ein Exemplar des Paktes. Die beiden versuchten sofort, bestimmte Punkte anzufechten, wurden aber angewiesen, sich die Mühe zu sparen; es war beschlossene Sache. Mit einem langen Gähnen meinte Chamberlain über sich selbst, er sei «müde, aber angenehm müde», und behauptete, sie hätten das bestmögliche Ergebnis erzielt.⁹³

Noch während die Gespräche in München liefen, ahnte Beneš bereits, worauf sie hinauslaufen würden. Er konnte nicht mehr darauf hoffen, dass die Alliierten standhaft blieben. Gegen Mittag traf er sich mit seinen führenden Militärs.

Der Präsident schilderte selbst die Szene:

Die Repräsentanten der tschechoslowakischen Armee, die sich vor mir aufgestellt hatten, ... meldeten sich einer nach dem anderen zu Wort. ... Sie versuchten einmütig und auf verschiedene Weise Folgendes zu beweisen: «Lassen wir die Grossmächte doch reden und



*Von links: Chamberlain, Daladier, Hitler und Mussolini –
München 1938*

was immer entscheiden.... Die Armee wird es jetzt nicht dulden, ihrem Druck nachzugeben. ... Wir müssen in den Krieg ziehen, welche Folgen es auch haben mag. Wenn wir das tun, werden die grossen Westmächte gezwungen sein, uns zu folgen. Die Nation ist absolut einig; die Armee ist standhaft und will marschieren.»⁹⁴

Von diesen Worten war Beneš tiefbewegt, aber nicht überzeugt. Die Männer vor ihm, teils in Zivil, teils in Uniform, hatten sich der nationalen Ehre verschworen und waren bereit, ihr Leben für genau so einen Moment zu lassen. Er bewunderte ihre Aufrichtigkeit und die Tapferkeit, die in diesen Worten mitschwangen, aber er glaubte nicht, dass man sich beim Regieren von Emotionen leiten lassen dürfe. Es gab kein Entrinnen; er wusste das sehr gut, weil er so ernsthaft versucht hatte, einen Ausweg zu finden.

Beneš sagte den Generälen, er begreife wohl, wie ihnen zumute sei und warum die tschechoslowakische Bevölkerung zum Kampf ent-



Hitler und deutsche Soldaten betreten das Sudetenland

schlossen sei. Aber er könne nicht allein die Gefühle der Nation und der Armee berücksichtigen, sagte er. Er müsse das ganze Bild betrachten und die Konsequenzen abwägen. Mit Blick auf England und Frankreich würden die Generäle sich irren, sagte er ihnen. Sie würden nicht intervenieren. Es sei ihm unmöglich, die eigene Nation in das Blutbad eines isolierten Krieges zu führen, aber das bedeute keineswegs, dass sie verzweifeln müssten. «Ein Krieg – ein grosser europäischer Krieg – wird kommen, und es wird grosse Aufstände und Revolutionen geben. Die Alliierten wollten nicht gemeinsam mit uns kämpfen [aber] ... sie werden schwer kämpfen müssen ... wenn wir nicht mehr dazu imstande sind.»⁹⁵

In Kirchen und Synagogen in der ganzen Tschechoslowakei wurden in Gebeten die Namen Wenzels (von den Katholiken), Hus' (von den Protestanten) und Moses (von Juden) angerufen. Vergebens. Deutsche Soldaten überschritten am 1. Oktober 1938 um 14 Uhr in Nordböhmen die Grenze.

8

EINE ZUM SCHEITERN VERURTEILTE AUFGABE

Die Saga von München wurde auf einer globalen Bühne von einer Handvoll der mächtigsten Männer der Welt aufgeführt. Das düstere Finale war nur der Beginn unzähliger anderer Geschichten, die sich um das Leben zahlloser Männer und Frauen drehten, unsere Familie mitdrin. Meine Mutter erinnerte sich:

Natürlich unsere persönliche Sicherheit betroffen war davon unmittelbar. Zuerst Jozka musste, als Reserveoffizier der tschechoslowakischen Armee, in Mobilisierungszeit zu seinem Regiment zurück, und ich war mit einjährigem Kind in Jugoslawien mich überlassen und wartete, dass anfängt Krieg. Zum Glück für mich persönlich, aber zum Unglück für Land, dem beide wir so treu waren, Tschechoslowakei wurde von England und Frankreich befohlen, nachzugeben Hitlers Forderung, und so damals wurde nicht Krieg erklärt.⁹⁶

Die Ereignisse um München hatten auf die Tschechen und Slowaken einen tiefen und schmerzlichen Einfluss, insbesondere auf die Generation meiner Eltern. Eine peinliche Schmach, weil es nicht zum Kampf gekommen war, mischte sich mit einer Wut auf die Alliierten wegen des angeblichen Verrats. Schmach und Wut schwellten vor sich hin.

Im Jahr 1976 gab mein Vater Frankreich und Grossbritannien die Hauptschuld, beklagte aber auch, dass «die Tschechoslowakei in der Stunde der Krise keinen Führer als Präsidenten hatte, sondern einen Unterhändler».⁹⁷ Er erkannte an, dass ein grosser Teil von dem, was Beneš vorausgesagt hatte, auch eintraf, meinte aber, dass «das heldenhafte Ethos der Nation von seinen Staatsoberhäuptern die moralische, nicht die pragmatische Haltung gefordert hätte. Das Diktat von Mün-

chen hätte zurückgewiesen werden müssen, völlig unabhängig von den Konsequenzen.»⁹⁸

Bei geschichtlichen Forschungen stellt sich immer wieder die Frage «Was wäre wenn». Was wäre passiert, wenn Beneš – wie mein Vater und viele andere es gewünscht hätten – beschlossen hätte, das Diktat von München abzulehnen? Vermutlich hätten die tschechoslowakischen Streitkräfte alleine kämpfen müssen, zumindest anfangs. Man kann mit Sicherheit davon ausgehen, dass sie tapfer gekämpft hätten, weil sie die nötige Führung, Motivation, Ausrüstung, Stärke und Ausbildung hatten, um den Gegner empfindlich bluten zu lassen. Vor allem in dem Regen und Nebel, die in jenen ersten Wochen des Oktobers herrschten, wäre das kein Blitzkrieg gewesen. Die Verteidiger wären in ihren Stellungen schlecht auszumachen gewesen. Aber hätte die überlegene Feuerkraft des Deutschen Reiches am Ende den Sieg davongetragen? So gut wie sicher.

Selbst wenn die deutsche Hauptoffensive durch Böhmen gestoppt worden wäre, hätte die Wehrmacht Truppen aus dem Süden (über Österreich) und Osten (über Mähren) heranführen können. Die Panzerabwehrwaffen und Artillerie der Tschechoslowakei waren überfordert, und der Kern der gut ausgebildeten Soldaten nicht gross genug, um endlos standzuhalten. Das Militär selbst ging vor dem Krieg von drei Wochen aus. Während der Kriegshandlungen wäre der deutsche Propagandaapparat auf Hochtouren gelaufen und hätte den Kampf zu einem Ringen um Selbstbestimmung für die Sudetendeutschen hochstilisiert – ein Grundprinzip, das die Briten und Franzosen bereits gebilligt hatten und das selbst die Tschechen und Slowaken widerwillig akzeptierten. Die Polen und Ungarn hätten sich vermutlich am anderen Ende an den Kämpfen beteiligt und versucht, ihrem streitbaren Nachbarn so viel Territorium wie möglich abzunehmen. Viele, oder gar fast alle, Sude-tendeutsche hätten eine fünfte Kolonne für den Gegner gebildet.

In seinen Memoiren schreibt Churchill: «Ich war immer der Ansicht, dass Beneš' Nachgeben ein Fehler war... Hätte der Kampf einmal begonnen, so wäre Frankreich, meiner damaligen Meinung nach, in einer Welle nationaler Leidenschaft zu Hilfe geeilt, und England hätte sich fast augenblicklich Frankreich angeschlossen.»⁹⁹



*Hitler im Sudetenland, 3. Oktober 1938; zu seiner Linken
Konrad Henlein, rechts von Henlein sitzt Wilhelm Keitel,
Chef des Oberkommandos der Wehrmacht*

Bei allem Respekt, die Vorstellung, dass die Franzosen bereitwillig in den Krieg gezogen wären, scheint ein Wunschtraum. Sie hatten anno 1936 nichts unternommen, als Deutschland das Rheinland besetzt hatte, und sie sollten 1939 ebenfalls kaum etwas tun, als Hitler in Polen einmarschierte. Überdies hatten sie Beneš ausdrücklich zu verstehen gegeben, dass sie ihn im Stich lassen würden, falls er das Ultimatum von München ablehnte. Gewiss hätte möglicherweise der Völkerbund hektisch etliche Male über die Frage beraten, und vermutlich hätte man die Kriegsparteien unzählige Male zu einem Waffenstillstand aufgerufen, aber früher oder später hätten die Deutschen das Land vom einen Ende bis zum anderen besetzt.

Unterdessen wäre allerdings das Reich selbst erheblich geschwächt worden, vor allem wenn die tschechoslowakischen Streitkräfte daran gedacht hätten, die eigenen Panzer, Flugzeuge und Fabriken zu zerstören, statt sie den deutschen Truppen zu überlassen. Ein derartiger Ausgang wäre ein tragisches Geschenk seitens der Tschechoslowakei an Europa gewesen – ein Angebot, das dem Land wenige gedankt hätten. Zehntausende Soldaten und Piloten wären gefallen oder in Gefangenschaft geraten, eventuell auch mein Vater. Die Infrastruktur des Landes wäre massiv beschädigt worden. Die Nationalsozialisten, die über die

trotzige Haltung Prags empört gewesen wären, hätten nach ihrem Sieg mit Sicherheit im Land gewütet. Sobald man das deutsche Joch abgeworfen hätte, hätten tschechoslowakische Geschichtenerzähler eine neue Generation tragischer, aber heldenhafter Geschichten erzählen können. Das Land hätte unermessliches Leid ertragen müssen, aber seine Moral wäre unbefleckt geblieben.

Beneš rechtfertigte seine Entscheidung, die Bedingungen des Münchner Abkommens zu akzeptieren, als die beste Option aus einer sehr begrenzten Auswahl schlechter Alternativen. Ein grosser europäischer Krieg sei unvermeidlich gewesen, beharrte er, und damit auch die Niederlage Deutschlands. Indem die Tschechen und Slowaken nicht 1938 kämpften, als die Chancen so schlecht für sie standen, hätten sie sich die Fähigkeit bewahrt, zu einem günstigeren Zeitpunkt zu kämpfen. Zu dieser Einschätzung gelangte auch George Kennan, der amerikanische politische Attaché in Prag. Er zog folgendes Fazit:

Für die schweren Aufgaben der Zukunft ist eine grossartige junge Generation erhalten geblieben – diszipliniert, fleissig, gesund –, die zweifellos geopfert worden wäre, hätte man sich für die romantische Lösung des aussichtslosen Widerstands entschieden statt für die demütigende, aber eigentlich heroische des Realismus.¹⁰⁰

Mir persönlich fällt es ebenso schwer, Kennans Vorstellung einer heldenhaften Demütigung zu verstehen, wie Cadogans Plädoyer für couragierte Feigheit. Meiner Ansicht nach hätte Beneš die Bedingungen des Münchner Abkommens ablehnen müssen, aber ich kann ihn umgekehrt auch schwerlich dafür verurteilen, dass er dem Diktat seiner eigenen Logik folgte, statt den Herzen seiner Landsleute. Von den Bündnispartnern im Stich gelassen und von Feinden umringt, lastete eine furchtbare Verantwortung auf ihm. Zu seiner Rechtfertigung muss man sagen, dass er sich anschliessend bemühte, das absolut Beste aus der Entscheidung zu machen, zu der er seiner Meinung nach gezwungen gewesen war.

Aber was wäre gewesen, wenn man Beneš niemals in eine so unmögliche Lage gebracht hätte? Was wäre gewesen, wenn die Briten und Franzosen die Geduld mit Hitler verloren hätten und sich, statt Beneš zu drängen, Henleins Forderungen nachzukommen, gemeinsam mit Moskau und Prag entschlossen den Deutschen die Stirn geboten hätten? Was wäre gewesen, wenn sie auf die deutschen militärischen Vorbereitungen mit einer Mobilmachung der eigenen Streitkräfte geantwortet hätten?

Diese Strategie hätte die tschechoslowakischen Soldaten noch stärker motiviert und die Bedenken des deutschen Oberkommandos gesteigert. Wenn die Alliierten einig gewesen wären, wäre es an Hitler gewesen, sich für eine von ausnahmslos unerfreulichen Optionen zu entscheiden: den Rückzug antreten, ein militärisches und diplomatisches Patt beibehalten oder zu einem von ihm nicht gewünschten Zeitpunkt einen Krieg beginnen. Wenn die Nazis angegriffen hätten, hätten die Alliierten sie kaum daran hindern können, Prag zu besetzen, aber das war nicht das eigentliche Ziel Hitlers. Ein Krieg gegen mehrere Gegner im Herbst 1938 hätte das deutsche Militär sowohl an der West- als auch an der Ostfront massiv unter Druck gesetzt. Zugleich wären der Luftwaffe die Flügel gestutzt worden, und ein Embargo durch die Royal Navy hätte die Wirtschaft des Landes empfindlich getroffen.

Die westlichen Streitkräfte waren Ende 1938 schwächer als in den folgenden Jahren, aber das Gleiche galt für die Deutschen. Die Polen waren keine Freunde der Tschechen, wären aber dennoch aus Rücksicht auf die Briten und Franzosen zu Bündnispartnern geworden. Bei einem derartigen Szenario könnte man die missliche Lage der Nationalsozialisten durchaus mit der eines Langstreckenläufers vergleichen, der gezwungen wird, die ersten Kilometer eines Marathons in einem Sprint zurückzulegen, bei dem er sich völlig verausgabt. Selbst wenn die Nazis die Tschechoslowakei zerschlagen hätten, so hätte die erforderliche Anstrengung ihren Durchmarsch durch Europa verhindert oder zumindest gebremst, was wiederum andere Optionen eröffnet hätte, etwa einen breiteren Aufstand innerhalb des deutschen Militärs gegen Hitler und einen kürzeren, nicht ganz so tödlichen Konflikt.

Nach dem Krieg wurde der gefangen genommene deutsche General Wilhelm Keitel gefragt, ob das Reich die Tschechoslowakei im Jahr 1938 angegriffen hätte, wenn die Westmächte Prag die Treue gehalten hätten. Er erwiderte sinngemäß: «Sicher nicht. Wir waren militärisch nicht stark genug. Das Ziel in München bestand darin, Russland aus Europa hinauszuerwerfen, Zeit zu gewinnen und die deutschen Rüstungen zu vervollständigen.»¹⁰¹

Die Verteidiger der britischen und französischen Politiker haben darauf hingewiesen, dass der Weg nach München schon vor ihrem Amtsantritt vorgezeichnet war. Die Strafmassnahmen des Versailler Vertrags, der Abbau der Rüstungsausgaben, das Versäumnis, die Nationalsozialisten nach der Besetzung des Rheinlands in die Schranken zu weisen, und der passive Tenor der öffentlichen Meinung im Westen – all dies könne man nicht Chamberlain und Daladier in die Schuhe schieben. Meinen Studenten habe ich häufig gesagt, dass man die Weltpolitik mit einer Partie Billard vergleichen kann: Jeder Stoss löst eine Kettenreaktion aus, die wiederum neue Hindernisse und Optionen schafft. Gegenüber einem Spieler, der in einer ungünstigen Stellung hinter der schwarzen Kugel anfängt, sollte man Nachsicht walten lassen, wenn ihm in dieser Situation kein unmöglicher Stoss gelingt, aber am Ende kann man am Punktestand ablesen, wie gut er seine Chancen genutzt hat.

Im Nachspiel zu München schrieb Chamberlain dem Erzbischof von Canterbury einen Brief. „Eines Tages werden die Tschechen erkennen“, schrieb er, «dass das, was wir taten, dazu diente, ihnen eine glücklichere Zukunft zu sichern.» Sie hätten, prahlte er, «endlich den Weg frei gemacht zu jener allgemeinen Befriedung, die einzig und allein die Welt vor dem Chaos bewahren kann».¹⁰² Eine unfähige Führung lässt sich zweifellos so definieren, dass jemand ein Ziel erreicht, dafür das Verdienst beansprucht und schon wenige Monate später jedes einzelne Wort zurücknehmen muss.

In London erlebte Jan Masaryk hautnah den begeisterten Empfang, den man dem britischen Premierminister bei der Rückkehr aus München bereitet; beeindruckend waren die Umarmungen, die These von einem «ehrenhaften Frieden», die Prophezeiung des «Friedens in unserer

Zeit», und die glücklichen Rufe: «*Hes a jolly goodfellow!*» und «Hipp, hipp, hurra!». Wochenlang legte das Wunder der Diplomatie eine Art Zauberbann über die britische Vorstellungskraft. Das Unterhaus billigte die Linie von München mit einer Mehrheit von fast drei zu eins; in Spielzeugläden wurden Neville-Chamberlain-Puppen ausgestellt; Floristen dekorierten ihre Schaufenster mit Bildern von dem triumphierenden Staatsmann, umrahmt von Rosen; und Unternehmen schalteten ganzseitige Glückwunschanzeigen. Eine Nation, die die Luft angehalten hatte, fühlte sich endlich imstande, erleichtert auszuatmen.

Masaryk selbst blieb keine andere Wahl als der Rücktritt als Gesandter in Grossbritannien. In der Vorbereitung auf diesen Schritt entfernte er persönlich das Porträt seines Vaters von den Wänden der tschechoslowakischen Gesandtschaft und stattete, wie es in diplomatischen Kreisen Brauch ist, Downing Street 10 einen Höflichkeitsbesuch ab. Da sich der Premierminister verspätete, wurde Jan Masaryk zur gnädigen Frau Chamberlain geleitet. Nach etlichen unbedeutenden Wortwechsellern erhellte sich das Gesicht der Frau. «Oh, Herr Masaryk», rief sie aus, «ich muss Ihnen unbedingt die hübsche Zigarettendose zeigen, die Neville neulich von einem Bewunderer bekommen hat.»¹⁰³ In die Dose war eine Karte von Europa eingraviert, geschmückt mit drei Saphiren: einer markierte Berchtesgaden, der zweite Godesberg und der dritte München.

Im britischen Parlament zählte Churchill zu den wenigen Abgeordneten, die nicht jubelten, und führte den Abgeordneten einen Punkt vor Augen:

... nämlich, dass wir eine völlige, durch nichts gemilderte Niederlage erlitten haben. Ich glaube, dass Sie sehen werden, dass die Tschechoslowakei im Laufe einer Periode, die vielleicht nach Jahren, vielleicht aber nur nach Monaten bemessen ist, von dem Nazi-regime verschlungen werden wird ... Es [das britische Volk] soll wissen, dass wir, ohne Krieg, eine Niederlage erlitten haben, deren Folgen uns für eine lange Strecke begleiten werden.¹⁰⁴

Auf der anderen Seite des Atlantiks reagierte man auf das Münchner Abkommen überwiegend wütend, weniger auf Deutschland, als auf England. Die Amerikaner waren nicht bereit, selbst in den Krieg zu ziehen, und hatten sich darauf verlassen, dass Europas Staatschefs die Probleme des Kontinents lösen, bevor ihre eigene Einmischung erforderlich wurde. Folglich stiessen britische Repräsentanten, die in die Vereinigten Staaten geschickt wurden, um die Logik hinter München zu erklären, auf Feindseligkeit und Spott. Dorothy Parker bezeichnete Chamberlain wegen seiner häufigen Flugreisen als «den ersten Premierminister der Geschichte, der mit einem Tempo von 400 Stundenkilometern kriecht».¹⁰⁵ Damals hatten viele Leute, genau wie heute, die Gewohnheit, ihre Ansichten durch Symbole auszudrücken. In New York verkauften die Läden für einen Dollar eine Anstecknadel in der Form eines weissen Regenschirms – das Symbol für Chamberlain in der Farbe der Kapitulation.

Beneš sollte später behaupten, die Sowjetunion hätte in der schweren Zeit als einzige Nation an der Seite der Tschechen und Slowaken gestanden, und die kommunistische Propaganda schlachtete diese Behauptung voll aus. Aber stimmt das überhaupt? Nach dem sowjetisch-tschechoslowakischen Beistandspakt von 1935 versprachen die Länder, sich an den Völkerbund um Hilfe zu wenden, falls einer der beiden bedroht werde. Sie versprachen ebenfalls, einander im Fall eines bewaffneten Angriffs zu helfen, vorausgesetzt, dass Frankreich ebenfalls Beistand leistete. Sowjetische Funktionäre hatten wiederholt erklärt, sie seien bereit, ihre Verpflichtungen zu erfüllen, ohne jedoch konkret darzulegen in welcher Form. Diese Frage war wichtig, weil russische Truppen, um tschechoslowakischen Boden zu erreichen, entweder Polen, das jedoch die Transitrechte verweigerte, oder Rumänien, das lediglich für Flugzeuge den Luftraum freigab, durchqueren mussten.

Für die UdSSR spricht jedoch der Umstand, dass ihre Führer noch vor München versuchten, Hitler zu einem Rückzug zu bewegen. Sie warnten ihn, den Deutschen stehe ein Zweifrontenkrieg bevor, falls sie zuerst zuschlagen sollten. Die Sowjets forderten die Briten und Franzosen auf, ihre Strategien zu koordinieren, einen Appell, dem niemand

Folge leistete. Als sich die Krise dem Höhepunkt näherte, erklärten die Russen, sie hätten 30 Infanteriedivisionen, verstärkt durch Reservisten, in der Nähe der westlichen Grenze stehen. Gegenüber Polen liessen sie durchblicken, dass sie im Fall einer deutschen Aggression bereit wären, der Tschechoslowakei zu Hilfe zu eilen, ob nun mit Erlaubnis aus Warschau oder nicht. Am Ende war Moskau imstande, sein Wort zu halten, ohne etwas dafür zu bezahlen. Sobald sich Frankreich vor seiner Vertragserfüllung drückte, waren die Sowjets aus dem Schneider. Wenn Frankreich für Prag in den Krieg gezogen wäre, kann man über die Qualität und Quantität der russischen Hilfe nur Vermutungen anstellen. Die Franzosen trugen aber eindeutig die grössere Verantwortung, und ihr Versäumnis, sich ihrer würdig zu erweisen, befleckte ihren guten Namen.

Am Ende gab es in München drei Verlierer: die Tschechoslowakei, England und Frankreich, und zwei Gewinner: Hitler und Stalin. Das ist die angemessene Zusammenfassung einer historischen Katastrophe in einem Satz.

Vier Tage nach dem Einmarsch deutscher Truppen im Sudetenland trat Beneš zurück; zwei Wochen später reiste er nach London aus. Sein Nachfolger, der 66-jährige, ehemalige Richter am Obersten Gerichtshof Dr. Emil Hácha, war gesundheitlich angeschlagen und zog die Kunst der Politik vor. Widerwillig versuchte der vorsichtige Jurist, seine Regierung aus überalterten Beamten, zweitklassigen Mitarbeitern und Kollaborateuren auf einen Kurs zu bringen, der die Deutschen zufriedenstellte, zugleich aber die nationale Unabhängigkeit bewahrte. Es war eine zum Scheitern verurteilte Aufgabe.

Unter dem Sudetenland versteht man im engeren Sinn lediglich den nördlichen Streifen des Landes, die Hügelkette der Sudeten, aber laut dem Münchner Abkommen ging es um weit mehr als das. Wie im Wortlaut festgehalten, erstreckten sich die besetzten Gebiete entlang der ganzen Westgrenze und um den Südrand fast bis zur heutigen Slowakei. Auf der Karte hatte die besetzte Region Ähnlichkeit mit einem offenen Rachen, der nur darauf wartete, den kleinen Rest zu verschlingen, der von T.G. Masaryks demokratischer Republik noch übrig war.

Damit nicht genug, machten auch Polen und Ungarn Gebietsansprüche geltend und erhielten, mit deutscher Rückendeckung, Territorien zugesprochen, auf die sie seit dem Ersten Weltkrieg ein Auge geworfen hatten. Die Tschechen, die sich nach dem Kampf gesehnt hatten, wurden stattdessen aufgefordert, sich mit dem Verlust von 30 Prozent ihres Territoriums, einem Drittel der Bevölkerung, 40 Prozent des Volkseinkommens und des grössten Teils der Bodenschätze abzufinden. Die Befugnisse ihres Parlaments wurden aufgehoben, so dass die verschiedenen, politischen Parteien überflüssig waren. Die meisten Anhänger Benes' sowie Juden wurden von Regierungssämtern ausgeschlossen. Die Armee wurde halbiert und demobilisiert. Deutsche Flüchtlinge, die sich vor den Nationalsozialisten versteckt hatten, wurden entlarvt und zusammengetrieben, zugleich kamen zuvor gefasste deutsche Spione wieder auf freien Fuss. Antifaschisten im Sudetenland wurden vertrieben, ihr Besitz wurde an die Anhänger Henleins verteilt. Slowakische Nationalisten sicherten sich in der Form ihrer eigenen Regionalverwaltung, eines eigenen Parlaments und eines kleinen Bindestrichs eine Autonomie: Der neue offizielle Name des Landes lautete Tschecho-Slowakische Republik.

In den folgenden Monaten begannen slowakische Separatisten eine enge Zusammenarbeit mit Henlein und verstärkt mit Berlin. Die vielen Slowaken, die sich für eine Kooperation mit den Tschechen ausgesprochen hatten, wurden an den Rand gedrängt. Wenn eine vereinigte Republik den Nazis nicht standhalten konnte, warum sollten die Slowaken dann noch der alten Hauptstadt die Treue halten – vor allem wenn die Deutschen ihnen die nationale Unabhängigkeit in Aussicht stellten?

In Prag bemühte sich die Regierung nach Möglichkeit, nicht den Zorn Berlins auf sich zu ziehen, aber die Deutschen dachten sich eine Wiederholung des Ansatzes aus, der im Vorfeld von München so hervorragend funktioniert hatte. Was die Tschechen auch taten, nichts war den Deutschen gut genug. Woche um Woche wurde die Liste der Forderungen immer länger: judenfeindliche Gesetzgebung, wirtschaftliche Vergünstigungen, einen Anteil an den Goldreserven des Landes, die Auflösung kommunistischer Gewerkschaften, eine noch unterwürfige-



Tschechoslowakische Republik nach München

re Aussenpolitik. Und mit jeder neuen Forderung ging die Warnung einher, dass Hitler allmählich die Geduld verliere.

Am 14. Oktober, nur zwei Wochen nach München, schrieb das tschecho-skowakische Verteidigungsministerium an das Aussenministerium und bat um die Entlassung meines Vaters. Als Grund wurde meine Mutter angegeben. Angeblich hatte sie zu einigen tschechischen Armeedoffizieren beim Mittagessen in der Wohnung des Botschafters gesagt, dass sie, weil die Offiziere es versäumt hätten, das Land zu verteidigen, lieber einen Strassenkehrer als sie zum Mann nehmen würde. Hat sie das wirklich gesagt? Ich weiss es nicht, aber es sähe ihr ähnlich. Spielte es eine Rolle? Die Angelegenheit war womöglich rein akademisch, weil mein Vater seinen Posten nach dem Münchner Abkommen ohnehin nicht lange behalten hätte. Die profaschistische Führung in Jugoslawien wollte ihn aus dem Land haben, und das Gleiche galt für die Nationalsozialisten in Berlin. Am unteren Rand des Briefs aus dem Verteidigungsministerium wurde in einem anderen Schrifttyp ergänzt: «Dr. Korbel und seine Frau sind Juden.»

Ende Dezember wurde mein Vater von seiner Stelle in Belgrad abberufen und bekam vorübergehend einen Schreibtischjob in Prag. Er hielt sofort nach einer Möglichkeit Ausschau, unsere Familie nach England zu bringen, wo sich inzwischen Beneš und andere prominente Exil-

tschechen versammelten. Vielleicht gelang es ihm mit Hilfe seiner Kontakte in Jugoslawien, die Empfehlung als Ausländskorrespondent in England für eine serbischsprachige Zeitung zu bekommen.

Anfang 1939, während mein Vater nach einem Weg aus dem Land suchte, begannen die letzten Wochen der Tschecho-Slowakischen Republik in ihrem kurzen Bestehen. Die Nationalsozialisten, die entschlossen waren, das ganze Land in ihre Gewalt zu bringen, forschten einmal mehr nach einem plausiblen Vorwand. Ein Jahr zuvor war die Sache der Sudetendeutschen mit dem Schlagwort Selbstbestimmung kaschiert worden. Warum sollte man nicht die gleiche List bei den Slowaken anwenden? Die Nationalsozialisten zogen eine ganze Reihe von Kandidaten für die Rolle eines slowakischen Henlein in Betracht und entschieden sich am Ende für Dr. Jozef Tiso, einen konservativen Parteiführer, erklärten Separatisten und katholischen Priester. Am 13. März berief Hitler Tiso zu sich nach Berlin und wollte in einer Frage «Klarheit haben», anders gesagt, stellte er ihm ein Ultimatum: «Wolle die Slowakei ihr Eigenleben oder nicht? Es handele sich nicht um Tage, sondern um Stunden.»¹⁰⁶ Tiso wurde für seine Entscheidung eine Frist bis 13 Uhr am folgenden Tag gewährt. Falls die Slowaken bis dann nicht ihre Unabhängigkeit erklärt hatten, würde man Ungarn einladen, sich ihr Land einzuverleiben.

Dank ihres gut platzierten Spions in Deutschland (Agent 54) wusste der tschechische Nachrichtendienst, dass die Nationalsozialisten eine Invasion planten. Er kannte den geplanten Zeitpunkt, ja sogar den Decknamen: Unternehmen Südost. Der Geheimdienstchef Oberst Moravec teilte die Information Hácha und der übrigen tschechischen Führung mit und forderte nachdrücklich, Vorkehrungen für den Ernstfall zu treffen, um Militärflugzeuge zu evakuieren, Munitionsfabriken zu sprengen, Geheimarchive zu zerstören und die Führer des Landes nach Paris oder London zu schaffen. Die Mitglieder des Kabinetts waren überzeugt, dass sich Hitler mit dem Status quo zufriedengebe, und wollten nicht glauben, dass eine Invasion bevorstand. Sie beschlossen jedoch, ein Treffen anzustreben, um die Angelegenheit zu regeln. Kurz

vor Einbruch der Dunkelheit am 14. März, wenige Stunden nach der Unabhängigkeitserklärung des slowakischen Parlaments, reisten Hácha und mehrere seiner Berater mit dem Zug nach Berlin.

Der Bruder meines Vaters Jan («Honza») arbeitete für das gleiche Bauunternehmen wie sein Vater Arnošt Korbek und hatte bereits eine Tochterfirma in England, wo man hoffte, dass auch noch Platz für Arnošt sei. Mit der Stelle Honzas war es für seine Frau und zwei Kinder kein Problem, zu ihm nachzureisen. Meine Tante Margarethe und ihr Mann Rudolf Deiml beantragten ebenfalls Visa, aber bislang ohne Erfolg. Sie hatten zwei Töchter: Dagmar (Dasä), elf Jahre, und Milena, sieben. Der Vater meiner Mutter, Alfred, war 1936 gestorben. Wie ich viel später erfuhr, lebte Grossmutter Růžena in Poděbrady, einer Stadt, die gut 60 Kilometer von Prag entfernt liegt. Falls sie versuchte auszureisen, so gibt es zumindest keinen Hinweis dafür. In der Tschechoslowakei hatte sie ihr ganzes Leben verbracht, und ausserdem musste sie ihre Tochter, meine Namensvetterin Marie, pflegen, die an einer Nierenkrankheit litt.

Natürlich konnte damals niemand ahnen, welche Katastrophe sich später abspielen sollte. Der Krieg in Europa war noch in einiger Ferne. Als er Monate später kam, ging man davon aus, dass er rasch vorbei sein würde. In den damaligen NS-Konzentrationslagern wie Dachau waren zumindest in den frühen Jahren Dissidenten unabhängig von der «Rasse» eingesperrt. Tschechischen Juden, die sich nicht politisch engagierten und ausreisen wollten, legten die deutschen Behörden keine Steine in den Weg. Mehr als 19'000 Juden (oder etwa 16 Prozent) verliessen 1939 das Land. In jenem Sommer wurde in Prag eine Dienststelle unter Leitung des 33-jährigen Adolf Eichmann eingerichtet, um die Juden zur Auswanderung zu bewegen. Die eigentliche Schwierigkeit bestand darin, Regierungen zu finden, die bereit waren, noch mehr Antragsteller aufzunehmen. Jedes Land hatte in irgendeiner Form eine Quote festgelegt. Die Briten, die damals ein Mandat des Völkerbunds für den Nahen Osten hatten, hatten eine jährliche Obergrenze eingeführt; nur 10'000 europäischen Juden pro Jahr sollte es gestattet sein, sich in Palästina niederzulassen. Für viele alte Juden war die Aussicht,

ihr Zuhause zu verlassen, beängstigender als das Bleiben und sämtliche vorstellbaren Gefahren, die damit einhergingen. So widerwärtig die Nazis auch waren, man konnte sich einfach nicht vorstellen, welchen Nutzen sie von einer Verfolgung der Alten haben mochten. «Was können sie mir schon antun?», fragte eine Mutter ihren erwachsenen Sohn. «Ich muss vielleicht Fussböden schrubben, und dann ist der Krieg vorbei.»¹⁰⁷ Manche wollten vielleicht auch keinen Platz auf den Listen für Ausreisevisa belegen, den die eigenen Kinder und Enkel in ihren Augen besser brauchen konnten.

In der zweiten Märzwoche reiste mein Vater kurz nach Paris und London, um sich zu erkundigen, ob es möglich war, für unsere Familie Visa zu bekommen. Er hatte das Glück, die Akkreditierung als Journalist für zwei jugoslawische Zeitungen zu bekommen. Er kehrte an dem Tag nach Hause zurück, als Präsident Hácha zu seiner Konferenz nach Berlin fuhr.

In den frühen Morgenstunden des 15. März 1939 traf sich Hácha, nachdem er stundenlang auf das Ende des Films gewartet hatte, den Hitler sich ansah, mit dem «Führer» und seinen Helfershelfern. Hitler kam sofort zur Sache. Wegen der böhmischen Provokation und der Unruhen in der Slowakei habe Deutschland beschlossen, die sogenannte «Rest-Tschechei» in das Reich einzugliedern. Darüber gebe es überhaupt keine Diskussion mehr. Die Invasion werde um 18 Uhr beginnen. Der völlig überrumpelte Hácha weigerte sich anfangs, die Dokumente zu unterzeichnen, die man ihm hinschob. Göring drohte, wenn er nicht zum Federhalter greife, werde die Luftwaffe binnen weniger Stunden Prag dem Erdboden gleich machen. Der Präsident beriet sich telefonisch mit seinem Kabinett, das ihm wenig hilfreich riet, dass aktiver Widerstand unmöglich sei und eine ausdrückliche Annahme gegen die Verfassung verstosse. Hácha weigerte sich weiterhin, dann fiel er in Ohnmacht. Nachdem Hitlers Leibarzt mit einer Injektion aus Dextrose und Vitaminen Hácha wiederbelebt hatte, gab der in jeder Hinsicht geschwächte Präsident um vier Uhr früh schliesslich nach. Die Stellungnahme, die er unterschrieb, forderte die tschechische Armee auf, die deutsche Besetzung zu akzeptieren, und erklärte, dass er, Hácha, «das

Schicksal des tschechischen Volkes und Landes vertrauensvoll in die Hände des Führers des Deutschen Reiches» lege.

In derselben Nacht hoben bei dichtem Schneetreiben nur wenige Flugzeuge vom Prager Flughafen Ruzyně ab. Eines war eine holländische Maschine, die die Briten geschickt hatten, um Oberst Moravec zu retten. Er nahm zehn hohe Mitglieder seines Stabs mit sich, dazu so viele geheime Akten und so viel Bargeld, wie sie tragen konnten. Am nächsten Morgen rückten deutsche Truppen auf Prag vor. Weil zwei Regimenter noch nicht den Befehl zur Kapitulation erhalten hatten, leisteten sie für kurze Zeit Widerstand und verdienten sich damit einen ewigen Ehrenplatz in der tschechischen Geschichte. Aber das war auch schon alles.

Das nationale Gedächtnis eines jeden Volkes ist eine Mischung aus Dichtung und Wahrheit. Für die Tschechen ist 1620 das Jahr, in dem sie ihre Unabhängigkeit verloren, und 1918 das Jahr, in dem sie sie wieder-gewannen. An den Iden des März 1939 wurde ihnen die Freiheit wieder-genommen. Nach wenigen Tagen hingen Plakate mit rotem Rand, einem Adler und Hakenkreuz in ganz Prag. SA-Männer lungerten mit aufgepflanztem Bajonett in den Strassen der Altstadt, um den Wenzelsplatz, vor den Kirchen und auf dem alten Hradschin herum. Die Gestapo richtete ihr Hauptquartier ein. Deutschsprachige Strassenschilder tauchten an jeder Strassenecke auf. In einem Telegramm vom 19. März aus der US-Botschaft hiess es:

Es verstecken sich hier einige Tausend ... politische Flüchtlinge und ihre Familien und schweben in Lebensgefahr. Viele Frauen und Kinder verbringen Tag und Nacht in den Wäldern um Prag, ungeachtet der Tatsache, dass der Boden von Schnee bedeckt ist. Sämtliche Hilfsorganisationen wurden zwangsweise aufgelöst ... die deutsche Geheimpolizei nimmt hier Hunderte, vielleicht Tausende von Verhaftungen in der üblichen Nazi-Manier vor; die jüdische Bevölkerung zittert vor Angst; genau wie ... jene Personen, die eng mit dem ehemaligen Regime verbunden waren.¹⁰⁸

Meine Eltern zählten zu den Leuten, denen nur noch eine Frage durch den Kopf ging: Wie kommen wir hier raus? Meine Mutter schreibt dazu:

Technisch war es unmöglich, Tschechoslowakei sofort zu verlassen. Herrschte komplettes Chaos in Prag. Die Verkehrsverbindungen waren unterbrochen kurze Zeit, Banken geschlossen, Freunde verhaftet. Aus zuverlässigen Quellen erfuhren wir, dass auch der Name von Jozka war auf einer List von Leuten, welche sollten verhaftet werden. Nach Zurücklassen von Madeleine bei meine Familie Jozka und ich zogen aus unserer Wohnung aus und von da an schliefen jede Nacht bei Freunden, verbrachten die Tage in Prager Strassen und in Restaurants. Wenn Gestapo Leute nahm fest, dann war meistens Nacht.¹⁰⁹

Nach über einer Woche auf der Flucht hatten meine Eltern die erforderlichen Papiere zusammen. Meine Mutter schrieb später, dass dabei ein wenig Schmiergeld im Spiel gewesen war, was in jenen Tagen nicht sonderlich verwunderlich war. Die Nationalsozialisten hatten eine Behörde für die Bearbeitung von Ausreisevisa eingerichtet, die darauf achten sollte, dass keine bekannten Feinde das Land verliessen, aber sie waren von Anfang an auf tschechische Beamte angewiesen, die Anweisungen ignorierten und Hunderten politischen Aktivisten die Flucht ermöglichten.

Am 25. März 1939 holte meine Mutter mich bei Grossmutter Růžena ab und setzte sich am Nachmittag mit mir in ein Café, während mein Vater zur Polizei ging, um sich den letzten Stempel geben zu lassen. Als er gegen 17 Uhr zurückkehrte, hatten wir gerade noch Zeit, zwei kleine Koffer zu packen, ehe wir zum Bahnhof gehen mussten. Ich nehme an, dass Růžena, Arnošt und Olga alle zum Abschied gekommen waren, weil Mutter in ihrem Aufsatz traurig anmerkt, dass es das letzte Mal war, dass wir sie lebend sahen.

Seit der NS-Invasion waren zehn Tage vergangen. Der Simplon-Orient-Express in Richtung Südosten fuhr nur drei Mal wöchentlich durch Prag. An jenem Tag drängten sich auf dem Bahnsteig mit Sicher-

heit viele Menschen, und die Wagen waren vermutlich alle überfüllt. Der Anblick der Hakenkreuze rings umher dürfte bei meinen Eltern sämtliche Zweifel bezüglich der Entscheidung ausgeräumt haben. Sie schoben sich durch die Menge und zeigten dem Schaffner ihre Fahrkarten. Der Pfiff ertönte, und unsere lange Fahrt begann. Die Abteile in den Schlafwagen waren mit Holz getäfelt, hatten jeweils zwei Betten und ein winziges Waschbecken. Tagsüber konnte man die Betten hochklappen und den Raum in ein kleines Wohnzimmer verwandeln. Da es für mich keinen separaten Platz gab, wechselte ich wohl von einem Platz zum anderen, während meine Eltern mich ermunterten, es mir gemütlich zu machen und ein wenig zu schlafen. Die erste Grenze, die wir überquerten, war die der seit neuestem unabhängigen Slowakei. Dann kam die Grenze nach Ungarn, wo jeder Passagier, darunter jeder politische Aktivist und insbesondere jeder Jude, den Atem anhielt, bis er oder sie seine Papiere zurückbekam und der Zug sich wieder in Bewegung setzte. Nach Ungarn kam Jugoslawien, dann weiter nach Griechenland, dort gingen wir endlich an Bord eines Schiffes nach England. Reiseziel: Freiheit.

TEIL II

April 1939-April 1942

In unserem Schicksal wird ein universales Drama aufgeführt... (weil) jeder Einsatz brutaler Gewalt von kurzer Dauer ist verglichen mit dem anhaltenden Bedürfnis des Menschen nach Freiheit, Frieden und Gleichheit.

KAREL ČAPEK, *Ein Gebet für die Nacht*, 1938

Ich war zu klein, um mich noch an die winzigen Zimmer in dem nasskalten Mietshaus zu erinnern, in dem wir unser neues Leben begannen, aber meine Mutter sollte diese ersten Tage in einem fremden Land nie vergessen. Wir lebten unter Fremden, und weil in England ein Mangel an Arbeitsplätzen herrschte, war es Flüchtlingen untersagt, eine Beschäftigung zu suchen. Entwurzelt wie wir waren, sahen wir einer Zukunft entgegen, die in jeder Hinsicht unsicher war, und hatten kaum Möglichkeiten, uns vernünftig zu beschäftigen. Als es allmählich wärmer wurde, verbrachten meine Mutter und ich deshalb viele Stunden in den benachbarten Parks, während mein Vater versuchte, den Kontakt zu Freunden wiederherzustellen.

Für meine Eltern, beide noch nicht einmal dreissig, war die Aussicht, mitten in dem fremden Treiben von London ein neues Leben anzufangen, mit Sicherheit beängstigend. Die britische Hauptstadt war damals die bei Weitem am dichtesten bevölkerte Stadt der Welt. Im Hafen herrschte geschäftiges Treiben, das U-Bahnnetz war am weitesten verzweigt, die öffentlichen Gebäude von repräsentativer Erhabenheit, die Finanzinstitute waren der Nabel des wirtschaftlichen Universums. Das Empire Seiner Majestät war zwar inzwischen in die Jahre gekommen, wahrte aber immer noch auf jedem Kontinent seine Interessen.

In London hatte Beneš sein Leben im Exil begonnen, aber er nahm schon bald ein Angebot der University of Chicago an, Vorlesungen über Demokratie zu halten. Deshalb hielt er sich in den Vereinigten Staaten auf, als deutsche Soldaten in Prag einmarschierten. Er war sich von Anfang an darüber im Klaren, was die Invasion nicht nur für sein Land, sondern auch für seine eigene Glaubwürdigkeit bedeutete. Hatte er nicht stets davor gewarnt, den Nationalsozialisten zu trauen? Hatte

er nicht erklärt, dass das Münchner Abkommen auf einer Lüge beruhe? Im Ersten Weltkrieg hatte Masaryk in der ganzen Welt für die Unabhängigkeit der Tschechen und Slowaken geworben; nunmehr bereitete sich Beneš auf einen ähnlichen Kampf vor, um die Auferstehung seines Landes aus der Asche zu ermöglichen und um, ganz nebenbei, zu beweisen, dass er mit seiner Einschätzung Recht gehabt hatte.

In seinen Augen hatte die Tschechoslowakei nach dem deutschen Angriff keine legitime Regierung mehr. Damit entstand ein Machtvakuum, das nur die letzte frei gewählte Regierung – seine eigene – füllen konnte. Das hiess aber, dass *Professor* Beneš wiederum die Rolle des *Präsidenten* Beneš spielen musste. Noch am selben Tag fing er an, Briefe an Staatsoberhäupter der ganzen Welt zu schreiben, schickte den tschechoslowakischen Gesandtschaften Anweisungen und ermahnte die Medien, seine eigene, scharf geäusserte Mischung aus Empörung und Entschlossenheit weiterzugeben. Er hielt Dutzende von Reden in den ganzen Vereinigten Staaten, warb um die Unterstützung der gleichen Einwandererorganisationen, die zwei Jahrzehnte zuvor die Unabhängigkeit unterstützt hatten, und bekam sie auch. Darüber hinaus profitierte er von der Neigung der Amerikaner, sich stets hinter die Opfer von Ungerechtigkeit zu stellen. In New York bezeichnete Bürgermeister Fiorello La Guardia München als ein «gewöhnliches Abschlagen», welches «dekadente europäische Demokratien und zwei gewalttätige Diktaturen» begangen hätten.¹

Die amerikanischen Zuhörer mochten zwar eine tiefe Sympathie für Beneš und sein Leid empfinden, aber das hiess noch lange nicht, dass sie sonderlich erpicht waren, zu den Waffen zu greifen. Tatsächlich hörten sie nichts lieber als die Feststellung, dass es Sache der Europäer sei, das Chaos wieder in Ordnung zu bringen, das sie angerichtet hatten. Am Ostersonntag bereitete sich Präsident Roosevelt auf die Rückkehr aus seinem Ferienort in Warm Springs in Georgia nach Washington vor. Ehe er in den Zug stieg, verabschiedete er sich von den Umstehenden. «Ich komme im Herbst wieder», versprach er, «wenn wir bis dahin keinen Krieg haben.»² Diese spontane Bemerkung löste unzählige Kommentare aus.

Walter Winchell, ein bekannter Kolumnist, schrieb: «Die Zukunft der amerikanischen Jugend liegt über dem amerikanischen Boden – nicht unter dem europäischen Dreck.» Der angesehene Intellektuelle Walter Lippmann drängte die US-Administration, sämtliche diplomatischen Mittel einzusetzen, um «die grässlichen Konsequenzen eines Krieges zu verhindern». David Lawrence, der Gründer von *United States News* und *World Report*, wiederholte den prodeutschen Aufruf zu «einer zweiten Friedenskonferenz, um das Unrecht rückgängig zu machen, das der Versailler Vertrag angerichtet hatte».³

Das Wahlprogramm der Demokratischen Partei, mit dem Roosevelt kandidiert hatte, lehnte den Krieg als ein Instrument der Politik ab, plädierte für Neutralität bei internationalen Streitigkeiten und versprach, sich dagegen zu wehren, dass die Staaten durch «politische Verpflichtungen, das internationale Bankwesen oder privaten Handel» in Feindseligkeiten hineingezogen werden.⁴ Im Jahr 1937 hatte der Kongress einen Zusatz zur Verfassung in Betracht gezogen, nach dem vor jeder Kriegserklärung eine Volksabstimmung durchgeführt werden musste – ein potenzieller Stolperstein, der nur knapp abgelehnt wurde. Roosevelt versprach immer wieder, die Vereinigten Staaten aus einem Krieg herauszuhalten, aber konservative Kommentatoren wiesen daraufhin, dass Woodrow Wilson ein ähnliches Versprechen abgegeben – und nicht gehalten – hatte. Insgeheim hielt der Präsident einen europäischen Konflikt für unvermeidlich, hatte aber noch nicht entschieden, welche Rolle Amerika dabei spielen würde. Um keinen politischen Wirbel auszulösen, vermied er in der Regel provokative Äusserungen. Genau deshalb reagierte die Öffentlichkeit auf seine Äusserung in Georgia auch so heftig. Während die männlichen Kolumnenschreiber jedoch verzweifelt die Hände rangen, war eine weibliche Kommentatorin offenbar bereit, die Fäuste zu ballen. «Ich frage mich», schrieb Eleanor Roosevelt, «ob wir beschlossen haben, uns hinter der Neutralität zu verstecken? Sie mag vielleicht sicher sein, aber ich frage mich, ob es richtig ist, in Sicherheit zu sein.... Jedes Mal, wenn eine Nation, welche die Freiheit erlebt hat, diese wiederum verliert, geht auch anderen freien Nationen etwas verloren.»⁵

Am 28. Mai 1939 traf sich Beneš drei Stunden lang mit Eleanors Ehemann im Wohnsitz des Paares in Hyde Park im Staat New York. Er erzählte Freunden, dass Roosevelt ihn als Kollegen empfangen, die britische und französische Beschwichtigungspolitik verurteilt und versprochen habe, im Fall eines europäischen Krieges die alte Tschechoslowakei anzuerkennen. Diese Darstellung dürfte den tatsächlichen Verlauf des Gesprächs ein wenig beschönigt haben. Roosevelt war bekannt dafür, dass er sich nur ungerne festnageln liess. Um die Zeit der Münchner Konferenz hatte Roosevelt im privaten Kreis die Aktionen der Briten und Franzosen mit dem Verrat des Judas verglichen, offiziell schickte er Chamberlain ein Glückwunschtelegramm. Nach der Invasion in Prag warnte er Hitler vor weiteren Aggressionen, allerdings ohne konkrete Strafmassnahmen anzudrohen. Ungeachtet Beneš' Wiedergabe seiner Begegnung mit Roosevelt musste das State Department ihn erst noch als rechtmässigen Vertreter der Tschechoslowakei anerkennen oder die Erneuerung seines zerschlagenen Staates unterstützen.

Bei der Abreise aus den Vereinigten Staaten nach London war Beneš nicht ganz wohl. Wie würde es der Exilregierung in den Händen Chamberlains und der Architekten der Beschwichtigungspolitik ergehen? Er stellte allerdings schon bald fest, dass viele Briten ihren Regierungschef ebenso kritisch betrachteten wie er. Am 27. Juli war er Ehrengast bei einem von Churchill und seinem klugen Gesinnungsgenossen Anthony Eden organisierten Mittagessen. «Ich weiss nicht, wie sich die Dinge entwickeln werden», sagte Churchill, «und ich kann nicht sagen, ob Grossbritannien im Namen der Tschechoslowakei in den Krieg ziehen wird. Ich weiss nur, dass ein Frieden ... ohne die Tschechoslowakei nicht Zustandekommen wird.»⁶ In Beneš' Ohren müssen diese Worte wie ein Engelschor geklungen haben. Viele Landsleute betrachteten ihn als Versager, und Chamberlain hielt ihn für eine Nervensäge, aber Churchill hatte ihn in einem Brief für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen.*

* Churchill war nur einer von vielen, die Beneš vorschlugen, aber das Nobelpreiskomitee beschloss, im Jahr 1939 (als der Zweite Weltkrieg begann) und in den folgenden Jahren keinen Preis zu verleihen.

Schon vor jenem denkwürdigen Mittagessen wurden die Grundlagen für eine Exilregierung gelegt. Jan Masaryk und ein kleiner Kreis hoher Emigranten, zivile ebenso wie militärische, machten sich an die Arbeit. Eines Morgens kam ein Freund von Masaryk zu meinem Vater und sagte zu ihm: «Hier ist ein Schlüssel zu Jans Wohnung in Westminster Gardens 58. Er möchte, dass Sie sein Sekretär sind.» Für meinen Vater war dies ein Karrieresprung genau in dem Moment, in dem er ihn am dringendsten brauchte. «Ich war ein junger diplomatischer Beamter», erinnerte er sich später. «Jan war ein alter Hase der Diplomatie. Wir hatten beide keine Arbeit. Seine Begrüßungsworte werde ich nie vergessen: ‚Freut mich, Sie zu kennenzulernen; habe schon von Ihnen gehört. Brauchen Sie Geld?‘»⁷ Masaryk mietete in der Nähe seiner Wohnung ein Büro und stellte einen Stab an Mitarbeitern ein, zu denen auch Eduard Táborský zählte, ein Jurist, der im tschechoslowakischen Aussenministerium gearbeitet hatte. Ihre gemeinsame Aufgabe war es, Artikel in den lokalen Medien zu verfassen, die für ihre Sache warben.

Gleichzeitig begann mein Vater einen längeren Briefwechsel mit Hubert Ripka, einem Mann, der 14 Jahre älter als er war und sich ebenso für Beneš und die Wiederherstellung der tschechischen Demokratie einsetzte. Ripka war ein breitschultriger Mann, über eins achtzig, mit kurzem dunklem Haar auf seinem oval geformten Kopf. Er hatte eine etwas onkelhafte Art, und man sagte ihm nach, er sei «so schlau wie ein ganzer Sack Affen».⁸ Ripka war Ausländskorrespondent für die führende Zeitung des Landes gewesen und hatte der Gruppe angehört, die Beneš massiv gedrängt hatte, das Münchner Abkommen abzulehnen. Im Herbst 1938 war er nach Paris gezogen, wo er über seine vielen Kontakte die Notlage des Landes publik gemacht hatte.*

* Ripkas Briefwechsel mit meinem Vater zählt zu den Dokumenten, die mir im Jahr 2011 von dem tschechischen Institut für Totalitarismusforschung zur Verfügung gestellt wurden. Die (stellenweise geschwärzte) Korrespondenz war in den Akten des Aussenministeriums aufbewahrt worden, bis sie irgendwann in den fünfziger Jahren von der kommunistischen Geheimpolizei entfernt wurde.

In Anbetracht der unruhigen Zeiten war es ganz natürlich, dass Ripka ein lebhaftes Interesse an dem hatte, was sich in London ereignete, und mein Vater war ebenso wissbegierig, was die Lage in Paris anging. Ihr dringlichster Wunsch war, Freunden zu helfen, die Ausreisevisa beantragten – häufig ein frustrierendes Unterfangen. Zum zweiten wollten sie die Bildung rivalisierender Machtzentren verhindern. Die Tschechen und Slowaken brauchten nicht mehrere Exilregierungen. Drittens richteten sie ihr Augenmerk darauf, Kontakt zu einflussreichen Schriftstellern aufzunehmen, sei es in slawischen Ländern oder im Westen. Eine Schriftstellerin, Shiela Grant Duff, übernahm die Rolle des Kuriers zwischen meinem Vater und Ripka, den sie schon in Prag kennengelernt hatte.

Als Frau war Grant Duff unter den Ausländskorrespondenten eine Art Vorkämpferin. Sie hatte eine grosse Anhängerschar, als sie für den beliebten *London Observer* schrieb, und zählte zu den wenigen britischen Reportern, die Chamberlain und seine Besänftigungspolitik in Frage stellten. Ihre Verachtung für ihre Journalistenkollegen äussert sich in einem Vers, den sie gerne zitierte:

*You cannot hope to bribe or twist
The honest British journalist;
But seeing what the man will do
Unbribed, theres no occasion to.*⁹

Auf Ripkas Drängen hin sprach Grant Duff einmal bei Churchill vor (sie war eine Cousine von Churchills Frau), um ihn über die Lage in der Tschechoslowakei auf dem Laufenden zu halten. Ihr Buch *Europe and the Czechs* war ein dringender Appell an die Briten, das Schicksal dieses kleinen Landes nicht auf die leichte Schulter zu nehmen. Die Paperback-Ausgabe erschien am selben Tag, an dem Chamberlain aus München zurückkehrte und verkaufte sich so gut, dass nur zwei Wochen später eine aktualisierte Fassung veröffentlicht wurde.

Der Briefwechsel meines Vaters mit Ripka, der im Mai 1939 begann und sich über zwei Jahre erstreckte, hatte etwas Verschwörerisches. Beide Männer waren auf der Hut, weil sie nicht wussten, wem

sie trauen konnten. In seinem ersten Brief bat Ripka darum, eine Nachricht an den Geheimdienstchef Moravec weiterzuleiten, mit der Bitte um Informationen über einen Mann in Holland, der möglicherweise Juden bei der Flucht vor Hitler half oder auch nicht. Mein Vater schilderte seinerseits einen Besuch von «einem Mann namens Zid ... [der] in mir einen eigenartigen Eindruck erweckte». Zid bemühte sich um ein direktes Gespräch mit Masaryk, warf mit Geld um sich und gab auf alle Fragen ausweichende Antworten. Mein Vater, dessen Vertrauen er erwerben musste, hielt ihn für einen Spion.¹⁰

Meinem Vater tat es gut, eine Stellung zu haben, die seine ganze Energie in Anspruch nahm, ein Ziel, wenn er jeden Morgen die Wohnung verließ, und Freunde, mit denen er arbeiten und sich bemitleiden konnte. Für meine Mutter war das Leben eher langweilig, weil sie Mühe hatte, sich zu beschäftigen und mich in einer Stadt bei Laune zu halten, in der es ihr schwerfiel, sich verständlich zu machen, und wo die allgemeine Stimmung düster geworden war. Als Flüchtlinge in London hatten wir in jenem Sommer reichlich Gesellschaft. Juden und andere Antifaschisten kamen aus Deutschland, Österreich, Polen und unserer Tschechoslowakei. Die Briten hatten Quoten eingeführt, welche die Zahl der Erwachsenen begrenzten, aber bei Kindern unter 17 Jahren ohne Begleitung wurde eine Ausnahme gemacht.

Ein humanitäres Programm, der sogenannte Kindertransport, hatte damit begonnen jüdische Kinder aus Deutschland und Österreich zu retten. Eine ähnliche, aber davon unabhängige tschechische Operation wurde von Nicholas Winton in die Wege geleitet, einem britischen Aktienmakler, der auf Einladung eines Freundes Prag einen Besuch abgestattet hatte. Dort war er an jeder Ecke deutschen Schlägern über den Weg gelaufen und kehrte mit dem festen Entschluss nach England zurück zu retten, wen er konnte, vor allem Kinder. «Es wurde mir nicht erlaubt, jemanden ins Land zu holen, solange ich keine Familie und Bürgen hatte, die sich um sie kümmerten», erinnerte sich Winton, «und es war nicht immer einfach, Menschen dazu zu bringen, diese Verpflichtung einzugehen, weil einige wirklich noch sehr jung waren.»¹¹ Um mehr Jugendlichen zu helfen, richtete er mehrmals Appelle an die Vereinigten Staaten, aber von dort kam keine Hilfe. Von den rund

6'000 Kindern, deren Namen auf Wintons Liste standen, erreichte nur jedes zehnte England.

Unter denjenigen, die es schafften, war meine Cousine Dáša Deimlová, die damals elfjährige Tochter der Schwester meines Vaters. Sie war im zweiten der vier Züge Wintons, der Prag Ende Juni verliess. Ausser einem kleinen Koffer nahm sie nur eine winzige Puppe mit; um ihren Hals hing ein Schild aus Pappe mit der Nummer 298. Sie waren zu sechst in ihrem Abteil, lauter Mädchen im Alter von zwei bis fünfzehn. Dáša schloss sofort Bekanntschaft mit einem Kind, das den gleichen Vornamen trug wie ihre siebenjährige Schwester Milena. Als die Lokomotive aus dem Bahnhof fuhr und Eltern und Freunde zurückliess, schlossen die beiden Mädchen die Augen, hielten sich an den Händen und versprachen sich gegenseitig: «Wir werden nicht weinen.» Als sie die deutsche Grenze erreichten, stand der Zug fast fünf Stunden lang. Bei den Papieren war irgendetwas durcheinandergeraten, und die richtigen Dokumente mussten erst aus Prag geholt werden. Die jungen Passagiere sassen im Zug und starrten ängstlich aus dem Fenster, während Nazis mit ihren furchterregenden Gewehren und Bajonetten auf dem Bahnsteig auf und ab marschierten. Endlich nahm der Zug seine Fahrt nach Westen wieder auf und passierte Dresden, Frankfurt und Köln. Von dem unablässigen Zittern wurde Dáša ganz schlecht. Sie nahm das Angebot eines älteren Jungen an, einen Schluck Schnaps zu trinken, doch davon fühlte sie sich nur noch elender. Erst als sie Holland erreichten, wurde es den Kindern erlaubt, sich die Beine zu vertreten; sie bekamen Postkarten, die sie nach Hause schicken durften, und wurden vom Roten Kreuz mit Bananen und Kakäo versorgt.

Von dort brachte eine Fähre die Kinder nach Harwich. Anschliessend fuhren die meisten mit einem Zug zum Londoner Bahnhof Liverpool Street weiter. Wie ihre Gefährten erlitt Dáša das Trauma einer plötzlichen Trennung von Eltern und Heimat. Anders als viele war sie aber alt genug, um den Grund für die Abreise zu verstehen, und hatte den Trost, am Ende der Fahrt vertraute Gesichter zu sehen. Ihre Schwester hatte ebenfalls auf der Liste der Fahrgäste gestanden, aber ihre Eltern hatten es sich in letzter Minute anders überlegt, weil sie meinten,



Dáša und Milena Deimlová mit der Autorin, ein Jahr alt

Milena sei noch zu jung. Einem Reporter der *Washington Post* sagte Dáša 57 Jahre später einmal, Milena sei deshalb nicht im Zug gewesen, weil sie sich den Arm gebrochen hatte. Aber das stimmt nicht. Damals wollte Dáša nicht zugeben, was sie später mir gegenüber erklärte: Sie hatte ihren Eltern die verhängnisvolle Entscheidung nie verziehen. Viele Kinder, die jünger als Milena waren, hatten in dem Zug aus Prag gegessen. Die tragische Ironie der Episode ist, dass meine jüngere Cousine nicht wegen der Gleichgültigkeit ihrer Eltern ein kurzes Leben hatte, sondern gerade wegen des starken Wunsches, sie zu beschützen.

Mein Vater holte Dáša in Harwich ab und brachte sie in unsere Wohnung. «Wir haben sie wohlauf in Empfang genommen», schrieb mein Vater ihren Eltern Rudolf und Greta. «Sie zählte zu den wenigen, die überhaupt nicht müde waren ... In ein paar Tagen werden wir sie zur Schule bringen ... Macht euch keine Sorgen, wir werden gut für sie sorgen, und ausserdem merke ich schon, dass sie ein sehr vernünftiges kleines Mädchen ist.» Er fügte hinzu:

Vielleicht erfahre ich schon bald, ob es klappt ... jetzt ist es schwieriger, weil ihr Milena nicht mitgeschickt habt. Mit Kanada, Rudo, mach dir keine Illusionen. Küsse – wir haben seit zwei Wochen nichts von Mutter gehört.¹²

Wenn ich heute diese Worte entziffere, denke ich, dass mein Vater über alle möglichen Kontakte, die er hatte, versuchte, Dášas Eltern bei der Ausreise aus der Tschechoslowakei zu helfen. Er befürchtete, dass ihre Entscheidung, Milena bei sich zu behalten, die Sache erschwerte, und war unsicher, ob er Erfolg haben würde. Im Sommer 2009 wurde des Auszugs der Winton-Kinder noch einmal gedacht, die gleiche Lokomotive machte sich auf der gleichen Reiseroute auf den Weg von Prag nach London. Unter den Fahrgästen waren Dáša, inzwischen 81 Jahre, und ihre Sitznachbarin Milena Greenfell-Baines. Ein kleines Mädchen, das im Stil der dreissiger Jahre gekleidet war (Hut, einfacher Mantel und Kleid), reiste ebenfalls mit, stellvertretend für die Passagiere vor vielen Jahren. Um den Hals hing die Nummer 298, Dášas Nummer auf genau demselben Pappschild, das meine Cousine Jahre zuvor getragen hatte. In London erwartete sie ein Freund, der seinen hundertsten Geburtstag feierte: Nicholas Winton, jener Mann, der – als andere nur die Schulter zuckten – gerade noch rechtzeitig gehandelt hatte, um ihre Leben zu retten.

Für Neville Chamberlain war der Einmarsch der Wehrmacht in der Tschechoslowakei mehr als peinlich. Der Held, als der er sechs Monate zuvor gefeiert worden war, war entlarvt worden. Hitler hatte ihn schlicht zum Narren gehalten. Die Gebietsansprüche des «Führers» gingen in Wirklichkeit weit über jene Regionen hinaus, in denen Deutsche bereits die Mehrheit der Bevölkerung stellten. Polen kam höchstwahrscheinlich als Nächstes an die Reihe. Nachdem der britische Premier es mit Beschwichtigung versucht hatte, ging er praktisch über Nacht zur Abschreckung über. Ende März 1939 erklärte er, dass England im Falle eines deutschen Angriffs Warschau zu Hilfe eilen werde. Das war eine eindeutige Kampfansage, aber es mangelte an einer militärischen Strategie, um sie umzusetzen. Die Briten konnten ebenso wenig Polen retten, wie sie ihre Truppen zwischen Deutschland und der

Tschechoslowakei hatten aufstellen können. Man hoffte, Hitler zu überzeugen, dass er mit einem Einmarsch unweigerlich einen umfassenden Krieg auslösen werde. Um sich für diesen Ernstfall zu rüsten, schlug Chamberlain vor, Zwanzigjährige zum Wehrdienst einzuziehen – die erste Einberufung in Friedenszeiten der neueren britischen Geschichte. Auf den Dörfern redeten die Menschen darüber, was sie tun würden, «wenn es zum Schlimmsten kam». «Es war merkwürdig», beobachtete die fiktive Mrs. Miniver in Jan Struthers gleichnamigem Roman, «wie man immer noch davor zurückschreckte zu sagen: ‚Wenn es Krieg gibt‘, und sich wiederum solcher Euphemismen bediente.»¹³

Unterdessen drehten sich die Räder der Diplomatie weiter. Die deutsche Botschaft teilte dem Foreign Office mit, dass das Reich künftig die juristische Zuständigkeit für Personen in England trage, welche «dem tschechoslowakischen Volksstamm» angehörten. Die Briten lehnten dies ab, wussten aber nicht recht, wer, wenn nicht die Deutschen, rechtmässig für die besetzte Nation sprechen konnte. In ihren Augen fehlte Beneš die offizielle Anerkennung. Es stellte sich die Frage, wie man die Menschen vor einer Deportation schützen konnte, die wie die Angehörigen meiner Familie mit einem tschechoslowakischen Pass reisten. Als Ausweg wurden wir zu «staatenlosen» Personen erklärt. Noch verworrener war die Frage, ob die Belegschaft unserer mittlerweile verwaisten Gesandtschaft weiterhin zu offiziellen Anlässen eingeladen werden durfte. Nach langen Gesprächen auf höchster Ebene einigte sich das Foreign Office auf einen Kompromiss: Unsere Diplomaten sollten den ganzen Sommer über auf der Gästeliste bleiben, danach sollten ihre Namen, genau wie unser Land, gelöscht werden.

Die britische Regierung stand vor zwei wichtigen Aufgaben. Zum einen musste die Wiederaufrüstung in Angriff genommen werden. Zum anderen musste man die deutsche Regierung davon überzeugen, dass ein Krieg ein grosser Fehler wäre. Die militärische Aufrüstung wurde zielstrebig begonnen, aber der diplomatische Aspekt wurde vernachlässigt. Die logische Strategie, die unter anderen Churchill verfocht, war, ein Bündnis mit der Sowjetunion anzustreben. Hitler sähe sich dann mit

der Situation konfrontiert, dass jeder Konflikt automatisch gleichzeitig an den Ost- und Westgrenzen ausgetragen werden müsste. Die Russen warteten nur darauf, so ein Abkommen zu schliessen, aber Chamberlain zögerte wegen seiner Verachtung für Stalin, und weil er fürchtete, der «Führer» würde ein Bündnis zwischen London und Moskau als eine Provokation werten. Ausserdem nahm er auf die polnische Meinung Rücksicht, die mindestens ebenso sehr gegen die Kommunisten wie gegen die Nationalsozialisten eingestellt war.

Damit wurde eine grosse Chance vertan. Stalin hatte den Verdacht, dass der Westen die Absicht habe, sich zurückzulehnen und nach einem Krieg zwischen seinem Land und Deutschland die Trümmer aufzusammeln. Er wusste, dass die deutschen Fabriken dringend Rohstoffe brauchten, die nur sein Land liefern konnte. Um sich alle Optionen offen zu halten, entliess er seinen Aussenminister und ersetzte ihn durch Wjatscheslaw Molotow, einen harten, unerschütterlichen Überlebenden der Machtkämpfe im Kreml. Molotow hatte für den Westen nichts übrig, Sentimentalität war für ihn ein Fremdwort. Er war genau von jenem Menschenschlag, mit dem Hitler ins Geschäft kommen konnte.

Im Mai erfuhr Beneš, dass die Waffenlieferungen der tschechischen Skoda-Werke in die Sowjetunion trotz der NS-Besatzung weitergingen. Er schloss daraus, dass zwischen Deutschland und Russland in irgendeiner Form eine geheime Absprache erzielt worden war. Das war eine grosse Neuigkeit, und er setzte sofort das Foreign Office über seinen Verdacht in Kenntnis. Ein wenig spät reisten englische Diplomaten nach Moskau, um zu retten, was zu retten war. Ihnen wurde reichlich zu trinken angeboten, aber keine Einigung. Das Tor zu einem wirkungsvollen antifaschistischen Bündnis hatte sich geschlossen.

Am 17. August informierte die US-Regierung London in einem Telegramm, dass Deutschland und die Sowjetunion im Begriff seien, sich miteinander zu verbünden. Das Dokument trug nicht den Vermerk «Dringend» und wurde deshalb erst am 22. August geöffnet – einen Tag vor der bestürzenden Nachricht, dass Hitler und Stalin vereinbart hatten, sich bei Konflikten des Vertragspartners neutral zu verhalten.

Beneš sass an seinem Schreibtisch, als die Meldung von der Einigung verbreitet wurde. Es war August, und die gesamte britische Regierung befand sich im Urlaub: Chamberlain angelte in Schottland, Halifax hielt sich auf seinem Gut in Yorkshire auf, und die hohen britischen Militärs schossen eifrig – Gänse.

Der Nichtangriffspakt zwischen Deutschland und der UdSSR schockierte die Briten und so gut wie jeden im Westen, sogar viele Kommunisten. Beneš war, kaltblütig wie selten, erfreut darüber, weil er genau wusste, dass Hitler die Einigung als Einladung zu einem Krieg betrachten würde – das einzige Mittel, die Freiheit der Tschechoslowakei wiederherzustellen. Er durchschaute auch die Logik des Paktes, vielleicht sogar besser als Stalin. Die Deutschen hatten einen Lieferanten von Weizen, Erdöl, Bauholz und Bodenschätzen gewonnen, dazu grünes Licht für eine Invasion in Polen von dem einzigen Land bekommen, das auch nur annähernd in der Lage gewesen wäre, sie aufzuhalten. Die Sowjets hatten sich ihrerseits Zugang zu Industriegütern gesichert sowie die Gelegenheit, die baltischen Staaten und die östliche Hälfte Polens zu besetzen, ohne zu befürchten, zumindest vorläufig, dass Deutschland das Feuer eröffnete. Stalin sagte zu seinem Parteigenossen und späteren Nachfolger Nikita Chruschtschow: «Natürlich ist alles ein Trick, um zu sehen, wer wen zum Narren halten kann. Ich weiss, was Hitler im Schilde führt. Er glaubt, er ist schlauer als ich, aber in Wirklichkeit habe ich ihn überlistet!»¹⁴ Beneš war überzeugt davon, dass die Nationalsozialisten früher oder später ein falsches Spiel mit ihrem Partner spielen würden – er sollte sich nicht irren.

Dieses zynische Abkommen bedeutete so gut wie sicher, dass Europa in Kürze in einen Krieg stürzte. Während britische Politiker und Generäle ihr Angel- und Jagdzeug gegen Anzüge und Uniformen austauschten, wurde eine letzte Runde diplomatischer Initiativen eingeläutet. Da Russland nunmehr die Karten auf der falschen Seite des Tisches aufgedeckt hatte, blieb den Alliierten nichts anderes übrig, als ihre Hoffnungen auf Mussolini zu setzen. Die Italiener (oder «die Eisverkäufer», wie Cadogan sagte) konnten von einem europäischen Krieg kaum einen Nutzen haben. Französische und britische Diplomaten drängten Mussolini, Hitler zu bremsen, während sie Polen unter Druck

setzten, alle erforderlichen Zugeständnisse zu machen. Zur gleichen Zeit fand jeder Geschäftsmann Gehör, der behauptete, inoffizielle Kontakte zur deutschen Führung zu besitzen. Die Alliierten zogen die Reservisten ein und mobilisierten ihre Flotten. Botschafter tauschten Argumente aus. Britische Adlige setzten sich mit ihren Bekannten unter den Nationalsozialisten in Verbindung. Es nutzte alles nichts.

Am Morgen des 1. September 1939 fielen 56 deutsche Divisionen, unterstützt von 1'500 Flugzeugen, im Westen von Polen ein, umzingelten und zerschlugen die Verteidiger, gleichzeitig verbreiteten sie unter der Zivilbevölkerung Angst und Schrecken. Die Polen wehrten sich tapfer, verfügten jedoch über viel zu wenige Männer und hatten überhaupt keine Reserven. Ein grosser Teil der Flugzeuge wurde zerstört, bevor sie überhaupt den Boden verlassen hatten, und ihre Kavallerie war kein Gegner für die deutschen Panzer. Vor der endgültigen Kapitulation starteten sie einen verzweifelten Gegenangriff, der den Kampf verlängerte, aber nur bis zum Ende des Monats. Um diese Zeit war die sowjetische Armee bereits wie ein Geier über den Osten Polens hergefallen. Eine Trennlinie zwischen den deutschen und russischen Zonen teilte das Land in zwei Hälften. Der Zweite Weltkrieg hatte begonnen.

10

BESATZUNG UND WIDERSTAND

Reichsprotektor Baron Konstantin von Neurath traf am 5. April 1939 mit dem Zug in Prag ein. Es folgte eine ganztägige Feier, an der Repräsentanten lokaler Organisationen lustlos teilnahmen, weil ihnen nichts anderes übrigblieb und viele einen Eid nachplapperten. Berlin hatte die Absicht, die Tschechen auszuplündern, ohne einen Aufstand zu provozieren. Deshalb hoffte Neurath, dass sie sich schon bald mit dem Verlust der Freiheit abfinden würden, so dass die Deutschen möglichst wenig Gewalt anwenden mussten. Der weisshaarige Protektor war von Natur aus eher ein Diplomat als ein Rädelsführer, der von seinem vorherigen Posten als Aussenminister abgesetzt worden war, weil er Hitlers Kriegspläne missbilligt hatte. Er achtete in seiner neuen Stellung darauf, in der Öffentlichkeit dem tschechischen Präsidenten Hácha stets mit der gebührenden Ehrerbietung zu begegnen und die Fiktion aufrechtzuerhalten, dass die Tschechen bei ihren Angelegenheiten noch etwas mitzureden hätten.

Neurath war nicht der einzige Deutsche, der Mitleid zur Schau stellte. In den ersten Tagen der Besatzung schickte eine bayerische wohltätige Organisation eine Kolonne mit freiwilligen Helfern nach Prag. Ihre Mission war es, die Kinder der Stadt mit Nahrung zu versorgen, die – wie es in der NS-Propaganda hiess – wegen der Unfähigkeit der Behörden vor Ort Hunger leiden mussten. In Wirklichkeit waren die einzigen Jugendlichen, die wirklich kostenlose Mahlzeiten brauchten, antifaschistische, sudetendeutsche Flüchtlinge. Als die Bayern feststellten, dass es längst nicht so viele Hungrige gab wie angenommen, baten sie einige fotogenere Kinder, ihnen vorzumachen, wie sie ihr Nachtgebet aufsagten. Die zugehörigen Bilder wurden unter der Überschrift «Prager Kinder betteln um Essen» nach Berlin geschickt.¹⁵

Kaum eine Woche nach der Besetzung wurden das Parlament und die herkömmlichen politischen Parteien aufgelöst. An ihrer Stelle schuf Hácha die sogenannte Nationale Gemeinschaft (tschechisch abgekürzt: NS)*, eine Organisation, der fast die ganze tschechische Bevölkerung angehörte, ausser Juden und Freimaurern, die den Deutschen zuliebe ausgeschlossen wurden, und Frauen, die nicht zugelassen wurden, weil sich Masaryk und Beneš nicht mehr für eine gleiche Behandlung einsetzen konnten. Die NS war eine praxisorientierte Einrichtung, keine ideologische. Sie bemühte sich darum, sich an die deutsche Besetzung anzupassen, ohne die eigenen Sitten und Bräuche des Landes aufzugeben.

Jene Tschechen, die in den Jahren des Protektorats Ämter innehatten, wurden später als Verräter beschimpft oder als «Kollaboranten», wie meine Mutter sie voller Verachtung nannte. Diese Etikette wurde nicht immer den eigentlichen Intentionen der Betroffenen gerecht. Anfangs schickte Hácha Botschaften an Beneš, in denen er ihm seine Loyalität zusicherte: «Ich freue mich auf den Tag, an dem ich mein Amt übergeben werde; Sie wissen schon, an wen.»¹⁶ Der alte Richter hatte das Amt des Präsidenten nicht gewollt und erweckte stets den Eindruck, er sei kurz davor zurückzutreten. Sein erklärtes Ziel war es, den Schaden möglichst gering zu halten, aber er erkannte nicht, dass man dem Geist ebenso Schaden zufügen konnte wie dem Körper. Er drängte sein Volk, zugleich gute Tschechen und gute Deutsche zu sein – was in Friedenszeiten eventuell noch denkbar war, aber nicht unter einer Besetzung. Der anfängliche Freund der Demokratie Hácha wurde am Ende zu einem Gegner; als ausserordentlich schwaches Rohr im Wind trat er für überhaupt nichts in einem Amt ein, das er niemals hätte annehmen dürfen.

Im Gegensatz dazu trotzte der neue Regierungschef General Alois Eliáš dem Wind und weigerte sich zu katzbuckeln. Eliáš vermied es ebenfalls, die Nazis zu provozieren, unterhielt aber hinter ihrem Rücken engen Kontakt zum tschechischen Untergrund, schmuggelte In-

* Auf Tschechisch lautete der Name Národní Sourucenství. Für viele Tschechen stand das NS-Abzeichen auf den Kopf gestellt für SN beziehungsweise «*Smrt Němcům*» oder «Tod den Deutschen».

formationen nach London und half nach Kräften den Familien der Menschen, die verhaftet worden waren. Viele andere Beamte versuchten, so viel wie möglich von der nationalen Identität und Unabhängigkeit zu bewahren, und hofften, dass der Krieg – ungeachtet der frühen deutschen Siege – bald vorbei war. Nach etlichen Monaten sahen sich die Mitglieder der Hácha-Regierung jedoch in der unhaltbaren Position, dass sie von tschechischen Loyalisten gehasst, von deutschen Aufsehern schikaniert und von keinem geachtet wurden.

Von der US-Gesandtschaft aus beobachtete George Kennan das Geschehen. Der während seiner ganzen Laufbahn für seinen Scharfsinn und Nüchternheit bekannte Kennan merkte dazu an: Eines der ältesten und hartnäckigsten menschlichen Dilemmas besteht in der Wahl zwischen einer begrenzten Kollaboration mit dem Bösen im Interesse einer Linderung und einem kompromisslosen, heldenhaften, aber selbstmörderischen Widerstand dagegen. Alle, die an dem Drama der Tschechoslowakei nach München beteiligt waren, beobachtete er, «mussten sich in der einen oder anderen Form mit diesem Dilemma auseinandersetzen».¹⁷

or der Flucht ins Exil hatte Beneš mit Freunden über die Notwendigkeit gesprochen, einen vereinigten Widerstand aufzubauen, der eine klare politische Linie vertrat und sowohl im Landesinneren als auch im Ausland wirkungsvoll operierte. Der 39-jährige Privatsekretär des Präsidenten Prokop Drtina zählte zu denjenigen, die in Prag blieben, um das Projekt zu organisieren. Die Dissidenten hatten viele Freunde, die immer noch in der Regierung tätig waren, einige im Büro des Bürgermeisters und im Stadtrat, aber auch Buchhalter, Leute in der Telefonzentrale und Schalterbeamte, die nützliche Informationen liefern konnten. Das Netzwerk stützte sich in erster Linie auf die politischen Anhänger von Beneš, das Militär, ehemalige Mitglieder der Tschechoslowakischen Legion, Pfadfinder, Turner des Verbandes Sokol und jüdische Organisationen wie den Sportverein Maccabi. Von Anfang an half der Widerstand, Soldaten und andere Flüchtlinge über die Grenze nach Polen, und als dieser Fluchtweg geschlossen war, durch Ungarn zu schmuggeln.

Wie bei jeder Tätigkeit im Untergrund waren sichere Kommunikationswege lebenswichtig. In den ersten Wochen hatten die Verschwörer eine verschlüsselte (in einer Zahnpastatube versteckte) Nachricht erhalten, in der eine Adresse in der Türkei genannt wurde, über die es möglich war, Berichte an Beneš weiterzuleiten. Drtina schickte über diesen Kanal regelmässig Berichte an den Exilpräsidenten. Aber auch hier war Geheimhaltung unerlässlich, und ich stellte bei meinen Nachforschungen fasziniert fest, dass Josef Korbel von einem Anführer des Widerstands für einen von ihm vorgeschlagenen, raffinierten, auf Wörterbüchern basierenden Code gelobt wurde. Kaum hatte man sich allerdings auf die Wörterbuch-Variante geeinigt, da wurde sie auch schon durch ein ausgefeilteres System ersetzt, das die Armee entwickelt hatte.

Während des gesamten Krieges wurde schriftliches Material von sympathisierenden Eisenbahnarbeitern geschmuggelt, die zwischen Depots in Prag, Bratislava, Budapest und Belgrad hin und her führen. Ungeachtet der damit verbundenen Risiken stellte der Untergrund auch Funkverbindungen her, die – wenn auch mit zeitweiligen Unterbrechungen-Tausende von Botschaften aus dem Protektorat nach England und in die Sowjetunion sendeten. Die Ausrüstung wurde von städtischen Ingenieuren bedient, die nachts zu den Verstecken radelten. Der Hauptsender des Untergrunds mit dem Decknamen Libuse war ein Apparat von der Grösse einer Aktentasche, mit Anzeigen und Knöpfen, an dem eine Stacheldrahtantenne befestigt war, die sich in einer steifen Reihe von Knoten in den Himmel rankte. Der Apparat befindet sich heute im Tschechischen Nationalmuseum.

Die Rebellen hatten zwar ein zentrales Koordinationsgremium (den Zentralausschuss des Heimatwiderstandes), aber die verschiedenen Gruppen und Zellen waren ganz bewusst so unabhängig voneinander wie möglich. Die Zusammenkünfte wurden klein gehalten und auf ein einziges Thema beschränkt. Neuen Kämpfern wurde erst nach einer gründlichen Überprüfung die Teilnahme erlaubt. Vor der Rückkehr nach Hause riefen die Anführer immer an, um sicherzugehen, dass die Gestapo nicht im Wohnzimmer auf sie wartete. Ein Topf Chrysanthen vom Balkon entfernt oder die veränderte Position eines Vorhangs konnten ebenfalls als Warnsignal dienen.

Wichtige Dokumente wurden dort versteckt, wo Papierstapel keinen Verdacht erregten, zum Beispiel in der öffentlichen Bibliothek, oder an einem Ort, wo kaum jemand nachsehen würde, wie im Innern einer Schaufensterpuppe.

Kuriere wurden angeworben, um Geheiminformationen weiterzugeben und um Flugblätter, Notizen und antifaschistische Literatur zu verteilen. Die Kommission für Presse und Propaganda der Regierung kontrollierte jede legale Zeitung. Dennoch gelang es unabhängigen Publikationen weiterzuarbeiten, insbesondere das Hauptwiderstandsorgan *V boj* (Im Kampf). Eine geheime Gruppe gab Bücher mit demokratischer Propaganda heraus, die von aussen wie gewöhnliche Kriminalromane aussahen. Das verräterische Zeichen stand auf der Rückseite, wo sich der Verleger auf Tschechisch «G. E. Stapo» nannte.

Die Nationalsozialisten hatten keine Erfahrung mit der Kunst der Besatzung, aber sie hatten ein Talent für Repressionen, Unterwanderung und Terror. Ausgestattet mit Listen, auf denen Namen von Verdächtigen aufgeführt waren, hämmerten sie mitten in der Nacht an Türen und holten Tausende aus dem Bett. Die Männer und Frauen, die zum Verhör geholt wurden, brauchten entweder eine wirklich überzeugende Geschichte oder die Fähigkeit, qualvolle Schmerzen auszuhalten. Das Gestapo-Hauptquartier, nicht weit vom Prager Zentrum, lag im gut befestigten Palast Petschek, der zuvor als Bankgebäude gedient hatte. Die Räume mit den Schliessfächern, mit ihren fensterlosen Wänden und schweren Türen eigneten sich hervorragend für den Gewahrsam von Gefangenen. Es wurde erbarmungslos gefoltert, und die Anwesenheit einer Guillotine machte jede Drohung überflüssig. Jedes Mal wenn das Mitglied einer Untergrundzelle geschnappt wurde, tauchten alle anderen unter; man ging stets davon aus, dass der oder die Betroffene reden würde. Allerdings gelang es selten, den Widerstand zu überrumpeln. Bis 1943 machte sich eine Gruppe deutschsprachiger tschechischer Polizisten, die von der Gestapo als Übersetzer eingesetzt wurden, ihren Zugang zur Polizei zunutze. Sie meldeten, welche Informationen die Gefangenen preisgegeben hatten, und warnten die Dissidenten, wenn sie überwacht wurden.



Von den Nazis in Prag genutzte Guillotine

Die meisten grossen Netzwerke im Untergrund wurden in einem Krieg, der Zehntausende von Dissidenten das Leben kostete, mindestens einmal zerrissen. Aber bei allem Blutvergiessen gelang es den Nazis nie, auch nur annähernd, den Geist der Tschechen oder ihren Widerstandswillen zu brechen. «Wenn die deutsche Autorität im materiellen Sinne unumstritten ist», schrieb Kennan über eineinhalb Jahre nach Beginn der Besetzung, «so existiert sie in moralischer Hinsicht überhaupt nicht. Welche Macht die Deutschen auch über Personen und Besitz der Tschechen haben mögen, sie haben kaum Einfluss auf ihre Seelen.»¹⁸

Von Anfang an beteiligten sich die Tschechen an symbolischen Protestaktionen wie zum Beispiel einem Boykott der Strassenbahnen. An Hitlers Geburtstag legte man Blumenkränze an der Statue von Jan Hus nieder. Als das Prager Symphonieorchester Smetanas *Mein Vaterland* aufführte, klatschte das Publikum 15 Minuten lang Beifall. Bis die Aktion verboten wurde, trugen manche Bürger selbstgemachte Abzeichen mit Inschriften wie «Wir werden nie aufgeben» und «Beneš schläft nicht». Deutsche Beamte, die nach Prag versetzt wurden, stellten häufig fest, dass ihr Telefon nicht funktionierte, dass wichtige Dokumente verlegt worden waren oder dass plötzlich der Benzintank ihres Autos leer war. Am Nationalfeiertag des Landes im Oktober 1939 brachte eine Kundgebung gegen die Besetzung die NS-Wachen so sehr auf, dass sie das Feuer eröffneten und den Medizinstudenten Jan Opletal tödlich verwundeten.* Auf seinem Begräbnis waren Freunde so mutig, die Nationalhymne zu singen. Danach zogen sie durch die Stadt, skandierten patriotische Parolen und rissen deutsche Strassenschilder ab. Als Hitler von den Unruhen erfuhr, forderte er Vergeltungsmassnahmen. Die Nationalsozialisten verhafteten neun Studentenfürher (von denen kein Einziger an der Demonstration teilgenommen hatte), stellten sie an die Wand und erschossen sie. Weitere 1'800 Studenten wurden in Gewahrsam genommen und unter grausamen Bedingungen gefangen gehalten, viele junge Männer wurden geschlagen und Frauen vergewaltigt. Zur Strafe für die lokale Intelligenzija schloss der «Führer» die tschechischen Universitäten und Hochschulen für die Dauer des Krieges.

Die geographischen Bedingungen schränkten, fast ebenso sehr wie die deutschen Massnahmen, die Möglichkeiten des tschechischen Widerstands erheblich ein. Es gab weder Häfen, über die man heimlich Waffen liefern konnte, noch freundliche Grenzer, über die eine sichere Operationsbasis etabliert werden konnte. Untergrundkämpfer hatten vergleichsweise wenig Waffen, verfügten über einen kleinen Muniti-

* Fünfzig Jahre danach geriet ein Marsch zum Gedenken an das Opfer Opletals ebenfalls ausser Kontrolle der Behörden und führte unmittelbar zur Samtenen Revolution.



Benes bei einer Rundfunkrede über die BBC

onsvorrat, kaum Orte zum Verstecken und wenig Geld. Je länger der Krieg dauerte, desto schwieriger wurde es zu überleben. Ausserdem waren so gut wie alle Beteiligten Amateure. Anfangs trug Beneš diesen Einschränkungen kaum Rechnung. In einer Rundfunkrede zwei Wochen nach Kriegsbeginn forderte er den Widerstand auf, dem Gegner unablässig schwere Schläge zu versetzen. Nach Opletals Tod und den anschliessenden Hinrichtungen waren seine Äusserungen düsterer, und er warnte vor unnötigen Opfern. Der Präsident hatte keineswegs seine Meinung geändert, dass der tschechische Untergrund den Nazis das Leben schwer machen sollte. Allerdings hatte er erkannt, dass sie, wenn sie «schwere Schläge» austeilen wollten, Hilfe von aussen brauchten.

Das erste Jahr der Besetzung war geprägt von der Spannung zwischen dem Wunsch der Tschechen nach Normalität und ihrem Zorn darüber, dass nichts mehr so war, wie es sein sollte. Für die Mehrheit ging das Leben – bis zu einem gewissen Punkt – weiter wie bisher. Der routine-mässige Tagesablauf änderte sich nicht, auch wenn Lebensmittel knapper wurden, die Lebenshaltungskosten stetig stiegen und die Ansagen

aus den Lautsprechern an den Strassenecken in einer inzwischen verhassten, fremden Sprache ertönten. Die Lebensmittelrationen waren dürftig, aber ausreichend. Tausende junger Männer gingen ins Reich, um die Stellen der deutschen jungen Männer zu übernehmen, die man eingezogen hatte. Im eigenen Land wurde es vielen Tschechen gestattet, ihre Posten in der Regierung zu behalten. Der Eindruck der Routine war auf dem Land am stärksten, wo ein kleiner Junge oder ein Mädchen immer noch ein vergleichsweise sorgenloses Dasein führen konnte. Einer dieser Jungen entwickelte eine Vorliebe für Uniformen. Natürlich waren sie überall präsent: getragen von der Polizei, den Überresten der tschechischen Armee und den verschiedenen NS-Einheiten. Wenn möglich ging der Jugendliche jeden Tag zu einem Laden, in dem Uniformen und Orden im Schaufenster ausgestellt wurden. Er starrte sie



Zeichnung des jungen Künstlers Václav Havel

an, bis ein Erwachsener ihn am Arm packte und wegzog. In seinem Zimmer zuhause zeichnete er Bilder von dem, was er gesehen hatte, und dachte sich ständig bessere und raffiniertere Kleidung aus. Viele Jahre später, als frisch gewählter Staatschef der Tschechoslowakei, hatte Václav Havel Spass daran, neue Entwürfe für die Uniformen der Präsidialgarde zu genehmigen.

Das Kino war von der Besetzung weniger betroffen als viele einschlägige, tschechische Industriezweige. Die Nationalsozialisten übernahmen die Kontrolle über einige Studios, um deutsche Filme zu produzieren, ohne dass sie sich wegen der Bomben der Alliierten Sorgen machen mussten, aber sie erlaubten es den einheimischen Filmemachern auch, ihre Arbeit fortzusetzen. Das am besten ausgestattete Studio in ganz Europa hatten der Vater des jungen Havel und sein Onkel Milos gegründet, ein bekannter Produzent. Die Deutschen drängten Milos Havel, einen Film zu produzieren, der König Wenzel in der Rolle des ursprünglichen Kollaborateurs mit den Deutschen zeigte. Havel lehnte ab und brachte stattdessen Božena Němcová's *Die Grossmutter* und andere traditionelle Geschichten auf die Leinwand. Unter anderen arbeitete er mit der Schauspielerin Lida Baarová zusammen, die umstritten war, weil sie in den dreissiger Jahren eine längere Liebesaffäre mit dem NS-Propagandaminister Joseph Goebbels gehabt hatte. Goebbels hatte bereits die Absicht, sich von seiner Frau zu scheiden und die glamouröse Schauspielerin zu heiraten, bis der Patenonkel seiner Kinder – Adolf Hitler persönlich – einschritt. Ein derartiger Skandal, warnte der Kanzler, werde den Ruf der NSDAP ruinieren, die Werte der Familie hochzuhalten.

Die relative Normalität des Lebens fügte sich ausgezeichnet in den langfristigen Plan der NS-Führung ein, die tschechischen Gebiete zu einem integralen Bestandteil des Reichs zu machen. Das sollte schrittweise erfolgen, indem die Ressourcen des Landes gewissermassen gemolken und nach und nach die «rassische» Zusammensetzung der Bevölkerung verändert werden sollten. Das Melken begann fast buchstäblich mit einer Bestandsaufnahme und Beschlagnahmung der Kühe. Es folgte die deutsche Übernahme jüdischen Besitzes und grosser tschechischer Unternehmen wie die Skoda-Werke, die Schuhfabrik Bata, die

Böhmische Union-Bank und die Pumpenwerke Sigmund. Die Masse der Steuereinnahmen aus dem Protektorat floss nunmehr nach Berlin, nicht nach Prag, und jedes funktionsfähige Teil an militärischer Ausrüstung wurde konfisziert, darunter 600 Panzer, 48'000 Maschinengewehre, über eine Million Gewehre und die ganze tschechische Luftflotte.

Hitler hatte die Vision, dass in einem Zeitraum von vielleicht zwanzig Jahren die tschechische Sprache zu einem Dialekt reduziert sein würde und die Menschen, die sie sprachen, nur noch ein paar Bauern mit bunten Trachten und folkloristischen Tänzen, die keine politischen Rechte hatten. NS-Beamte verspotteten Tschechen, die sich über die Schliessung der Universitäten beschwerten, und erklärten, dass Angehörige ihrer «Rasse» künftig nur noch eine Grundschulausbildung brauchen würden.

Mit der Zeit trat eine Spaltung innerhalb der Führung des Protektorats zutage. Neurath nahm weiterhin auf lokale Empfindlichkeiten Rücksicht, weil er meinte, die Bevölkerung werde friedlich bleiben, wenn man es ihr gestattete, ihre Traditionen zu pflegen. Sein Stellvertreter Karl Hermann («K. H.») Frank hingegen plädierte für eine härtere Linie. Der Sudetendeutsche Frank verachtete die tschechische Kultur und wünschte sich eine unverzügliche Germanisierung der Bevölkerung. In dieser Beziehung gab er die Enttäuschung wieder, die viele aus seiner Region empfanden. Sudetendeutsche Separatisten waren hoch erfreut gewesen, als Hitlers Armee einmarschiert war, und hatten angenommen, dass sie auf einflussreiche Posten kommen würden, aber ausser Frank galt das nur für wenige. Selbst Henlein, der ungeliebte Führer der Vorkriegszeit, sass in seiner Heimat fest und bekam keinen Posten in Prag. Noch schlimmer: Als der Krieg begann, konnte jeder registrierte Deutsche eingezogen und an die Ostfront geschickt werden. Während tschechische Jugendliche also den Fabriken und Arbeitsprozessen zugeteilt wurden, lagen ihre deutschen Altersgenossen im Schlamm oder wurden erschossen. Das hatte wenig mit dem Sieg zu tun, nach dem sich die Sudetendeutschen so sehr gesehnt hatten.

Den Tschechen wurden zunehmend jegliche Akte wie abschätzige Bemerkungen oder das Ausbuhen deutscher Mannschaften untersagt,

die auch nur entfernt eine gewisse Unabhängigkeit andeuteten. Die Repressionsmassnahmen schürten jedoch lediglich den Wunsch der Bevölkerung, ihre Bräuche und ihr Vermächtnis zu bewahren. Eine Untergrundzeitung mahnte: «Mit grossem Tamtam eröffnen die Deutschen Schulen an Orten, wo es bislang keine gab. Das ist unsere Aufgabe, Frauen! Es liegt in unserer Hand, ob unsere Kinder zu Tschechen oder zu Germanisierten, zu Patrioten oder Verrätern heranwachsen.»¹⁹ Nationalisten hatten lange dafür plädiert, die Schulen für die Etablierung eines Gefühls der kulturellen Solidarität zu nutzen; nunmehr konzentrierten sie sich darauf, wie wichtig es war, zuhause zu lernen. Eltern wurden ermuntert, ihren Kindern die Sprache des Landes, seine Erzählungen, Lieder und eine heroische Version seiner Geschichte beizubringen. Weniger hilfreich in diesem Zusammenhang: Familien wurden angewiesen, die deutschen Ernährungswissenschaftler zu ignorieren, die von einem allzu grossen Butterkonsum abrieten. Die Tschechen sahen in diesem gutgemeinten Rat eine Verschwörung, damit ihre Kinder nicht mehr so schöne, rosige Wangen haben.

In der Zeit, als die Nationalsozialisten das Sagen hatten, blieb tschechischen Frauen nur eine Möglichkeit, die Einziehung zu einer Arbeitsstelle zu vermeiden: Sie mussten schwanger werden, und von dieser Option machten sie auch bereitwillig Gebrauch. Ihre Männer waren anders als deutsche Männer vom Schlachtfeld verbannt und standen somit für häusliche Aufgaben zur Verfügung. Ausserdem gab es viele Familien, die es für eine patriotische Pflicht hielten, Kinder zu bekommen. Im Krieg heirateten tschechische Paare früher und bekamen jünger Kinder. Die Geburtenrate stieg um 50 Prozent. Womöglich kursierten aus diesem Grund, zum Glück falsche, Gerüchte im Protektorat, deutsche Ärzte hätten vor, einheimische Frauen zu sterilisieren und ihren Babys Gift zu spritzen.

Für jüdische Familien zog sich schon vor Ankunft der Nationalsozialisten die Schlinge allmählich zu. In Böhmen und Mähren waren Juden zwar noch keiner so starken Verfolgung ausgesetzt wie in Berlin oder wie in Kürze in der Slowakei, Juden konnten noch ihre Religion ausüben, und Synagogen waren unbeschädigt, aber diskriminierende Massnahmen wurden allmählich zur Regel. Juden wurden aus öffentli-

chen Ämtern und den freien Berufen vertrieben und mussten in Strassenbahnen ganz hinten sitzen und viele öffentlichen Plätze, Geschäfte und Parks meiden. Ihr Zugriff auf die eigenen Bankkonten wurde eingeschränkt, und Wertgegenstände wurden konfisziert. Ihre Unternehmen wurden beschlagnahmt oder zu lächerlichen Preisen verscherbelt, und die Lebensmittelrationen waren noch spartanischer als die ihrer nichtjüdischen Nachbarn.

Die Öffentlichkeit reagierte unterschiedlich auf diese Massnahmen. Vielen Tschechen waren sie gleichgültig, aber andere fanden Mittel und Wege, die Regeln zu umgehen. Laut einem Historiker war der deutsche Geheimdienst empört darüber, dass Bekannte, statt Juden zu meiden, «für sie einkaufen gingen ... Fleischer verkauften ihr bestes Fleisch nur zu den Zeiten, wenn Juden den Laden betreten durften. ... Juden bekamen Hilfe von Ärzten, Anwälten, ihren ehemaligen Beschäftigten, den tschechischen Behörden und manchmal sogar von Gendarmen.»²⁰ Mitfühlende tschechische Richter urteilten bereitwillig zugunsten von Antragstellern, die erreichen wollten, dass sie oder ihre Kinder für nicht «rein jüdischen Blutes» erklärt wurden – ein Verfahren, bei dem jüdische Frauen häufig fälschlich ein Verhältnis mit nichtjüdischen Männern gestanden. Als eine verzweifelte Frau ihre beiden «halbjüdischen» Kinder vergiftete, wandten die Nachbarn sich nicht ab. Vielmehr nahmen 4'000 Menschen – selbst Vertreter der Stadt – an dem Begräbnis teil.

Der Gemeinde im englischen Exil boten Briefe aus der Heimat kleine Einblicke in derartige Ereignisse. Der Briefverkehr in und aus dem Protektorat funktionierte unregelmässig. Unter Kriegsbedingungen erreichten viele Briefe niemals ihre Empfänger. Andere wurden mit Hilfe des Schweizer Roten Kreuzes aufgegeben und erst mit monatelanger Verzögerung zugestellt. Meine Eltern erhielten zumindest ein paar Briefe von ihren Eltern, aber es gelang mir nicht, sie aufzutreiben. Deshalb kann ich auch nichts über ihren Inhalt sagen oder wann der letzte Brief kam. Dášas Briefe von ihrer Mutter Greta beinhalten praktische Ratschläge («Zieh dich warm an»), schildern aber auch ergreifende Szenen:

Milena hat viel geweint, als wir ohne dich heimkehrten. Als ich ihr am Morgen die Haare kämmte, bat sie mich nachzusehen, ob sie graue Haare hatte wegen der Sorgen um dich. Abends geht sie ins Bett und schreit dauernd mit aller Kraft: «Dáša», «Dáša», «Dáša», und glaubt, dass du sie hörst.²¹

Im Laufe der Monate kamen weniger Briefe von Greta. Im Jahr 1940 erfuhr Dáša, dass Milena Ski fahren gelernt habe und dass sie ein «echter Schlingel» geworden sei. Sie lerne zwar fleissig, wolle aber im Unterricht nicht stillsitzen.

Im Jahr 2011 fragte ich meine Cousine, woran sie sich aus jenen ersten Jahren, als ich noch zu klein war, erinnerte, vor allem was ihre Familie betraf. Sie erzählte mir, ihre Mutter sei zärtlich, aber auch streng gewesen, eine Frau, die glaubte, dass verzoogene Kinder es im Leben später schwer haben würden. Sowohl im übertragenen als auch im wörtlichen Sinn war sie der Meinung, einem Kind bringe man das Schwimmen am besten bei, indem man es ins Wasser wirft und schaut, was passiert. Eigentlich hatte Dáša ihrer Schwester Milena das Schwimmen beigebracht, wie sie mir später erzählte.

Dášas Vater Rudolf war ein praktischer Arzt, der unter den Nachbarn so beliebt war, dass andere Ärzte neidisch auf ihn waren. Im Gegensatz zu Greta neigte er zur Nachsicht mit den Kindern und sagte selten ein strenges Wort. Nur einmal machte Dáša ihn richtig wütend:

Unser Haus lag neben einem Wasserlauf, über den eine schmale Fussgängerbrücke führte. Eines Tages wurde eine Freundin von mir namens Vera von einem vorüberfahrenden Lastwagen verletzt. Ihr Vater trug seine Tochter über die Brücke und rief nach meinem Vater, der nicht zuhause war. Aber ich war da. Ich machte die Tür zum Sprechzimmer meines Vaters auf, das im Erdgeschoss unseres Hauses lag, und fing an, Desinfektionsmittel auf die Kratzer und Schürfwunden meiner Freundin aufzutragen, wie ich es oft bei meinem Vater gesehen hatte. In diesem Moment kam er nach Hause, schaute nach, was da vorging, packte mich am Kragen und ver-

sohlte mir den Hintern. «Was tust du?», schrie er. «Du hast doch keine Ausbildung. Weisst du nicht, dass du das Mädchen hättest umbringen können?»

Dáša erzählte mir später, dass sie ohne Religion aufgewachsen und höchstens einmal im Jahr in die Synagoge gegangen sei. Dennoch musste sie in der Schule in die Hebräisch-Stunde gehen und den Tanach studieren. Sie kam mit dem Rabbi gut zurecht, der den Unterricht leitete, und lud ihn einmal, um ihn zu beeindrucken, über die Feiertage zu einem Besuch ein, damit er ihren Weihnachtsbaum bewundern konnte. Das führte zu einem Streit zwischen dem Rabbi und ihrem Vater, der kurzerhand erklärte: «Ich ziehe meine Kinder so auf, wie ich will.»

Die Familie Deiml lebte in Strakonice, einer Stadt mit etwa 20'000 Einwohnern. Vor ihrer Trennung hatten Dáša und Milena jene unzähligen Spiele gespielt, mit denen sich Kinder damals die Zeit vertrieben, als noch die eigene Fantasie und nicht teure Geräte für Unterhaltung sorgen musste: mit Murmeln spielen, Verstecken, Fangen, Reise nach Jerusalem, Blinde Kuh, Himmel und Hölle, Jojo, Seilspringen und Kartenspiele. Kein Kind hätte im Traum daran gedacht, jemanden wegen seiner «Rasse» oder Abstammung auszuschliessen, aber die Führer des Protektorats hatten eine Agenda. Milena musste in eine rein jüdische Schule wechseln, wo Kinder aller Altersstufen im selben Klassenzimmer sassen. Diese Schule wurde nach einem Jahr geschlossen, und danach durfte sie gar nicht mehr in die Schule gehen.* Greta schrieb, dass sie jetzt den Platz der kleinen Freunde Milenas einnehmen musste, mit denen ihre Tochter nicht mehr spielen durfte.

Trotz dringender Appelle westlicher Diplomaten (auch aus den Vereinigten Staaten) schwanden allmählich die Möglichkeiten, legal aus dem Protektorat auszureisen. Schon bald kam der Zeitpunkt, an dem das Tor zur Aussenwelt ganz verschlossen war.

* Eine ehemalige Lehrerin Dášas war so mutig, ins Haus der Deimls zu gehen und Milena zu unterrichten. Greta vertraute ihr später die Briefe der Familie an, die Dáša nach dem Krieg zurückgegeben wurden.

11

DIE LICHTER GEHEN AUS

Am Morgen des 3. September 1939, kurz nachdem Chamberlain seinen Landsleuten mitgeteilt hatte, dass der Krieg begonnen hatte, verirrt sich ein französisches Flugzeug in den britischen Luftraum, löste die Alarmsirenen und eine vorübergehende Panik aus. In den folgenden sieben Monaten war dies, abgesehen von der Eroberung der Kanalinseln durch die Deutschen und ein paar Aufklärungsflügen der Luftwaffe, das ganze Ausmass der militärischen Handlungen in Grossbritannien. Die Franzosen rieten aus Angst vor Vergeltungsschlägen England davon ab, zur Unterstützung der Polen Deutschland zu bombardieren. Die Deutschen waren ihrerseits noch nicht bereit für ein Kräftemessen mit dem Westen. Diese Phase (September 1939 bis zum nächsten Frühjahr) wird «Sitzkrieg» oder «phony war», wie die Engländer sagen, genannt.

Die Engländer nutzten die Atempause klug. Luftschutzmassnahmen, die seit mehreren Jahren geübt wurden, wurden jetzt zur täglichen Beschäftigung. Ganze Fabriken wurden in Tarnmaterial in der Form von braun-grünen Netzen gehüllt. Quer durch Parkanlagen im Stadtzentrum wurden Schützengräben im Zickzackmuster ausgehoben, und in Hinterhöfen wurden Luftschutzbunker gebaut, so dass wenigstens komfortable neue Heime für Hunde und andere Haustiere entstanden. Die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg hatte zur Folge, dass im ganzen Land Gasmasken verteilt wurden – für Kinder Modelle mit Micky-Maus-Ohren. Praktische Übungen wurden ebenfalls durchgeführt, bei denen Erwachsene und Kinder die Masken überzogen und durch Rauch gefüllte Tunnel aus Zinn krochen. Die Masken sollten in einem Behälter getragen werden, den man sich mit einer Schnur um die Schulter hängen konnte. Allerdings verfieng sich die Schnur unweigerlich in Handtaschen, Vesperdosen, Rucksäcken und Türklinken. Eine Zeitlang

trugen alle eine Gasmasken mit sich herum, gegen Kriegsende allerdings kaum noch jemand.

Als der Winter zu Ende ging und der Frühling des Jahres 1940 begann, war überall von einer «Heidenangst» die Rede. Hitler sprach ständig im Radio, aber was wollte er eigentlich? Die Unterhaltungen im Restaurant und beim Friseur wimmelten nur so von Gerüchten über den Termin und genauen Ort des vermuteten deutschen Angriffs. Ängstliche Dorfbewohner suchten mit ihren Ferngläsern den Himmel ab. Kirchen schwiegen, weil das Glockenläuten dem Alarm im Fall einer Invasion vorbehalten wurde. Unterdessen nähten fleissige Hände weiter Decken und rollten Verbandspäckchen. Den Kindern fielen manche Opfer schwerer als andere. Die fahrenden Eisverkäufer verschwanden von den Strassen, weil ihre Kühlaggregate für den Transport von Blut bereitgehalten wurden.

Als der Erste Weltkrieg anging, hiess es, «die Lichter gehen in ganz Europa aus». Im Zweiten Weltkrieg wurde das Gefühl einer umfassenden Dunkelheit noch durch Massnahmen verstärkt, um den feindlichen Bombern keine potenziellen Ziele und erhellen Wegmarken zu bieten. In London und den umliegenden Dörfern wurden Fenster bei Nacht mit dicken schwarzen Vorhängen verdunkelt, die sich als stickig erwiesen. Luftschutzwarte sahen in jedem Haus nach, um auch das schwächste verräterische Glimmen zu vermeiden. Aus demselben Grund wurden die Strassenlaternen abgeschaltet, und die Scheinwerfer der Autos verdeckt. Obwohl sie eigentlich Leben retten sollte, hatte die Verdunkelung im ersten Kriegsjahr den entgegengesetzten Effekt. Auf jeden Briten, der von den Deutschen getötet wurde, kamen über Hundert, die im Strassenverkehr starben.

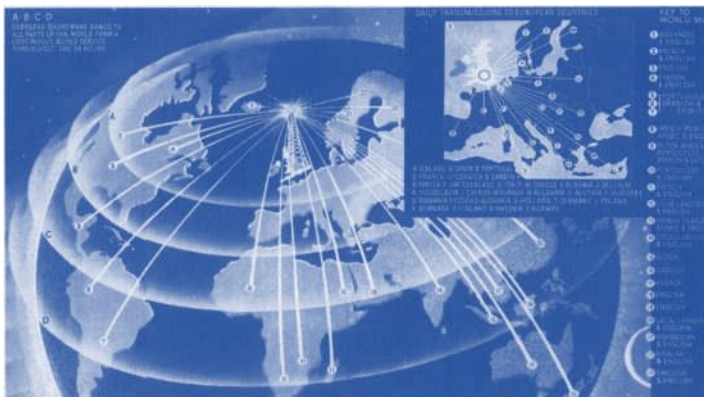
Schon vor der Kriegserklärung hatte man sich wegen einer Invasion Sorgen gemacht. Zusätzlich zu den Massnahmen des Zivilschutzes wurden Pläne ausgearbeitet, nach denen Kinder und Betreuer aus London und den verwundbaren Küstenregionen in Dörfer im Landesinneren und abgelegene Städte geschickt werden sollten. Es wurden Listen zusammengestellt, und das Land wurde nach freien Schlafräumen durchsucht – eine Aufgabe, die durch den Auszug junger Männer und Frauen in den Wehrdienst erleichtert wurde. Die Kinder mit ihren beigefarbenen Namensschildern fuhren von Paddington Station ab, jedes

mit einem kleinen Bündel aus Dosenmilch, Corned Beef in Dosen, Schokolade und einer Schachtel Woolworth-Kekse. Nachdem sie die leckeren Sachen gegessen hatten, sammelten die Kinder die Metallbehälter zum Recyceln ein. Trotz der sorgfältigen Planung verlief das Evakuierungsprojekt schon bald im Sand. Die Familien waren verständlicherweise aufgebracht, dass sie getrennt werden sollten, vor allem wenn der Feind sich noch nicht einmal gezeigt hatte. Viele Kinder, die London eigentlich verlassen sollten, führen nie ab; viele abgereiste kehrten schon bald zurück.

Die Kriegserklärung beschleunigte den Strom tschechischer und slowakischer Flüchtlinge in die britische Hauptstadt. Das von Jan Masaryk eingerichtete Büro entwickelte schon bald die Merkmale einer regelrechten Schattenregierung. Mein Vater erhielt die neue Aufgabe, Rundfunksendungen für Zuhörer in der Heimat zu organisieren und zu leiten: Die Übertragungen begannen am 8. September 1939, nur eine Woche nachdem sich die Wehrmacht den Weg nach Polen freigeschossen hatte. «Die Stunde der Vergeltung ist gekommen», verkündete Masaryk:

Die Grenzen der Geduld der westlichen Demokratien sind erreicht, und der Kampf zur Auslöschung des Nationalsozialismus hat begonnen. Unser Programm ist eine freie Tschechoslowakei in einem freien Europa, und um dies zu erreichen, sind wir bereit, alles zu opfern.²²

Das Radio hatte in den dreissiger Jahren einen Einfluss, der durchaus vergleichbar war mit dem des Fernsehens oder Internets heute. Zum ersten Mal konnte ein Politiker seine Stimme Tausende von Kilometer weit in die Küchen und Wohnzimmer wildfremder Menschen senden, wodurch eine scheinbar grenzenlose Gelegenheit entstand, Informationen – oder Propaganda – auszutauschen. Für Bürger im Krieg, insbesondere jene, die wegen Rationierungs- und Verdunkelungsmassnahmen zuhause bleiben mussten, wurde das Radio zum Mittelpunkt des Daseins.



Sendereichweite der BBC während des Krieges

Die Einrichtungen, in denen mein Vater anfang zu arbeiten, befanden sich an der George Street, nicht weit vom Marble Arch. Die BBC stellte ihm genau wie den Polen, Serben und Repräsentanten anderer besetzter Länder zu bestimmten Zeiten ihre Frequenzen zur Verfügung. Die Briten produzierten oder förderten Programme in 16 verschiedenen Sprachen.

Im ersten Kriegsjahr war es Freunden in Prag möglich, mehr oder weniger offen für die BBC-Sendungen zu werben. In der tschechischen Sprache lautet der Kosenamen für Jan «Honza», gleichzeitig der Name eines Helden in böhmischen Puppengeschichten, dem es immer wieder gelingt, die österreichischen Behörden zu überlisten. Wenn in den Fenstern Schilder mit dem Hinweis auftauchten, dass heute Abend *Die Geschichte von Honza* gesendet werde, wussten die Leute Bescheid, dass sie Radio hören mussten. Irgendwann kamen die Nazis dahinter, aber inzwischen waren die Sendungen für tschechische Loyalisten zu einer Art Sucht geworden. «Wir kauerten uns jeden Abend um das Radio, als wären wir zum Beten zusammengekommen, um 15 geliebte und illegale Minuten Nachrichten der BBC zu hören», erinnerte sich ein Anführer des Widerstands. «Ich höre die Erkennungsmelodie noch heute, durch das Rauschen von über 50 Jahren hindurch.»²³

Um das Signal auf Kurzwelle zu empfangen mussten Tschechen in ihre Apparate eine selbstgebastelte Konstruktion einbauen – einen sogenannten «kleinen Churchill» –, die aus einer Bettfeder und einer Klo-papierrolle bestand. Die Behörden verlangten, dass auf jeden Rundfunkempfänger ein Etikett mit der Warnung geklebt wurde, dass das Einstellen eines ausländischen Senders mit der Todesstrafe geahndet werden konnte. Schulkinder wurden aufgefordert, jeden zu melden, der versuchte, dieses Verbot zu umgehen, auch Klassenkameraden, Nachbarn und sogar die eigenen Eltern. Deshalb achteten die regelmässigen Hörer auch darauf, das Zusatzgerät sorgfältig zu verstecken und ihren Empfänger nach dem Abmelden auf einen anderen Sender einzustellen.

Neben seinen anderen Pflichten war es die Aufgabe meines Vaters, mit dem Foreign Office den Inhalt der Sendungen auszuhandeln. Jedes Skript wurde in englischer und tschechischer Sprache vorbereitet und von britischen Zensoren auf die Übereinstimmung mit den Sicherheitsvorkehrungen geprüft. Es durfte nichts gesagt werden, was dem Feind nützliche Informationen liefern konnte. Die tschechoslowakischen Exilpolitiker mussten ebenfalls ihre Zustimmung geben, so dass mein Vater häufig mit Beneš und anderen hohen Vertretern zu tun hatte.

Die Rundfunksendungen wurden auf Aluminiumscheiben aufgezzeichnet, die allerdings nicht erhalten sind, weil sie sofort eingeschmolzen und zu neuen recycelt wurden. In den Archiven der BBC im Caversham Park liegen jedoch die Protokolle der Belegschaftssitzungen (an denen mein Vater teilnahm) vor, sowie Verzeichnisse der Rundfunkübertragungen, die das Thema der Sendung und Kommentare, welche gut ankamen und welche nicht, enthielten.

Jede Rundfunksendung war für exakt 15 Minuten geplant, einschliesslich Vorspann. Das bedeutete, dass die Skripte genau die richtige Länge haben und dass die Sprecher sie mit der richtigen Geschwindigkeit lesen mussten. Die Schreiber taten ihr Bestes, den Text masszuschneiden, aber manche Menschen sprechen nun mal schneller als andere. In einigen Fällen hatte dies ein hektisches Gestikulieren zur Folge, das entweder signalisieren sollte, dass ein Teil des Materials gestrichen wurde oder dass der Sprecher langsamer reden sollte. Einmal erhielt ein

Sprecher eine Liste mit Nachrichtenmeldungen, auf der die neunte mit dem Vermerk versehen war: «muss als letzte gelesen werden», also nach den Punkten zehn und elf. Nicht aufeinander abgestimmte Uhren konnten ebenfalls Kopferbrechen bereiten: Wenn die Uhr der BBC nicht mit der des Studios übereinstimmte, fing die Sendung eventuell mitten in einem Beitrag oder mit 20 Sekunden Funkstille an.

Nach monatelangen Experimenten einigten sich die Produzenten auf einen dreiteiligen Aufbau: politische Unterweisung, das «Hauptthema» und «Nachrichten des Tages». Auf diese Weise konnten die allerwichtigsten Teile (Ermahnungen an die Öffentlichkeit und verschlüsselte Informationen für den Widerstand) verlesen werden, ohne dass man befürchten musste, dass sie zu lang waren. Die Themenbeiträge, die häufig mein Vater schrieb, waren auf maximal sechs Minuten begrenzt.

Die Regisseure setzten häufig Musik- und Geräuscheffekte ein wie aufgezeichnete Gewehrschüsse und das Vorübersausen von Flugzeugen. Die technischen Möglichkeiten steigerten die Dramatik ein wenig, erhöhten aber auch das Risiko eines mechanischen Fehlers. Eine Sendung wurde von einem unerwünschten Scherzo Beethovens unterbrochen; andere wurden von unpassenden Geräuschen (knatternde Motoren, schnatternde Enten) gestört, die sich einschlichen, als die Bänder zu lange liefen. Das Rascheln von Papier und Hustenanfälle (die meisten Sprecher rauchten) kamen zu der Kakophonie noch hinzu.

Schon nach kurzer Zeit wurden die Sendungen drei Mal täglich ausgestrahlt: um 7 Uhr, 18.30 Uhr und um Mitternacht. Mein Vater schrieb unablässig Skripte, redigierte und korrigierte aber auch die Texte seiner Kollegen. Er setzte sich nicht nach einem festgelegten Zeitplan ans Mikrofon, sondern war mehrmals in der Woche zu hören, meist in den nächtlichen Kommentaren. Diese behandelten in der Regel entweder patriotische Themen (wie den Geburtstag T.G. Masaryks) oder Beiträge zu aktuellen Ereignissen, wie die jüngsten Reden von Hitler oder Roosevelt. Weil mein Vater fließend Serbokroatisch sprach und die dortige Kultur gut kannte, sendete er auch nach Jugoslawien. Er arbeitete zum einen aus Liebe zur Demokratie, aber auch, weil wir

Geld brauchten. Je mehr er schrieb, desto mehr wurde ihm gezahlt, was immer noch nicht gerade üppig war. Von Anfang bis zum Ende musste sich die Exilregierung auf das Wesentliche beschränken.

Diese mitternächtlichen Sendungen sollten dem entsprechen, was wir heute «eine schnelle Reaktion» nennen würden. Agenten für die Rundfunksendungen in Prag und Bratislava wurden aufgefordert, jeden Abend über die aktuelle NS-Propaganda zu berichten. Wenn möglich wurde das Dementi Londons binnen weniger Stunden ausgestrahlt. Das hiess wiederum, schneller als sonst zu schreiben, zu übersetzen und zu überprüfen, ein Vorgang, der häufig völlig reibungslos verlief, mitunter aber auch ins Stottern geriet. Der britische Zensor zum Beispiel ging allen auf die Nerven. Als die Sendung am 23. November 1942 begann, ging er rückwärts in Richtung seines Stuhls und setzte sich, einem späteren Bericht zufolge, «in die leere Luft». Die schmählische Landung auf dem Hintern wurde von den Tschechen und Slowaken mit «zurückhaltender Begeisterung» begrüsst.²⁴ Dieser Streich illustriert, auch wenn er ein wenig infantil war, welche Spannung zwischen den beiden Kulturkreisen bestand. Die Briten meinten, sie hätten das Recht zu diktieren, was über ihre Einrichtungen verbreitet wurde. Die Exilanten, angefangen bei Beneš, schäumten immer noch vor Wut über München und verloren die Geduld mit Chamberlains Aussenpolitik. Allerdings blieb ihnen nichts Anderes übrig, als die Rolle des Juniorpartners zu akzeptieren. Als sich der mitfühlende H. G. Wells wegen der Produktion von mehreren Rundfunksendungen, die sich kritisch mit dem Münchner Abkommen auseinandersetzen sollten, an meinen Vater wandte, musste der aus Rücksicht auf die Empfindlichkeiten seiner Gastgeber höflich ablehnen.

Es war auch die Aufgabe meines Vaters zu entscheiden, wer von den vielen tschechoslowakischen Politikern im Exil Sendezeit bekommen sollte. Beneš und Masaryk bekamen Priorität eingeräumt, aber viele untere Beamte sehnten sich nach einer Gelegenheit, sich reden zu hören. Die Angelegenheit war so heikel, dass ein 30-köpfiges Komitee zur Beratung ernannt wurde. Die Entscheidung war hochpolitisch, weil manche Sprecher stärker Zwietracht säten als andere, zwischen Demo-

kraten und Kommunisten die Balance gefunden werden musste und weil Beneš unbedingt dafür sorgen wollte, dass die Slowaken sich ernst genommen fühlten. Aus diesem Grund stellte mein Vater Vladimír «Vlado» Clementis, einen slowakischen Kommunisten, ein, damit er ihm bei den Sendungen zur Hand ging. Ich erinnere mich noch gut an Clementis, aus Gründen, auf die ich später näher eingehe, aber auch weil er auf der Stirn eine vorspringende Beule hatte. Einmal erfuhr ich, eine Stahlplatte sei der Grund dafür. Warum eine Stahlplatte? Das schien niemand zu wissen. Man sollte darauf hinweisen, dass der Wunsch nach Ausgewogenheit bei der Wahl der Sprecher nicht für das Geschlecht galt. Mein Vater regte zwar an, dass man doch auch Frauen zu Wort kommen lassen könnte, doch der Gedanke wurde fallengelassen, aus Angst, dass weibliche Stimmen womöglich nicht ernst genommen würden.

Bei Kriegsausbruch war Beneš überzeugt, dass der Westen gewinnen werde. Die Briten waren nicht so siegessicher. Am 6. September 1939 schrieb Cadogan in sein Tagebuch: «Wir werden bis zum Letzten kämpfen und vielleicht siegen – aber ich muss gestehen, ich sehe keine Möglichkeit, wie!»²⁵ Einen Monat später drängte der ehemalige Premierminister David Lloyd George seine Landsleute, mit Hitler Frieden zu schließen. «Die Menschen nennen mich einen Defätisten», sagte er in einem Interview, «aber ich sage zu ihnen Folgendes: ‚Sagt mir doch bitte, wie wir gewinnen können.‘»²⁶

Noch im Herbst schlossen die Rote Armee und die Wehrmacht ihre Eroberung Polens ab. Zehntausende von Soldaten, zivilen Beamten, Intellektuellen, Juden, Aristokraten und Geistlichen wurden ermordet und in Massengräber geworfen. Sowjetische und deutsche Offiziere trafen sich in der Mitte des Landes, stellten dort Grenzmarkierungen auf und stationierten Wachen, die einander täglich gegenüberstanden, ohne jemals ein Wort zu wechseln. Die neue Grenze riss viele polnische Familien auseinander, darüber hinaus verloren sie jegliche Ansprüche auf der anderen Seite. Ein Flüchtling verglich die Wahl zwischen deutscher oder sowjetischer Herrschaft mit der Entscheidung, ohne Kopfbedeckung im strömenden Regen oder unter einer überlaufenden Dachrinne zu stehen.²⁷

Ende November versuchten die Sowjets ihre Nordflanke zu sichern, indem sie in Finnland einmarschierten. Sie hofften, die Blitzkriegtaktik ihres Bündnispartners nachzuahmen und den friedlichen Nachbarn binnen zwei Wochen zu besiegen. Tausende von Panzern rollten über die Grenze, wurden jedoch von den Wäldern und Sümpfen gestoppt. Den wagemutigen (und wütenden) Finnen in ihren weissen Tarnuniformen und mit ihrer Erfahrung im Skilanglauf gelang es, die Eindringlinge in Hinterhalte zu locken und ihnen empfindliche Verluste beizubringen. Ohne wirksame Panzerabwehrwaffe erfanden sie eine Angriffswaffe (aus einer Flasche mit brennbarer Flüssigkeit und einer Lunte), die sie nach dem sowjetischen Aussenminister nannten: Molotow-Cocktail. Die Invasion zog sich über vier Monate hin, bis sich der Angreifer, der sich eindeutig übernommen hatte, und der zahlenmässig unterlegene Verteidiger auf einen Waffenstillstand einigten. Finnland überstand den Winterkrieg mit dem Verlust von einem Zehntel des Territoriums und 30 Prozent der Wirtschaftskraft.

Als sich das Jahr 1939 dem Ende zuneigte, verdarb das triste britische Wetter den Menschen die Stimmung: Ein Dauerregen tränkte im Dezember das Land, gefolgt vom kältesten Januar seit über 40 Jahren. Die Themse fror zu. Schwere Schneefälle verzögerten die Kohlelieferungen und liessen jede Wegstrecke zu einem Abenteuer werden. Chamberlain hatte Churchill in das Kriegskabinett gerufen, ein ermunternder Schritt, aber zugleich eine Massnahme, die den Effekt hatte, dass die kritische Stimme der Falken im Parlament verstummte.

Jeden Tag wurden die wenigen hellen Stunden mit Vorbereitungen verbracht: die neuen Rekruten drillen, Vorräte anlegen, Sandsäcke füllen und weitere, noch abschreckendere Hindernisse gegen einen Angriff errichteten. Auf der anderen Seite des Ärmelkanals gaben sich die Franzosen damit zufrieden, sich hinter ihren Befestigungsanlagen zu verschanzen, und unternahmen nichts weiter gegen die Deutschen. Die deutsche Luftwaffe flog Aufklärungseinsätze; die RAF warf ihrerseits Flugblätter ab. Auf See kam es zu einzelnen Scharmützeln, aber im Grossen und Ganzen blieb es an der Westfront ruhig. Als es wärmer wurde und die Narzissen blühten, hob sich auch die Stimmung; wo möglich war das Schlimmste bereits vorüber.

In einer forschenden Rede vor dem Unterhaus kündigte Chamberlain an, dass die britischen Streitkräfte grosse Fortschritte gemacht hätten. Er sei inzwischen, sagte er Anfang April, «zehn Mal so siegessicher», und behauptete, die Deutschen hätten es versäumt, zur rechten Zeit zuzuschlagen. «Eines steht fest», verkündete er, «Herr Hitler hat den Bus verpasst.»²⁸

Kaum eine Verlautbarung dürfte kurzlebiger gewesen sein. Wenige Tage nach den prahlerischen Sprüchen Chamberlains hatten die Deutschen die Hauptstadt, die wichtigsten Häfen und Flugplätze Norwegens besetzt. Die völlig überrumpelten Briten versuchten, mit einem Expeditionskorps zurückzuschlagen, das an mehreren Punkten entlang der norwegischen Küste landete. Die Soldaten waren jedoch für den Kampf im Schnee schlecht gerüstet und wurden durch eine desorganisierte Befehlskette behindert. Zudem mussten sie deutsche Einheiten angreifen, die sich gut verschanzt hatten und massiv aus der Luft unterstützt wurden. Von all diesen Dingen berichtete das Kriegsministerium jedoch nichts, vielmehr stellten sie die Abwehroperation als einen erstaunlichen Erfolg dar. Diese falschen Meldungen sollten die Moral heben und weckten tatsächlich grosse Hoffnungen; aber der kurze Geschmack des Sieges machte es nur noch schwerer, sich der Wahrheit zu stellen.

Am 2. Mai 1940 trat Chamberlain nicht ganz so forsch vor das Unterhaus, mitsamt der Nachricht, dass die britischen Truppen, da sie es nicht geschafft hatten, den Feind zu vertreiben, wiederum abgezogen würden. Die Opposition forderte empört eine Untersuchung der Kriegsführung, was fünf Tage später in einer Debatte im Parlament gipfelte. Vor seinen Kollegen spielte der Premierminister das aktuelle Fiasko herunter und appellierte an die Einigkeit. Er liess durchblicken (wie in die Ecke getriebene Führer es im Krieg meist tun), dass jede Kritik nur dem Feind in die Hände spiele. Das war nicht die Botschaft, nach der das Land sich sehnte. Statt eines Eingeständnisses von Fehlern und einem Ruf zu den Waffen gab Chamberlain eine Litanei von Entschuldigungen sowie den Vorschlag zum Besten, dass alle Ruhe bewahren sollten. Vor dem Unterhaus, so undiszipliniert es nun einmal war, brachte er kaum einen vollständigen Satz zustande, ohne dass er unterbrochen oder verspottet wurde.

Die Debatte zog sich über Stunden hin, erreichte jedoch am frühen Abend ihren Höhepunkt, als ein Abgeordneter aus Chamberlains eigener Partei mit den Worten schloss, die Oliver Cromwell 300 Jahre zuvor dem Parlament gesagt hatte: «Sie haben hier viel zu lange gesessen, für das was Sie angerichtet haben. Gehen Sie, sage ich, und lassen Sie uns in Ruhe. In Gottes Namen, gehen Sie!» Nach dieser verletzenden Erwiderung war Chamberlains Mehrheit so knapp, dass er es für nötig hielt, eine neue Regierung mit einer breiteren Basis zu bilden. Die Opposition stimmte zu, aber unter einer Bedingung: Chamberlain müsse tatsächlich seinen Hut nehmen. Am 10. Mai teilte der Premierminister widerwillig König Georg VI. mit, dass er von seinem Posten zurücktrete. Der König fragte sich hoffnungsvoll, ob sein Nachfolger womöglich Lord Halifax sei. Nein, lautete die Antwort, nicht Halifax, der andere Kandidat.

inston Churchill war stattlich, unersetzlich und 65 Jahre alt. Er hatte schon so gut wie jedes wichtige Amt bekleidet, ausser dem des Premierministers und Aussenministers. Bei seiner Amtsführung hatten sich Beifall und Spott bislang in etwa die Waage gehalten. Der zweimalige Premierminister Stanley Baldwin beobachtete:

Als Winston geboren wurde, flogen viele Feen mit ihren Gaben zu seiner Wiege herab – Fantasie, Beredsamkeit, Fleiss und Tatkraft –, und dann kam eine Fee, die sagte: «Niemand hat ein Recht auf so viele Gaben», hob ihn hoch und schüttelte ihn derart durch, dass ihm trotz all seiner Gaben Urteilsvermögen und Klugheit vorenthalten blieben.²⁹

Im Jahr 1915 hatte Churchill in seiner Funktion als Erster Lord der Admiralität den katastrophalen britischen Angriff auf die Halbinsel Gallipoli in den Dardanellen geleitet. In den zwanziger Jahren hatte er als Schatzkanzler verheerende Kürzungen im britischen Verteidigungshaushalt zu verantworten. In den dreissiger Jahren hatte er gegen Gandhi gewettert und sich standhaft gegen jede Lockerung der Kolonialherrschaft in Indien gewehrt. Man konnte sich stets darauf verlassen, dass Churchill die Freiheit mit unvergleichlicher Zähigkeit verteidigte,

vorausgesetzt, die Kandidaten sprachen die richtige Sprache und hatten die richtige Hautfarbe. Aber bei all seinen Fehlern sollte der neue Premierminister schon bald die Anschauungen jener bestätigen, die fest überzeugt sind, dass die Schicksalsgöttin eingreift, wenn der Gang der Ereignisse es erfordert.

An dem Tag, als Churchill sein neues Amt antrat, griff Deutschland die Niederlande, Luxemburg und Belgien zur Vorbereitung eines Angriffs auf Frankreich an, die lukrativste Beute auf dem europäischen Kontinent. Aus dem Ersten Weltkrieg hatte man unter anderem die Lehre gezogen, dass jeder Angreifer früher oder später wieder zurückgeworfen wird, folglich konnte sich dieses Unternehmen als das Ikarus-Erlebnis Hitlers erweisen. Die Franzosen vertrauten fest auf die Maginot-Linie, genau wie die Briten, deren Politiker häufig in den Genuss einer Sightseeingtour gekommen waren. Kein Mensch ahnte damals, dass die Wehrmacht so schnell die französischen Befestigungsanlagen durchdringen würde, nicht einmal der deutsche General Erwin Rommel, der schreibt:

Vor uns im fahlen Licht des Mondes liegt die flache Landschaft. Maginotlinie durchbrochen!» Er konnte es kaum fassen, denn 22 Jahre zuvor hatte er gegen denselben Feind gestanden und mit seinen Kameraden einen Sieg nach dem anderen errungen und doch am Ende den Krieg verloren. Und jetzt waren sie durchgebrochen und drangen tief in feindliches Gebiet ein.³⁰

Die Deutschen umgingen die stärksten Befestigungsanlagen und konzentrierten ihre Panzer auf die schwächsten Punkte. Panzerverbände, unterstützt von der verheerenden Wirkung der Sturzkampfbomber, oder Stukas, rieben die feindlichen Kräfte sowohl im Norden als auch im Süden auf und stürzten die Franzosen in heillose Verwirrung. Cadogan schrieb am 15. Mai, dass es «ein schrecklicher Tag» gewesen sei. «Weiss nicht, wo das enden wird. Nachrichten immer noch s. schlecht... Jetzt fängt der «totale Krieg» an!»³¹

Noch am selben Nachmittag schickte Churchill den ersten von vielen eindringlichen Briefen an Franklin Roosevelt, in dem er die leihwei-

se Bereitstellung von Schiffen, Flugzeugen, Munition und Stahl erbat. «Aber Sie, Herr Präsident, erkennen gewiss, dass Stimme und Kraft der Vereinigten Staaten ihr Gewicht verlieren könnten, wenn sie allzu lange zurückgehalten werden.»³² Der Brief kam in Washington gemeinsam mit einer Warnung von Botschafter Joseph Kennedy an, dass Amerika Gefahr laufe, «in einem Krieg den Kopf hinzuhalten, in dem die Alliierten vermutlich geschlagen werden». «Wenn wir kämpfen müssen, um unser Leben zu schützen», riet der Botschafter, «täten wir besser daran, es in unserem eigenen Hinterhof zu tun.»³³

Churchill fuhr nach Frankreich, um sich selbst einen Überblick über die Lage zu verschaffen; er kehrte entsetzt und schockiert zurück. Zehntausende britische Soldaten hatten den Ärmelkanal überquert, um die Franzosen zu unterstützen. Die Royal Air Force flog täglich Hunderte von Einsätzen. Viele tschechische, slowakische und polnische Soldaten hatten sich zum Kampf gemeldet. Aber Boulogne wurde eingenommen, danach Calais. Der Offizier der französischen Armée de l'Air Antoine de Saint-Exupéry (der Autor von *Der kleine Prinz*) verglich die Anstrengungen der Alliierten mit dem Versuch, einen Waldbrand mit Gläsern voller Wasser zu löschen. Die französische Regierung bat Churchill um mehr Flugzeuge, aber die Briten, die bei dem Feldzug über 950 Flugzeuge verloren, wollten keine weiteren Verluste riskieren.

Jan Stránský stammte aus einer führenden demokratischen Familie der tschechoslowakischen Republik; später sollte er zur Exilregierung stossen. Im Juli 1939 war er in einem Kohlenlaster aus Prag nach Polen geflüchtet, fand anschliessend einen Platz auf einem Schiff nach Marseille und meldete sich bei der französischen Fremdenlegion. Monate lang schliefen er und seine tschechischen Landsleute in dreckigen Baracken voller Ratten und marschierten den ganzen Tag in zerlumpte Uniformen mit ausgebleichten Mützen. Als die Deutschen Ernst machten, bekamen die Freiwilligen endlich Uniformen und wurden nach Norden an die Front verlegt. Dort stiessen sie auf betrunkene französi-

sche Soldaten, die rechts und links desertierten; eine Desorganisation und völliges Chaos; ein fehlendes einheitliches Kommando, einen Mangel an Verpflegung; Patronen, die nicht zu den Gewehren passten; Positionen, die angeblich noch unsere waren, aber schon längst von den Deutschen eingenommen waren ... einen Rückzug und neue Gräben auszuheben, noch ein Rückzug und wilde Flucht.³⁴

Stránskýs Trupp befehligte einen Lastwagen, den sie Tag und Nacht «auf diesen furchtbar elenden und bombardierten Strassen» fuhren, «mal unter Maschinengewehrfeuer, dann wieder angehalten von der Gendarmerie, die uns für deutsche Fallschirmspringer hielt, und häufig gezwungen, uns den Weg freizukämpfen».³⁵

Während die Deutschen auf Paris vorrückten, stellte sich nur noch die Frage, ob das britische Expeditionskorps und seine Verbündeten für künftige Schlachten gerettet werden konnten. Am 27. Mai war Cado-gan schier am Verzweifeln: «Stellung von B.E.F. [Expeditionskorps] geradezu furchtbar, und ich sehe allenfalls für einen winzigen Bruchteil von ihnen Hoffnung.»³⁶ Der letzte offene Hafen war Dünkirchen. Ein anderer Augenzeuge berichtete:

Vom Rand des Meeres aus zogen sich in relativ grossen Abständen drei lange, dünne schwarze Reihen ins Wasser, die den Eindruck niedriger Wellenbrecher aus Holz erweckten. Das waren die Reihen der Männer, die paarweise einer hinter dem anderen bis weit ins Wasser hinein standen und in Schlangen warteten, bis die Boote kamen, um sie zu den Dampfern und Kriegsschiffen zu bringen, jedes Mal rund zwanzig Mann, die sich mit den letzten Überlebenden füllten. Die Schlangen standen da, starr und fast ebenso regelmässig, als wäre das so vorgeschrieben. Es gab kein Schlagen, kein Schubsen, nichts von dem Durcheinander, das bei einem Fussballspiel zu sehen ist.³⁷

Die historische Evakuierungsoperation bot eine willkommene Erleichterung in diesem so katastrophal verlaufenen Frühling. Wenn das Expeditionskorps aufgerieben worden wäre, hätte das britische Common-

wealth allein und mit einer Rumpfarmee die Deutschen bekämpfen müssen. Die Royal Navy, die Küstenwache und eine Flotte freiwilliger Kapitäne brachten zuerst 100'000, dann 200'000 und zuletzt über 350'000 britische und verbündete Soldaten vom Strand weg. Genau in dem Moment, als sich die Engländer bereits auf das Schlimmste gefasst machten, gelang ihnen ein wahres Wunder.

Kein Redner hätte jemals Churchill in jenen Wochen übertreffen können. Im Mai hatte er der Bevölkerung nichts anzubieten ausser «Blut, Mühsal, Schweiss und Tränen».³⁸ Am 4. Juni versprach er: «Wir werden ausharren,... wir werden auf den Meeren und Ozeanen kämpfen ... in der Luft... auf den Dünen ... Landeplätzen ... Feldern ... Strassen [und] ... wir werden auf den Hügeln kämpfen».³⁹ Und am 18. Juni erklärte er:*

Ich erwarte, dass nun die Schlacht um England beginnen wird ... Hitler weiss sehr wohl, dass er uns auf dieser Insel niederwerfen muss oder den Krieg verlieren wird. Wenn wir seinen Angriff abschlagen können, so kann ganz Europa befreit werden, und das Schicksal der Welt wird sich auf einer hellen, sonnigen Bahn aufwärts bewegen. Wenn es uns aber misslingt, dann wird die Welt, auch die Vereinigten Staaten, und all das, was wir gekannt und geschätzt haben, in den Abgrund eines neuen Mittelalters versinken, den das Licht einer missbrauchten Wissenschaft nur noch dunkler und vielleicht tiefer macht. Rüsten wir uns daher zur Erfüllung unserer Pflicht; handeln wir so, dass, wenn das Britische Weltreich

* Damals hatte das Unterhaus noch keine Möglichkeit, Reden auf Tonband aufzuzeichnen. Einige Historiker machten den Vorschlag, die BBC solle den Schauspielers Norman Shelley in der Rolle des Premierministers dessen berühmteste Reden vortragen lassen. Tatsächlich fassten die Rundfunkmoderatoren, wenn Churchill nicht genügend Zeit hatte, eine Rede auf Band aufzunehmen, seine Worte einfach zusammen und zitierten aus seinen Äusserungen. Zu Archivzwecken wurden nach dem Krieg viele Aufnahmen von Churchill gemacht. Shelley gebührt dennoch ein Ehrenplatz in der Geschichte: Er war die Radiostimme von Winnie Puuh.

mit seinem Staatenbund noch tausend Jahre besteht, die Menschen immer noch sagen werden: «Das war ihr herrlichster Augenblick!»⁴⁰

So aufrüttelnd Churchills Reden waren, können Worte allein das klägliche Schauspiel nicht ändern, das die Welt Mitte des Jahres 1940 erlebte. Am 10. Juni war Italien an der Seite Deutschlands in den Krieg eingetreten. Vier Tage danach überrannte die Wehrmacht Paris, und nur 72 Stunden später kapitulierten die Franzosen. Die Kapitulationszeremonie fand auf einer Lichtung im Wald von Compiègne statt. Hitler kam als Erster an und hielt kurz vor einem Denkmal zum Gedenken an die Niederlage von 1918 des «verbrecherischen Hochmuts des deutschen Kaiserreiches» inne. Der «Führer» wandte sich ab und stieg in denselben (von den siegreichen Franzosen sorgfältig gepflegten) Eisenbahnwagen, in dem deutsche Offiziere 22 Jahre zuvor die Niederlage eingeräumt hatten. Nach ihm nahmen die französischen Offiziere ihre Plätze ein und hörten sich mit steinernen Gesichtern die Bedingungen der Kapitulation an. Nach einem Austausch von Salutschüssen war die 15-minütige Zeremonie zu Ende – und damit bis auf Weiteres auch Frankreich.

Von April bis Juni 1940 hatte das Deutsche Reich über eine Million Quadratkilometer von Europa erobert, die Kontrolle über Luftwaffen- und Marinestützpunkte von der Nordsee bis nach Marseilles erlangt, sich den Zugriff auf reichlich Erze und Erdöl gesichert und die einzige ernstzunehmende, gegnerische Armee auf dem Kontinent vernichtet. Von West- und Mitteleuropa war kaum noch etwas übrig: nur Griechenland, Grossbritannien und die bunt zusammengewürfelten Haufen der Exilanten, die es an die englische Küste verschlagen hatte. Beneš, der selten seine Wut offen zeigte, wies darauf hin, dass gut ein Drittel der deutschen Panzer, die nach Frankreich gerollt waren, in den Skoda-Werken gebaut worden waren, die inzwischen Munition für den Feind herstellten. Er war auch darüber verbittert, dass die BBC zur Feier der Rettung von Dünkirchen die Nationalhymnen aller Länder in der Koalition der Alliierten gespielt hatte – ausser der Hymne der Tschechoslowakischen Republik.

DIE UNWIDERSTEHLICHE KRAFT

Die ersten Episoden, an die ich mich erinnere, stammen aus einer Wohnung, wo meine Eltern auf einem Bett schliefen, das man aus der Wand klappen konnte. Wir hatten ein grünes Telefon und ein Zimmerradio, das mich um ein paar Zentimeter überragte. Das Radio faszinierte mich besonders, weil es die einzige Quelle für Unterhaltung war und weil ich, wenn ich die Stimme meines Vaters auf BBC hörte, dachte, er befinde sich *in* dem Radio, und versuchte, ihn herauszuholen.

Die Wohnung war ein willkommener Aufstieg aus dem engen, schäbigen Mietshaus. Wir wohnten im zweiten Stock eines Backsteingebäudes namens Princes House an der Kensington Park Road, Nummer 52, nicht weit vom Notting Hill Gate. Das Haus war vier Jahre alt, ich war drei. Wir hatten eine winzige Küche, ein kleines Bad, einen engen Flur und zwei Zimmer mit Zentralheizung. Die Milch wurde vor die Tür geliefert. Dáša und ich teilten uns ein Zimmer; meine Eltern schliefen im anderen, das einen Holzboden und drei Fenster auf die Portobello Road hatte, eine stark befahrene Durchgangsstrasse. Auf der anderen Seite der Strasse lag der Ladbrooke Square Gardens, ein hübscher Park, in den man mich brachte, wenn das Wetter es zuliess. Das Gebäude war u-förmig angelegt, so dass ein grosser Kastanienbaum im Hof Platz hatte; einige Sträucher gab es auch, sowie Kästen mit Ringelblumen und Veilchen.

Die Bewohner des Princes House bildeten einen Völkerbund en miniature: Briten, Polen, Spanier, Deutsche, Kanadier und andere tschechische Familien, darunter Prokop Drtina, der Freund meines Vaters, der Privatsekretär von Beneš zur Zeit der Münchner Konferenz. Drtina war noch fast ein Jahr in Prag geblieben, um bei der Organisation des Untergrunds mitzuwirken. Im Februar 1940 war er geflohen und nahm seine Rolle als Berater von Beneš wieder auf, in enger Zusam-



Autorin vor dem Princes House, 1940

menarbeit mit dem Geheimdienstchef Moravec. Ich habe Drtina offenbar gemocht, und er mich, denn in seinen Memoiren beschrieb er die kleine Madlenka Korbelová als «bezaubernd ... eine Freude und ein Vergnügen».⁴¹

Um dieselbe Zeit schrieb Dáša ihren Eltern. «Madlenka ist so süß ... Sie betet jeden Abend zu Gott. Einmal dachte sie, sie könne auch mit ihren kleinen Füßen [statt mit den Händen] beten.»⁴² Wenn sich Dáša nicht um mich kümmerte, ging sie in ein Internat, wo sie versuchte, sich an all das Neue zu gewöhnen: eine fremde Kultur, eine andere Sprache, eine neue Art zu schreiben, Schuhe, in denen sie Blasen bekam, ein obligatorisches, braunes Hemd, das sie für langweilig hielt, und an das

launische, britische Wetter. «Wenn es regnet», klagte sie ihren Eltern, «bin ich immer schlecht gelaunt, weil sie uns in einen grossen Raum bringen und wir uns dort selbst beschäftigen.»⁴³ Sie lernte ein tschechisches Mädchen kennen, das sie mochte, aber von dem sie sofort getrennt wurde, weil die Lehrer ihnen nicht erlaubten, sich in ihrer Muttersprache zu unterhalten.

Das Leben im Exil brachte auch für die ältere Generation etliche Mühsal mit sich. Meine Mutter erinnerte sich:

Wir waren umgeben nur von tschechischen Leuten, ohne Freunde unter den englischen Leuten zu finden, mit nur ganz wenige Ausnahmen ... Engländer haben andere Temperament als Menschen aus Mitteleuropa. Es war angenehm, dort nur als vorübergehende Gäste zu sein. Aber so wie wir warteten darauf, bis wir konnten nach Hause gehen, so sie warteten auf Zeit, wo alle Ausländer können Weggehen.⁴⁴

Selbst als Churchill auf dem Stuhl des Premierministers sass, war das Vermächtnis Chamberlains und seiner Appeasementpolitik nicht vergessen. Mein Vater erzählte einmal eine Geschichte aus dieser Zeit. Er war in einen Bus gestiegen und trat dabei einem Engländer auf den Fuss. Statt sich zu entschuldigen, sagte er: «Es tut mir nicht leid, das ist für München.» Darauf folgte das ironische Gebet des Einwanderers: «Vater im Himmel, verleih den Briten die ganze Kraft, die sie brauchen werden, um die Prügel auszuhalten, die sie verdient haben.»

Weil seine Mutter Amerikanerin war, hatte Jan Masaryk früher mehr Zeit in den Vereinigten Staaten als in seinem Vaterland verbracht. In den Jahren jenseits des Atlantik hatte er den Ruf eines Playboys erworben, eines Mannes, der das schöne Leben geniesst und Musik liebt. Kaum jemand hatte ein besseres Gehör. Er sprach nicht nur fließend Englisch, er beherrschte auch eine Vielzahl von Akzenten, die sich ebenso für eine Diskussion in einer Kneipe wie für ein Dinner im Buckinghampalast eigneten. Er war imstande, aus so gut wie allem einen Witz zu machen, und beklagte sich, dass er in seiner Funktion als Botschafter einen grossen Teil damit verbringe, die Briten zu korrigie-

ren, die sein Land «*Czechoslovenia*» oder «*Czechoslavia*» nannten. Aber auch wenn er sich im Vereinigten Königreich wohl fühlte, so ging es vielen Landsleuten anders. Wir Tschechoslowaken hatten das Gefühl, man sehe wegen der Kleider, die wir trugen, auf uns herab, und wegen unserer Küche, etwa das traditionelle Essen am Heiligabend aus Kartoffelsalat und paniertem Karpfen.* Natürlich waren wir unsererseits von der britischen Küche alles andere als begeistert. Das Londoner Brot war fad und weiss, statt grob und dunkel. Das allgegenwärtige Getränk war nicht Kaffee sondern Tee, der überdies durch zu viel Zucker und Milch ruiniert wurde – und wie konnte eine Nation, deren Oberschicht Sandwiches mit Gurke und Brunnenkresse verzehrte, ernsthaft hoffen, NS-Deutschland zu schlagen?

Ein Beweis dafür, dass Jan Masaryk womöglich schon zu lange in England lebte, wurde eines Nachmittags im Princes House erbracht. Er kam zusammen mit dem britischen Aussenminister und wollte uns, wie immer, eine Freude machen. Als er an der Tür klingelte, stellten wir fest, dass er eine riesige Schale mit roter *Jell-O*-Götterspeise und Fruchtstücken darin mitgebracht hatte. Die Familie versammelte sich um den Tisch. Als ältestes Kind war es Dášas Aufgabe, ihre Freude und Dankbarkeit auszudrücken. Das Problem war nur, dass sie noch nie etwas so Abstossendes gesehen hatte. Da alle Erwachsenen, auch der berühmte Jan, zusahen, blieb ihr nichts Anderes übrig, als einen Löffel zu nehmen. Schon allein die Tatsache, dass sie noch nach 70 Jahren die Szene so lebhaft vor Augen hatte, sollte Gästen als Warnung dienen, ihren Gastgebern essbare Geschenke mitzubringen.

Die Sprache erwies sich ebenfalls als grosse Barriere. Bei Tschechen und Slowaken klingen das R und das W anders als bei Briten. Jeder Slawe, der ein englisches Wort vor sich hat, betont es höchst wahr-

* Rezept aus einem tschechischen Kochbuch von 1823: Den Karpfen abschuppen und halbieren, in Stücke schneiden, waschen und mit Salz bestreuen, eine halbe Stunde im Salz lassen; dann jede Portion mit einem sauberen Tuch abwischen, in Mehl wenden, anschliessend in Ei und Semmelbröseln; zuletzt in heisser Butter goldgelb braten.

scheinlich auf der falschen Silbe, für einen Londoner somit unverständlich. Meine Mutter war von einer häufig erzählten Episode über einen unserer Soldaten peinlich berührt, der kurz nachdem er gelernt hatte, Fisch und Chips zu bestellen, in ein Aquarienhaus ging. Er starrte glücklich die schwimmenden Geschöpfe an und zeigte auf sie. «Schau mal», sagte er. «Chips.» Ein anderer Soldat stellte sich in einem Haus, in dem er untergebracht war, am Telefon nicht als Gast vor, sondern antwortete der neugierigen Stimme am anderen Ende der Leitung, er sei ein «ghost». Selbst Beneš sprach «theories» wie «Tories» aus, er redete davon, dass er die öffentliche Debatte dafür nutzen wolle, «to make my luggage» (sein Gepäck zu richten), statt «make my case» (für seine Sache zu werben) und brachte seine Entschlossenheit zum Ausdruck, «to take the bull by the horns» (den Stier bei den Körnern zu packen).

Jahr 1938 hatte Beneš die Wahl zwischen einem grässlichen Krieg und einem schändlichen Frieden gehabt. Im Jahr 1940 war er ein Staatschef im Exil mit einer diplomatischen Agenda – für ihn eine angenehmere Rolle. In den folgenden zwei Jahren spielte er den Part einer unwiderstehlichen Kraft, die immer wieder gegen den unbeweglichen Block des britischen Aussenministeriums hämmert. Cadogans Tagebuch enthält eine Reihe von Verweisen auf Treffen mit ihm, begleitet von Kommentaren wie «ziemlich furchtbar» und «Beneš, eine volle Stunde und eine Viertel lang!»⁴⁵

Auf diplomatischer Ebene wusste der tschechoslowakische Staatschef genau, was er erreichen wollte und wen er überzeugen musste. Sein Land, betonte er hartnäckig, habe nicht aufgehört zu existieren. Die rechtliche Lage sei noch genauso wie vor dem inzwischen diskreditierten Abkommen von München. Das bedeute, dass er immer noch Präsident sei, dass die Exilregierung voll anerkannt werden müsse und die Alliierten verpflichtet seien, die Vorkriegsgrenzen der Nation wiederherzustellen. Wenn die gesetzlichen Argumente nicht ausreichten, sollte es zumindest die moralische Vernunft tun. Die Tschechoslowakei hatte schon deshalb jede Unterstützung verdient, weil das Land von seinen angeblichen Freunden zur Unterwerfung gedrängt worden war

und weil seine Traditionen im Geist des grossen T.G. Masaryk für all das standen, was Hitler mit aller Kraft bekämpfte.

Dies alles und noch mehr war Beneš bereit, jedem ausführlich zu erklären, der ihm zuhörte, aber er tat dies aus einer Position der Schwäche heraus. Die Hälfte seines Vaterlandes war von den Nazis besetzt; ein zweiter Teil hatte sich für unabhängig erklärt; und weitere Gebietsstreifen wurden von Ungarn und der Sowjetunion kontrolliert. In der Woche nach München war er offiziell vom Amt des Präsidenten zurückgetreten; sein Nachfolger Hácha sass in der Burg. In London gab es auch Scharen von Tschechen, Slowaken und sudetendeutschen Gegnern Hitlers, die sich weigerten, Beneš als ihren rechtmässigen Staatshauptmann anzuerkennen. Ob das Foreign Office nun Sympathie für die Not der Tschechoslowakei hatte oder nicht, es gab keinen rechtlichen Präzedenzfall für das, worum er es bat.

Darüber hinaus stand sich der Präsident selbst im Weg, weil er sich in eine einzige Sache verrannt hatte. Er war zu raffiniertem Kuhhandel und Interesseheuchelei nicht fähig, welche die Räder der Diplomatie schmieren helfen. Er machte keine Witze, prägte keine geistreichen Aphorismen, noch verstand er es, die Ironie einzusetzen. Seine bescheidene Körpergrösse machte ihm zu schaffen, und deshalb vermied er es nach Möglichkeit, neben grösseren Personen fotografiert zu werden. Edvard Beneš war kein geborener Führer.

Und dennoch hatte er Erfolg. Er machte unablässig Druck, wusste aber genau, wann er das Tempo drosseln musste. Er machte stets einen Schritt nach dem anderen, statt zu versuchen, die ganze Treppe mit einem einzigen Sprung zu bewältigen. Er lernte, seine Enttäuschung über die britische Politik zu zügeln, und achtete in öffentlichen Stellungnahmen darauf, die Regierung nicht zu brüskieren. Indem er geheimdienstliche Informationen und das eigene Fachwissen zur Verfügung stellte, machte er sich so nützlich wie möglich für die Sache der Alliierten. Auch ohne die Vollmacht, Gegner zu verhaften, auszuweisen oder zur Ordnung zu rufen, galt seine Führung unter den Tschechen und Slowaken allmählich als unumstritten. Darüber hinaus suchte sich Beneš tüchtige Berater aus, wie den Freund meines Vaters Hubert Ripka, der inzwischen in London weilte, um die täglichen Regierungsgeschäfte zu

regeln. Ripka war ein geschickter Verwalter, der Mann, an den sich Menschen in der Regierung wandten, wenn etwas erledigt werden musste. Die Rundfunksendungen fielen in seinen Zuständigkeitsbereich, also wandte sich mein Vater mit Problemen und Anfragen an ihn. Viele Probleme ergaben sich daraus, dass, wie in jeder Gruppe, die massiv unter Druck steht, nicht jeder mit jedem gut auskam. Zum Beispiel war Drtina der Meinung, dass Jan Masaryk zu viel Aufmerksamkeit erhalte und zu wenig vom Tagesgeschäft erledigte. Ripka hatte ein Auge auf Masaryks Posten geworfen. Der Chefspion Moravec wurde um die Geheimnisse beneidet, um die er wusste und die er niemandem ausser dem Präsidenten mitteilte. Aber trotz dieser kleinen Ressentiments stand die Loyalität zur Nation und Beneš nie in Frage.

Alles in allem schlug sich Beneš ausserordentlich gut. Bei all seinen Fehlern war er ein echtes Symbol der westlichen Demokratie. Ihn zu unterstützen, hiess München ablehnen, und nachdem Hitler nunmehr entlarvt war, war München zu einem Synonym für eine hilflose Führung und Feigheit geworden. Abgesehen davon brauchten die Briten dringend Menschen, die den Kampf nicht scheuten.

Während der allzu schnellen Niederlage Frankreichs hatte Beneš an tschechische Soldaten und Piloten appelliert, um jeden Preis zu fliehen und sich, wenn möglich, nach England durchzuschlagen. Für viele erwies sich die Reise als ebenso gefährlich wie umständlich. Binnen kurzer Zeit waren jedoch rund 4'000 Soldaten in einem Behelfslager im Cholmondeley Park untergebracht, in der Nähe des gleichnamigen Schlosses in Cheshire. Die meisten waren noch in die Uniformen der französischen Fremdenlegion gekleidet; die glücklicheren trugen den britischen Kampfanzug, mit einem schmalen Abzeichen an der Schulter, auf dem stand: «Czechoslovakia». Einige Einheiten bestanden aus jungen Soldaten und zeichneten sich durch ihre Zuversicht und ihren Tatendrang aus; andere bestanden aus älteren Reservisten, die keiner Berufsmarine mehr angehörten, aber nicht wussten, wohin sie sollten. Das Alter und äussere Erscheinungsbild stellten jedoch keine so grossen Hindernisse für den Zusammenhalt untereinander dar wie Ideologie und Vorurteile. In den Reihen waren Tschechen, Slowaken, Sudentendeutsche, Juden, Antisemiten und radikale Nationalisten – sowie



*Sitzung im Aussenministerium der Exilregierung: (von links)
Jirí Špaček, Josef Korbel, Hubert Ripka und Jan Masaryk*



Beneš redet mit tschechoslowakischen Offizieren im Exil

Kommunisten, die sich weigerten, an der Seite der britischen «Imperialisten» zu kämpfen, da sie sich auf den Hitler-Stalin-Pakt beriefen. Einen persönlichen Appell von Beneš ignorierend, schlossen sich über 400 radikale Linke einer internationalen Brigade an, die schwor, den Kampf fortzusetzen, allerdings ohne den Makel des Kapitalismus.

Über ein strenges Ausbildungsprogramm wurden die Anfangsschwierigkeiten gelöst, und nach ein oder zwei Jahren war die tschechoslowakische Armee ebenso schlagkräftig wie jede andere vergleichbare. Die Tüchtigkeit der Luftwaffe stand hingegen nie in Frage, immerhin hatten es rund 900 Mann (darunter 88 erfahrene Piloten) geschafft, sich nach Grossbritannien durchzuschlagen. Im Juli wurden Jäger- und Bomberstaffeln gebildet, während weitere Piloten den polnischen und anderen RAF-Einheiten zugeteilt wurden.*

Jahre danach erinnerte sich eine Freundin der Familie an einen Besuch im tschechoslowakischen Club an der Clifton Road in der Nähe von Cholmondeley. «Dort gingen die Offiziere auf einen Kaffee und zum Plaudern hin», schrieb Renata Kauders, «und manchmal, um sich ein Mädchen zu angeln. Es war ein lebhafter Ort. Umgeben von dem Lärm und dem Treiben kam es einem so vor, als sei man mitten im Krieg.»⁴⁶ Von den Offizieren, mit denen Renata ab und zu ein Gläschen trank, erinnerte sie sich an Jan Kubiš und Jozef Gabčik. Beide waren Ende zwanzig, stattlich und strotzten nur so vor Energie: Kubiš war hochgewachsen, schlank und ebenso zurückhaltend wie Gabčik extrovertiert war; beide lachten gern. Renata hatte keine Ahnung (und die Männer auch nicht), welche Rolle sie schon bald in der Geschichte des Krieges spielen sollten.

Mitte des Sommers 1940 war der grösste Teil Europas entweder neutral oder besetzt. Hitler hatte das Gefühl, er könne sich grosszügig erweisen. Im eigenen Land verlieh er seinen beliebtesten Generälen Orden und

* Unter den Exiltschechen, die in der französischen Armee und anschliessend in der RAF dienten, war Karel Mahler, das älteste Kind von Marta Korbelová, der ältesten Schwester meines Grossvaters Arnošt. Nach dem Krieg wanderte Karel nach Brasilien aus, wo sein Sohn Pedro, Enkel und Urenkel heute leben.

gab bekannt, dass mittwochs und samstags künftig wieder öffentliche Tanzveranstaltungen erlaubt waren. Im Ausland setzte er seine Bemühungen um Frieden, wie er ihm vorschwebte, fort. Der Autor von *Mein Kampf* hasste viele Dinge mit grosser Leidenschaft, Grossbritannien allerdings gehörte nicht dazu. Er hatte lange Zeit geglaubt, dass die Engländer und die Deutschen wichtige Interessen miteinander gemein hätten. Beide Nationen seien in ökonomischer Hinsicht ehrgeizig, rassistisch «bevorzugt», antibolschewistisch und besorgt wegen des angeblich ungezügelten französischen Trachtens nach Hegemonie. Nach Hitlers Anschauung gab es keinen Grund, weshalb die beiden Reiche nicht friedlich koexistieren sollten.⁴⁷

Im Juni äusserte sich Hitler gegenüber Göring zuversichtlich, dass der Krieg vorbei sei. Mit England werde er sich schon einig werden.⁴⁸ Der «Führer» hatte bereits angefangen, Depeschen nach London zu schicken, die, so arrogant sie auch abgefasst waren, immerhin das Versprechen einer dauerhaften Regelung enthielten. Er muss geglaubt haben, dass er ausserordentlich grosszügig handle, weil er sich unbesiegbar fühlte. Die Briten hatten es versäumt, die Tschechoslowakei zu verteidigen, hatten sich in Polen als unfähig erwiesen und waren in Norwegen und Frankreich vernichtend geschlagen worden. Die mächtigen Sowjets hatten alle Hände voll mit den eigenen Eroberungen zu tun. Chamberlain und seine Berater würden doch wohl die Sicherheit einer neuerlichen Beschwichtigung gegenüber den Risiken einer Invasion und eines Bombardements vorziehen. Potenzielle Bedingungen für einen Frieden waren rasch ausformuliert: Deutschland sollte Europa und Teile Afrikas kontrollieren; den Briten wurde es gestattet, zu überleben und ihre Besitztümer in Übersee zu behalten. Bei den Amerikanern ging man davon aus, dass sie sich lediglich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern würden.

Mitte Juli wurden die Deutschen jedoch allmählich frustriert. Informelle Kontakte zeigten, dass viele Briten verzweifelt einen Frieden um jeden Preis wünschten, aber der jetzige Premier Churchill hatte an einem derartigen Kuhhandel kein Interesse. Er hielt nicht nur trotzige Reden, er schien die Aussicht auf den bevorstehenden Kampf geradezu

zu begrüßen. Hitler hielt das für unlogisch. Der Premierminister sei, so schloss er daraus, nicht sehr zivilisiert. Am 16. Juli 1940 sagte Hitler zu seinen Militärs: «Da England, trotz seiner militärisch aussichtslosen Lage, noch keine Anzeichen einer Verständigungsbereitschaft zu erkennen gibt, habe ich mich entschlossen, eine Landungsoperation gegen England vorzubereiten und, wenn nötig, durchzuführen.»⁴⁹

Drei Tage danach machte er in einer Reichstagsrede einen letzten öffentlichen Appell:

Es tut mir fast weh, wenn mich das Schicksal dazu ausersehen hat, das zu stossen, was durch diese Menschen [britische Politiker] zum Fall gebracht wird ... Mister Churchill hat es soeben wieder erklärt, dass er den Krieg will. ... Es wird dadurch ein grosses Weltreich zerstört werden.* Ein Weltreich, das zu vernichten oder auch nur zu schädigen, niemals meine Absicht war. Allein ich bin mir darüber im Klaren, dass die Fortführung dieses Kampfes nur mit der vollständigen Zertrümmerung des einen der beiden Kämpfenden enden wird. Mister Churchill mag glauben, dass dies Deutschland ist. Ich weiss, es wird England sein. In dieser Stunde fühle ich mich verpflichtet, vor meinem Gewissen noch einmal einen Appell an die Vernunft auch in England zu richten. Ich glaube dies tun zu können, weil ich ja nicht als Besiegter um etwas bitte, sondern als Sieger nur für die Vernunft spreche. Ich sehe keinen Grund, der zur Fortführung dieses Kampfes zwingen könnte.⁵⁰

* Briten, die sich in der griechischen Antike auskannten, hörten in Hitlers Worten womöglich ein Echo. Nach Herodots Überlieferung der Geschichte war der König von Lydien, ein Mann namens Krösus, berühmt für seinen Reichtum und seine Macht. Da er gerne das Persische Reich angreifen wollte, fragte er das grosse Orakel von Delphi um Rat. «Wenn Krösus in den Krieg zieht», prophezeite das Orakel, «wird er ein grosses Reich zerstören.» Voller Zuversicht zog der König tatsächlich in den Krieg, doch das Reich, das er zerstörte, war sein eigenes.

Deutsche Propagandisten versicherten ihren Zuhörern, dass sich das mächtige und furchtlose Reich vor allem nach Frieden sehne. In jenem Sommer erreichte diese verführerische Botschaft verstärkt auch englische Ohren. Viele Familien waren frustriert darüber, dass der sicherheitsbewusste Sender BBC keine Kriegsnachrichten brachte, und stellten deshalb jeden Abend eine Sendung ein, die mit den Worten «*Germany calling, Germany calling, Germany calling!*» begann. Es folgte die Stimme von William Joyce alias Lord Haw-Haw, ein ultrakonservativer irisch-amerikanischer Politiker, der zwar britischer Staatsbürger war, aber unmittelbar vor dem Krieg in Berlin Asyl gesucht hatte. Als Churchill und Halifax auf Hitlers Rede im Reichstag ablehnend reagierten, vergoss Joyce Krokodilstränen: «Es ist ein Jammer! Es ist ein tausendfacher Jammer! Das ist die Tragödie, die der Führer um jeden Preis vermeiden wollte. Aber wenn jene, die England regieren, ... sich weniger um ihr Land scheren als der Führer, dann muss ... Gewalt entscheiden.»⁵¹

Joyce nahm für sich in Anspruch, für den einfachen Mann zu sprechen, und distanzierte sich klar von der überheblichen Oberschicht in England. Obwohl er in Brooklyn das Licht der Welt erblickt hatte, verkündete er, dass er «die königliche Insel» so sehr liebe, dass er sie betrügen müsse, um ihren wahren Geist wieder zu wecken. Der begabte Schreiber verfasste seine Skripte selbst und bereitete auch Propaganda für die New British Broadcasting Station vor, die ihren Sitz in Deutschland hatte, aber vorgab, die Ansichten englischer Arbeiterfamilien zu repräsentieren. Die Programme, die etwas subtiler als die meisten NS-Angebote waren, stellten Churchill als Kriegshetzer dar, der nur darauf erpicht war, die Iren, Waliser und Schotten zu unterdrücken und die Interessen der Londoner Banken zu vertreten. Der Sender versuchte auch nach Kräften, Angst zu säen. Eines Morgens im Sommer verbreiteten die Moderatoren die Alarmmeldung, dass «deutsche Fallschirmspringer in zivil in der Nähe von Birmingham, Manchester und Glasgow abgesetzt worden waren. Sie tragen Kapseln bei sich, mit denen sie Nebel erzeugen und so der Ergreifung entgehen können. Einige sind mit einem elektromagnetischen Todesstrahl ausgerüstet.»⁵² Viele Zuhö-

rer, die schon seit einiger Zeit vor den Schrecken des Krieges gewarnt worden waren, glaubten ohne Weiteres das Schlimmste.

Für England hatte der Bodenkrieg noch nicht begonnen, aber Häfen und Schifffahrtswege, sowie Frachtschiffe wurden angegriffen. Der Frachtverkehr übers Meer wurde damit gefährlich, und Rohstoffe wurden kostbar. An jedes Familienoberhaupt wurden Bezugsscheine ausgegeben, aber viele alltägliche Produkte waren kaum erhältlich oder nur in einer minderen Qualität. Echte Butter war Mangelware, und Margarine gab es in brüchigen Pastetchen, die sofort zerbröselten, wenn sie mit einem Cracker in Kontakt kamen. Ladenbesitzer stellten Schilder in ihre Fenster mit der bitteren Botschaft, die einen beliebten Broadway-Hit zitierte: «Ja, wir haben keine Bananen.» Süßwarenläden mussten, um sich zu halten, ihr Angebot erweitern, indem sie Produkte wie Taschenlampen und Isolierband anboten. Staatliche Bedienstete wurden aufgefordert, weniger Käse zu essen, damit den Bergmännern und Vegetariern mehr blieb. Die neuen, billigeren Streichhölzer wollten einfach nicht brennen, und Toilettenpapier wurde in einzelnen Rollen verkauft.

Manche bekamen die Entbehrungen des Krieges erst dann zu spüren, als der Ernährungsminister Lord Woolton bekanntgab, dass die Rationierung auf Tee ausgedehnt werde. Eine Frau aus einer wohlhabenden Gegend fand folgende Notiz, die ihr Dienstmädchen unterschrieben und an die Tür ihrer Wohnung geheftet hatte: «Madam, es gibt keinen Honig, weder Sultaninen, Korinthen noch Rosinen, kein Mischobst, derzeit kein Saccharin, weder Spaghetti, noch Salbei, keine Heringe, Kipper oder Sprotten (geräuchert oder natur), kein Brennholz, weder Fett noch Bratenfett, keinen Sellerie, Tomaten oder Lachs in Dosen. Ich habe drei Pfund Pastinaken gekauft.»⁵³

Eine Welle Freiwilliger meldete sich zum Heimatschutz, der organisiert wurde, um sich gegen die erwartete deutsche Invasion zu verteidigen. Abgeordnete des Parlaments übernahmen pflichtbewusst ihre jeweilige nächtliche Wache, Kabinettsmitglieder bereiteten sich auf den Kampf vor, und sogar Königin Elizabeth, die Gattin König Georgs, frischte ihre Schiesskünste auf. Insgesamt übertraf die Zahl der Rekruten bei Weitem den Vorrat an Waffen. Anthony Eden, der künftige



Edvard Beneš, Hana Benešová und Königin Elizabeth

Aussenminister und Premier, trat in ein Schützenregiment ein, das keine Gewehre hatte und gezwungen war, in den Regalreihen eines Kaufhauses zu üben. Da sie keine Handgranaten hatten, behalfen sich manche Einheiten damit, dass sie Kartoffeln mit Rasierklingen spickten.

In fiebrhafter Eile errichtete die Marine um die ganze Küste Minenfelder. Die Armee legte mit Unterstützung ziviler Freiwilliger auf den Stränden Stacheldraht aus, grub Panzerfallen und errichtete Bunker und Betonmauern. Die Küstenzonen wurden für Besucher geschlossen. Strassenschilder wurden entfernt, um den Feind zu verwirren. Familien auf dem Land wurden angewiesen, im Fall einer Invasion an Ort und Stelle zu bleiben, damit die Strassen nicht verstopft wurden wie in Frankreich. Jeden Abend nach Ende der Rundfunkübertragung erhoben sich loyale Untertanen von ihren Stühlen im Wohnzimmer und sangen «*God Save the King*».

Während sich die Briten für die kommenden Ereignisse rüsteten,

scher Durchbruch. Am 23. Juli erkannte Grossbritannien offiziell Beneš als Chef einer provisorischen Regierung an, welche die Tschechen und Slowaken repräsentierte. Beneš freute sich so sehr, dass er persönlich in unser Haus kam, um Drtina und meinem Vater die Neuigkeit mitzuteilen. Da sich Masaryk in den Vereinigten Staaten aufhielt, hatte Drtina die Ehre, die Verlautbarung über BBC zu verkünden. Die englische Entscheidung war ein Sieg, allerdings ein begrenzter. Die Bezeichnung «provisorisch» war eine Abwertung, und die Kriegsziele der Alliierten sprachen lediglich von der Befreiung der Tschechen von der deutschen Vorherrschaft. Es war keine Rede von der Wiederherstellung der Vorkriegsgrenzen des Landes, geschweige denn von der Unabhängigkeit als Nation. Dennoch spielte fünf Tage später BBC zum ersten Mal die tschechische Hymne ein, und das Königspaar lud Beneš und dessen Frau zum Lunch ein.

13

FEUER AM HIMMEL

13. August 1940: Von Reichsmarschall Göring an alle Einheiten der Luftflotten zwei, drei und fünf: Operation Adler. In kürzester Zeit werden Sie die britische Air Force vom Himmel fegen. Heil Hitler!⁵⁴

Die Luftwaffe hatte schon im Spanischen Bürgerkrieg Erfahrung bei der Unterstützung faschistischer Streitkräfte gesammelt und hatte wirkungsvoll die deutschen Invasionen in Polen, den Niederlanden und Frankreich unterstützt. Angespornt von diesen Erfolgen, begannen die Deutschen die Luftschlacht um England mit einer geradezu himmlischen Zuversicht. Ihre Strategie bestand darin, den Gegner, der ihrer Ansicht nach isoliert war und vor Angst zitterte, zu zerschmettern, indem sie seine Flugzeuge, Flugabwehrgeschütze und Munitionsfabriken zerstörten – und das so schnell, dass schon Mitte September 1940 der Weg für eine Invasion frei wäre. Göring versicherte Hitler, dass dieses Ziel, einigermassen günstiges Wetter vorausgesetzt, erreichbar sei.

Sobald die Deutschen Frankreich überrannt hatten, fingen sie an, entlang der Nordküste Luftwaffenstützpunkte zu errichten, von dort war es nur ein kurzer Flug über den Ärmelkanal nach England. Am 10. Juli griffen 75 NS-Bomber, eskortiert von 45 Jagdflugzeugen, im Hafen von Dover einen Konvoi aus Schiffen an. In der Öffentlichkeit sprach Hitler noch von Frieden, aber sein Militär führte Krieg.

Jahr 1935 hatte ein Ingenieurteam unter Leitung eines Forschers mit dem rein britischen Namen Professor Robert Watson-Watt entdeckt, dass Funkwellen von vorbeifliegenden Flugzeugen abgelenkt

wurden. Um sich diese Entdeckung zunutze zu machen, errichtete das Luftfahrtministerium eine Kette von 22 Stationen entlang der Küste, die alle aus einem Paar riesiger Türme bestanden: einen, um Signale auszusenden, ein zweiter, um sie zu empfangen. Die Ingenieure bezeichneten ihre neue Technologie als «Funkortung», heutzutage ist sie unter der Abkürzung Radar bekannt (ursprünglich für Radio Aircraft Detection and Ranging). Mit diesem Hilfsmittel konnten die Briten Flugzeuge schon in einer Entfernung von 160 Kilometern ausmachen, und weil ihre eigenen Flugzeuge mit Sendern ausgerüstet waren, konnten die Techniker auch zwischen feindlichen und eigenen Flugzeugen unterscheiden.

Zu Beginn der Luftschlacht zählten die Funktürme zu den ersten Zielen der Luftwaffe. Bereits Mitte August dachten NS-Piloten, sie hätten so gut wie alle ausgeschaltet. Aber sie irrten sich. Die Türme waren mit Notstromgeneratoren ausgestattet und blieben trotz gewaltiger Schäden in Betrieb. Das war ausserordentlich wichtig. Die Radaranlagen verschafften zwar nur wenige Minuten Vorwarnzeit, aber das reichte den britischen Piloten – wenn sie schnell genug reagierten –, rechtzeitig aufzusteigen und die ankommenden Flugzeuge abzufangen.

Zum Schutz ihrer Bomber setzte die Luftwaffe einmotorige und zweimotorige Messerschmitt-Jagdflugzeuge ein. Beide Versionen waren ausserordentlich flugtauglich, aber beide hatten auch einen Fehler: Die Treibstoffanzeige in der einmotorigen Maschine fing bereits nach einer Flugstunde an zu blinken, so dass die Piloten notgedrungen abdrehen mussten, während das Bombardement noch im Gange war. Die zweimotorige Version hingegen war nicht ganz so schnell oder manövrierfähig wie die britischen Jäger: die rasch aufsteigende Spitfire und die robuste Hurricane. Das britische Luftfahrtministerium bemühte sich, die eigenen Jäger durch den Einsatz von Sperrballons zu unterstützen, die feindliche Piloten zwangen, so hoch zu fliegen, dass sie Ziele auf dem Boden nicht richtig erkennen konnten. Die Londoner lernten schon bald, dass das Aufsteigen der Ballons einen bevorstehenden Angriff ankündigte. Darüber hinaus wurden manche Luftwaffenstützpunkte mit 150 Meter langen Stahlkabeln ausgestattet. Nachdem man sie mit einer Rakete abgeschossen hatte, senkten sich die Kabel

mit Hilfe von Fallschirmen nur langsam ab. Wenn sie im geeigneten Moment in den Himmel geschickt wurden, bildeten sie für rasch heranfliegende Flugzeuge ein tödliches Hindernis, dem diese kaum ausweichen konnten.

Ungeachtet dieser Vorbereitungen sah es schlecht für die Briten aus. Die damaligen Bomber waren selbst gegenüber den besten Luftabwehrsystemen im Vorteil, insbesondere wenn die Angreifer in ausreichender Zahl anfliegen. Die britischen Hersteller produzierten monatlich 450 Jagdflugzeuge, aber die deutsche Luftwaffe begann die Schlacht mit einem erheblichen Vorsprung. Da der Ausgang von dem Grad der Abnutzung abhing, mussten die Engländer dem Feind extrem hohe Verluste zufügen. Zu allem Unglück fehlten der RAF etliche Piloten zur erforderlichen Mindeststärke. Geschwader, die eigentlich 26 Piloten haben sollten, mussten mit 16 auskommen. Um die Differenz auszugleichen, wurden die Ausbildungskurse auf unter zwei Wochen gekürzt, und Anfänger mussten notgedrungen mit Doppeldeckern aus dem Ersten Weltkrieg üben.

Geschichtsbücher über den amerikanischen Sezessionskrieg beginnen häufig mit einer Beschreibung der Washingtoner, die mit Picknickkörben zu den Schlachtfeldern in Virginia zogen, um sich die Kämpfe anzusehen. Eine Zeitlang kam es in Grossbritannien zu ähnlichen Szenen, als sich Familien, die im Landesinneren in Sicherheit waren, auf Aussichtspunkten versammelten, um das Duell der Spitfires und Hurricanes mit den Messerschmitts zu beobachten. Jeder Erfolg wurde bejubelt und das Spektakel unter vielem «Oh!» und «Ah!» verfolgt. Es war ein atemberaubendes Schauspiel. Die feindlichen Flugzeuge waren am Anfang winzige Punkte am Horizont und wurden rasch immer grösser; binnen weniger Sekunden war zu hören, wie das «*Kah-tschunk, Kah-tschink*» der Triebwerke zu einem Brummen und dann Dröhnen anschwellte. Die Flugzeuge näherten sich in Reihen, ehe sie sich in Gruppen und einzelne Bögen auflösten, sobald sie angegriffen wurden. Die Bomber duckten sich weg und stürzten sich in die Tiefe, weil ihre Piloten möglichst schnell ihre tödliche Fracht loswerden und umkehren wollten. Die Jäger auf beiden Seiten feuerten wild drauflos, suchten die Deckung von Wol-

ken oder den Vorteil der Sonne im Rücken. Während die Kombattanten aufeinander losgingen, hoben sich die Rauchfahnen ihrer Gewehre vom blauen oder schwarzen Himmel ab, und am Boden markierten aufblitzende Flammen die Stellen, wo 250-Kilo-Bomben Löcher in die Erde rissen. Dorfbewohner und Bauern waren verblüfft, wenn hier und da ein getroffenes Flugzeug auf ihren Feldern landete oder ein Fallschirmspringer in einem Netz aus Nylonseilen herabschwebte. Es kam durchaus vor, dass argwöhnische Einheimische einen RAF-Piloten misstrauisch umringten, sogar auf ihn schossen, bis er sich eindeutig identifizieren konnte.

Für diejenigen, die in bevorzugten Angriffszielen oder in deren Nähe arbeiteten (ein Kai, ein Flugplatz, eine Geschützstellung oder eine Munitionsfabrik), war der Anblick alles Andere als faszinierend. Hier hatte der Heulton der Sirene eine besonders unheilvolle Bedeutung, weil wenig später ein Kugelhagel auf dem Boden einschlug, hässliche Zylinder herabfielen und Explosionen folgten, die für viele das Letzte waren, das sie spürten oder hörten.

Nach einem erfolgreichen Angriff kehrten die deutschen Piloten zu ihren Stützpunkten zurück, um den angerichteten Schaden zu melden. Aber noch bevor der Staub sich gelegt hatte, machten sich britische Bodentruppen bereits an die Arbeit, kümmerten sich um die Verwundeten, räumten Trümmer zur Seite, schalteten Generatoren ein und fuhren Kraftwerke wieder hoch. Männer und Frauen, auch Vermittler in den Schaltzentralen und andere zivile Mitarbeiter, inspizierten sorgfältig Landebahnen und markierten Blindgänger mit roten Fähnchen. Anschliessend kamen die Bombenräumkommandos und zuletzt die Baupatrullen und mischten Beton an, um die Bombenkrater aufzufüllen. Schneller als der Feind es für möglich hielt, wurden Geschütze wiederum feuerbereit gemacht und behelfsmässige Landebahnen zumindest so gut geflickt, dass Jagdflugzeuge landen und starten konnten. Hafenanlagen wurden repariert. Beschädigte Flugzeuge und verwundete Piloten kehrten in den Dienst zurück. Eine bombardierte Fabrik lief monatelang ohne Dach weiter, die Maschinen wurden von einer riesigen Abdeckplane gegen die Naturgewalten geschützt. Die endlose Arbeitsbelastung erschöpfte die Mechaniker von der Wartung und Reparatur.

Viele blieben monatelang rund um die Uhr im Einsatz, ohne Pause, dösten ab und zu auf Feldbetten, auf dem Boden oder, bei mildem Wetter, im Gras.

Bei allem Blut und Schweiß konnten die Briten zufrieden registrieren, dass die Deutschen ihrerseits ebenfalls unter Druck gerieten. Die Angreifer hatten geglaubt, dass ihnen schon nach dem ersten Monat schweren Bombardements der Sieg sicher sei. Doch die gegnerischen Radaranlagen waren nicht zerstört worden, der Nachschub an RAF-Flugzeugen und Piloten schien unerschöpflich, und der Weg zu einer risikolosen Invasion war immer noch blockiert. Die Deutschen behielten eine zahlenmässige Überlegenheit, aber ihre Verluste an Flugzeugen und Personal waren weit höher als erwartet. Die Stuka-Bomber, die den Luftkampf in Frankreich dominiert hatten, waren zu langsam, um den Maschinengewehren zu entgehen, die an den britischen Jägern montiert waren. Ein Pilot der Luftwaffe, der die Ballons und die Flugabwehrgeschütze als «ziemlich heiss» bezeichnete, beklagte sich gegenüber dem Journalisten William Shirer, dass er und seine Kameraden angenommen hätten, dass London in Flammen stehen würde, aber stattdessen seien sie beeindruckt gewesen, wie viel von der Stadt noch unbeschädigt war.⁵⁵ Jede Nacht waren Flieger in der Luft und unzählige kamen um, aber die Briten gaben nicht auf. Für die Deutschen nahmen die unerfreulichen Überraschungen kein Ende: Mitte August hatten sie noch angenommen, dass die Jägerflotte Englands auf 450 Flugzeuge geschrumpft sei; in Wirklichkeit hatte die RAF fast doppelt so viele zur Verfügung. Hitlers vermuteter Spaziergang hatte sich als Wanderung in steilem Gelände entpuppt.

London gehörte nicht zu den Angriffszielen der Luftwaffe, aber am 24. August lasen einige Piloten auf der Suche nach einem Erdöllager, das ein Stück die Themse aufwärts lag, ihre Karten falsch und warfen mehrere Bomben auf das East End der Grossstadt ab. Die Kirche von Saint Giles wurde beschädigt und eine Statue von John Milton in die Luft gesprengt. Churchill wusste weder, dass der Angriff ein Irrtum gewesen war, noch dass die betreffenden Piloten getadelt und versetzt wurden. Da er den Angriff für eine internationale Provokation hielt, befahl er Vergeltungsangriffe auf Industrieanlagen in Berlin. Wegen dichter

ter Wolken und feindlichem Abwehrfeuer verfehlten die britischen Piloten ebenfalls ihre Angriffsziele und trafen stattdessen ein Wohngebiet. Zehn Zivilisten kamen dabei um, zwanzig wurden verwundet. Nunmehr reagierte die deutsche öffentliche Meinung ihrerseits empört. Göring hatte versprochen, dass ihrer Hauptstadt keine Gefahr drohe. Hitler schäumte vor Wut, nutzte aber zugleich die Gunst der Stunde, weil er eine Gelegenheit sah, London unter dem Deckmantel der Selbstverteidigung zu zerstören. Am 4. September trat er im Rahmen einer sogenannten «Volkskundgebung» in Berlin vor eine Menschenmenge. «Und wenn die britische Luftwaffe zwei- oder drei- oder viertausend Kilogramm Bomben wirft, dann werfen wir jetzt in einer Nacht 150'000, 180'000 ... 1 Million Kilogramm. Wenn sie erklären, sie werden unsere Städte in grossem Ausmass angreifen – wir werden ihre Städte ausradieren!» Unter Gejohle und grossem Beifall hatte er zuvor höhnisch angemerkt: «Und wenn man in England heute sehr neugierig ist und fragt: ‚Ja, warum kommt er denn nicht?‘ Beruhigt euch, er kommt! Man muss nicht immer so neugierig sein!»⁵⁶

Drei Tage danach, am Nachmittag des 7. September 1940, begann der sogenannte «Blitz», die Luftschlacht über London. Der deutsche Strategiewechsel wurde nicht allein durch den Wunsch nach Vergeltung ausgelöst. Da der Herbst näherrückte und man folglich verstärkt mit heftigen Stürmen und schwerer See rechnen musste, wurde das Zeitfenster für eine Invasion immer enger. Hitler musste einen entscheidenden Schlag landen, und deshalb musste er einen Weg finden, Churchill zu zwingen, mehr Jagdflugzeuge an einem Ort zusammenzuziehen. Was würde sich dafür besser eignen, als den Himmel über Saint Paul und dem Buckinghampalast mit deutschen Bombern einzudecken? Es war noch nicht zu spät – falls die Angreifer nur unbarmherzig genug vorgingen –, um die Widerstandsfähigkeit des Gegners zu brechen.

Unter Görings Augen stieg von der französischen Ärmelkanalküste aus eine Armada mit über 300 Bombern und 600 Jagdflugzeugen auf eine Höhe von 5'000 Metern und jagte in zwei gigantischen Wellen in Richtung England. Die britischen Radarmitarbeiter glaubten ihren Augen kaum. Jede verfügbare Staffel in der Region erhielt den Befehl aus-

zuschwärmen, die Piloten gingen davon aus, dass sie wie üblich Landeplätze und Geschützbatterien verteidigen mussten. Stattdessen drehten die Bomber und ihre Eskorten abrupt in Richtung London ab. Die Beschützer der Stadt in der Luft waren zahlenmässig hoffnungslos unterlegen, auf jedes britische Flugzeug kamen über zehn deutsche.

Die ersten Bomben trafen das königliche Arsenal in Woolwich, die umliegenden Bahnhöfe und Fabriken, ganze Häuserzüge und Hafenanlagen von Surrey. Ein Augenzeuge beschrieb die Szene:

Auf einmal gafften wir nach oben. Über den wunderschönen Himmel zogen sich von einem Horizont zum anderen unzählige Kondensstreifen ... Dann trafen mit einem dumpfen Donner, der den Boden rings um London erzittern liess, wenn man darauf stand, die ersten Reihen von Bomben die Hafenanlagen. Gemächlich stiegen gewaltige Pilze aus schwarzem und braunem Rauch, durchsetzt von roten Streifen in den strahlend hellen Himmel auf. Dort hingen sie und dehnten sich langsam aus, denn es ging kein Wind, und die grossen Brände darunter futterten sie mit noch mehr Rauch, während die Stunden vergingen.⁵⁷

So ging es die ganze unruhige Samstagnacht hindurch. Entwarnung wurde um 6.30 Uhr gegeben; zwei Stunden danach begannen die Luftangriffe von Neuem. Auf das Rattern der Maschinengewehre folgten ohrenbetäubende Detonationen; Bomben schlugen in Häuser entlang der Strassen Pond und Victoria, in Westminster und im East End ein. Es flammten tausend Brände auf; 430 Menschen kamen um, und mehr als 1'600 wurden verwundet. In der nächsten Nacht richtete eine weitere Angriffswelle schwere Schäden an Bahnhöfen und Eisenbahnlinien an; bis zum Morgengrauen forderten die Angriffe Hunderte von Menschenleben.

Ab dem 7. September bis Ende Oktober griffen an 57 aufeinanderfolgenden Tagen durchschnittlich 200 Bomber London an. Die führende Stadt auf dem Globus war zu einem Schlachtfeld geworden. Grosse Gebäude existierten nicht mehr. Strassen waren wegen der unzähligen



Bombardierung der Hafenanlagen von Surrey, 7. September 1940

Scherben unpassierbar geworden. Jeden Morgen huschten Sanitäter um die verkohlten Schlackehaufen, verbanden Überlebende, wählten unter den Schwerverwundeten die mit den grössten Chancen aus und versuchten, die Überreste der Nachbarn zur Bestattung zusammenzusuchen. Diese Bemühungen wurden durch Blindgänger noch gefährlicher, die man entweder entschärfen oder vorsichtig entfernen musste. Es gab keinen sicheren Zufluchtsort. Die Bunker, ob sie nun im eigenen Garten oder in öffentlichen Parks errichtet worden waren, boten lediglich Schutz gegen Druckwellen oder Trümmer. Familien, die sich ins Untergeschoss zurückgezogen hatten, wurden häufig von dem Einsturz der darüber liegenden Gebäude erschlagen oder erstickt. In den ersten sechs Wochen wurden 16'000 Gebäude zerstört und weitere 60'000 ernsthaft beschädigt; mehr als 300'000 Menschen wurden obdachlos.

Die Londoner erwiesen sich jedoch als ein anpassungsfähiger Menschenschlag. Da sie genau wussten, dass sie unterwegs unter Umständen tagelang irgendwo festsassen, erschienen Büroangestellte mit

Zahnbürste, Kissen, Decken und Kleidern zum Wechseln bei der Arbeit. Als der Abend näherrückte, begann eine Matratzenparade in Richtung Kellergeschoss, Luftschutzbunker und U-Bahn. Die Wettermeldungen wurden fortan geheimgehalten, also reimten sich die Menschen ihre eigenen Vorhersagen zusammen: Heiterer Himmel hiess ein günstiger Tag für Hitler; klare Vollmondnächte boten ideale Bedingungen für die Bomberpiloten. Die sozialen Unterschiede, welche die britische Gesellschaft prägten, schwanden von einem Moment auf den nächsten, als sich Menschen aus allen Schichten gegenseitig alles Gute wünschten. Trotzige Ladenbesitzer hängten Schilder aus: «Erschüttert, nicht geschlossen» oder «Getroffen, aber nicht geschlossen». Banken und Postfilialen versprachen «Geschäftszeiten wie üblich»; geschäftstüchtige Strassenmädchen hielten sich ebenfalls an diese Devise.

Hohe Mitglieder des Foreign Office hatten strenge Anweisung, sich in einen Luftschutzbunker in der Nähe des Berkeley Square zurückzuziehen, sobald die Sirene, der sogenannte «*Weeping Willie*», aufheulte. Am Morgen des 13. September sass eine Gruppe renommierter, älterer Männer zusammengekauert und wartete auf die Entwarnung. Stunden vergingen, in denen ihre Arbeit liegenblieb. Plötzlich ertönte ein lautes Klopfen an der Tür. Draussen stand eine tschechische Teenagerin, die einen Brief von Präsident Beneš an das Foreign Office abgeben wollte. Nachdem sie ihren Auftrag ausgeführt hatte, machte sie kehrt und ging ganz gemächlich durch die exponierten Strassen Londons zurück. Wenig später wurde die Weisung, sich unbedingt in den Luftschutzbunker zu begeben, aufgehoben.

on den Zeitungsjungen bis hin zu Abgeordneten im Unterhaus zerbrachen sich die Briten den Kopf über die unheilvolle Bedeutung der Angriffe. War dies womöglich die letzte Vorbereitung auf die Invasion? Churchill warnte das Kabinett, dass eine deutsche Streitkraft zusammengezogen wurde; grosse Konzentrationen feindlicher Schleppekähne seien entlang der französischen Küste gesichtet worden.

Am 22. September erhielt der Premier einen Anruf von einem ungewöhnlich aufgeregten Franklin Roosevelt. Die Vereinigten Staaten



Londoner suchen in der U-Bahn Zuflucht, 21. Oktober 1940

hatten eine Nachricht erhalten, dass Deutschland einen Überraschungsangriff auf britischem Boden plane. Wann? Noch am selben Tag. Unmittelbar nach Ende des Gesprächs rief Churchill Anthony Eden an, der sich im Südosten Englands nicht weit von den weissen Klippen von Dover aufhielt. Eden machte einen kurzen Erkundungsspaziergang und berichtete, die See sei rau und der Nebel undurchdringlich. Eine Invasionsstreitmacht, so teilte er seinem Vorgesetzten mit, werde sich entweder verirren oder in einem fortgeschrittenen Stadium der Seekrankheit eintreffen. Am nächsten Morgen meldete sich Roosevelt noch einmal. «Es tut mir furchtbar leid», sagte er. «Wir haben die Codes verwechselt. Die Invasion war in Indochina, nicht in England, und durch Japan, nicht Deutschland.»⁵⁸

Mehr als einmal schlugen in jenem Monat Bomben im Buckinghampalast oder in unmittelbarer Nähe ein, so dass das historische Gebäude erheblich beschädigt wurde, doch den Bewohnern geschah nichts. Die Angriffe trugen dazu bei, eine liebevolle Beziehung zu festigen, die zwischen der britischen Bevölkerung und dem Königspaar entstanden war. König Georgs mutige Anstrengungen, sein Stottern zu überwinden, waren allgemein bekannt und wurden sehr bewundert –

ebenso Besuche des Königs und der Königin in Gegenden, die bombardiert worden waren. Gelegentliche Kommentare im Rundfunk seitens der jungen Prinzessin Elizabeth trafen ebenfalls genau den richtigen Ton. Historiker haben darauf hingewiesen, dass die Deutschen klüger daran getan hätten, die Angriffe auf die nicht ganz so noblen Viertel Londons zu beschränken und dadurch die Kluft zwischen Arm und Reich zu vergrössern. Stattdessen bewirkten sie genau das Gegenteil. Ein beliebtes Lied aus jener Zeit lautete wie folgt: «*The King is still in London, in London, in London; and he would be in London Town, if London Bridge was falling down.*»

Zu der Zeit war ich schon ein richtiges Kleinkind. Sobald die Sirene ertönte, rannte meine Familie die enge, graue Betontreppe im Princes House in den Keller hinunter, der in mehrere kleine und einen grösseren Raum unterteilt war. Wir waren jedes Mal gut ein Dutzend, manchmal auch mehr, wenn Gebäude in der Nachbarschaft evakuiert werden mussten. Wir tranken Tee oder Kaffee, den die Luftschutzwarde gekocht hatten, und assen gemeinsam Brot und Kekse. Wir schliefen (sofern wir es überhaupt konnten) im grössten Raum auf Feldbetten oder Matratzen. Das Gebäude war zwar solide gebaut, aber im Keller liefen dicke Heisswasser- und Gasleitungen unmittelbar unter der Decke durch. Sie erwärmten die Räume, aber wenn eine Bombe in der Nähe eingeschlagen wäre, wären wir verbrüht oder erstickt worden, selbst wenn sie nicht das Haus selbst getroffen hätte. Als Kind dachte ich nicht an solche Möglichkeiten, sondern freute mich über die Aufregung. Am Morgen, sobald Entwarnung gegeben wurde, rannten wir auf die Strasse oder stiegen aufs Dach, um den Schaden zu begutachten.

Da unser Viertel Notting Hill Gate keinerlei strategische Bedeutung hatte, war es kein Hauptangriffsziel für die Luftwaffe, aber es schlugen dennoch an mehr als zwölf Orten Bomben ein und töteten 50 Menschen. Unter unseren Nachbarn war Orlow Tollett, eine ehemalige Bewohnerin des Princes House, die noch zur Jahrtausendwende in der Gegend lebte. Im Jahr 2011, im Alter von 103 Jahren, erklärte sich Mrs. Tollett freundlicherweise bereit, für dieses Buch einige Fragen zu beantworten. Sie erinnerte sich, dass eine gewisse Distanz zwischen den

Flüchtlingen und den Briten herrschte, die in unserem Haus lebten, dass es aber «im Allgemeinen eine sehr angenehme Gruppe mit einer herzlichen Wärme zwischen den beiden Seiten» gewesen sei. «Die Leute halfen einander bereitwillig. Sie spielten häufig grossartige Partien Bridge und teilten ihre Vorräte miteinander.»⁵⁹ Da sie in den besten Jahren und immer noch Single war, begab sich Mrs. Tollett selten in unseren Keller; sie war der Meinung, dass es, falls es zum Schlimmsten kam, sicherer sei, über den Trümmern zu sein als darunter. An einem Abend auf dem Höhepunkt des Luftangriffs forderte sie das Schicksal geradezu heraus und ging mit einem Freund zu Freemason Arms, einem kleinen Pub an der Portobello Road, um eine Partie Darts zu spielen und einen Drink zu nehmen – was immer sie noch anboten. Sie erinnerte sich:

Das Pub wurde an jenem Abend direkt getroffen. Ich fiel unter die Theke. Dort war ich eingeklemmt und konnte nicht heraus. Dann kam die Feuerwehr, und sie waren so nett, mich herauszuziehen. Als sie das taten, hatte ich nicht allzu viel an; sie brachten mich ins Kloster.⁶⁰

Orlow Tollett wusste auch noch, dass sich ihre Mutter damals weniger über die furchtbare Gefahr aufgeregt hatte, in der sich ihre Tochter befunden hatte, sondern über die spärliche Bekleidung. Ein anderes Mal detonierte eine Bombe nicht, die ganz in der Nähe eingeschlagen war. Also wurden sämtliche Gebäude im Viertel evakuiert, und ein Räumkommando traf ein. Nach einer sorgfältigen Untersuchung sagten uns die Mitglieder, dass wir uns keine Sorgen machen müssten, die Bombe sei eine Attrappe. Im Mantel hatten sie eine Notiz von tschechischen Fabrikarbeitern entdeckt. «Keine Sorge», stand darauf. «Die Bomben, die wir bauen, werden nie explodieren.»⁶¹

An einem Morgen Mitte September kamen die Deutschen schon früh. Mein Vater und Drtina beschlossen, die Sirenen zu ignorieren und weiter in unserer Wohnung an einem Skript zu arbeiten. Dort oben sei es ruhiger, glaubten sie, als in dem engen Kellergeschoss. Diese Annahme hatte durchaus etwas für sich, war aber – wie sich zeigen sollte – allzu optimistisch. Drtina erinnert sich:

Das Pfeifen einer nahenden Bombe war so laut, dass wir uns beide auf den Boden warfen und Dr. Korbel rasch noch unter den Tisch hechtete. Der Luftangriff war ohrenbetäubend, und unser Haus schwankte so stark, dass es mich an ein Schiff auf hoher See erinnerte. Ich hätte nie geglaubt, dass ein riesiges Gebäude aus Eisen und Beton so stark vibrieren und doch nicht auseinanderfallen konnte. Als wir uns ausser Gefahr fühlten, mussten wir vor Erleichterung lachen.⁶²

Es fielen weitere Bomben, doch das unerschrockene Paar hatte genug. Gemeinsam stiegen sie die Treppe voller Staub zu uns in den Keller hinunter.

Die tschechoslowakische Jägerstaffel 310 wurde am 10. Juli in Duxford gebildet und trat fünf Wochen später ihren Dienst an. Die Staffel mit Sitz in Mittelengland wählte sich ein Schwert und einen Löwen als Wahrzeichen aus und als Motto «Wir kämpfen, um wieder aufzubauen». Der Befehlshaber war Major Alexander Hess, ein Veteran des Ersten Weltkrieges, der am letzten Augusttag einen feindlichen Bomber angeschossen und zur Notlandung auf einem Acker gezwungen hatte. Voller Erregung setzte Hess mit seiner Hurricane zum Sturzflug an und war entschlossen, die dreiköpfige Crew abzuschliessen. Dann zögerte er jedoch, als er sah, dass die Männer ihm zuwinkten. Er drehte noch einmal ab und rüstete sich innerlich, entschlossen, keine Überlebenden zurückzulassen. Wiederum ging die Hurricane tiefer. Diesmal hatten die Männer aus dem Flugzeug etwas Weisses geholt, das sie hochhielten, und Hess nahm mit einem Fluch auf den Lippen noch einmal den Finger vom Abzug. Als er den Vorfall meldete, jammerte der Befehlshaber: «Ich bin zu verdammt britisch geworden!»⁶³

Stanislav Fejfar, ein ungehobelter aber stattlicher Absolvent der tschechoslowakischen Militärakademie, schoss am 9. September sein erstes feindliches Flugzeug ab. Mit seinen eigenen Worten:

Wir flogen auf über 8'000 Meter, und es war sehr kalt. Als wir einige Wolken durchstießen, konnten wir Bomber der Luftwaffe eskortiert von vielen Jägern sehen. Wir erhielten den Befehl zum Angriff, mussten aber auf die deutschen Jäger aufpassen, denn sie erblickten uns und waren über uns. Ich suchte mir eine ME-110 zum Angriff aus und gab mir das Versprechen, dass dieses deutsche Schwein heute Nacht nicht in seinem Bett schlafen werde. Ich setzte mich hinter ihn und feuerte mit allen Maschinengewehren. Er versuchte, mir auszuweichen, indem er höher stieg und wendete, aber es gelang mir, drei weitere Salven abzugeben, und er fing an zu qualmen, dann stürzte er ab.⁶⁴

Fejfar stammte aus Stikov, einer Kleinstadt am Nordrand der Tschechoslowakischen Republik, in der Nähe der polnischen Grenze. Sein Vater war im Ersten Weltkrieg beim Kampf für Österreich-Ungarn umgekommen. Der 29-jährige Pilot war ein vergnügter Mensch, flog für sein Leben gern und tat dies auch, bis zum 17. Mai 1942, als seine Spitfire bei einem Luftangriff am Tag über Frankreich getroffen wurde. Seine Überreste wurden von den Deutschen geborgen und in Calais beigesetzt. Fejgars Mutter wollte seinen Tod nie akzeptieren und starb im Jahr 1960. Ihre letzten Worte waren die Bitte, die Haustür nicht abzuschliessen, denn: «Stanislav hat den Schlüssel nicht mitgenommen».⁶⁵

Wenn sie nicht in der Luft waren, vertrieben sich tschechische und slowakische Flieger die Zeit mit Bücher- und Zeitungslesen, Plattenhören und Karten- oder Schachspielen. Zum Schlafen kamen sie zu den ungewöhnlichsten Stunden und in ungewohnten Stellungen auf Metallbänken, Feldbetten und Stühlen. Die Piloten trennten sich nie von ihren gelben Rettungswesten, die man wegen ihres Aussehens in aufgeblasenem Zustand nach dem Hollywoodstar Mae West nannte. Die Flugzeuge waren rund um die Uhr startbereit, und alle horchten mit einem Ohr, wann der Befehl zum Ausschwärmen kam.

Von den tschechoslowakischen Piloten, die nicht der Staffel zugeteilt waren, war Sergeant Josef František der tüchtigste. Wie viele Kol-

legen war auch František zur Zeit der NS-Invasion nach Polen geflüchtet und hatte dort in einem veralteten Pulawski-Jäger mitgekämpft. Nach der Niederlage Polens entkam er aus einem Internierungslager in Rumänien und schlug sich über Syrien nach Frankreich durch. Dort flog er ausgezeichnet für die französischen Luftstreitkräfte. Nach der Evakuierung von Dünkirchen wurde er der polnischen Staffel zugeteilt, die in England ausgebildet wurde. František, mit seinem knabenhaften Gesicht, den dichten schwarzen Augenbrauen und einem durchdringenden Blick, war für seinen Wagemut oder «Mumm», wie man sagt, bekannt. In jenem September schoss er 17 deutsche Flugzeuge ab, mehr als irgendein Flieger der Alliierten. Am 8. Oktober verloren seine Kameraden die Maschine aus den Augen; später wurde sie in Surrey zerschmettert entdeckt. Františeks Leiche wurde nicht weit davon mit Genickbruch in einer Hecke gefunden.

Noch vor Ende September war Hitler zu dem Schluss gelangt, dass die Hauptziele der Bombardierung unerreichbar waren. Die RAF war keineswegs vernichtet worden; eine Invasion war undurchführbar; der Kampfwille des Gegners hatte allenfalls eher noch zugenommen. Dennoch gab er Befehl, die Bombenangriffe fortzusetzen. Im Oktober wurden mehr als 7'000 Tonnen Sprengstoff über London, Liverpool, Manchester, Birmingham abgeworfen, auch andere Städte wurden getroffen. Im November wurden verheerende Angriffe gegen Coventry geflogen. Im Dezember war wiederum London an der Reihe.

Weihnachten im Jahr 1940 ist allen unvergesslich in Erinnerung geblieben, die diesen Feiertag in oder um die britische Hauptstadt verbrachten. Selbst als die nächtlichen Bombardements aufgehört hatten, verhinderten die übrigen Angriffe das Aufkommen jeder Festtagsstimmung. In unseren Augen drohte immer noch eine deutsche Invasion, auch wenn Hitler das Projekt längst abgehakt hatte. In unserem Haus in Notting Hill Gate gab es kein Licht, aber der Weihnachtsschmuck wurde dennoch aufgehängt; wir hatten einen Baum. Am Jahresende dachten meine Eltern mit Sicherheit an mich, aber auch an ihre lieben Angehörigen in Poděbrady und Prag.

Ungeachtet der Trauer und Sorgen gab es auch Grund für eine gewisse Befriedigung. Hitler war zu dem Zeitpunkt keineswegs auf der Verliererstrasse, aber immerhin hatte er die Briten nicht genauso überrollt wie die Franzosen. Unter den Freunden meines Vaters machte damals ein Witz die Runde, in dem der «Führer» Mussolini anruft, um ihn für die jämmerliche Leistung seiner Truppen auf dem Schlachtfeld zu tadeln: «Sie haben versprochen, jetzt bereits in Athen zu stehen und einen Monat später in Kairo», beschwert er sich. «Diese Termine sind längst verstrichen, und Sie sitzen immer noch in Rom.» Mussolini schweigt ein paar Sekunden, dann entgegnet er: «Mein Herr, ich habe Schwierigkeiten, Sie zu verstehen. Die Verbindung ist offenbar schlecht.» Mit erhobener Stimme wiederholt Hitler seine Vorwürfe. «Es tut mir leid, mein Herr, aber ich kann Sie immer noch nicht verstehen», sagt der italienische Diktator. «Sie klingen so weit weg. Darf ich fragen, von wo aus Sie anrufen? Vielleicht aus London?»

DAS BÜNDNIS WIRD GESCHMIEDET

Zu Beginn des Jahres 1941 flog Franklin Roosevelts Sondergesandter Harry Hopkins nach London, um sich mit Churchill zu beraten. Hopkins war ein Original und weniger ein Diplomat als vielmehr ein Allzweckmittel, der dem Präsidenten als Augen, Ohren und (wegen der eingeschränkten Mobilität) häufig als Beine diente. Im Mai des vorigen Jahres war Hopkins in das Weisse Haus eingezogen, wo er bis zu Roosevelts Tod leben sollte. Bei Hopkins konnte man sich, mehr als bei jedem anderen US-Regierungsvertreter, darauf verlassen, dass er für den Oberbefehlshaber sprach.

Bei diesem Besuch erörterte Hopkins stundenlang mit dem Premier den dringenden Bedarf Grossbritanniens an Schiffen und Flugzeugen. Die Gespräche verliefen gut. Im November hatte Roosevelt die Wiederwahl gewonnen, nicht zuletzt dank seines Versprechens, die Vereinigten Staaten aus dem Krieg herauszuhalten. Er war zwar nicht bereit, dieses Versprechen zu widerrufen, aber er war fest entschlossen, England zu helfen. Mitte Dezember präsentierte er sein innovatives Leih- und-Pacht-Programm, nach dem den Briten und anderen Bündnispartnern – als Gegenleistung für geringfügige Stationierungsrechte – für die Dauer des Konflikts ein Teil der amerikanischen Rüstungsproduktion leihweise zur Verfügung gestellt wurde. Als Reporter ihn nach den Kosten fragten, antwortete er: «Wenn das Haus eines Nachbarn in Flammen stehe, sage man auch nicht zu ihm: ‚Nachbar, mein Gartenschlauch hat mich fünfzehn Dollar gekostet, Sie müssen mir fünfzehn Dollar dafür zahlens. Vielmehr leihe man ihm seinen Gartenschlauch und bekomme ihn später wieder zurück. »⁶⁶

Die meisten Amerikaner wollten von einer direkten Beteiligung an dem europäischen Konflikt zwar immer noch nichts wissen, aber allmählich teilten sie FDRs Gefühle diesbezüglich. Von Neuengland bis

nach Kalifornien hatten sie aufmerksam die Luftschlacht um London verfolgt und bewunderten die Entschlossenheit Englands. Korrespondenten wie James Reston, Edward R. Murrow und John Gunther zeichneten mit einer bunten Palette von Adjektiven ein schmeichelhaftes Bild von Grossbritannien im Belagerungszustand.

Einige Beiträge waren regelrecht melodramatisch:

Sie werden teilweise von der Folklore, der Tradition und der Geschichte Grossbritanniens gestützt, aber sie sind ein unaufdringlicher Haufen. Sie betrachten sich selbst nicht als Helden ... Diese Männer mit geschwärzten Gesichtern und blutunterlaufenen Augen, die Brände bekämpfen; das Mädchen, das das Lenkrad eines schweren Krankenwagens in ihren Armen birgt; [und] der Polizist, der heute bei einer nicht detonierten Bombe unweit von St. Pauls Wache hält. ... Diese Menschen behalten ihren Humor, selbst wenn Tod und Verderben vom Himmel fallen.⁶⁷

Andere Beiträge waren nachdenklich:

Hinter den stummen Gedanken der Menschen dieses Landes verbirgt sich eine gewaltige Vitalität. ... Sämtliche beliebten Zeitvertreibe der modernen Zivilisation sind durch den Krieg beeinträchtigt. Es ist kaum möglich, ins Kino zu gehen. Es gibt keine Tanzveranstaltungen, Fussballspiele oder Hunderennen. Die Menschen haben jetzt viel Zeit. Sie lesen mehr, und sie denken, wie alle traurigen Menschen, viel nach. Ein neues England wird in den U-Bahnen und Bunkern dieser tapferen Insel geboren.⁶⁸

Und manche erzählten einfach nur Geschichten:

«Reichen Sie mir doch bitte die Marmelade», sagte die kleine alte Dame. Nur ein paar Stunden zuvor sass ich noch in einem kleinen Hotel in einer Stadt an der englischen Südküste beim Frühstück. In diesem Moment fingen die Luftschuttsirenen an zu heulen, und

der Mann neben meinem Ellbogen sah kurz auf die Uhr. «Ein bisschen früher als sonst heute Morgen», bemerkte er... Ich trank meinen Kaffee und versuchte, mich nicht zu verschlucken. Keiner um mich herum rührte sich vom Fleck. «Würden Sie mir bitte die Marmelade reichen?», wiederholte die kleine alte Dame, dieses Mal ein wenig nachdrücklicher, als die heulende Sirene ausklang.⁶⁹

Beiträge von US-Journalisten wurden von dem eigenen amerikanischen Programm der BBC verstärkt, das jeden Nachmittag sechs Stunden lang lief. Unter den Sendungen waren Augenzeugenberichte von der Luftschlacht sowie dramatische Inszenierungen begleitet von Soundeffekten zu finden. Die Skripte waren darauf angelegt, die Vereinigten Staaten in Richtung Krieg zu drängen, allerdings, ohne diese Absicht an die grosse Glocke zu hängen. Stattdessen stellten die Kommentatoren suggestive Verbindungen zwischen der Magna Charta und der US-Verfassung her, zwischen dem britischen Parlament und dem Kongress sowie zwischen dem Kampf für Freiheit in Europa und ihrem Überleben in Amerika. Unter den Berühmtheiten, die sich an der Kampagne beteiligten, war der Filmstar Leslie Howard aus *Vom Winde verweht*, der mit genau dem richtigen Akzent herzerreissende Geschichten zum Besten gab, und der linksliberale Schriftsteller J.B. Priestley, der nicht vom Ruhm des Krieges, sondern von dem Dreck und Schneid der Arbeiterklasse schrieb:

Das industrielle England kämpft diesen Krieg ... jene unzähligen düsteren Städte, die halb von dichtem Rauch begraben sind, mit ihren langen, eintönigen Strassen mit Häusern, die sich aufs Haar gleichen, und den eher kleinen ... Leuten meist mit schlechten Zähnen, die keine Schönheiten sind, aber zufällig zu den am bestgeschulten und zuverlässigsten Arbeitern der Welt zählen.⁷⁰

Unterdessen streuten britische Agenten in den amerikanischen Medien Gerüchte von den angeblichen Plänen Hitlers, die westliche Hemisphäre zu dominieren und eine organisierte Religionsausübung zu ver-

bieten. Die Kombination aus Respekt für England und Verachtung für die Nationalsozialisten rückte eine bislang ambivalente Bevölkerung bereits an den Rand des Engagements. Eine Umfrage Mitte des Jahres enthüllte, dass zwar immer noch 70 Prozent gegen den Kriegseintritt waren, dass aber ein ebenso hoher Prozentsatz dafür plädierte, die Deutschen um jeden Preis zu schlagen, selbst wenn das hiess, sich selbst ins Getümmel zu stürzen.

Die Verbesserung der transatlantischen Beziehung wurde durch das Eintreffen eines neuen US-Botschafters in London, John G. Winant, zusätzlich gefordert. Während der Luftschlacht hatte sich Botschafter Kennedy jeden Abend in die Randbezirke zurückgezogen, im Ausland lebenden Amerikanern davon abgeraten, sich an dem Heimatschutz zu beteiligen, und sich offen pessimistisch über die britischen Aussichten geäussert. Der neue Gesandte suchte sich eine Wohnung im Zentrum von London, spornte Freiwillige an und brachte sein volles Vertrauen in Englands langfristigen Erfolg zum Ausdruck. Die Freude über seine Person wurde von Anfang an deutlich: Winants Zug wurde an der Victoria Station von König Georg empfangen, es war das erste Mal in der Geschichte, dass ein Monarch einen ausländischen Diplomaten in dieser Form empfing.

Als die Gespräche in Grossbritannien ihren Höhepunkt erreichten, speiste Harry Hopkins mit Churchill in Glasgow. Vor seiner Abreise sah er den Premier direkt an und sagte: «Ich nehme an, Sie würden gerne wissen, was ich Präsident Roosevelt bei meiner Rückkehr sagen werde. Nun, ich werde Ihnen einen Vers aus der Heiligen Schrift zitieren: ‚Wo du hingehst, da will auch ich hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will auch ich begraben werden.‘»⁷¹ Dieses Versprechen Ruths an ihre Schwiegermutter wird noch heute gerne zitiert, wenn britische und amerikanische Politiker öffentlich ihre Zuneigung zueinander zum Ausdruck bringen. Damals trieb es Churchill die Tränen in die Augen. In den folgenden Monaten wurden Panzer, Lastwagen, Torpedoboote, Lebensmittel und Waffen jeder Art im Wert von Hunderten Millionen Dollar aus dem Arsenal der Demokratie nach England überführt.

Ähnlich wie Ahab unerbittlich seinen Wal jagte, war Edvard Beneš fest entschlossen, das Münchner Abkommen über alle Weltmeere der Diplomatie zu jagen – bis zum bitteren Ende. Beneš war überzeugt, dass seine Entscheidung gegen einen Kampf damals richtig gewesen war, wusste aber auch, dass viele Anhänger von ihm anderer Meinung waren. Ihre Kritik und die verbreitete Annahme, dass T.G. Masaryk mehr Rückgrat gezeigt hätte, trafen ihn tief. Hatte Beneš im Moment der Krise tatsächlich Schwäche gezeigt? Er war anderer Meinung, aber wenn er seinen Ruf – und sein Land – retten wollte, durfte er keine Zeit mit Grübeln verschwenden: München musste, wie der Wal, mit Harpunen gejagt und zur Strecke gebracht werden.

Sein erster Schritt war die Anerkennung der provisorischen Regierung im Exil. In einem zweiten Schritt sollte die britische Regierung überredet werden, auf die Einschränkung «provisorisch» zu verzichten. Wie Jan Masaryk jeden, der ihm zuhörte, ermahnte, waren die Tschechen und Slowaken, die im Kampf gegen die Nazis gefallen waren, nicht «provisorisch» tot. In den Augen meiner Eltern und ihrer Bekannten lag die Ungerechtigkeit, mit der wir behandelt wurden, auf der Hand. Für andere Gruppen im Exil hatte die Krone Botschafter ernannt, wir mussten uns hingegen mit einem Verbindungsoffizier zufriedengeben. Bei diplomatischen Veranstaltungen wurden unseren Vertretern, auch wenn sie immerhin wieder auf der Gästeliste standen, an jeder Tafel die schlechtesten Plätze zugewiesen, und in jeder Reihe die letzten. Die polnischen und serbischen Delegationen in London hatten keine herabsetzenden Adjektive vor ihren Namen. Beneš wusste, dass es ihm nie gelingen würde, das Abkommen von München zunichtezumachen, wenn seine Regierung nicht als legitime Vertretung angesehen wurde. Damit er ernst genommen wurde, musste er zuerst ebenbürtig behandelt werden, vor allem weil sein oberstes Ziel, nämlich die Wiederherstellung unseres Landes in den Vorkriegsgrenzen, bei keinem anderen internationalen Staatschefpriorität hatte.

Neben dem Streben nach voller Anerkennung hatte Beneš drei Hauptziele: die Meinungsverschiedenheiten zwischen Tschechen und

Slowaken beilegen, ohne der Sache selbst zu schaden; den Kontakt zu den Anhängern im eigenen Land halten, und das Engagement seines Landes für einen Sieg der Alliierten unter Beweis stellen. Dabei kam der Propaganda eine Schlüsselrolle zu. Im Januar 1941 nahm ein tschechoslowakisches Institut in London die Arbeit auf, mit dem Ziel, die Kultur des Landes zu verbreiten und den Engländern etwas über die «Menschen, über die wir nichts wissen», beizubringen. Um ihre Begeisterung zu wecken, druckte die Regierung kriegerische Plakate («Tschechoslowaken! Die Stunde eurer Befreiung rückt näher!») und verteilte «*Kfor P7rtory*»-Anstecker («Eine freie Tschechoslowakei in einem freien Europa; die Tschechoslowakei kämpft für den Sieg!»).

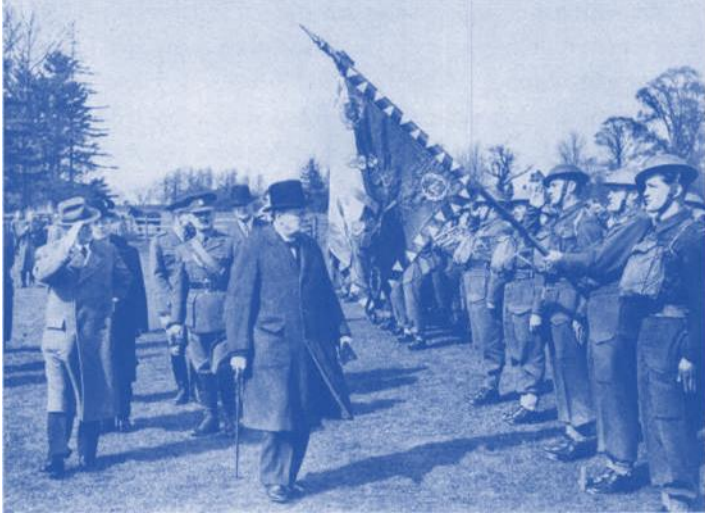
Da das Hauptquartier der Exilregierung in der Luftschlacht beschädigt worden war, wurden neue und grössere Büroräume am Grosvenor Place Nr. 8, im Zentrum von London bezogen, während Beneš seinen Wohnsitz nach Aston Abbots verlegte, ein Dorf mit 400 Einwohnern am Rand von Buckinghamshire. Dort lebte er mit Hana in einem zweistöckigen, von Efeu bewachsenen Haus, samt einem Krocketenspiel auf dem Rasen, einem Arbeitszimmer, in dem sich Bücher und Landkarten türmten. Auf seinem Schreibtisch lag eine gerahmte Kopie von Rudyard Kiplings Gedicht «Wenn», einer Ode an den Mut in kritischen Situationen. Sein 57. Geburtstag rückte näher, und man sah Beneš sein Alter an. Das Haar war silbergrau geworden, und sein gewohnt ernstes Gesicht wurde von immer tieferen Falten unter den Augen geprägt. Wie immer arbeitete er ununterbrochen, kümmerte sich von Aston Abbots aus an den Wochenenden, an Montagen und am Abend um die Geschäfte. An den anderen Tagen fuhr er in einem Daimler mit Chauffeur 90 Minuten nach London hinein. Wie viele Europäer kommunizierte er mit den Händen ebenso eifrig wie mit dem Mund. Wenn er nicht vom Blatt las, benutzte er seine Brille als Hilfsmittel, schwenkte sie durch die Luft, hielt sie nachdenklich und erhob sie dann wiederum, um einem Punkt Nachdruck zu verleihen.

Frau Benešová hielt sich in der Regel im Hintergrund, aber auch sie steckte voller Leidenschaft. Im Ersten Weltkrieg hatte ihr Ehemann die Scheidung angeboten, um sie vor politischer Verfolgung zu schüt-

zen. Sie hatte abgelehnt und den grössten Teil ihres persönlichen Besitzes der Kampagne für die Unabhängigkeit gespendet. Da es ihr nicht gelang, Österreich-Ungarn zu verlassen, wurde Hana Benešová wegen revolutionärer Tätigkeit verhaftet und kam für elf Monate ins Gefängnis, in denen sie einem strengen Verhör unterzogen wurde. Hana Benešová war stämmig gebaut und hatte ein freundliches, rundes Gesicht und hochgestecktes braunes Haar; wie die meisten Leute damals, trug sie Hüte sowie praktische Mäntel und häufig eine Perlenkette und Ohringe. Sie war die Ehrenvorsitzende des Tschechoslowakischen Roten Kreuzes, gründete ein Heim für Exilkinder in London und half, verarmten Soldaten das Nötigste zum Leben zu verschaffen. In der Öffentlichkeit sprach sie zwar nur selten, aber sie setzte sich gelegentlich in der BBC vors Mikrofon und plädierte für Demokratie, Patriotismus und Dienst an der Gemeinschaft. Wie die meisten in der Exilregierung zählte sie die Tage bis zu ihrer Rückkehr.

inston Churchills Landsitz Chequers lag nur wenige Meilen von Aston Abbots entfernt. Am 26. Februar 1941 war Dr. Beneš, der damals und bei späteren Begegnungen dessen Gesellschaft stets genoss, zum Mittagessen Gast des Premiers. Beneš beschrieb Churchill gegenüber einem Freund als «endlich einen Engländer, der die Grundlagen dieses Krieges begreift und was er für ganz Europa bedeutet».⁷² Für Beneš war der Zweite Weltkrieg zum Teil eine Fortsetzung des Ersten: ein Konflikt zwischen einem militaristischen Deutschland und dem Westen, allerdings war Russland inzwischen besser gerüstet, den Ausschlag zu geben. Er war fest überzeugt, dass die Wehrmacht, trotz des Hitler-Stalin-Paktes, in Kürze in Russland einmarschieren würde und dass Moskau und London am Ende auf derselben Seite kämpfen würden. Diese Anschauung wurde von Meldungen seines Geheimdienstes bestätigt, die er pflichtschuldig an Churchill weiterleitete.

Während der Mahlzeit lud der Präsident den Premier ein, den tschechoslowakischen Truppen doch einen Besuch abzustatten. Die Einladung wurde angenommen, und am 19. April fuhr Churchill im Auto zu dem Militärlager, das von Cholmondeley an einen Stützpunkt in der



Churchill und Beneš inspizieren tschechoslowakische Truppen

Nähe des Kurorts Leamington umgezogen war. Dort inspizierte er die Soldaten, die in ihren besten Uniformen strammstanden und Helme trugen, die wie umgedrehte Suppenschüsseln aussahen. Nach dem Mittagessen drückte Beneš Anthony Eden, inzwischen Aussenminister, ein Memorandum in die Hand, das für eine uneingeschränkte Anerkennung der Tschechoslowakei plädierte. Als Churchill sich anschickte zu gehen, liessen die Soldaten mit ihrem starken Akzent den Choral *«Rule Britannia!»* ertönen. Slawen sind im Allgemeinen begeisterte Sänger, und Churchill bugsierte rasch seinen stattlichen Körper wieder aus dem Wagen und stimmte in den Gesang ein. Am nächsten Tag schickte er Eden eine Notiz: «Ich sehe keinen Grund, weshalb wir den Tschechen die gleiche Anerkennung wie den Polen verweigern sollten.» Eden erwiderte: «Ganz meine Meinung.»⁷³

War dies womöglich ein weiterer Schritt in Richtung Demokratie für die Tschechoslowakei? Noch nicht. Ehe er offizielle Schritte unternahm, fühlte sich Eden verpflichtet, Rechtsexperten das Memorandum vorzulegen, die den gegen München gerichteten Ton des Schreibens

für beleidigend hielten und sich von der zentralen Argumentation nicht beeindruckt liessen. Beneš war zurückgetreten, und ein anderer Mann hatte seinen Platz eingenommen; nach welcher Logik wollte das Foreign Office zu der Schlussfolgerung gelangen, er sei noch Präsident? Beneš war selbst Jurist und hätte eigentlich dafür Verständnis haben müssen; aber er liess nicht locker. Er war damals ohne Frage eine ziemliche Nervensäge. Diese Wahrnehmung wurde von den meisten einflussreichen US-Diplomaten geteilt. Hopkins hatte es abgelehnt, sich während seines Besuchs in London mit Beneš zu treffen, und Kennan vertrat die bizarre Ansicht, dass der Marionettenpräsident Hácha der bessere Staatschef sei. Auf jeden Fall glaubte Kennan nicht, dass man die Tschechoslowakei wiederherstellen würde oder sollte, unabhängig davon, wer den Krieg gewann. Ein weiteres Hindernis ergab sich, als Deutschland im April in Richtung Jugoslawien und Griechenland vorpreschte. Der Einfall barg eine Gefahr für britische Interessen, die in den folgenden zwei Monaten Churchill und Eden ganz in Anspruch nahm. Während London auf Zeit spielte, sass Beneš an seinem Schreibtisch und dachte womöglich über die fünfte Zeile von Kiplings Gedicht nach: «Und wenn du warten kannst und wirst nicht müde ...»

Am Samstag, dem 10. Mai 1941, warf die Luftwaffe mehr als 700 Tonnen Bomben über London ab, löste damit mehr als 2'000 Brände aus und beschädigte Symbole des Empires wie das Britische Museum, den Tower, das Parlament und die Westminster Abbey. Mehr als 1'400 Londoner kamen um. Für die Engländer war dies das grausamste Bombardement des ganzen Krieges.

Unmittelbar danach, um meinen vierten Geburtstag, beschlossen meine Eltern, die Stadt zu verlassen. Zum Glück hatten wir auch einen Ort, wo wir hinfahren konnten. Honza, der Bruder meines Vaters, lebte mit seiner Frau Ola und den Kindern Alena und George in Berkhamsted, nordwestlich von London, in einem stattlichen Haus aus dem 16. Jahrhundert, das von Glyzinien und gelben Rosen umgeben war. Vor Jahren hatte mein Onkel begonnen, zusammen mit Grossvater Arnošt Baustoffe und Fertighäuser zu verkaufen. Im Jahr 1937 oder 1938 hatte er für die multinationale Firma, für die sie arbeiteten, eine Aussenstelle

in England gegründet. Im Frühjahr 1939 zog die ganze Familie nach. Alena, die drei Jahre älter war als ich, wurde später gesagt, ihre Familie habe wegen des politischen Engagements meines Vaters Prag verlassen. Sie erinnert sich an keine Streitgespräche, aber ich kann mich an laute Auseinandersetzungen zwischen Onkel Honza und meinem Vater erinnern. Vielleicht lag es auch nur an ihrem unterschiedlichen Temperament, oder es handelte sich um die üblichen Streitereien unter Geschwistern. Auf jeden Fall hörte ich in meinem Schlafzimmer über der Küche häufig, wie die beiden Männer spät nachts miteinander stritten, auch wenn ich nicht begriff, worum es ging.

An Wochenenden kamen tschechische Freunde zu Besuch und brachten, wegen der Lebensmittelknappheit, etwas zu Essen mit. Auf den Rat dieses Freundeskreises hin, liessen sich meine Eltern an einem Nachmittag Ende Mai 1941 in einer Zeremonie in der Herz-Jesu-Kirche katholisch taufen. Ich wurde damals ebenfalls getauft, kann mich daran aber nicht erinnern.

Als ich im Jahr 1997 erfuhr, dass meine Familie ursprünglich jüdisch war, ging ich anfangs davon aus, dass meine Eltern zum Katholizismus konvertiert waren, um dem Holocaust zu entgehen. Das war natürlich Unfug. Wir hatten damals bereits in England gelebt. Und eine Konversion hätte in den Augen der Nationalsozialisten ohnehin keine Rolle gespielt. Warum entschlossen sich meine Eltern also zu diesem Schritt? Sie wollten damit gewiss nicht ihre Freunde und Bekannten täuschen, für die ihre jüdische Herkunft kein Geheimnis war. Überrascht, wie ich war, konnte ich mit dem Abstand von über einem halben Jahrhundert nur Spekulationen anstellen. Meine Eltern konnte ich schliesslich nicht mehr fragen. Dennoch habe ich lange nachgedacht und versucht, ihre Entscheidung zu verstehen.

Zunächst einmal glaube ich kaum, dass theologische Argumente dabei überhaupt eine Rolle spielten. Mein Vater wuchs in einem nahezu rein weltlichen Haushalt auf; laut meiner Cousine Alena verbot Grossvater Arnošt der Familie sogar, in die Synagoge zu gehen. Meines Wissens war weder meine Mutter noch mein Vater stark von den jüdischen Denkern beeinflusst, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Blütezeit



*In Berkhamsted: (vorne von links) George Korbel,
Alena Korbelová, die Autorin; (hinten) Ola Korbelová,
Dáša Deimlová, Mandula und Josef Korbel*

hatten, darunter Martin Buber. Sein Werk *Drei Reden über das Judentum* (Original 1911) hatte den Grundstein für den tschechischen Zionismus gelegt. Bei ihrer Trauung hatten meine Eltern sich als konfessionslos bezeichnet.

Das heisst keineswegs, dass sie in dieser Hinsicht die gleiche Auffassung vertraten. Zumindest oberflächlich war meine Mutter emotionaler und nicht so vergeistigt wie mein Vater. Wie viele Tschechen und Slowaken war sie eine Spiritualistin, die glaubte, dass es Mysterien gibt, welche die Wissenschaft nicht lösen kann, und dass die Grenze zwischen Leben und Tod nicht so unüberbrückbar ist, wie gemeinhin angenommen wird. Die Angst und die Belastung der Kriegsjahre, die durch die Trennung von den Liebsten als noch schmerzlicher empfunden wurden, dürfte ihre Sehnsucht nach Seelenfrieden noch verstärkt haben. Zu den engsten Freunden meiner Eltern zählten damals Jaroslav und Milada Stránský, beide fromme Katholiken.*

* Jaroslav war der Vater von Jan Stránský, dessen Abenteuer beim Fall Frankreichs in Kapitel 10 geschildert werden.

Der kleinwüchsige, ehemalige Professor und Zeitungsredakteur Jaroslav Stránský gehörte der Exilregierung an und steuerte häufig Beiträge zum tschechischsprachigen Radioprogramm bei. Seine Familie, die ursprünglich ebenfalls jüdisch war, war bereits in den 1890er Jahren konvertiert. Milada hingegen war in einem frommen Elternhaus aufgewachsen und wollte unbedingt die Seelen ihrer Mitmenschen retten. Eine Ermunterung seitens der Stránskýs hätte durchaus dazu beitragen können, dass meine Eltern mit dem Gedanken an eine Konversion zu spielen begannen, insbesondere meine Mutter.

Ein zweiter Faktor, meiner Meinung nach ein gewichtigerer, könnte der Wunsch meiner Eltern gewesen sein, die Identität unserer Familie als tschechoslowakische Demokraten zu unterstreichen. Unsere Heimat war überwiegend christlich, und viele Tschechen und Slowaken setzten die jüdische Kultur zu Unrecht mit den Feinden ihrer nationalen Aspirationen gleich. Diese Vorurteile, die bis in die Zeit Österreich-Ungarns zurückreichen, waren während der Republik Tomáš Masaryks abgebaut worden, aber die Mehrheit der tschechoslowakischen Juden sprach immer noch entweder Deutsch oder Ungarisch. Die Sehnsucht, ein echter Bürger der Tschechoslowakei zu sein (und als solcher angesehen zu werden), erklärt womöglich, weshalb meine Familie im Lauf des Krieges den Umlaut aus unserem Familiennamen strich, auch wenn das Fehlen dieses Buchstabens auf englischen Schreibmaschinen ebenfalls eine Rolle gespielt haben dürfte.* Der Name «Korbel» mit der Betonung auf der zweiten Silbe klang tschechischer und nicht so deutsch wie «Korbel».

Schliesslich, und das ist wohl der Hauptgrund, glaube ich, dass meine Eltern wegen ihres Kindes in die christliche Kirche eintraten, und wegen der Kinder, die sie noch bekommen wollten. Meine Tante Ola und ihre Kinder Alena und George hatten noch in Prag ihre Taufurkunden erhalten. Ich vermute, dass meine Eltern meinten, das Leben sei für uns leichter, wenn wir als Christen und nicht als Juden erzogen werden. Im Europa des Jahres 1941 braucht man wohl nicht lange nach Gründen für diese Ansicht zu suchen.

* Der fehlende Umlaut erklärt, weshalb der Name meines Vaters auf britischen Dokumenten «Koerbel» buchstabiert wird.

Heute werde ich oft gefragt, ob ich die Entscheidung meiner Eltern bedaure: Ich weiss nicht, was ich darauf antworten soll. Es fällt mir schwer, mir ein anderes Leben vorzustellen als das mir bekannte oder das, was hätte sein können zu vergleichen mit dem, was war und ist. Ich bin ein grosser Bewunderer der jüdischen Tradition, fühlte mich aber nie ganz als Teil der Tradition, da ich erst im Alter von 59 Jahren anfang, sie zu pflegen. Wenn ich jetzt mit meinen Enkelkindern Weihnachten und Chanukka feiere, so habe ich allen Grund zur Dankbarkeit dafür, dass meine Herkunft reicher und komplexer ist, als ich gedacht hatte. Dennoch würde ich mir wünschen, dass meine Eltern mir ihre Entscheidung erklärt hätten, sobald ich alt genug war, ihren damaligen Schritt zu verstehen. Ich hätte gerne eine Gelegenheit gehabt, über jeden Aspekt ihrer Überlegungen mit ihnen zu diskutieren. Wann genau trafen sie diese Entscheidung und aus welchen Gründen?

So müssig es auch sein mag, eine so hypothetische Frage zu erörtern, möchte ich noch meine Überzeugung ergänzen, dass meine Eltern (nach allem, was ich über ihre Wertvorstellungen weiss) diese Entscheidung mit Sicherheit vier Jahre später nicht getroffen hätten. Die Welt im Jahr 1945 war eine völlig andere als die im Jahr 1941, ja sie unterschied sich von ihr stärker als jemals zuvor. Die Judenverfolgung war zur Zeit unserer Taufe bereits voll im Gange, doch der Holocaust in seiner ganzen Grausamkeit befand sich noch in der Anfangsphase. Tschechische Juden waren noch nicht in Konzentrationslager deportiert worden, mussten auch noch nicht den gelben Stern tragen. Meine Eltern dürften ihre Entscheidung zum Übertritt als schwierig empfunden haben, trafen sie aber in erster Linie mit Blick auf die nächste Generation ihrer Familie. Gegen Ende des Krieges war der Wunsch, mit der tschechischen statt mit der deutschen Kultur assoziiert zu werden, sicher noch stärker, aber der bewusste Austausch einer jüdischen Identität durch eine christliche wäre kaum vorstellbar – zumindest bei einem Fehlen einer echten religiösen Berufung. Durch die Linse des Holocaust betrachtet, sind die moralischen Konnotationen einer solchen Entscheidung unwiderruflich verändert worden. Vielleicht ist das der eigentliche Grund dafür, dass meine Eltern nie einen geeigneten Moment

fanden, um mit mir über die Entscheidung zu reden, und derartige Gespräche offenbar auch mit anderen vermieden. Vor dem Mord an sechs Millionen Juden hätten sie womöglich die richtigen Worte dafür gefunden; danach waren sie dazu ausserstande.

Josef Stalin neigte für gewöhnlich nicht zu Wunschenken. In der Regel erwartete er vielmehr stets das Schlimmste von anderen; aus diesem Grund initiierte er ja auch den Mord so vieler Genossen. Desto merkwürdiger ist, dass er im Frühjahr 1941 offenbar beschloss, alles durch eine rosarote Brille zu betrachten. Ein Jahr zuvor war er geschockt gewesen über die Geschwindigkeit, mit der Deutschland Frankreich überrollt hatte. Er hatte auf eine ausgeglichene Auseinandersetzung gehofft, nach der beide Seiten ausgeblutet, ihrer Bodenschätze beraubt und reif für den revolutionären Wandel gewesen wären. Stattdessen hatte Hitler sich so siegessicher gefühlt, dass er es mit Grossbritannien aufnahm und anschliessend in den Balkan einmarschierte. Darüber hinaus standen deutsche Truppen in Nordafrika und hatten allem Anschein nach die Absicht, Ägypten und Kreta zu erobern. Diese Schlachten waren noch im Gange.

Im November des Vorjahres hatte sich der sowjetische Aussenminister Molotow in Berlin mit Hitler getroffen. Der «Führer» hatte ihm versichert, dass die Engländer erledigt wären und dass ihre Bemühungen um Vergeltungsschläge wirkungslos verpufften. Er hatte die prahlerischen Worte kaum ausgesprochen, da mussten sich die beiden Politiker wegen eines Bombenangriffs der Alliierten eilends in einen Luftschutzbunker flüchten. Stalin glaubte nicht, dass Hitler etwas gegen die Sowjetunion unternehmen würde, solange er den Sieg in Europa nicht in der Tasche hatte. Die Nazis waren doch wohl nicht so dumm, einen Zweifrontenkrieg in Kauf zu nehmen? Als Vorsichtsmassnahme taten die Sowjets nichts, was Hitlers Zorn hätte erregen können. In den ersten Monaten des Jahres 1941 verkauften sie Deutschland 250'000 Tonnen Erdöl und 750'000 Tonnen Getreide. Stalin beruhigte sich, wie seinerzeit Chamberlain, mit der Gewissheit, was er an Hitlers Stelle tun würde; genau wie Chamberlain irrte er sich aber. Vielmehr behielt Beneš Recht. Er erwartete nicht, dass Hitler auf eine Weise handelte, die andere für logisch halten mochten, sondern dass er sein selbst eingebil-

detes Schicksal erfüllen wollte. Der Traum der Nationalsozialisten stützte sich auf eine Expansion nach Osten, die einen Zusammenstoß mit Stalin unvermeidlich machte. Wenn der «Führer» noch länger wartete, meinte Beneš, würde er dem sowjetischen Militär eine gefährlich lange Zeitspanne für die Vorbereitung einräumen. Ausserdem musste Hitler, wenn er das Überraschungsmoment nutzen wollte, noch in Aktion treten, bevor die feindlichen Analysten Deutschland für kampfbereit hielten. Das ganze Frühjahr über warnte der tschechoslowakische Präsident eindringlich, dass die Deutschen die Absicht hatten, schon bald und ohne Vorwarnung in die UdSSR einzumarschieren. Am 22. Juni erfüllte sich diese Prophezeiung. Binnen einer Woche rückten deutsche Panzer und Soldaten mehr als 300 Kilometer weit in sowjetisches Gebiet vor, töteten eine riesige Anzahl von Russen und machten viele Kriegsgefangene. Die völlig überrumpelte Rote Armee zog sich in einem heillosen Durcheinander zurück. Der paranoide Stalin befürchtete, dass er abgesetzt oder womöglich von seinen eigenen Helfershelfern erschossen würde. Der Ausgang des Überfalls schien sicher. Die Militärexperten waren sich einig: Die Deutschen würden innerhalb von zwei Monaten Moskau überrennen.

In London hatten diese Ereignisse eine dramatische und sofortige Neueinschätzung der Lage zur Folge. Die Sowjetunion, die bislang sowohl wegen des bolschewistischen Regimes als auch wegen des schändlichen Paktes mit Hitler geächtet worden war, wurde über Nacht der erklärte Gegner des gefährlichsten Feindes der Zivilisation. Die Sowjets brauchten Hilfe; der Westen zitterte bei dem Gedanken daran, dass Hitler von Paris bis Wladiwostok herrschen könnte. In einer Radioansprache an die Nation unterdrückte Churchill am Abend der Invasion seinen tief verwurzelten Antikommunismus und erklärte: «Jeder Mensch und jeder Staat, der gegen das Nazitum kämpft, wird unsere Hilfe haben. Jeder Mensch und jeder Staat, der mit Hitler marschiert, ist unser Feind. – Daher ist die Gefahr Russlands unsere Gefahr und die Gefahr der Vereinigten Staaten. Und die Sache jedes Russen, der für seinen Herd und sein Heim kämpft, ist die Sache der freien Menschen und der freien Völker in jedem Teil der Erde.»⁷⁴

Das Zerstörungswerk der Deutschen war entsetzlich, aber es hiess zugleich, dass die Sowjets gezwungen waren, nach Freunden Ausschau zu halten – und die Zuneigung der Tschechoslowakei stand sofort zur Verfügung. Beneš sagte dem russischen Botschafter in London, dass sein Land alles in seinen Kräften Stehende tun werde, um ihnen zu helfen, unter der einzigen Bedingung, dass Moskau die Exilregierung uneingeschränkt anerkenne. Als Vertreter einer Nation im Belagerungszustand hatten sowjetische Diplomaten kein Interesse an juristischen Feinheiten; die Antwort lautete Ja.

Unverzüglich informierte Beneš das Foreign Office, dass die Sowjets ihn hofieren würden. «Ich befürchte», sagte er in überaus ernstem Ton, «dass Russland die volle Loyalität meines Volkes für sich beanspruchen wird und dass England, wie in München, aussen vor bleiben wird.» Um dem Nachdruck zu verleihen, wies er darauf hin, dass die Sowjets versprochen hätten, auf ihrem Territorium eine tschechische und slowakische Legion aufzustellen und in Kürze von Moskau aus Radiosendungen in tschechischer Sprache auszustrahlen. Dieses Manöver hatte, so durchsichtig es auch war, den gewünschten Effekt. Mit Churchills und Edens Unterstützung wurden die juristischen Bedenken endlich beiseitegeschoben, das Adjektiv «provisorisch» wurde gestrichen, und am 18. Juli wurde die Exilregierung sowohl von der Sowjetunion als auch von Grossbritannien offiziell anerkannt.*

Damit standen die Tschechen und Slowaken auf derselben Stufe wie andere Politiker im Londoner Exil – doch die Mitgliederzahl der Gruppe war enorm gewachsen. Darunter waren nicht nur Polen und Jugoslawen, sondern auch Franzosen, Belgier, Griechen und eine ansehnliche Anzahl gekrönter Häupter: König Haakon VII. von Norwegen,

* Die Roosevelt-Administration antwortete auf die britische und sowjetische Entscheidung mit der Ernennung eines vollen Botschafters bei einem «provisorischen» Regime, wie sie immer noch sagten. Einmal mehr wurde dadurch angedeutet, dass die Regierung Hácha die legitime Vertretung sei und einen stärkeren Rückhalt im eigenen Land als Beneš habe. Erst im Oktober 1942 verzichteten die Vereinigten Staaten auf das Wort «provisorisch» und sprachen von da an Beneš als «Präsident der Tschechoslowakischen Republik» an.

Königin Wilhelmina der Niederlande, Kaiser Haile Selassie von Äthiopien und Albaniens König Zogu. Sie waren alle Verbündete, aber in gewisser Weise zugleich Rivalen. Jeder hatte eigene Interessen, und sie alle trachteten nach Aufmerksamkeit und Hilfe von den Briten.

Die Sache der Tschechoslowakei wurde in diesem Wettstreit durch den tapferen Wehrdienst ihrer Soldaten und Flieger gefordert. Beneš machte sich jedoch Sorgen, dass die Marionettenregierung in Prag womöglich kein Rückgrat zeigen und ihn in eine peinliche Lage bringen würde, indem sie die deutsche Invasion billigte oder gar Truppen zum Kampf gegen die Sowjets entsendete. Er schickte eine klare Botschaft an Hácha und Eliáš und ermahnte sie, auf keinen Fall öffentlich die Nazis zu unterstützen. Ausserdem teilte er Hácha mit, dass seine Regierung soeben ihre Bedeutung verloren habe und dass er und seine höchsten Berater sich darauf einstellen sollten, jederzeit zurückzutreten. Es kam keine Antwort.

Darüber hinaus war jetzt die Zeit gekommen, die Rolle des tschechischen Widerstands neu zu bewerten. Zwischen der Unterzeichnung des Hitler-Stalin-Paktes und dem deutschen Verrat an der Sowjetunion waren 22 Monate vergangen. Für die Kommunisten im Protektorat war dies eine Zeit erzwungenen Schweigens und der Verwirrung gewesen. Auf Befehl von Moskau hatten sie auf sämtliche Aktionen verzichtet, welche die Behörden in Berlin aufbringen konnten. Am 22. Juni wechselte das Signal von Rot auf Grün. Auf einmal konnten die Kommunisten (oder die «heldenhafte Avantgarde der Menschheit», wie sie sich selbst gerne nannten) ihrer Wut auf die «Horden der faschistischen Ungeheuer» nach Belieben freien Lauf lassen.⁷⁵ Über Kuriere und Rundfunksendungen appellierte die russische Führung an die Tschechen, von einem passiven zu einem aktiveren Widerstand überzugehen. Mitglieder des Untergrunds wurden buchstäblich gedrängt, Sand in das Getriebe der NS-Kriegsmaschinerie zu streuen, indem sie in Munitionsfabriken kleine Kieselsteine an Stellen einfügten, wo in der Regel Schmieröl zum Einsatz kommt. Die Wirkung dieses Aufrufs zum Handeln zeigte sich zwar erst im Laufe der Zeit in grösserem Ausmass, war aber von Anfang an spürbar. Woche um Woche kam es immer häufiger

zum Stillstand von Fabriken, zu Unfällen, Sabotageakten, Bränden an der Eisenbahn und NS-feindlichen Losungen auf den Wänden.

An einem abgelegenen Ort an der schottischen Küste begann der britische Geheimdienst Special Operations Executive die Ausbildung einer ausgewählten Gruppe von Fliegern und Funkern für den Einsatz bei verdeckten Operationen. Darüber hinaus wurden Anstrengungen unternommen, das Kommunikationsnetz der Alliierten auf den neuesten Stand zu bringen. Inzwischen konnten Botschaften von Geräten, die im Westen bis nach Portugal, im Süden bis nach Kairo und im Osten bis tief in der Sowjetunion stationiert waren, gesendet und empfangen werden. Das Potenzial für koordinierte Aktionen der Widerstandsbewegungen hatte sich erhöht.

Die BBC-Sendungen, die mein Vater beaufsichtigte, spielten ebenfalls eine dynamischere Rolle. Im September arbeiteten er und sein Team an der Formulierung und Veröffentlichung zweier Kampagnen mit. Die erste war eine «Eile mit Weile»-Initiative, die tschechische Arbeiter zum Trödeln bei der Arbeit aufforderte. «Ihr alle, die ihr in Fabriken schuftet, die von den Deutschen betrieben werden, hetzt doch nicht so», riet Jan Masaryk. «Wenn ihr euch einmal Werkzeug holen müsst, dann rennt nicht, weil ihr ausser Atem kommen könntet; und wenn ihr alle nur ein bisschen langsamer arbeitet, dann beschleunigt ihr den Sieg. Deshalb schnell und langsam, jeder erledigt seine Aufgabe in voller Zusammenarbeit mit Beneš und London.»⁷⁶

Die zweite Initiative war ein Aufruf zum Boykott der prodeutschen Zeitungen, ein Kriterium, das wegen der Zensur inzwischen für so gut wie jede in den Strassen von Prag erhältliche Publikation galt. Beide Kampagnen starteten zu Beginn des Monats und wurden mit täglichen Appellen fortgesetzt. Die Sabotageakte und die Trödelei senkten die tschechische Industrieproduktion um schätzungsweise 30 Prozent. Der Presseboykott senkte den Verkauf von Zeitungen um mehr als die Hälfte. Auf einer Versammlung am 24. September berichtete mein Vater, die Strategie sei «ein herausragender Erfolg» gewesen.

Aber wenn es etwas gab, das die Deutschen auf keinen Fall dulden konnten, so war es ein Erfolg der Tschechen und Slowaken.

DIE WENZELSKRONE

Präsident Hácha hielt die Schlüssel hoch, damit seine Gäste sie sahen: einen für jedes der sieben Schlösser zur königlichen Kammer und zu den Kronjuwelen Böhmens, dem Vermächtnis einer tausendjährigen tschechischen Geschichte. Vor ihm befanden sich, auf einem Tisch in der Mitte ausgebreitet, das Zepter des Königs, der Reichsapfel und Umhang, das Kreuz und das Schwert für die Krönung und die strahlend goldene Wenzelskrone. Langsam drehte sich Hácha halb um und übergab den Bund. Reinhard Heydrich, der stellvertretende Reichsprotektor von Böhmen und Mähren, packte die Schlüssel fest und hielt sie ebenfalls hoch. Hier in der Wenzelskapelle des Veitsdomes händigte am 19. November 1941 der angebliche Staatschef der Tschechen das allerheiligste Erbstück der Nation den Deutschen aus. Heydrich lächelte liebenswürdig, als er die Schätze inspizierte. Er packte den Schwertgriff und strich sanft über die Lilien an der Spitze der Speere der juwelenbesetzten Krone. In einer freundschaftlichen Geste gab er Hácha drei Schlüssel zurück und ermahnte ihn, er solle dies gleichzeitig als Zeichen des Vertrauens und der Verpflichtung ansehen.

Die eigentliche Bedeutung der Zeremonie war ebenso offensichtlich wie die Körpersprache der Teilnehmer. Heydrich strahlte mit seiner Größe von über ein Meter achtzig und der sorgfältig herausgeputzten Uniform Stärke und Ordnung aus; der fast einen Kopf kleinere Hácha stand vornüber gebeugt und mit ausdruckslosem Gesicht. In den Augen der Deutschen war die angemessene Beziehung zwischen den beiden Völkern einjahrtausend zuvor festgelegt worden, als Wenzel zum ersten Mal mit Sachsen Frieden geschlossen und angefangen hatte, einen jährlichen Tribut zu zahlen. Die Deutschen waren zum Herrschen bestimmt, die Tschechen zum Dienen.



*Hácha übergibt die Schlüssel an Heydrich. Ganz links
Heydrichs Stellvertreter Karl Hermann Frank*

Acht Wochen zuvor hatte Hitler in seinem Bunker in Ostpreussen Karl Hermann Frank getroffen. Der Sudetendeutsche und Staatssekretär im Protektorat Böhmen und Mähren plädierte für eine härtere Linie gegen die Tschechen. Es ging um die wachsende Beunruhigung, die durch die Widerstandsbewegung ausgelöst wurde. Da der Vormarsch in der Sowjetunion allmählich ins Stocken geriet, konnte sich die Wehrmacht einen Rückgang der Produktion und Lieferung von Rüstungsgütern nicht erlauben. Frank, der stets seine eigene Karriere im Blick hatte, schob Reichsprotektor Neurath die Schuld in die Schuhe, der, so Frank, die einheimische Bevölkerung verhätschele und sich nicht den nötigen Respekt verschaffe. Ob man nicht einem stärkeren Mann den Posten übertragen sollte? Hitler stimmte zu, aber statt sich an Frank zu wenden, bat er einen der meistbeschäftigten Akteure im Reich um Hilfe. Reinhard Heydrich, der Stellvertreter von Hitlers Geheimdienstchef Heinrich Himmler, war für sämtliche Polizeioperationen in ganz Deutschland zuständig. Seit August 1940 war er der Chef der Internationalen kriminalpolizeilichen Kommission, kurz: INTERPOL. Aus-

serdem war er Vorsitzender des Deutschen Sportbunds. Am 27. September flog er nach Prag, um die zusätzlichen Pflichten als Stellvertreter Reichsprotektor zu übernehmen. Neurath sollte sich «aus gesundheitlichen Gründen» Urlaub nehmen.

Der blauäugige und blonde Heydrich mit seinen 37 Jahren und den markanten Gesichtszügen war der ideale Nationalsozialist: hingebungsvoll, organisiert, ehrgeizig und gnadenlos. Seinen extremen Nationalismus und Antisemitismus hatte er von seinem Vater geerbt, einem mittelmässigen Komponisten, über den eine Zeitlang falsche Gerüchte kursierten, er sei Jude. Ehe der junge Heydrich als Schützling Himmlers seine Berufung fand, war er aus der Kriegsmarine entlassen worden, weil er eine Nacht mit einer Frau verbracht hatte, nachdem er kurz zuvor einer anderen einen Heiratsantrag gemacht hatte. Seit Juni 1932 NSDAP-Mitglied, hatte Heydrich sich einen Ruf bei der Entlarvung und Bestrafung innerer Feinde gemacht. Zur Anerkennung seiner Verdienste wurde er mit dem begehrten Totenkopfring der SS ausgezeichnet. Als der Krieg begann, handelte er konsequent dort, wo andere eventuell gezögert hätten. Auf Himmlers Anweisung hin organisierte er Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes (SD), die Juden, Kirchenmänner, Adlige und Intellektuelle während der Invasion in Polen ermordeten. Im Herbst 1941 sorgte er dafür, dass unter den Russen vergleichbare Gräueltaten begangen wurden.

Für die meisten Tschechen waren die ersten zweieinhalb Jahre NS-Besatzung ebenso eine Last wie eine Demütigung gewesen. Juden wurden einer massiven Diskriminierung ausgesetzt; Universitäten wurden geschlossen; abendliche Sperrstunden galten immer noch; und in den Strassen, Läden, Regierungsbehörden und Führungsetagen der Industrie wimmelte es nur so von deutschen Soldaten, Bürokraten, Spionen und Profiteuren. Doch der DurchschnittsTscheche war eher wütend als verängstigt. Wer den Mund hielt und den Kopf einzog, konnte mehr oder weniger weiterleben wie bisher. Selbst die Mehrheit der Verhafteten wurde schon bald wieder entlassen; in seltenen Fällen kam es zu Hinrichtungen. Tschechen konnten sogar offen den Stolz auf ihre Identität zeigen, solange sie sich nicht respektlos gegenüber den Deutschen

verhielten. Im Laufe der Zeit zeigte diese relativ entspannte Atmosphäre Wirkung. Der Untergrund wurde mutiger. Die Sendungen der BBC entwickelten sich von einer lästigen, kleinen Plage zu einer realen Gefahr. Und die ersten Tschechen fragten sich bereits, wie weit sie gehen konnten. Insbesondere diese letzte Frage wollte Heydrich unmissverständlich beantworten.

Der Plan des Stellvertretenden Protektors, die dominierende Stellung zu behaupten, basierte auf dem Prinzip von «Zuckerbrot und Peitsche», wie Heydrich dem Vernehmen nach selbst meinte. Von seinem ersten Tag in Prag an schuf er eine Atmosphäre der Angst, indem er das Kriegsrecht verhängte und die Ergreifung, Befragung und Folter von Tausenden von Tschechen anordnete. Unter den Verhafteten war auch Regierungschef Eliáš, dessen Verbindungen zum Untergrund schon seit geraumer Zeit bekannt waren, den Neurath aber gedeckt hatte. Jetzt wurde Eliáš zum einzigen Regierungschef in einem von den Deutschen besetzten Land, der vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt wurde. Jeden Nachmittag brachten Polizeiautos Häftlinge zum Schiessplatz. Am Morgen wurden fein säuberlich getippte Plakate mit den Namen und Geburtsdaten der Opfer an den Strassenlaternen aufgehängt. Die Verwandten waren verpflichtet, der Gestapo die Kosten für die Hinrichtung und die Plakate zu erstatten.

Am 2. Oktober 1941, eine Woche nach seiner Ankunft, rief Heydrich seine Mitarbeiter zu sich. Er forderte, dass man gegen das aktuelle Zunahme des Widerstands und der Sabotageakte mit «unerbittlicher Härte» vorgehe. Jeder Tscheche müsse sich über seine Pflicht im Klaren sein: ununterbrochen für die deutschen Kriegsanstrengungen arbeiten. Das könne aber lediglich mit Brutalität erreicht werden, weil die einheimische Bevölkerung schon das kleinste Nachgeben mit Schwäche gleichsetze. Das heisst aber, «dass auch nicht ein einziger Deutscher dem Tschechen etwas vergibt... dass es keinen Deutschen gibt, der sagt: der Tscheche ist aber anständig.»

Es sei keineswegs das Ziel, erklärte er, die armen Kerle bis zur Erschöpfung schufteln zu lassen, sondern die vollen Früchte ihrer Arbeitskraft zu ernten. Das bedeute, dass die Arbeiter für die Dauer des Kon-



flikts die nötige Nahrung bekommen müssten. Allerdings müsse man an dem langfristigen Ziel festhalten. Diese Region müsse wiederum deutsch werden, denn es gelte der Grundsatz, «dass der Tscheche in diesem Raum letzten Endes nichts mehr verloren hat». Heydrich gab seinen Plan bekannt, medizinische Untersuchungen für die ganze Bevölkerung des Protektorats anzuordnen, angefangen bei den Kindern, um zu ermitteln, welcher Anteil für eine potenzielle «Arisierung» verschont und welcher vernichtet werden könne. Am meisten Kummer würden ihm unter den Tschechen «die gutrassig Schlechtgesinnten [machen]. Das sind die gefährlichsten, denn das ist die gutrassige Führungsschicht.»⁷⁷

Die Zeremonie, in deren Verlauf er die böhmischen Kronjuwelen in Besitz nahm, bildete den Höhepunkt der ersten Phase seiner Strategie: Die deutsche Vorherrschaft war nunmehr symbolisch ebenso gefestigt wie politisch und ökonomisch. In Phase zwei hob Heydrich das Kriegerecht auf und betonte die Vorzüge einer Kollaboration. Arbeiter in Rüstungsfabriken erhielten höhere Löhne, kostenlos Schuhe, Zigaretten, grössere Lebensmittelrationen und zusätzliche Urlaubstage. Tschechen, die ihre Landsleute denunzierten, wurden belohnt, Polizei- und andere Beamte, die mit den Nazis kooperierten, wurden befördert. Mit der Mi-

schung aus brutalem Vorgehen und verführerischen Versprechen besonderer Privilegien gelang es Heydrich, den Widerstand erheblich zu schwächen. Zum ersten Mal wurde das System heimlicher, drahtloser Verbindungen zwischen dem Untergrund und der Exilregierung unterbrochen. Mehr als 400 Menschen wurden hingerichtet, 2'000 weitere kamen ins Gefängnis. Es verstärkte sich das Gefühl, dass ein wirkungsvoller Aufstand unmöglich sei. Der inzwischen bis an den Rand des Verrats fügsame Hácha verurteilte öffentlich Beneš und die aufrührerischen Rundfunksendungen der BBC. Für die Deutschen lohnten sich die Ergebnisse: Die Munitionsfabriken arbeiteten wieder mit voller Geschwindigkeit; es kam seltener zu Sabotageakten; und tschechische Schulkinder sammelten Fäustlinge, Schals, Pullover und Skier, um sie den deutschen Soldaten in Russland zu schicken. Selbst Hitler war zufrieden. «Man könne die Tschechen schon jetzt zu fanatischen Anhängern des Reichs machen», höhnte er, «wenn man ihnen als Feinschmeckern doppelte Rationen gebe und sie nicht in den Kampf im Osten schicke.»⁷⁸

Heydrich hatte den Posten in Prag gewollt, weil er ihn als Sprungbrett für eine Stellung in Paris oder einen noch höheren Posten in Berlin betrachtete. Martin Bormann, Leiter der Partei-Kanzlei der NSDAP und ab 1943 Privatsekretär des «Führers», wies in einem Nachruf darauf hin, wie sehr der junge Mann in seinem kreativen Tatendrang Hitler ähnelte. Heydrich sei, so Bormann, «allezeit der fröhliche, starke Optimist [geblieben]; wie viel menschliche Schwäche, Unzulänglichkeit, Schlechtigkeit sah gerade er! Und trotzdem blieb er jederzeit der unbekümmerte, angriffslustige Nationalsozialist, dessen Glaube an die Meisterung der Aufgaben überhaupt nicht erschüttert werden konnte!»⁷⁹

Der Stellvertretende Protektor war in der Tat ruhelos, denn zusätzlich zu allen seinen Verpflichtungen übernahm er freiwillig noch eine: die Vorbereitung einer «Gesamtlösung der Judenfrage». Bürokratische Apparate bringen Scharen von Experten hervor; die NS-Maschinerie produzierte Experten für die Judenverfolgung. Mitglieder jenes Kadres wurden zuerst in Deutschland und Österreich gesammelt, dann in den anderen besetzten Gebieten. Sie entwickelten ihren eigenen Wort-

schatz, der vor Euphemismen für Genozid und Mord nur so wimmelte, und fanden in der Gestapo ein Zuhause, wo sie lediglich Himmler und letztlich dem «Führer» unterstanden. Heydrich zählte zu denjenigen, die die Richtung vorgaben. Er erklärte, dass alle Juden, ob religiös oder säkular, ob Bankier oder Maurer, Teil einer sich über mehrere Generationen hin erstreckenden Verschwörung seien, um die Welt zu beherrschen und «arische» Werte zu vernichten. «Schon von jeher war der Jude», schrieb Heydrich 1935 im SS-Organ *Das Schwarze Korps*, «der Todfeind aller nordisch geführten und rassisch gesunden Völker»; selbst die unzähligen jüdischen Soldaten, die im Ersten Weltkrieg für Deutschland gekämpft hätten, hätten dies lediglich getan, um echte Patrioten zu täuschen und die Aufmerksamkeit von ihren selbstsüchtigen Zielen abzulenken.⁸⁰

Im Lauf der dreissiger Jahre hatten Hitlers verbaler Fanatismus und die nationalsozialistische Einschüchterung Hunderttausende von Juden dazu getrieben, aus Deutschland zu flüchten. Die Auswanderung wurde von den Behörden des Reichs gefördert, die während der Prozedur danach trachteten, den Auswanderern ihren Besitz und ihr Vermögen abzunehmen. Diese Politik wurde 1938 nach dem «Anschluss» in Österreich von einem Anhänger Heydrichs noch ausgefeilt, von dem 32-jährigen Adolf Eichmann, dessen Dienststelle die bürokratischen Abläufe straffte und die Kosten der Auswanderung auf die Emigranten abwälzte, indem von wohlhabenden Juden kurzerhand eine Steuer eingezogen wurde. Sein «Wiener Modell» schleuste innerhalb von fünf Monaten 110'000 Menschen aus Österreich. Im Sommer 1939 eröffnete Eichmann in Prag eine vergleichbare Dienststelle und bezeichnete sich selbst als Zionist. Immerhin habe er doch den sehnlichen Wunsch, dass alle Juden nach Palästina ausreisen.⁸¹

Vor dem Krieg und in den ersten beiden Jahren betrachteten die Nationalsozialisten die Auswanderung als ein Mittel, um die Staatsfinanzen aufzubessern und gleichzeitig einen ungeliebten Bevölkerungsanteil loszuwerden. Hitler appellierte sogar an westliche Staatschefs, ihre Besorgnis um das Wohl der Juden durch die Öffnung ihrer Grenzen zu untermauern, eine Herausforderung, der sich der Westen schmählich

entzog. Im Jahr 1940 entwickelten NS-Funktionäre den Plan, jährlich eine Million Juden in die französische Kolonie Madagaskar zu schicken. Dieses Hirngespinnst, das vermutlich von Hitler gebilligt worden war, wurde zunichtegemacht, als die Briten die Luftschlacht um England überstanden. Die deutsche Flotte war nicht gross genug, um gleichzeitig gegen die Marine Seiner Majestät zu kämpfen und einen Fährtransport nach Afrika zu organisieren.

Das Unternehmen Barbarossa, die deutsche Invasion in Russland, schien eine weitere Option zu eröffnen. Da man von einem schnellen Sieg ausging, würde in Kürze der gesamte eisige Osten der UdSSR zur Verfügung stehen. Die Nationalsozialisten stellten jedoch schon bald fest, dass sich der Erfolg nicht ganz so schnell wie erhofft einstellen sollte; in der Zwischenzeit hatte die Wehrmacht bei der Schienenkapazität Vorrang für die Verlegung von Truppen. Die Bürokraten, die für die Judenfrage zuständig waren, mussten improvisieren.

Seit Herbst 1941 bis zum Januar des folgenden Jahres leitete Heydrich eine Reihe von Treffen, die dazu dienen sollten, eine «Endlösung», wie er es nannte, für die Judenfrage in Europa zu finden. Die Auswanderung war ein Anfang gewesen, war jedoch angesichts der neuesten Eroberungen Deutschlands eindeutig unzureichend. Arbeitslager und Gefängnisse konnten allenfalls einen Teil der drei und eine Viertel Millionen Juden aufnehmen, die in den Einflussbereich der Nazis geraten waren. Eine umfassende Strategie wurde benötigt, welche den Kriegsanforderungen, dem dringenden Wunsch des «Führers», die Juden zu vertreiben, und dem Bestreben des Auswärtigen Amts Rechnung trug, eine unnötige Beschädigung des Ansehens des Landes zu vermeiden. Heydrich entschied sich für eine schrittweise Vorgehensweise: Die Evakuierten sollten zunächst aus dem Reich und dem Protektorat in Ghettos geschickt; anschliessend zum Zwecke der Zwangsarbeit und «Sonderbehandlung» an Orte im Osten deportiert werden.

Die systematische Deportation der Juden aus tschechischen Gebieten begann im Oktober, als der erste von fünf Transporten Prag in Richtung Polen verliess. Unter den Deportierten befanden sich viele führen-

de Akademiker und Geschäftsleute der Stadt. Bei der Ankunft im Ghetto von EödZ wurden sie Arbeitskommandos zugeteilt. Nach einer monatelangen Ausbeutung wurden die Überlebenden in das rund 50 Kilometer entfernte Dorf Chelmno (deutsch: Kulmhof) geschickt, wo bereits im Dezember 1941 Menschen in Gaswagen ermordet wurden. Die «Aktion Reinhard», die Vergasung von zwei Millionen Juden und etwa 50'000 Sinti und Roma einige Monate später, in der Zeit zwischen Juli 1943 und Oktober 1943, in den Vernichtungslagern Sobibor, Treblinka und Belzec wurde Heydrich zu Ehren nach ihm benannt.

m November 1941 begannen die Deutschen auch mit der Deportation von Juden nach Theresienstadt oder Terezin, wie die Tschechen es nennen. Es handelte sich um die sternförmig angelegte Festung, die Kaiser Joseph II. 150 Jahre zuvor nach seiner Mutter benannt hatte. Die Stadt lag in der Nähe der tschechisch-deutschen Grenze, gut 60 Kilometer nördlich der Hauptstadt. Die Führung der jüdischen Gemeinde Prags war über die früheren Transporte schockiert gewesen. Der Anblick der Nachbarn, die sich unter den Augen der Gestapo in Reih und Glied aufstellen und in überfüllte Züge zwängen hatten müssen, hatte dazu geführt, dass sie nun mit einer gewissen Erleichterung die Vorstellung eines jüdischen Ghettos innerhalb des Protektorats akzeptierte; das war, noch bevor sich irgendjemand, von den Nationalsozialisten abgesehen, Vernichtungslager oder Gaskammern überhaupt vorstellen konnte. Wenn die deutsche Besatzung bedeutete, dass Juden gezwungen waren, separat, aber zumindest in der Nähe zu leben, dann war das eben nicht zu ändern; es hätte schlimmer kommen können. Heydrich und Eichmann versprachen nicht nur, dass tschechische Juden eine «Selbstverwaltung» hätten, sondern dass es ihnen erlaubt würde, in Theresienstadt zu bleiben, und dass sie nicht noch einmal umziehen müssten. Das war eine glatte Lüge. Heydrich hatte Eichmann und andere Mitarbeiter bereits informiert, dass Theresienstadt lediglich ein «vorübergehendes Sammellager» sei. Nach einiger Zeit, wenn alles nach Plan lief, wären die Juden verschwunden, und die Gegend könne wiederum von Deutschen besiedelt werden.

Ich besichtigte Terezin während meiner Amtszeit als US-Aussenministerin und später im Frühjahr 2011. Die Anlage besteht aus zwei Teilen. Die kleine Festung, im Laufe ihrer Geschichte zugleich Wachhaus und Gefängnis, sieht genauso aus, wie man es erwartet: so kalt, düster und hart wie der Beton auf den Fussböden und das Eisen der Gitterstäbe. Den Besuchern wird die Geschichte des Ortes erzählt, zunächst als Heimat einer Einheit Kanoniere unter Joseph II., im Ersten Weltkrieg dann als Gefängnis für über 2'500 politische Gefangene, insbesondere Gavrilo Princip, den Mörder des Erzherzogs Ferdinand. In den Jahren der Unabhängigkeit war hier ein Korps tschechoslowakischer Artilleristen stationiert, danach kamen die Deutschen, die die Festung vom Juni 1940 an als einen Ort für den Gewahrsam, die Folter und häufig Hinrichtung angeblicher Feinde des Reiches nutzten. Dazu zählten Anführer der patriotischen Turnerverbände Sokol, Teilnehmer an Studentenprotesten, Saboteure und andere, die Flüchtlinge versteckt oder in anderer Weise den Unwillen der NS-Behörden erregt hatten. Die Festung strahlt eine so grausame Aura aus, dass man sich, wenn man in einer Zelle steht, ohne Weiteres vorstellen kann, wie in einem engen Raum so viele Gefangene eingepfercht waren, dass sie sich nicht einmal hinlegen konnten.

Im Gegensatz dazu sieht das sogenannte Ghetto von Theresienstadt überhaupt nicht wie ein Konzentrationslager aus. Es ist von keinen dicken Mauern umgeben, es gibt weder finstere Kerker noch verrostete Ketten. Heute ist das tschechische Terezin wieder eine Stadt, wenn sie auch kaum 3'000 Einwohner zählt. Die Gebäude, in denen man einst die Ghettobewohner zusammengepfercht hatte, sind wieder sauber und gepflegt; das Gras wächst dicht und grün. Ein Gefühl des Schmerzes und der Verzweiflung stellt sich nicht so ohne Weiteres ein. Vermutlich passt das zu einem Ort, der als Kurort ausgegeben wurde. Entsprechend unterstreichen die Schrifttafeln, die für das Denkmalprojekt Terezin zusammengestellt wurden, die verschiedenen Aspekte des früheren Daseins: das Eisenbahndepot, das Männerwohnheim, die Kasernen, der Sitz der Verwaltung, das Krematorium. Zu sehen sind dort auch die



Terezin (Theresienstadt)

alten Koffer und Kleider, die Ankunfts- und Abfahrtskarteien, die Kunst und Musik, Zeitungen und, wohl das bedrückendste Erlebnis, Aufnahmen der Kinder.

Die ersten tschechischen Juden trafen im November 1941 in Theresienstadt ein. Es handelte sich um Facharbeiter, deren Aufgabe es war, die alte Festungsstadt auf die neue Funktion vorzubereiten. Bis zum Jahresende trafen mehr oder weniger wöchentlich Züge ein. Ursprünglich war das Ghetto zwar ausschliesslich für die Juden des Protektorats gedacht gewesen, aber die Nationalsozialisten schickten bald auch deutsche, österreichische und später holländische und dänische Juden dorthin, denn da Theresienstadt öffentlich als eine selbstverwaltete Kurgemeinde beschrieben wurde, gab sich Eichmann zuversichtlich, dass Theresienstadt es ihnen gestatten werde, im Ausland den Anschein zu wahren.⁸²



Jozef Gabčík

Es dauerte nicht lange, bis die NS-Behörden ihr Versprechen brachen, dass die Einrichtung als dauerhafter Wohnsitz dienen sollte. Aus den Unterlagen geht hervor, dass die jüngere Schwester meines Grossvaters Irma (Korbel) Paterova aus meiner Familie als Erste dorthin geschickt wurde. Sie kam am 10. Dezember mit ihrem Mann Oskar und ihrer 28-jährigen Tochter Herta an. Fünf Wochen danach waren die drei unter den Menschen, die in unbeheizten Viehwaggons bis in die von den Deutschen besetzte, lettische Hauptstadt Riga transportiert wurden – im Jahr zuvor Schauplatz schrecklicher Pogrome. Dort wurden die Deportierten ausgeladen und in einen nahegelegenen Wald gebracht, wo sie erschossen wurden.

Im Sommer 1941 hatte der tschechische Untergrund seinen Druck auf die NS-Besatzer verstärkt. Im September schlugen die Deutschen zurück. Jetzt war Beneš wieder an der Reihe. Heydrichs Terrorkampagne forderte eine dramatische Antwort geradezu heraus, etwas Denkwürdiges, das die Alliierten überzeugte, dass die Tschechen und Slowaken nicht mit sich spassen liessen. Hinter verschlossenen Türen schlug der Präsident «eine spektakuläre Aktion gegen die Nazis» vor, «einen Anschlag, der unter absoluter Geheimhaltung von unseren geschulten Fallschirmspringern ausgeführt wird».⁸³



Monatelang hatte eine Eliteeinheit tschechischer und slowakischer Offiziere Einsätze in ihrer Heimat durchgeführt. Unter Anleitung der Briten wurde Fallschirmspringern beigebracht, wie man Funkgeräte bediente, schoss, kämpfte, Karten las, in der Wildnis überlebte, einem Verhör widerstand, mit Sprengstoff umging und aus Flugzeugen sprang, ohne sich zu verletzen. Sie schmuggelten Materialien ein wie Munition, Batterien, Bargeld, gefälschte Papiere und Informationen über Codes, die dem Widerstand nützlich waren. Um die Wahrscheinlichkeit einer Verhaftung zu verringern, trugen sie von Tschechen angefertigte Kleidung und wurden mit einheimischen Kosmetikartikeln, Zigaretten und sogar Streichhölzern ausgestattet. Vor der Abreise schrieben sie ihr Testament und erhielten Zyanidtabletten – in Papier versiegelt. Die Missionen der Männer, die in Gruppen von zwei oder drei Mann organisiert wurden, umfassten gelegentlich Sabotageakte, meist aber die Reparatur und den Austausch von Rundfunksendern. Die Operation Anthropeid, wie man sie nannte, hatte höhere Ziele.

Es handelte sich um eine absolute Seltenheit in Zeiten des Krieges und des Friedens: ein gut gehütetes Geheimnis. Nur ein sehr kleiner Kreis britischer und tschechischer Vertreter war an der Planung beteiligt. Mein Vater gehörte nicht zu ihnen. Die damit verbundenen politi-

schen Empfindlichkeiten waren beträchtlich, die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges gering, und die Aussicht, dass die Fallschirmspringer überleben würden, gleich Null. Selbst bei Routineoperationen wurden die ausgesandten Soldaten häufig binnen weniger Tage oder Wochen gefasst. Bei dieser Mission, die einen einzigartigen Wagemut erforderte, hing alles von der Qualität der Akteure ab.

Die Briten empfahlen eine Kombination aus Feuerwaffen und Bomben. Jozef Gabčík wollte ein tschechisches Sten-Schnellfeuerge-
weh benutzen, das leicht war und zerlegt gut versteckt werden konnte. Jan Kubiš erhielt einen Vorrat an Granaten, die ursprünglich für die Bekämpfung von Panzern in Nordafrika gedacht waren. Mitte Dezember wurden die beiden nach London gebracht und in einer sicheren Wohnung einquartiert, wo sie auf günstiges Wetter und eine freie Maschine warteten. Während des Aufenthalts in der Hauptstadt trafen die Offiziere Beneš, der ihnen persönlich für ihren Mut dankte und die Bedeutung der Aktion unterstrich, für die man sie auserwählt hatte. Der persönliche Berater des Präsidenten Eduard Táborský erinnert sich noch, wie jung sie wirkten. «Einer von ihnen kam mir eher wie ein Halbwüchsiger als wie ein Soldat vor, geschweige denn ein Fallschirmspringer, der auf alles gefasst, den Sprung mitten in diese Hölle tun wollte.»⁸⁴ Ein Kamerad bei der Ausbildung erinnerte sich: «Sie waren beide ganz normale Typen.... Kubiš war ein stiller Zeitgenosse; er hätte keiner Fliege was zuleide getan. Gabčík hingegen war leidenschaftlich und begeistert. ... Als Soldaten waren sie der Meinung: Befehl ist Befehl – Ende der Diskussion. Die Neuigkeiten aus unserem Land, die von Folter und dem Mord an unserem Volk berichteten, hatten sie in hohem Masse angespornt.»⁸⁵

Wenn man in einer Nacht von London bis ins Hinterland von Böhmen und wieder zurückfliegen wollte, ohne entdeckt zu werden, musste man die vielen Stunden Dunkelheit nutzen, die nur im Winter herrschten. Um einen Landeplatz korrekt auszumachen, brauchte man so viel Mondlicht, wie es jeden Monat nur an zehn Tagen zu erwarten war – vorausgesetzt, es waren kaum Wolken am Himmel. Erst am 28. Dezember waren diese Voraussetzungen erfüllt. Der Kurs des Flugzeugs

führte es über Frankreich, dann Deutschland. Zwanzig angespannte Minuten lang wurde es von feindlichen Jägern verfolgt, die das Flugzeug entweder aus den Augen verloren oder keinen Treibstoff mehr hatten. In den frühen Morgenstunden ging die Maschine tiefer und flog einen Punkt an, der gut hundert Meter oberhalb des schneebedeckten Umlandes südlich der Stadt Plzeň (Pilsen) lag. Um 2.24 Uhr ging die Luke auf, und wenige Sekunden später senkten sich getarnte Fallschirme vom Himmel herab.

TEIL III

Mai 1942-April 1945

*Wozu dient die Wissenschaft dem Menschen?
Wozu schönen Frauen an Schönheit so viel lag?
Wozu ist die Welt, wo kein Recht kann herrschen?
Wozu gibt es die Sonne auch ohne Tag?
Wozu gibt es Gott? Vielleicht um zu Strafen?
Oder damit die Menschheit besser wird?
Oder ist vergeblich das ganze Schaffen,
wenn wir sterben und das Gefühl uns verwirrt?
Wozu leben wir so leidend hier?
Warum ist die Welt wie ein grosser Wall?
Nun, wisse mein Sohn, hier leben wir
um als Mann zu kämpfen, jetzt und überall!¹*

HANUS HACHENBURG (1929-1944)
Fragezeichen und Antworten

DER TAG DER ATTENTÄTER

Marie Moravcová (Moravec) war über vierzig, gross und üppig. Sie hatte braunes Haar, runde Wangen, muntere Augen und ein unbekümmertes Lachen, das seit der Invasion der Nazis fast völlig verstummt war. Sie lebte in einer Zweizimmerwohnung im Viertel Žižkov, einem Arbeiterviertel am Stadtrand von Prag, das nach dem Feldherrn der Hussiten Jan Žižka benannt und für seine unzähligen Kneipen bekannt war. Marie teilte die kleine Wohnung mit ihrem Mann Alois, einem pensionierten Eisenbahnarbeiter, und ihrem 21-jährigen Sohn Ata. Sie war eine gutherzige Frau, die sich ehrenamtlich in der Liga zum Kampf gegen Tuberkulose engagierte und als Sekretärin der Schwestern des Roten Kreuzes diente. Die Organisation hatte in Prag grossen Einfluss, und die Mitglieder waren natürlich alarmiert, wenn Freunde aus Angst vor der Verhaftung in den Untergrund gehen mussten. Diese Familien wagten es nicht, sich für Bezugsscheine zu registrieren, und liefen deshalb nicht nur Gefahr, im Gefängnis zu landen, sondern auch zu verhungern. Die freiwilligen Helfer des Roten Kreuzes passten sich an, indem sie nichtöffentliche Treffen veranstalteten und in den Lebensmittelsmuggel einstiegen. Frau Moravcová interessierte sich eigentlich nicht für Politik, aber «sie hatte Bekanntschaften in der ganzen Stadt und versicherte dem Vorsitzenden der lokalen Organisation: «Wenn Sie irgendetwas brauchen, stehe ich Ihnen zur Verfügung.»²

Es war Februar 1942. Heydrich war nunmehr seit fünf Monaten in Prag. Der tschechische Untergrund funktionierte noch, aber die Nerven der Menschen waren aufs Äusserste gespannt. Jede Verhaftung zog neue Spekulationen nach sich: Wer konnte der Folter standhalten, wer nicht? Wie viel wusste die verhaftete Person überhaupt? Wen trifft es als Nächsten? Eines Tages erhielten die Schwestern des Roten Kreuzes eine dringende Anfrage: Konnten sie vielleicht ein paar jungen Män-

nem Unterschlupf bieten? Die erste, die man fragte, war Marie Moravcová.

Zuerst waren es drei, alle Ende zwanzig; sie stellten sich ihr als Kleiner Ota, Grosser Ota und Zdenda vor. Marie fand für jeden eine Bleibe, wechselte dann den Ort, beschaffte ihnen Kleidung, Rasierklingen, Zigaretten und Lebensmittel. Sie stellte sie dem Hausmeister František Spinka vor, einem Hobbymünzensammler, der im Erdgeschoss wohnte und einwilligte, den Gästen, wenn sie nachts kamen und das Passwort flüsterten, die Tür zu öffnen. Spinka erklärte sich auch bereit, nach Zdendas grossem schwarzem Schäferhund zu schauen. Die Fremden würden, allem Anschein nach, zu unregelmässigen Zeiten kommen.

Was hatten sie vor? Die Männer verbrachten einen grossen Teil ihrer Zeit damit, die Fahrtrouten zu erkunden, welche die Hauptstadt von Panenské Brežany trennten, dem Ort, in dem Heydrich für seine Familie einen Palast in Beschlag genommen hatte. So unauffällig wie möglich spazierten Zdenda und seine Kameraden an der Strasse entlang und inspizierten die umliegenden Büsche und Baumstümpfe. Sie achteten besonders auf Plätze, wo die Strasse von Panenské Břežany eine Kurve machte und entschieden sich am Ende für einen hügeligen Abschnitt, wo Autos in Richtung Prag langsam fahren mussten, bevor sie scharf rechts einbogen und eine Brücke in die Stadt überquerten. Hier war ein Wohnviertel mit engen Strassen und niedrigen Häusern, und weit und breit keine Polizeiwache. Über Kontakte zu tschechischen Bediensteten in der Burg auf dem Hradschin erhielten die Männer Einblick in Heydrichs üblichen Tagesablauf. Sie wussten, dass sein Wagen jeden Morgen und Abend diesen kurvenreichen Abschnitt passierte, gelegentlich mit einer Sicherheitseskorte, aber in der Regel ohne.

Wenn andere im Widerstand sie fragten, was sie denn vorhätten, lachten die Männer nur und antworteten, sie seien gekommen, «um die Enten auf der Moldau zu zählen». Jeder hatte einen sorgfältig versteckten Aktenkoffer. Der Kleine Ota fand eine Freundin, eine junge Bekannte von Frau Moravcová. Der Grosse Ota versprach, die 19-jährige Tochter der Familie zu heiraten, in deren Wohnung er einquartiert war. Gelegentlich baten die Männer Marie oder «Tantchen», wie sie sie

nannten, um etwas Anderes: ein Stück Seil, ein Versteck für einen Sender, ein Fahrrad, dessen Rahmennummer herausgefeilt war.

Der kleine Ota war in Wirklichkeit Gabčík; der grosse Ota Kubiš; und Zdenda war Sergeant Josef Valčík, ein Funker, dessen Team in der gleichen Nacht wie die anderen beiden unabhängig von ihnen eingeschleust worden war. Anfang April stiess Leutnant Adolf Opálka zu ihnen, der leitende Offizier einer Gruppe, die Ende März mit dem Fallschirm angekommen war. Er wurde von einem Mann namens Vrbas begleitet, dessen Geburtsname, der später zum Symbol für Verrat werden sollte, jedoch Karel Čurda lautete.

Die Fallschirmspringer konnten über einen Sender, den sie im Dorf Pardubice aufgestellt hatten und der von anderen Mitgliedern des Teams bedient wurde, mit London kommunizieren. Kuriere waren zu Fuss oder auf dem Fahrrad unterwegs und beherrschten eine ganze Reihe besonderer Klopfszeichen, Passwörter und Chiffren. Jede Botschaft wurde, sobald sie entschlüsselt wurde, mit einer identischen Bedeutung, aber anderen Wörtern nochmals abgeschrieben, so dass man mit ihrer Hilfe nicht den Code knacken konnte, auch wenn sie abgefangen wurde. In manchen Fällen stammten die Anweisungen von Beneš persönlich.

An einem Morgen Ende April bat Frau Moravcová ihren Sohn, Zdenda bei einem Ausflug zu begleiten, um einen Leitstrahlsender zu bergen, den ein kurz zuvor eingetroffenes, anderes Fallschirmspringerteam versteckt hatte, weil sie bei der Landung Probleme gehabt hatten. Bevor die beiden ihren Auftrag ausführen konnten, entdeckte ein tschechischer Polizist sie und warnte die beiden, sich möglichst schnell aus dem Staub zu machen, weil es in der Gegend von Deutschen nur so wimmelte. Der über die knappe Rettung ganz aufgebrachte Ata wurde durch eine Warnung Zdendas noch stärker erschüttert: «Siehst du die Holzkiste da drüben, Ata? Die Hunnen sind imstande, sie so heftig zu prügeln, dass sie anfängt zu reden; aber wenn sie das mit dir machen, dann darfst du nichts sagen, kein Wort, hast du verstanden?»³

Das Ziel der Operation Anthropoid sollte zwar ein Geheimnis sein, aber viele Persönlichkeiten im Untergrund ahnten, was geplant war. Es

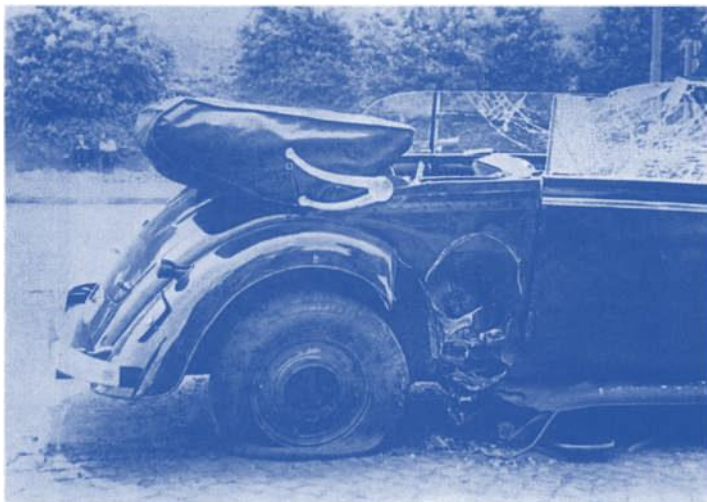
kam zu einer heftigen Diskussion unter den Fallschirmspringern, die ihre Befehle hatten, und den Führern vor Ort, die fürchteten, dass die Mission, ob sie nun Erfolg hatte oder nicht, ihre eigenen Anstrengungen zum Scheitern verurteilte. Der Widerstand schickte London eine Botschaft und drängte, die Operation abzusagen oder zumindest ein nicht so provokatives Angriffsziel in den Blick zu nehmen. Am 15. Mai hielt Beneš auf BBC eine Ansprache und es sah ganz so aus, als würde er hiermit eine Antwort geben:

In einer solchen Lage könnten auch bei uns Gewaltakte, Revolten, direkte Aktionen, Sabotageakte und Kundgebungen wünschenswert oder unerlässlich werden. Das wäre vom internationalen Standpunkt aus für den Fall eventueller Verhandlungen eine Erleichterung oder sogar die Rettung, auch wenn es grosse Opfer kosten würde.⁴

Die Anweisung schien eindeutig: Der Countdown läuft. In London lautete die Devise: Jetzt, wo Beneš eine öffentliche Stellungnahme abgegeben hatte, keine schlafenden Hunde wecken. Am 21. Mai erhielt mein Vater eine nicht unterschriebene Notiz auf einem unlinierten Bogen Papier: «BBC-Sendungen erregen zu viel Aufmerksamkeit auf Sabotageakte. ... Die Sabotage geht weiter, aber je weniger darüber gesagt wird, desto besser.»⁵ In Prag musste sich das Team beeilen; aus der Burg kam die Information, dass das Angriffsobjekt in Kürze zu einem neuen Posten in Frankreich abreisen werde.

Am Abend des 26. Mai 1942 eröffnete Heydrich die Prager Musikwochen, mit einem Werk der Kammermusik, das sein Vater komponiert hatte; der stolze Sohn schrieb die Kommentare im Programm. Es war ein denkwürdiger Moment.

Am nächsten Morgen, einem Mittwoch, wurde der Stellvertretende Reichsprotector von seinem Gut zum Büro in Prag gefahren. Trotz der Warnungen aus Berlin fuhr er ohne Polizeieskorte, weil er glaubte, dass kein Tscheche so närrisch sein würde, ihn anzugreifen. Sein Chauffeur fuhr den offenen Mercedes-Tourenwagen dennoch mit



Heydrichs beschädigter Wagen

hoher Geschwindigkeit, bis er gezwungen war, vor der Haarnadelkurve abzubremsen. Opálka und Valčík, die weiter oben Wache gestanden hatten, signalisierten die Ankunft. Als der Wagen in die Kurve einbog, trat eine Gestalt an den Strassenrand, schüttelte den Regenmantel ab und zielte mit einem Schnellfeuergewehr auf das Fahrzeug. Nichts geschah: Gabčíks Waffe hatte eine Ladehemmung. Statt dem Fahrer zu befehlen, Gas zu geben, zog Heydrich seine Pistole, stand auf und gab Anweisung abzubremsen. In diesem Moment trat Kubiš auf der gegenüberliegenden Strassenseite aus dem Schatten und warf eine wirkungsvolle Panzerabwehrgranate gegen das rechte Hinterrad. Eine laute Explosion zerriss die morgendliche Stille. Die Bombe war ein Stück zu kurz geworfen, aber die Wucht der Detonation wirbelte Metall- und Glassplitter sowie Polsterfetzen durch die Luft und den Fahrgästen in die Eingeweide.

Heydrich fiel in den Wagen zurück, hielt sich mit der einen Hand den Magen und schwenkte mit der anderen seine Pistole. Kubiš schwang sich, obwohl Bombensplitter auch ihn an Brust und Stirn getroffen hatten, auf sein Fahrrad, trat wie wild in die Pedale und raste in das benachbarte Viertel Liben. Der Chauffeur sprang aus dem Wagen

und hängte sich Gabčík an die Fersen, nachdem Kubiš ihm entwischt war. Gabčík hatte inzwischen sein Schnellfeuergewehr gegen eine Pistole ausgetauscht und rannte, mit wehender Krawatte, den Hügel aufwärts in der Richtung, aus der der Mercedes gekommen war.

Die beiden Männer rannten, wechselten einige Schüsse, bis Gabčík ausser Atem in eine kleine Gasse und in einen Metzgerladen flüchtete, der zu allem Übel einem Faschisten gehörte. Der verblüffte Metzger rannte auf die Strasse, wo er den Chauffeur hektisch herbeiwinkte. Dieser ging hinter einem Laternenpfahl in Deckung und feuerte in den Laden. Gabčík schoss zurück – der Fahrer stöhnte vor Schmerz auf und griff nach seinem Bein. Der junge Mann sah seine Chance, sprang wieder auf die Strasse und flüchtete. Diesmal wurde er von dem Metzger verfolgt, den er aber schnell abhängte.

Valčík und Opálka hingegen waren unerkannt entkommen. Am selben Abend und in den qualvollen Tagen danach waren Frau Moravcová und Führer des Widerstands im Verborgenen unterwegs, um die Attentäter zu verstecken, Kubiš' Wunden zu versorgen und die nächsten Schritte zu planen.

Unterdessen hatte man Heydrich eilends in einem beschlagnahmten Tatra-Kleinlaster mit einem Zweizylindermotor ins Bulovka-Krankenhaus gebracht. Man hatte ihn zwischen Kisten mit Bohnerwachs und Möbelpolitur auf den Boden gelegt. In den Augen des eingeschüchterten Lastwagenfahrers sah der Verwundete «schlimm [aus], gelb wie eine Zitrone und kaum imstande, sich auf den Beinen zu halten». ⁶ Ein tschechischer Arzt reinigte Heydrichs sieben Zentimeter tiefe Wunde, aber er hatte kaum angefangen, da übernahmen deutsche Ärzte die Behandlung. Sie beschlossen, dass der Patient operiert werden musste und blähten den linken Brustkorb auf. Die Spitze einer gebrochenen Rippe wurde aus der Lunge herausgezogen, der Riss im Zwerchfell genäht und die Milz entfernt, die eine Mischung aus Granatsplittern und Fasern der Polsterung enthielt.

Himmeler beeilte sich, seinen verletzten Protégé im Krankenhaus zu besuchen, und schickte seinen Leibarzt, damit er sich um das Wohl des Patienten kümmerte. Eine Zeitlang schien sich Heydrichs Zustand

zu stabilisieren, aber dann bekam er Fieber. Am 3. Juni fiel er ins Koma, ehe er am nächsten Morgen um 4.30 Uhr starb. Die offensichtliche Todesursache war eine Blutvergiftung. Sein Leichnam wurde zur Aufbahrung in die Prager Burg gebracht, und am 9. Juni fand in Berlin das Begräbnis statt. Hitler hielt eine Rede und ehrte später den Toten, indem er eine SS-Einheit, die an der Ostfront im Einsatz war, nach ihm benannte.

Die Schüsse, die am 27. Mai in Prag ertönten», erklärte mein Vater drei Tage nach dem Anschlag in einer Rundfunksendung, «waren kein Einzelereignis ... sie zeigten die Spannung, die am 15. März 1939 begann.... Keine Nation kann das Schicksal von Sklaven akzeptieren oder auf das Existenzrecht verzichten. Das stolze tschechische Volk ist dazu ausserstande.»⁷

Der Anschlag auf den Henker von Prag, wie er im Westen genannt wurde, kam auf beiden Seiten des Atlantiks auf die Titelseite. Allerdings beanspruchte niemand das Verdienst für sich. Die Deutschen hatten bislang keine Verdächtigen aufgetrieben und noch keine eindeutigen Spuren. In London sagte Beneš nichts dazu; Jan Masaryk in New York hingegen war nicht so verschwiegen. Auf die Frage eines NBC-Reporters, ob Heydrich womöglich von einem Rivalen in der Gestapo niedergeschossen worden sei, konnte sich Jan Masaryk den nächstliegenden Hinweis nicht verkneifen. «Aufgrund von bestimmten Indizien, auf die ich hier nicht ausführlicher eingehen möchte», sagte er, «bin ich absolut der Meinung, dass das tschechische Volk diese wunderbare Tat vollbrachte. Ich würde sogar so weit gehen zu sagen, dass es Menschen waren, die im Land lebten, oder Menschen, die aus einem freien Land, eventuell England, kamen, um diese Pflicht gegenüber der Menschheit zu vollbringen.» Für den Fall, dass dies noch nicht eindeutig genug war, fügte Masaryk hinzu: «Sie wissen schon ... es gibt so ein hübsches Ding namens Fallschirm.»⁸

Das Attentat führte zum endgültigen Bruch zwischen den Exiltschechen in London und der Marionettenregierung des Protektorats. Hácha nahm an einer Gedenkfeier für Heydrich in Prag teil, forderte die Öffentlichkeit auf, die Ermittlungen zu unterstützen, und sprach

sich für eine Belohnung für Hinweise zur Identifizierung der Mörder aus. Darüber hinaus gab er Beneš die Schuld an allem Leid, das die tschechische Bevölkerung derzeit erdulden musste, und bezeichnete den Präsidenten gar als Hauptfeind der Nation. Das war für meinen Vater zuviel. In seiner Sendung vom 30. Mai erklärte er, dass die Regierung im Exil Hácha niemals vorgeworfen habe, er sei ein «Verräter oder Quisling, weil wir uns darüber im Klaren waren, unter welchen Bedingungen das sogenannte Protektorat gebildet worden war». Doch das Kabinett hätte, so mein Vater, lieber zurücktreten müssen, als auch nur einen Tag unter Heydrich zu dienen. «Es wäre besser gewesen, wenn sie zur rechten Zeit gegangen wären und sich diese schwere Verantwortung und Schmach erspart hätten.»⁹

Die Exilregierung in England stand während dieser Phase extreme Ängste aus. Beneš und seine Geheimdienstmitarbeiter waren über den Erfolg der Mission zufrieden, tappten aber hinsichtlich der Frage, was mit den Attentätern passiert war, noch im Dunklen. Wie man an der wachsenden Feindseligkeit gegen Hácha ablesen kann, war es wichtig, das Ringen um die öffentliche Meinung im eigenen Land zu gewinnen. Jeden Tag erinnerten die BBC-Sendungen die Tschechen und die ganze Welt an Heydrichs Verbrechen. «Die Führer des heutigen Deutschland und die ganze deutsche Nation tragen die Verantwortung», sagte mein Vater und fügte mit einem Zitat Stalins hinzu: «Wir müssen unseren Feind von ganzem Herzen und mit ganzer Seele hassen, wenn wir ihn schlagen wollen.»¹⁰

Am Abend des 5. Juni war mein Vater gerade dabei, eine Nachrichtenmeldung zum Tod Heydrichs zu verlesen, als der britische Zensor die Audioübertragung mitten im Satz abbrach. Offenbar war der Text nicht sorgfältig geprüft worden. Die Reaktion meines Vaters ist nicht überliefert, aber ich stiess auf einen Hinweis. In einem Beschwerdebrief an die BBC fragte der Zensor: «Kann jemand Korbel sagen, dass er sein Geschrei für sich behalten soll?»¹¹ Ganz offensichtlich kochten die Emotionen hoch.

Als Hitler von den Schüssen erfuhr, befahl er die Hinrichtung sämtlicher tschechischer, politischer Häftlinge, sowie die willkürliche Verhaftung von weiteren 10'000 Tschechen. Da seine Berater ihn vor so

drastischen Vergeltungsschlägen warnten, überlegte er sich die Sache noch einmal und beschränkte sich auf eine taktische, aber zumindest ebenso grausame Vergeltung.

Lidice war ein Bergarbeiterdorf, das gut 30 Kilometer nördlich von Prag lag, nicht weit vom Landsitz der Familie Masaryk. Die Gestapo hatte einen Tipp bekommen, dass die Bewohner Fallschirmspringern geholfen hatten, möglicherweise sogar den Mördern Heydrichs. Die Meldung war falsch, aber am Abend des 9. Juni, wenige Stunden nach Heydrichs Begräbnis, umstellten SS-Soldaten das Dorf. Sie durchsuchten jedes Haus, beschlagnahmten Wertgegenstände und befahlen den Bewohnern, sich zu versammeln. Bei Morgengrauen wurden die Männer, insgesamt 173, von ihren Familien getrennt und erschossen.

Die Frauen und Kinder wurden auf Lastwagen in eine Turnhalle in der Nachbarstadt gebracht, wo sie befragt und untersucht wurden. Ein paar ganz kleine Kinder, die blonde Haare und, nach Einschätzung der Nationalsozialisten, eine nordische Physiognomie hatten, wurden deutschen Familien gegeben, damit sie zu Deutschen erzogen wurden. Die übrigen Kinder (ungefähr 80) kamen nach Polen, zuerst nach Lodz, dann nach Chelmino, wo sie am 2. Juli in Gaskammern ermordet wurden. Die Frauen wurden in Konzentrationslager deportiert. Bürger von Lidice, die zur Zeit des Massakers ausser Haus waren oder Nachtschicht arbeiteten, wurden aufgespürt und gnadenlos umgebracht. Jedes einzelne Haus wurde niedergebrannt oder gesprengt, und der Friedhof wurde umgepflügt. Der Name des Ortes wurde aus den Karten gestrichen. Selbst ein Fluss wurde umgeleitet, der durch den Ort geflossen war.

Auf Bildern, die man vor der Strafaktion aufgenommen hatte, sind ein Kirchturm und steile Dächer zu sehen, ein typisches Dorf in Böhmen. Die Häuser hatten eine ordentliche Grösse und waren in einem unregelmässigen Muster an der Kuppe eines sanft ansteigenden Landstreifens an drei Seiten der Kirche angeordnet. Eine Reihe Pappeln hielt den Nordwind ab. Nach dem Massaker gemachte Aufnahmen zeigen nur eine weite Wiese, mit einem quadratischen Muster, auf der jede Vegetation vernichtet war. Es ist kein gebrochener Balken zu sehen, keine Holzkohlestücke, kein Fundament, noch andere Anzeichen einer



Die Zerstörung von Lidice

menschlichen Siedlung. Es gibt absolut nichts. Die Pappelreihe liess man stehen, allerdings alle gekappt – gut einen Meter über dem Boden gefällt. Die Nazis filmten die ganze Aktion. Nach der Rückkehr nach Prag gestand ein SS-Mann einem tschechischen Übersetzer, dass sie nichts gefunden hätten, kein Mensch hätte sich dort versteckt, aber die Aktion sei gossartig gewesen.¹²

ir die Deutschen war der Anschlag auf Heydrich eine Infragestellung ihrer Vorherrschaft, die nicht einmal durch die Vernichtung Lidices getilgt werden konnte. Aus Berlin kam der Befehl, dass die Mörder unbedingt zur Rechenschaft gezogen werden mussten. Tausende von Häusern, Geschäften und Lagerhäusern wurden durchsucht. Hunderte

potenzielle Verdächtige wurden verhaftet und verhört. Die wichtigsten Beweismittel bei der Ermittlung, die Aktentasche Gabčiks und Kubiš' Fahrrad, wurden öffentlich ausgestellt. Jeder, der Informationen weitergab, welche die Identität der Mörder enthüllten, konnte auf die Dankbarkeit des «Führers» und eine grosszügige Belohnung hoffen. Unter dessen konnte ein falsches Wort in einer Bar oder ein beiläufiger Kommentar auf der Strasse den Tod bedeuten. Schon das geringste Anzeichen einer Billigung des Anschlags wurde zu einem Schwerverbrechen erklärt, für das 477 Tschechen hingerichtet wurden.

Tereza Kasperová, die Mutter eines siebenjährigen Kindes, erinnerte sich, dass «die Gestapo und die SS in der ganzen Stadt Prag Wohnungen und Häuser durchsuchten, schrieten und brüllten und überall nach den Männern suchten, die für den Anschlag verantwortlich waren». ¹³ Sie durchsuchten auch ihr Haus, versäumten es jedoch, hinter dem blau-gelben Polsterkissen nachzusehen, das man zwischen ein Sofa und die Wand gequetscht hatte. Deshalb bemerkten sie nicht, dass hinter dem Kissen ein Schrank stand und dass sich in dem Schrank Leutnant Opálka versteckte.

Trotz der eifrigen Suche wurde zwischen dem Tag des Anschlags und der Zerstörung Lidices kein einziger Fallschirmspringer gefasst. Sieben wurden in Prag versteckt, darunter die vier Teilnehmer an dem Attentat (Kubiš, Gabčik, Opálka und Valčík). Der Widerstand beschloss, dass es klüger war, die Männer an einen einzigen Ort zu bringen, statt sie in verschiedenen sicheren Häusern unterzubringen, während Sicherheitspatrouillen die Stadt durchkämmten. Jan Sonnevend, der Vorsitzende der christlichen orthodoxen Gemeinde beobachtete, dass die Deutschen religiöse Gebäude bislang nicht sonderlich energisch durchsucht hatten. Er schlug die Krypta unter der Karel Borojensky-Kathedrale als Versteck vor, eine heilige Stätte, die Kyrill und Method geweiht war, den beiden Heiligen, die den tschechischen Landen tausend Jahre zuvor das Christentum gebracht hatten.

Als Marie Moravcová überzeugt war, dass die Fallschirmspringer sicher versteckt waren, verliessen sie und ihre Familie Prag für einige Tage. Ihre Reise führte sie unter anderem nach Pardubice, dem Stand-

ort des Senders. Sie bat dort um eine Zyanidkapsel und bekam auch eine. Nach der Rückkehr nach Prag machte sie sich wieder an die Arbeit und brachte Pakete mit Lebensmitteln, Kaffee, Tabak und Kerosin zu Mittelsmännern, die dafür sorgten, dass die Pakete in die Kirche gelangten. Manchmal übernahm die Frau des Hausmeisters die Pakete; sie nahmen ständig andere Routen und wählten mehrere Orte als Treffpunkt aus.

Marie sagte niemandem, wo die Männer sich aufhielten, berichtete Bekannten jedoch, dass sie bei bester Laune seien, obwohl sie genau wusste, dass das nicht stimmte. Die Männer schliefen in Nischen, die man in die Mauern geschlagen hatte, um die Särge von Mönchen unterzubringen. Selbst im Juni war es kalt in der Krypta. Ein paar kleine Ofen waren alles, was die Flüchtlinge zum Kochen und Heizen hatten. Die moralische Frage war ein noch grösseres Problem. Die Männer bekamen Zeitungen in die Hände und wussten genau, dass als Folge des Anschlags Hunderte von Tschechen ermordet und Tausende inhaftiert und gefoltert worden waren. Gabčík und Kubiš erwogen, sich öffentlich zu den Anschlägen zu bekennen und anschliessend Selbstmord zu begehen.

Anführer des Widerstands drängten sie, sich diese Gedanken aus dem Kopf zu schlagen und sich auf die Flucht zu konzentrieren. Es wurde ein Plan ausgearbeitet, nach dem vier der sieben Fallschirmspringer in einem Polizeiauto in eine Nachbarstadt gebracht werden sollten. Die anderen wollte man in Särgen versteckt in eine zweite Stadt transportieren. Anschliessend sollte die ganze Gruppe zu einem geheimen Landeplatz in den Bergen geschickt werden, und von dort würde sie ein Flugzeug nach London bringen. Die Rettungsoperation wurde auf Freitag, den 19. Juni angesetzt.

An jenem Montag machte sich Frau Moravcová noch einmal mit einem Paket auf den Weg. Als sie zurückkam, sagte sie dem Hausmeister, dass sie für Mittwoch etwas Besonderes vorbereiten werde – ein Fallschirmspringer hatte Geburtstag.

Unter den charakteristischen Figuren, die in die Mauern des Veitsdoms gehauen wurden, findet sich der Teufel, wie er Judas Ischariot die Seele aus dem Mund zieht.

Karel Čurda hielt sich inzwischen seit zwei Monaten im Protektorat auf. Sein Fallschirmspringerkommando hatte die Aufgabe gehabt, Leitstrahlensender aufzustellen, die Bomber der Alliierten zu den Skoda-Werken führen sollten – eine Mission, die scheiterte. Anschliessend war er nach Prag gegangen, wo er andere Fallschirmspringer traf, hatte aber mit dem Attentat nichts zu tun. Danach floh er zum Haus seiner Familie in Südböhmen, wo er sich in einer Scheune versteckte. Als die Tage und Stunden vergingen, überdachte er die Optionen, die ihm blieben. Er wusste von Lidice und den Drohungen der Nazis, weitere unschuldige Tschechen zu ermorden. Er war selbst nur knapp der Verhaftung entkommen und brachte, durch seine Anwesenheit, die ganze Familie in Gefahr. Ausserdem hatte er von der reichen Belohnung gehört, die man für Informationen geboten hatte, die zu den Attentätern führten. Am 16. Juni fasste er einen Entschluss, brach nach Prag auf und ging zum Hauptquartier der Staatspolizei. Er war bereit, sein Land und seine Freunde zu verraten. Aber wie grossen Schaden konnte er anrichten? Er war sich nicht einmal ganz sicher, wer von den Fallschirmspringern an der Verschwörung gegen Heydrich beteiligt gewesen war. Er hatte keine Ahnung, wo sich die Verschwörer versteckt hielten. Er kannte nur einen Namen, der eventuell von Bedeutung war, den Namen einer Frau im mittleren Alter, die vorübergehend für ihn eine Bleibe in Prag gesucht hatte, eine Frau aus dem Viertel Žižkov, die nur «Tantchen» genannt wurde: Marie Moravcova.

Noch vor Tagesanbruch hastete der deutsche Polizeichef, ein Mann namens Fleischer, am 17. Juni an der Frau des Hausmeisters vorbei und die Treppe hoch. Er drückte auf die Klingel an der Wohnung der Familie Moravec. Die Tür wurde geöffnet, die Polizei stürmte hinein und erwartete, die Mörder zu finden. «Wo sind sie?», fragte Fleischer Marie, die mit ihrem Mann und Sohn an der Wand stand. «Ich kenne keinen Einzigen», erwiderte sie und bat, die Toilette aufsuchen zu dürfen. Der Polizeichef lehnte ab, wurde aber wenig später aus dem Zimmer gerufen, als die Durchsuchung weiterging.

Nach der Rückkehr wollte er wissen, wo die Frau hingegangen sei. Mit einem Fluch auf den Lippen brach er die Klotür auf und fand dort Marie mit glasigen Augen, für immer verstummt. Innerhalb von wenigen Minuten hatte das Gift gewirkt; sie war tot. Ihr Mann und ihr Sohn, beide noch im Schlafanzug, wurden abgeführt und in den Keller des Palastes Pecek gebracht.

Ihr Mann Alois sagte nichts und wusste vielleicht auch gar nicht, wo sich die Fallschirmspringer versteckten. Die Gestapo folterte den jungen Ata den ganzen Tag lang. Einige Stunden lang hielt er durch und weigerte sich, etwas zu sagen, als ihn aber allmählich die Kräfte verliessen, verabreichten ihm die Vernehmungsbeamten Schnaps. Dann rollten sie ein Aquarium auf Rädern herein und entfernten – begleitet von einem grausam-bizarren Tusch – die Abdeckung. In dem Gefäss schwamm, wie Ata sehen konnte, der Kopf seiner Mutter. Da brach er zusammen und sagte alles, was er wusste: nicht etwa das Versteck der Fallschirmspringer, sondern dass Marie ihm geraten hatte, er solle sich, falls er jemals in Schwierigkeiten geraten sollte, in den Katakomben der Boromejsky-Kirche verstecken.

Es war mitten in der Nacht. In der Dunkelheit errichtete die Gestapo einen dichten Sperrgürtel und stellte Wachen auf den Dächern, sowie an jedem Kanaldeckel und Ausgang der Kanalisation auf. Über 700 bewaffnete Männer hatte man herbeordert, ihre Anweisung: die Attentäter lebend fangen.

Um 4.15 Uhr betrat die Gestapo die Kirche, nahm die Schlüssel an sich und schwärmte von einem Punkt hinter dem Altar in das heilige Gebäude aus. Sie befanden sich im Mittelschiff, als von oben Schüsse fielen, die einen SS-Mann am Arm trafen. Kubiš, Opálka und ein anderer Fallschirmspringer waren ausserhalb der Krypta auf der Empore überrumpelt worden, die sich um das ganze Kirchenschiff zog. Weil sie hinter Säulen Deckung fanden und nur eine Wendeltreppe bewachen mussten, war es nicht einfach, sie zu fassen. Fast zwei Stunden lang lieferten sich die Fallschirmspringer und ihre Häscher ein erbittertes Gefecht, gingen in Deckung, sprangen hervor, wechselten einige Schüsse und versuchten, Querschlägern auszuweichen. Als verwundete Deutsche hinausgebracht wurden, schickte man neue Scharfschützen herein, die mit automatischen Gewehren und Granaten ausgerüstet wa-

ren. Endlich hörte der Schusswechsel auf, und die blutüberströmten Leichname der Gesuchten wurden auf die Strasse geschleppt, einer tot, zwei im Sterben. Der Verräter Čurda musste vortreten. Er identifizierte den Toten als Opálka, jenen Mann, mit dem er vor knapp drei Monaten abgesprungen war.

Die Gestapo kam wenig später zu dem Schluss, dass die übrigen Flüchtlinge, gleich wie viele es waren, in der Krypta unter der Kirche Zuflucht gesucht hatten. Zunächst konnten sie keinen Eingang entdecken, ausser einem kleinen Belüftungsfenster in einer Höhe von über zwei Meter, das auf die Strasse ging. Sie befahlen einem tschechischen Feuerwehrmann, das Glas einzuschlagen. Dann warfen sie Tränengasgranaten hinein, bedeckten die Öffnung mit einer Matratze und traten zurück. Sofort wurde die Matratze entfernt, und die Granaten flogen, gefolgt von einem Kugelhagel, wieder zurück. Die Fallschirmspringer hatten von innen eine Leiter gegen das Fenster gelehnt. Die Deutschen stellten einen Scheinwerfer auf, um die Gejagten zu blenden; doch der Strahler wurde zerschossen, bevor man ihn einschalten konnte. Der nächste Plan sah vor, die Krypta zu fluten. Feuerwehrschräuche wurden hineingeschoben, aber sie wurden, genau wie die Matratze und die Granaten, prompt hinauskatapultiert. Danach wollten die Deutschen die umliegenden Mauern durchbrechen; doch diese trotzten allen Versuchen. Als die Sonne höher stieg, gerieten die NS-Führer in Streit. Karl Hermann Frank, der Stellvertreter Heydrichs, erschien am Schauplatz. Der eigene Ruf und die Karriere standen auf dem Spiel.

Am Ende entdeckten die Deutschen den geheimen Zugang innerhalb der Kirche, über den die Fallschirmspringer in die Krypta hinuntergestiegen waren. Ein Priester in Handschellen wurde angewiesen, den Männern auf Tschechisch zuzurufen, dass sie sich ergeben sollten und dass man sie, sobald sie in Gewahrsam waren, menschlich behandeln werde. Die Antwort waren weitere Schüsse. Ein schwer bewaffneter, deutscher «Freiwilliger» wurde an einem Seil in die enge Öffnung hinabgelassen, innerhalb weniger Sekunden verwundet und rasch wieder herausgezogen. Dann wurde der Teppich zurückgeschlagen und ein Hohlraum unterhalb des Fussbodens entdeckt. Mit Dynamit sprengten

die Deutschen ein Stück ab und legten eine weitere Treppe frei. Ein Kommando wurde hinuntergeschickt und rasch zurückgeworfen. Als die Nazis sich für einen neuen Ansturm rüsteten, ertönten von unten vier Schüsse. Die Attentäter hatten ihre letzten Kugeln verbraucht.

Der Tod der Fallschirmspringer war der Auftakt zu weiteren Morden. Mit Hilfe des Verräters wurden die Funkerteams erneut zerschlagen. Das kleine Dorf Lezaky, wo der Kurzwellensender mit dem Decknamen Libuse stationiert war, erlitt das gleiche Schicksal wie Lidice. Die Familien der Fallschirmspringer, die Nachbarn und Priester, die ihnen Zuflucht gewährt hatten, sowie Alois und Ata Moravec, wurden hingerichtet.

War das Attentat auf Heydrich nun klug oder dumm, ein kühner Handstreich im Kampf um Gerechtigkeit oder ein impulsiver Patzer von einem Führer, der um jeden Preis Eindruck schinden wollte? Beneš war sich womöglich selbst nicht sicher, weil er nie das Verdienst für den Anschlag beanspruchte. Die deutsche Rache kostete Tausende Tschechen das Leben und liess den Gegnern des Regimes kaum eine andere Wahl, als sich zu verstecken und zu hoffen, dass sie überlebten. Sie hatten jedoch ohnehin bereits stark unter Druck gestanden, und die Kühnheit der Operation hob die Kampfmoral der Alliierten, die damals auf einen Tiefpunkt gesunken war. Heydrich war der erste – und letzte – hohe NS-Funktionär, der erfolgreich von verdeckten Agenten angegriffen wurde.

Der tschechoslowakische Geheimdienstchef František Moravec (kein Verwandter von Marie) zählte zu den Leuten, welche das Attentat als einen Erfolg betrachteten. Die Aktion erregte weltweit Aufsehen, hob den Status des Landes unter den Exilgruppen in London und raubte den Nazis eine ihrer tüchtigsten Führungskräfte. Der englische Diplomat Bruce Lockhart, ein Freund von Jan Masaryk, und in der Regel ein standhafter Verbündeter der Tschechoslowakei im Foreign Office, vertrat eine andere Meinung: Der Vorfall habe den Druck vervielfacht, dem sich der Widerstand ausgesetzt sah, erklärte er, während er der Sache der Alliierten nicht im Geringsten nützte.

Die Verschwörung gegen Heydrich illustrierte, mit welcher schwierigen Entscheidungen Politiker ebenso wie Bürger konfrontiert wurden. Beneš musste den politischen Nutzen einer spektakulären Aktion abwägen gegen die unweigerlichen Nachwirkungen – die Nazis waren imstande und auch gewillt, grausam zurückzuschlagen. Innerhalb des Protektorats steckten viele Tschechen in einer persönlicheren Zwickmühle. Aktive Mitglieder des Widerstands hatten bereits beschlossen, wenn nötig ihr Leben zu opfern, aber viele andere mussten ganz spontan Entscheidungen treffen: denunzieren oder den Mund halten; sich öffentlich bekennen oder wegsehen. Der Hausmeister und seine Frau hatten sich niemals zum Untergrund gemeldet, aber als sich Marie an sie wandte, antworteten beide: «Hier bin ich», und das unter grosser Gefahr für ihr eigenes Leben. Das Gleiche gilt für Freunde und Verwandte, die im Keller, in der Garage oder unter dem Dach «nur für ein paar Tage» Platz für die Flüchtlinge fanden. Es wundert einen nicht, dass die Priester der Boromejsky-Kirche untereinander stritten, wie sie sich verhalten sollten.

Auch andere Tschechen gerieten wegen ihres Berufs in eine moralische Zwickmühle, etwa der erste Arzt, der den verletzten Heydrich untersuchte, der Dolmetscher, der beim Verhör von Ata Moravec anwesend war, der Feuerwehrmann, dem befohlen wurde, den Schlauch in die Kellergewölbe der Kirche zu führen, und die Polizisten, die man rief, um den Schauplatz abzuriegeln. Diese Männer wurden nicht angewiesen, jemanden umzubringen, aber sie erleichterten denjenigen, die es taten, ihre Arbeit. Wenn wir heute an ihrer Stelle wären, wie würden wir handeln? Was wird erreicht, wenn man den Gehorsam verweigert? Gibt es nicht andere Ärzte, Dolmetscher, Feuerwehrmänner und Polizisten, die das tun würden, was man ihnen sagt, wenn wir uns weigerten? Würden wir unser Leben für nichts und wieder nichts opfern?

Čurda war gewiss ein Schurke, aber was ist mit den Tschechen – und das waren Hunderte –, die bereitwillig Auskunft gaben, was sie an den Tagen um das Attentat beobachtet hatten? Waren sie habgierig oder versuchten sie aufrichtig, Menschenleben zu retten, indem sie den unmittelbaren Anlass für die deutsche Brutalität aus der Welt schaffen wollten? Was sollen wir von dem characterschwachen Präsidenten Há-

cha halten, der den Anschlag auf Heydrich verurteilte und seine Landsleute aufforderte, die Ermittlungen zu unterstützen? Was ist mit den lokalen Beamten, die zwar alles taten, was die Deutschen von ihnen verlangten, aber, nach dem Vorbild des braven Soldaten Schwejk, mit so wenig Kompetenz und Effizienz wie nur möglich?

Bei den obigen Fragen fällt mir eine tschechische Variante der Entschuldigung «Ich habe nur Befehle ausgeführt» ein. Übersetzt heisst es etwa: «Ich war nicht der Dirigent des Orchesters, nur ein Musiker.» Ich persönlich empfinde Verachtung für die echten Verräter und uneingeschränkte Bewunderung für die Helden, die sich für eine mutige Handlungsweise entschieden. Was die vielen angeht, welche lieber wegsahen und den Mund hielten und alles taten, um nur ja nicht in etwas hineingezogen zu werden, so habe ich vor ihnen weder Respekt, noch fühle ich mich ihnen in irgendeiner Form überlegen. Hätte ich, unter denselben Umständen, den Mut einer Marie Moravcová bewiesen? So sehr mir der Gedanke auch gefallen würde, kann ich das nicht von mir behaupten.

Das Attentat brachte ein gemischtes Ergebnis, war aber in meinen Augen sowohl eine mutige als auch richtige Entscheidung. Hitlers Reaktion, so brutal sie war, untergrub den Rückhalt der Nazis fast ebenso sehr wie der Tod Heydrichs. Die Deutschen hatten sich zum Ziel gesetzt, jeden Hinweis zu vernichten, dass der Ort Lidice jemals existiert hatte; aber schon wenige Wochen nach dem Massaker wurden die Namen von Städten und Wohnvierteln in den Vereinigten Staaten und einem Dutzend anderer Länder ihm zu Ehren geändert. Soldaten der Alliierten malten den Namen des Ortes auf ihre Panzer, und der Minister der US-Navy Frank Knox erklärte: «Wenn künftige Generationen uns fragen, wofür wir in diesem Krieg kämpfen, dann werden wir ihnen die Geschichte von Lidice erzählen.»¹⁴

Hollywood antwortete mit zwei Spielfilmen, die beide im Jahr 1943 erschienen: *Hitlers Madman* mit dem linksischen John Carradine als Heydrich sowie *Hangmen Also Die!* (deutsch: *Auch Henker sterben*). Der zweite und künstlerisch wertvollere Film war das Werk zweier deutscher Flüchtlinge: Bertolt Brecht als Drehbuchautor und

der unvergleichliche Regisseur Fritz Lang. Der Film hält sich zwar nur lose an die Tatsachen, doch das Drehbuch richtet das Augenmerk auf das reale, moralische Dilemma der Attentäter: sich selbst stellen oder auf freiem Fuss bleiben, während tschechische Geiseln hingerichtet werden. Der Film schliesst mit dem Lied «*No Surrender*», und einem Versprechen: Dies ist *nicht* das Ende.

Noch heute wird in Filmen und Büchern an den Ort Lidice erinnert, während Hitlers Plan, ein besonderes Denkmal für Heydrich zu errichten, nie verwirklicht wurde. Im Jahr 1945 wurde das Holzkreuz auf seinem Grab entfernt; es ist nicht ersetzt worden.

VORBOTEN DES VÖLKERMORDS

Anfang des Jahres 1942 erklärte Jan Masaryk einem Publikum in New York: «Dies ist das bedeutendste Jahr in der Geschichte der menschlichen Rasse.»¹⁵ Seine Zuhörer konnten ihm nur zustimmen. Im vorangegangenen Dezember hatte Japan Pearl Harbor angegriffen, die Vereinigten Staaten hatten Japan den Krieg erklärt, und Hitler hatte seinerseits den Vereinigten Staaten den Krieg erklärt. Der Feind hatte ihnen keine andere Wahl gelassen: Amerika befand sich im Krieg. Churchill war eilends nach Washington geflogen, wo er Roosevelt das Versprechen abnahm, dem Konflikt in Europa Vorrang einzuräumen. In Anbetracht der Tatsache, dass die Vereinigten Staaten soeben im Pazifik angegriffen worden waren, war das keine Kleinigkeit.

Jan Masaryk war seit Ende 1941 in den Staaten und hielt an der ganzen Ostküste Vorträge oder gab Interviews. Der für seine Respektlosigkeit in jungen Jahren bekannte Masaryk trat nunmehr als Prediger auf. Er sagte, die Vereinigten Staaten müssten die Rolle des Moses übernehmen, weil kein anderer die Macht und die Glaubwürdigkeit für die Führung habe. Er warb für die Anliegen der kleinen Länder, insbesondere für das «liebliche alte Land Böhmen», und stellte fest, dass auch Jesus aus einer bescheidenen Nation stamme. Aus seinen Empfindungen gegenüber Deutschland machte er ebenfalls kein Hehl.

Genau wie Beneš und andere Führer der Alliierten zollte Masaryk den grossen Denkern des deutschen Humanismus seinen Respekt. Der vergangene Ruhm könne jedoch nicht die «periodischen, ethischen und moralischen Aussetzer» entschuldigen, welche das kulturelle Vermächtnis des Landes befleckten. «Nicht Hitler hat Deutschland gemacht», versicherte Masaryk, «sondern Deutschland hat Hitler hervorgebracht.»¹⁶ «Bis der Krieg vorüber ist», fügte er später hinzu, «kenne

ich keine liebenswürdigen Deutschen. ... Wir müssen das Volk abschaffen, das glaubt, dass ... ein Angriffskrieg vor den Augen Gottes Bestand hat.»¹⁷

In London hatte Beneš häufig Kontakt zu den antifaschistischen Führern der Sudetendeutschen, die ebenfalls im Exil lebten. Sie stellten sich die Frage: War die Regierung Beneš flexibel genug, sie zu integrieren? Wie sich zeigte, lautete die Antwort Nein. Bereits im Jahr 1940 hatte sich Beneš Gedanken darüber gemacht, dass es notwendig sein würde, die Deutschen vom Boden der Tschechoslowakei zu entfernen. Ursprünglich hatte er geglaubt, dass einige territoriale Zugeständnisse möglicherweise angebracht wären. Die Kombination von Heydrichs Terror und der Zerstörung Lidices hatte jedoch die meisten Tschechen – auch Beneš – überzeugt, dass die Deutschen jedes Recht zu einem Tauschhandel verwirkt hatten. Sie trugen sowohl individuell wie auch kollektiv Schuld an den Kriegsverbrechen. Von da an bestand Beneš darauf, dass eine Massendeportation Teil der Nachkriegsregelung sei. «Jeder Sudetendeutsche, der nicht aktiv den Nazismus bekämpft hat», erklärte er unnachgiebig, «muss gehen, und zwar sofort.»¹⁸ Obwohl der Präsident für Menschen, die nachweislich gegen Hitler gekämpft hatten, eine Ausnahme machte, blieb die Frage moralisch heikel. Bruce Lockhart, der wohlwollende britische Gesandte, kommentierte nüchtern: «Präsident Beneš hat seine eigene Lösung für das Problem gefunden. Er hat sie von Hitler übernommen. Es handelt sich um einen Bevölkerungstransfer.»¹⁹

Auch wenn Beneš ihre Bitten ablehnte, sprach er doch respektvoll mit den Sudetendeutschen, die nach London geflüchtet waren. Er hatte dazu auch allen Grund. Die meisten von ihnen verachteten Hitler wegen seiner Verbrechen und dafür, dass er den Ruf ihres Volkes ruiniert hatte. Aus den Alternativen Kollaboration oder Exil hatten sie die ehrenhaftere Variante gewählt, um lediglich festzustellen, dass sie eigentlich nicht gewinnen konnten. Ein Sieg der Nazis würde die völlige Katastrophe bedeuten; nach einem Sieg der Alliierten hätte ihr Volk jedoch keine Heimat mehr.

Die Sprecher im Radioteam meines Vaters verwendeten nicht ihre realen Namen, wenn sie auf Sendung waren, weil sie fürchteten, dass man sich an ihren Familien rächen würde. Diese Vorsichtsmassnahme galt auch für meinen Vater, aber ich möchte bezweifeln, dass es in seinem Fall eine Rolle spielte. Nach meiner Ernennung zur US-Aussenministerin wurde mir eine Kopie eines Dokuments gezeigt, das die Prager Dienststelle der deutschen Geheimpolizei im Krieg angefertigt hatte. Das Papier verlangte, die tschechische Staatsbürgerschaft des «Juden Korbel», seiner Frau Anna und Tochter Marie Jana aufzuheben, mit der Begründung, dass mein Vater sich der illegalen tschechischen Regierung in London zur Verfügung gestellt habe. Noch Jahre später lässt es mir keine Ruhe, dass die Geheimpolizei die korrekten Daten der Adresse meiner Familie in England kannte.

Die Stars der Londoner Radiosendungen, Beneš und Masaryk, waren alles Andere als anonym; sie wollten, dass ihre Namen eng mit der nationalen Sache verknüpft wurden. Beneš hielt in regelmässigen Abständen Ansprachen, insbesondere an Jubiläen und zu anderen wichtigen Ereignissen. Der Aussenminister war, wenn er nicht gerade auf Reisen war, jeden Mittwoch im Äther zu hören. Seine Vorträge waren unkonventionell, er verzichtete auf jede politische Rhetorik zugunsten anschaulicher Anekdoten. Mussolini bezeichnete er verächtlich als «aufgeblasenen Banditen», Hitler als «Wiener Tapezierer» und die Nazis als «Heiden», die anders als die Trojaner der Antike nicht für eine schöne Frau Krieg führten, sondern im Namen eines hässlichen Mannes. Da er genau wusste, dass seine Zuhörer in der Heimat zur Melancholie neigten, wählte Masaryk tröstende Worte und sagte voraus, dass «jene, welche die Gewalt anbeten, am Ende erschöpft sein müssen»; sein Lieblingswort war «Anstand» und sein Rat am Ende: «Kopf hoch und weitermachen!»²⁰

Beneš leitete allein die Regierung, aber der jüngere Masaryk half ihm bei der Navigation durch die unruhige See der britischen Politik. Masaryk hatte seinem sterbenden Vater versprochen, alles in seinen Kräften Stehende zu tun, um Beneš zu helfen; seine Loyalität stand aus-

ser Frage. Dennoch gaben die beiden ein merkwürdiges Paar ab: der kleine, zurückhaltende Diplomat neben der ausgelassenen, 1,85 grossen Naturgewalt. Beneš vertrat die tschechoslowakischen Interessen, aber sein Partner war der Gesandte der Nation bei der Weltgemeinschaft.

In den Kriegsjahren sprach Masaryk vor verschiedensten Gruppen auf den ganzen britischen Inseln. Manchmal begleitete mein Vater ihn. Jahrzehnte später beschrieb er so einen Moment:

Masaryk betrat den Saal, grossgewachsen und bedächtig, mit einem schüchternen Gesichtsausdruck und merklich unsicheren Augen. Wer ihm noch nie begegnet war, hatte mit Sicherheit von der ersten Sekunde an den Eindruck, dass eine richtige Persönlichkeit in ihre Mitte getreten war. Er grüsste Bekannte und wurde schnell informell, jovial, sprühte vor Witz und schenkte einem sein wunderbares Lächeln. In diesen Momenten spürte er intuitiv das Wesen seines Publikums: ihre besonderen Interessen, Sorgen und Schwächen. Und dann sprach er: zärtlich über Menschen, die es verdienten oder Fürsorge benötigten, aber schonungslos über jene, welche gegen die grundlegenden Gesetze der Menschheit verstossen hatten. Hier und da hob er die Hand, als wolle er mit seinen feinen aristokratischen Fingern den eigenen Gedanken den letzten Schliff verleihen. Jemand fragte einmal: War er ein Tribun, ein leidenschaftlicher Redner, ein Schauspieler? Er war alles in einem.²¹

Masaryk sagte gerne, er liebe England deshalb, «weil meine Putzfrau den Hut auf dem Kopf lässt, wenn sie den Boden schrubbt, und weil der Klempner, der kommt, um den Abfluss im Bad zu richten, mir eine Players Zigarette anbietet. Er würde auch dem König eine anbieten. Das ist Demokratie.»²² Solche Phrasen schmeichelten den Briten, aber Masaryk war auch so kess, offen seine Meinung zu sagen, wenn er Recht behalten hatte. Er sagte zur British Empire League, deren Mitglieder das Münchner Abkommen gebilligt hatten, dass die Nazis vielleicht in Prag den Anfang gemacht hätten, aber nicht aufhören würden, bis sie

Ottawa, Sydney, Delhi, Johannesburg und jeden Vorposten des Empires in Gefahr gebracht hätten.

Bei den Verbrechen gegen die Juden nahm er ebenfalls kein Blatt vor den Mund. Mein Vater begleitete ihn an einem Nachmittag, als Masaryk sich mit einer Gruppe jüdischer Auswandererkinder traf. Ein Mädchen in einem traditionellen Kleid übergab ihm eine Kopie der Tora. Als Antwort sprach er, wie so oft, über Hitlers Anstrengungen, den Juden ihre Würde zu rauben, und verglich das jüdische Sehnen nach einer Heimat mit dem seines eigenen, tschechischen Volkes. «Meine lieben Kinder», schloss er, «bei diesem heiligen Buch von euch, schwöre ich feierlich, solange selbst nicht heimzukehren, bis ihr alle wieder zuhause seid.»²³

Im Oktober 1942 wurde der Haushalt der Korbels durch die Ankunft Kathys, meiner Schwester, auf den Kopf gestellt. Ich war nicht länger im Zentrum der Aufmerksamkeit, aber mir machte das nichts aus. Einen Monat zuvor hatte ich eine neue Stufe erreicht: Ich wurde als Kindergartenkind in der Kensington High School for Girls eingeschrieben, zu Fuss nur zehn Minuten von unserer Wohnung entfernt. Wie in der Kleiderordnung vorgeschrieben, trug ich eine graue Tunika und Faltenrock, darüber einen kirschroten Blazer und ein Barett, das mit einer Gasmaske ausgestattet war.

Da ich keinen Vergleich hatte, war mir nicht klar, was für ein Glück ich hatte, dass ich mit meiner Familie zusammen war. Tausende Flüchtlingskinder konnten mit ihren Eltern nur in Gedanken kommunizieren. Viele wurden von Pflegefamilie zu Pflegefamilie gebracht; für ein paar wurde auf grossen Höfen sehr gut gesorgt, aber andere wurden in Haushalten, die grosse Not litten, als unbezahlte Bedienstete ausgenutzt. Im Gegensatz dazu brachte mich mein Vater jeden Tag zur Schule und war, sooft es ging, zum Abendessen zuhause. Ein paar Mal besuchte ich ihn in seinem Büro, wo ich die Anwesenden bei ihrer wichtigen Arbeit störte und Mitgliedern der Exilregierung die Hand gab. Ich nahm auch an gelegentlichen Empfängen teil und wurde Beneš vorgestellt, der sehr nett war, aber, selbst für meine unerfahrenen Augen, steif und förmlich.

Mein Vater war auch ein förmlicher Mensch, aber dennoch kontaktfreudig. Er erzählte gerne Geschichten, und es machte ihm nichts aus, wenn ich auf ihm herumkletterte, auch wenn er deswegen die Zeitung und die allgegenwärtige Pfeife zur Seite legen musste. Meine Mutter war zu denen, die sie kannte, freundlich und neigte weniger zur Strenge, wenn ich mal Unfug machte. Anfang dreissig hatte sie nunmehr ein strahlendes Lächeln und dunkelbraunes Haar, das sie in einer Art Rolle rings um ihren Kopf trug. Ich beobachtete fasziniert, wie sie die Rolle zustande brachte, indem sie die abgeschnittene, ausgestopfte Spitze eines Strumpfs auf den Kopf legte, ihr Haar um den Strumpf zog und dahinter feststeckte.

Als meine Mutter einmal zuhause bei Kathy bleiben musste, nahm meine Cousine Dáša mich an der Hand und begleitete mich zu den Ealing Studios. Der bekannte tschechische Regisseur Jin Weiss drehte einen kurzen Film über tschechoslowakische Flüchtlinge. Ich erinnere mich nicht mehr an das Drehbuch, aber ich hatte bestimmt eine wichtige Rolle, weil ich als Gage ein rosa Stoffkaninchen bekam. Nicht lange danach stand ich in einer Menge und sah einer Parade tschechoslowakischer Soldaten durch London zu, bevor sie übers Meer in den Kampf zogen. Ein vorübergehender Soldat blieb kurz stehen und hob mich hoch. Am nächsten Tag war in der Zeitung das Bild abgedruckt, mit der Überschrift: «Ein Vater sagt seiner Tochter Lebewohl». Meine Mutter fand die Verwechslung lustig; mein Vater war nicht so begeistert.

Wenn mein Vater auf Reisen war, ergriff meine Mutter die Gelegenheit, ihre spirituelle Seite zu pflegen, indem sie an einer Séance teilnahm. Weil ich nicht lange nach dem Tod meines Grossvaters mütterlicherseits auf die Welt gekommen war, glaubte sie, dass seine Seele womöglich in mir wiedergeboren sei. Im Jahr 1941 kehrte sie an einem Sommertag von einer Seance mit dem Gefühl zurück, ihre geliebte Schwester Marie, genannt Mana, sei an der Nierenkrankheit gestorben, an der sie schon seit Jahren litt. Die Wahrheit dieser traurigen Vorhersage wurde wenig später bestätigt. Als meine Schwester Kathy im folgenden Jahr das Licht der Welt erblickte, glaubte meine Mutter, Mana sei in ihr wiedergeboren worden.



Marie «Mána» Spiegelová

Nach tschechischem Brauch feierte unsere Familie sowohl die Geburtstage als auch die Namenstage, den Tag zu Ehren eines bestimmten Heiligen. Für mich bedeutete das ein Fest am 15. Mai und ein zweites im August, ebenfalls am 15., zur Feier der Himmelfahrt der Jungfrau Maria. Und an Weihnachten gab es ein traditionelles Essen, einen liebevoll geschmückten Baum und Geschenke. Die von ihren engsten Angehörigen getrennte Dáša schrieb ihren Eltern, dass sie «ein Briefmarkenalbum, ein Nagelpflegeset, ein Buch, einen goldenen Stift, Badesalz, parfümierte Seife und eine neue Bluse» bekommen habe. Sie beendete den Brief mit einem sehnsüchtigen Kommentar: «Vielleicht sehen wir uns bald wieder.»²⁴

Die Briefe, die Dáša von zuhause bekam, haben sie mit Sicherheit bestürzt, auch wenn ihre Mutter einen beruhigenden Ton anschlug. Ihrem Vater Rudolf hatte man inzwischen verboten, als Arzt zu arbeiten, und seine Ausrüstung in der Praxis war von den Deutschen konfisziert worden. «Papa ist immer zuhause», schrieb Greta, «und hilft mir vor Langeweile ein wenig. Im ganzen Sommer gingen wir drei Mal schwimmen. Wir müssen immer zum See gehen, im Freibad geht es

nicht. Wir gehen nicht einmal mehr in den Park, nur wenn wir allein spazieren gehen.» Dášas Familie konnte in Strakonice bleiben, musste aber, da sie kein Einkommen mehr hatten, in ein kleineres Haus umziehen.²⁵

Die deutsche Propaganda innerhalb des Protektorats stellte die Exiltschechen in London als Gefangene der jüdischen, finanziellen Interessen dar. Beneš wurde häufig als weisser (oder Ehren-) Jude bezeichnet. Dieses Argument richtete einigen Schaden an, weil sich nicht wenige Tschechen mit dem Gedanken anfreundeten, dass die Juden, insbesondere jene deutscher Abstammung, zumindest teilweise am Krieg schuld seien. Eine Nachricht des tschechischen Widerstands informierte London:

Unseren eigenen Juden bieten die Menschen Hilfe an, wo sie nur können, aus rein humanitären Motiven. Ansonsten wünschen wir uns ihre Rückkehr nicht. Wir fühlen uns von ihnen entfremdet und sind froh, ihnen nicht mehr über den Weg zu laufen. Es ist noch nicht vergessen, dass die Juden sich, mit wenigen Ausnahmen, nicht assimiliert haben und dass sie sich an die Seite der Deutschen stellten, wann immer es ihnen vorteilhaft schien, was den Tschechen wiederum schadete.²⁶

Beneš spielte selten und auch dann nur ganz allgemein auf die Gräueltaten an, die an Juden und anderen Minderheiten begangen wurden. Als die Vereinigung tschechischer Juden ihn aufforderte, sich energischer zu Wort zu melden, weigerte er sich und berief sich auf «Gründe von höherem Interesse».²⁷ Diese Zurückhaltung von offizieller Seite galt jedoch nicht für Radiosendungen der Regierung. Schon früh im Krieg verfasste Ripka eine Botschaft mit dem Titel «Wir denken an euch» an die tschechischen und slowakischen Juden. Darin verurteilte er eine lange Liste von NS-Verbrechen, auch die Diskriminierung der Juden und die Internierung in Ghettos und Zwangsarbeitslagern.

Im Juni und Juli 1942 fanden sich unter den Nachrichtenartikeln auch Berichte über die systematische Ermordung der Juden in Ostpolen.

Die Berichte klangen so aufsehenerregend, dass viele sie als Propaganda der Alliierten abtaten. Immerhin waren die Quellen alles andere als objektiv: die polnische Exilregierung und der Jüdische Weltkongress. Wer konnte schon glauben, dass man 700'000 Juden sofort ermordet hatte und dass man eine ähnlich grosse Zahl durch Hunger und Seuchen in den Tod getrieben hatte? Nicht einmal die Nationalsozialisten wären doch dazu imstande, Häftlinge mit einer Quote von Tausend pro Tag zu erschiessen oder zu vergasen? Anfangs waren die alliierten Führer skeptisch, aber im Dezember einigten sich zwölf Regierungen (auch die tschechoslowakische) und das französische Nationalkomitee auf eine förmliche Verurteilung der «bestialischen Politik einer kaltblütigen Austilgung» durch die Nationalsozialisten. In London bestätigte Aussenminister Eden in einer eilends einberufenen Sitzung des Parlaments, dass die schrecklichen Berichte tatsächlich wahr seien. Er sagte, die Juden würden aus den besetzten Ländern in «das Hauptschlachthaus der Nazis in Polen» gebracht, wo sie sich entweder zu Tode schufteten oder verhungerten oder «bewusst massakriert» wurden.²⁸ Edward R. Murrow bezeichnete die Berichte als «Augenzeugenmaterial» über «einen Albtraum jenseits jeglicher Vorstellung».²⁹

Die schrecklichen Neuigkeiten wurden in einer Sondersendung für das Protektorat gemeldet. Der Kollege und Freund meines Vaters Jaroslav Stránský drängte die Tschechen und Slowaken, alles in ihren Kräften Stehende zu tun, um den Juden zu helfen, die noch unter ihnen waren. «Jede Hilfe und jeder Beistand, die ihr gewährt, werden zu eurer Ehre und Ruhm sein.»³⁰ Ripka ermahnte die Ärzte, sich nicht an NS-Verbrechen wie der Zwangssterilisation der Juden zu beteiligen. Allgemeiner schwor sich Beneš persönlich, dass «jedes Verbrechen, jeder Gewaltakt, jeder Mord, der von den Nazischergen in der Tschechoslowakei begangen wurde ... tausendfach gerächt und gesühnt werden muss und wird.»³¹

Die Worte dieser Männer waren leidenschaftlich, weil die Zeit knapp war, weil sich die Tragödie in dem Land abspielte, das sie ihre Heimat nannten, und weil die Verbrechen – obgleich jenseits jeglicher Vorstellungskraft – absolut real waren.

Im Februar 1997 reisten meine Schwester Kathy und mein Bruder John in die Tschechische Republik, um sich angesichts der Enthüllungen der *Washington Post*, wir seien jüdischer Abstammung, auf die Spurensuche zu machen. Mit Hilfe von Freunden gelang es ihnen, die meisten Informationen zu bestätigen, aber ein wichtiges Puzzleteil fehlte ihnen. In dem Zeitungsartikel wurde der Vorname unserer Grossmutter mütterlicherseits falsch als Anna angegeben, statt «Rose» oder Růžena. Aus den Dokumenten der Föderation jüdischer Gemeinden in Prag ging hervor, dass mehrere Anna Spiegelová aus der Region um Kostelec nad Orlicí nach Theresienstadt deportiert worden waren, aber keine Růžena Spiegelová.

Die Sache blieb rätselhaft, bis John einfiel, dass er Vorjahren ein Bild von mir als Kleinkind mit einer Frau im mittleren Alter gesehen hatte, die er nicht erkannt hatte. Auf die Rückseite des Fotos war der Name eines Kurorts östlich von Prag gekritzelt, der für seine Glashütten berühmt war. Zufällig war John schon einmal in der Stadt gewesen, ohne etwas von einer Verbindung zu unserer Familie zu ahnen. Jetzt schlug er Kathy vor: «Warum schauen wir nicht nach, ob Grossmutter vielleicht aus Poděbrady kam?» Gesagt, getan. Am 9. Juni 1942, dem Tag, an dem Heydrich beerdigt und Lidice zerstört wurde, stieg Růžena Spiegelová in Kolin bei Poděbrady in einen Zug, der nach Theresienstadt fuhr. Jahre zuvor hatte sie einen Laden gehabt und ihren Kunden versichert, dass der Kaffee ihrer Familie der beste in ganz Böhmen sei. Nach meiner Geburt hatte sie sich immer wieder um mich gekümmert und mich als Erste «Madien» genannt – aus jener Zeit stammt das Bild, an das sich John erinnert hatte. In den schrecklichen Tagen nach der Invasion Hitlers hatte sie mich wiederum zu sich genommen, während



Růžena Spiegelová

meine Eltern in Prag ständig den Ort wechselten und einen Fluchtplan ausarbeiteten. Sie war bei ihrem Ehemann gewesen, als er 1936 starb, und bei ihrer Tochter Mana, als diese fünf Jahre später den Kampf gegen eine Nierenkrankheit endgültig verlor. Ausser Fotos habe ich keine Erinnerung an Růžena; ich war damals noch zu klein. Als ich heranwuchs, dachte ich selten an meine Grosseltern; und wenn ich es einmal tat, stellte ich sie mir als sehr alt vor. Als Erwachsener hatte ich dann Gelegenheit, meine Eltern mit meinen eigenen Kindern spielen zu sehen. Da wurde mir klar, dass ich womöglich selbst einmal Grossmutter sein würde. Inzwischen weiss ich, dass Růžena, als sie in Theresienstadt ankam, erst vierundfünfzig war, also noch gar nicht alt – sogar fünf Jahre jünger als ich bei meiner Ernennung zur Aussenministerin. Mir ist noch ein Detail eingefallen: Als Kind schwamm ich immer gerne in kaltem Wasser. Wenn ich das machte, rief meine Mutter jedes Mal aus: «Du bist genau wie deine Grossmutter.»

Ich hätte mir nur gewünscht, dass ihr Schicksal mehr Ähnlichkeit mit meinem gehabt hätte.

Der Zug, der Růžena Spiegelová zunächst nach Theresienstadt und, einige Tage später, weiter nach Osten brachte, zählte zu den drei Zügen, die unmittelbar mit der Rache der Nationalsozialisten für den Anschlag auf Heydrich in Verbindung standen. Was mit den Passagieren am Ende der Reise genau passierte, ist nicht bekannt, ausser dass es keinen Hinweis auf Überlebende gab. So gut wie sicher machte der Zug in Ostpolen Halt, wo die Insassen aus den Waggonen geholt und hingerichtet wurden. Nach den Unterlagen in Theresienstadt hiess das Ziel vermutlich Trawniki, wo man 1941 Zwangsarbeitslager errichtet hatte. Die Einrichtung wurde von den Nationalsozialisten genutzt, um sowjetischen und ukrainischen Kriegsgefangenen beizubringen, wie man Wachsoldat in einem Konzentrationslager wurde; im Rahmen ihrer Ausbildung mussten die Lehrlinge andere Gefangene erschliessen.

as meinen Grossvater väterlicherseits, Arnošt Korbel, angeht, so wurden ihm nach der Invasion die Früchte einer lebenslangen Arbeit verwehrt. Da er vorzeitig in den Ruhestand gehen musste, hatte er kein Einkommen mehr, und sein Sparbuch brachte keine Zinsen mehr ein. Seit September 1941 mussten alle, die man als Jude identifiziert hatte, den berüchtigten sechszackigen, gelben Stern mit dem Wort «Jude» tragen. Auf ihre Bezugsscheine wurde ein «J» gestempelt, und das hiess: kein Fleisch, kein Fisch, keine Früchte noch Milchprodukte. Es war ihnen nicht erlaubt, ein Telefon oder Radio zu besitzen oder durch das Land zu reisen. Für Arnošt bedeutete das, keine Ausflüge mehr an die dalmatinische Küste, wo er so gerne Urlaub gemacht hatte, weniger mit seiner Frau Olga, sondern mit seinem geliebten HundDrolik, der aus Liebe zu Frankreich und dem französischen Wort drôle, das zugleich «kleiner Mann» und «Kauz» heisst, so genannt wurde. Während Arnošt am Meer war, nahm Olga gewöhnlich ihre Enkeltöchter Dáša und Milena in die Berge mit. Auch diese Ausflüge waren jetzt verboten.

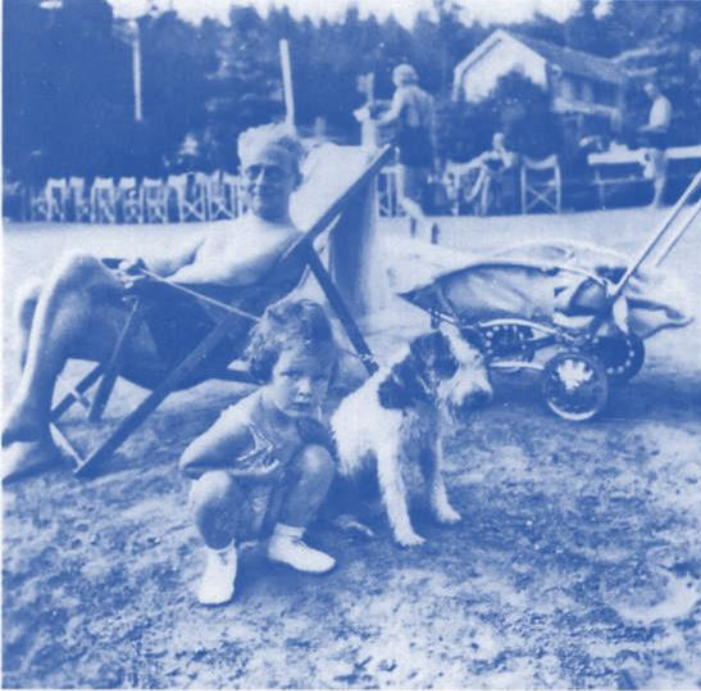
Mein Vater betete seine Mutter an, aber Olga und ihre Schwiegertochter Mandula kamen nicht immer gut miteinander aus. Vielleicht lag das daran, dass sie nie Gelegenheit hatten, sich richtig kennenzulernen. Meine Eltern hatten einen grossen Teil ihres Ehelebens in Belgrad oder

London verbracht. In der Familie erzählte man sich, dass meine Mutter einmal beim Stricken eines Pullovers einen Fehler gemacht und Olga sich bereit erklärt habe, ihn zu korrigieren. Meine Mutter brachte, während sie zusah, nicht den Mut auf, Olga zu bitten, doch endlich aufzuhören, bis der ganze Pullover schliesslich aufgetrennt war.

Arnošt war liebenswürdig, aber der Hund war sein Ein und Alles. Dáša vergass nie den Nachmittag, an dem sie beschloss, dass es lustiger wäre zu lesen, statt mit dem altersschwachen Foxterrier seinen täglichen Spaziergang zu machen. Sie band Drolik an einen Türknauf und schlug ihr Buch auf. Als Arnošt nach Hause kam und die Szene sah, wurde er wütend. Ohne ein Wort machte er die Leine an einem Tisch fest und band das andere Ende meiner Cousine um das Handgelenk. Dann machte er einen sehr langen Spaziergang mit dem Hund. «Das soll dir eine Lehre sein», sagte er später zu ihr, «wie es ist, wenn man seine Freiheit verliert.» Aber schon bald war alles vergeben. Zu ihrem elften Geburtstag bekam Dáša von Arnošt eine achtbändige *Encyclopedia Masaryk*, ein umfassendes Nachschlagewerk. Noch 72 Jahre danach nahmen die Bände einen Ehrenplatz in ihrer Wohnung ein.

Jahr 1940 oder 1941 wurden Arnošt und Olga gezwungen, in eine Mietwohnung zu ziehen, die sie mit anderen jüdischen Familien teilten. Monat für Monat musste die Gemeinschaft enger zusammenrücken. Wenn sie sich einmal nach draussen wagten, wurden sie an jeder Strassenecke von dem Schild «Für Juden nicht zugänglich» aufgehalten. Da ihnen die Freiheit und der Besitz geraubt wurden, konnten jüdische Familien nichts Anderes zu tun, als miteinander in Kontakt zu bleiben und abzuwarten, bis ihre Namen aufgerufen wurden. Theresienstadt? Jeder hatte bereits Gerüchte gehört, aber keiner wusste genau, wie das Leben dort aussehen würde.

Für meine Grosseltern hatte das Warten am 22. Juli 1942 um 9.45 Uhr ein Ende. Die Einberufung wurde von der Leitung der jüdischen Gemeinde übergeben. Arnošt und Olga blieb eine Woche, um ihre Angelegenheiten zu regeln. Meine Grossmutter schrieb sofort an ihre Tochter Greta:



Arnošt Korbel mit Drolík und Alena Körbelová

Ich muss mich erst noch an den Gedanken gewöhnen, dass wir wirklich gehen. Ich werde mir die Haare waschen ... ein bisschen einkaufen und ... das Haus putzen. Am Abend werde ich einen Teig für das Brot zubereiten, das ich am Morgen backen will... Wenn wir einmal dort [in Theresienstadt] sind, beruhige ich mich hoffentlich ein wenig. Gerade bin ich überhaupt nicht ruhig. In Wirklichkeit war ich schon seit Langem nicht mehr ruhig ... Ich möchte dich, meine liebe Gretitschka, bitten, deine Kraft nicht mit Sorgen um uns zu verschwenden. Du wirst sie für dich brauchen. Ich verspreche, dass ich einen starken Überlebenswillen habe. Irgendwo, in einem fremden Land, werden wir uns wiedersehen.³²

Sie fügte hinzu, dass sie hoffte, mit Kindern arbeiten zu können, aber nur als Aufseherin, «weil es mich sonst zu sehr anstrengen würde». Arnošt hatte man bereits befohlen, Drolik in das Tierheim zu bringen, in dem alle Haustiere von jüdischen Familien gesammelt wurden. «Vater wird es schwerfallen», schrieb sie. «Ihm wird ganz elend sein, aber auch mich macht das sehr traurig.»³³

Meine Grosseltern taten alles, was sie konnten, um sich auf das neue Kapitel in ihrem Leben vorzubereiten, Unzählige Nachbarn und Freunde statteten Abschiedsbesuche ab, darunter auch einige, die davon ausgingen, dass man sie zum Abendessen einladen würde. Da es ihnen erlaubt war, etwa 50 Kilogramm Gepäck mitzunehmen, wählten die Grosseltern sorgfältig aus und versuchten, so viele warme Sachen wie möglich mitzunehmen. Am Tag vor der Abreise schrieb Olga noch einmal an Greta:

Den ganzen Tag über kamen Besucher. Jetzt ist es halb elf abends. In der Wohnung herrscht ein Chaos. Ich habe mich um alles gekümmert ... Gretitschka, meine einzige Tochter, bleib gesund. Ich segne dich, meinen lieben Rudolf und Milena. Denkt daran, meine ersten und letzten Gedanken werden bei euch sein, meine Kinder. Ich bin stark und glaube, dass wir uns irgendwo wiedersehen werden. Ich küsse dich herzlich, deine Mutter.³⁴

Immerhin gab es noch eine letzte gute Neuigkeit: Der Hund war in Sicherheit. Ein Nachbar, der Drolik nach der Ausgangssperre für Juden Gassi geführt hatte, hatte den Behörden hoch und heilig versichert, das sei sein Hund.

Alle aus Prag nach Theresienstadt einberufenen Personen wurden angewiesen, sich in einer alten Kaserne auf einem Messegelände nicht weit vom Bahnhof zu versammeln. Dort mussten sie eine bürokratische Prozedur über sich ergehen lassen, die in der Regel zwei volle Tage dauerte, oder mehr. Die Deportierten, gleich ob jung ob alt, schliefen auf Strohmatten, wenn sie nicht gerade Schlange standen oder irgendwelche Formulare ausfüllten. Die Beamten befahlen ihnen, ihre Aus-



Einzug ins Ghetto

weise, Hausschlüssel, Bezugsscheine und Wertgegenstände auszuhändigen.

Am Morgen des 30. Juli verliess der Zug mit der Bezeichnung «AAV» den Prager Bahnhof. An Bord waren 938 Menschen: Olga hatte die Nummer 451, Arnošt 452. Die Reise aus einem Universum in ein anderes dauerte zweieinhalb Stunden und führte durch Hopfenfelder, Obstbaumplantagen und vorbei an dem Berg Rip mit seiner runden Kuppe, auf dem vor langer Zeit der mythische Urvater Tschech seinem Volk ein Land, «wo Milch und Honig fliessen», versprochen hatte. Die Insassen kamen bei strömendem Regen in Theresienstadt an, sammelten ihre Habseligkeiten ein und schlepten sich die gut drei Kilometer bis zum Eingang des Ghettos.

Das Gefangenleben begann mit noch mehr Bürokratie: Weitere Formulare mussten ausgefüllt werden, und noch mehr Hände durchwühlten das Gepäck nach Schmuggelware und Wertgegenständen. Am Ende wurde ihnen eine Unterkunft zugewiesen. Grossvater Arnošt wurde gemeinsam mit anderen Männern in die Baracke einer ehemaligen Kaserne geschickt. Olga sollte in einem Haus mit der Bezeichnung L-304, das für Frauen vorgesehen war, einen Platz finden. Der Einzug

muss ein traumatisches Erlebnis gewesen sein, weil die Räumlichkeiten hoffnungslos überfüllt waren.

Den ganzen Sommer über waren Züge eingetroffen – aus dem Protektorat nur wenige, dafür unzählige aus Deutschland und Österreich. Unter den deutschsprachigen Deportierten befanden sich jene, die selbst die Nazis nicht einfach umbringen konnten, ohne dass sie lästige Fragen beantworten mussten: Juden, die mit prominenten Persönlichkeiten des Reiches bekannt waren, die sich in der Wirtschaft, Kunst und den freien Berufen einen Namen gemacht hatten oder die im Ersten Weltkrieg für ihre Tapferkeit im Kampf für das Vaterland ausgezeichnet worden waren. Unter ihnen fanden sich ehemalige Regierungsbeamte, Barone, Gräfinnen, Sänger, Schauspieler, die Enkelin von Franz Liszt, die jüngere Schwester von Franz Kafka, der Sohn von Oskar Strauss und die ehemalige Schwägerin von Thomáš Mann. Die Flut der Neuankömmlinge liess die Zahl der Häftlinge von 21'000 im Juni auf 51'000 im August anschwellen – das Zehnfache der vertretbaren Kapazität des Lagers. Der Zustrom erhöhte auch das Durchschnittsalter der Insassen um 15 Jahre.

Viele deutsche Neuankömmlinge hatte man dazu gebracht, einen Vertrag zu unterschreiben, der ihnen Zugang zum «Kurort» garantierte, wo ihnen ein Leben mit allem Komfort, reichlichen Mahlzeiten und Zimmer mit schöner Aussicht versprochen wurde. Stattdessen wurden sie von brüllenden Wachen empfangen, das Gepäck wurde ihnen abgenommen, zum Essen bekamen sie einen widerlichen Frass vorgesetzt, und sie wurden in Baracken voller Ungeziefer einquartiert. Binnen weniger Wochen wurden aus Zimmern für vier Personen Depots für zwanzig, dann vierzig, zuletzt sechzig. Dreistöckige Betten erstreckten sich von Wand zu Wand und vom Boden bis zur Decke, wobei sich zwei Insassen eine Matratze teilten. Als die bewohnbaren Räume allesamt belegt waren, wurden die Häftlinge in fensterlose Dachkammern, Keller mit schmutzigen Fussböden und verdreckten Ersatztoiletten und Vorratsräumen gezwängt. Der Mangel an Essutensilien wurde durch den Mangel an Lebensmitteln bei Weitem übertroffen. Im Juli waren die Abwasserrohre verstopft. Es gab nicht annähernd genügend sauberes Wasser.



Schlafplatz in Theresienstadt

Privatsphäre war ein Fremdwort. Die Lebensbedingungen erzeugten eine massive physische und psychische Belastung, vor allem für jene, die vom Alter, durch Krankheit oder Verzweiflung bereits geschwächt waren. Anstelle von Ordnung herrschte hier das reine Chaos.

Gerty Spies, die Tochter eines wohlhabenden Berliner Kaufmannes, kam am 20. Juli nach Theresienstadt, zehn Tage vor Arnošt und Olga Korbel. Sie schrieb:

Nachdem man unser Handgepäck ausgeraubt hatte, wurden wir durch den Ort geführt. Unbegreiflich! Wo war das Altersheim, das Wohnheim, von dem man uns gesprochen hatte? Wo waren die sauberen Häuser, wo jeder sein eigenes wohl eingerichtetes Zimmer haben sollte? ... Man brachte uns ins Quartier. Aber hier konnte man doch nicht leben! Es war ein Schuppen in einem Hinterhof ... Im Schuppen war nichts. Kein Möbelstück, kein Ofen, kein Herd – nur der Fussboden, das Dach und die Fetzen, die von den Wänden hingen. ...

- Jedem Menschen war ein Lebensraum von sechzig Zentimetern Breite zugeteilt. Die Länge des Platzes reichte aus, um mit hochgezogenen Knien zu schlafen. Für diese grosse Gemeinde gab es zwei Toiletten im Haus.³⁵

Der «Ältestenrat» des Ghettos hatte schon früh beschlossen, bei den Essensrationen und der Unterbringung die junge Generation zu bevorzugen, weil man es für das Beste hielt, die Überlebenschancen derjenigen zu erhöhen, deren Potenzial, die Zukunft zu gestalten, am grössten war. Die Entscheidung kann man durchaus vertreten, doch die Sterbeziffer unter der älteren Bevölkerung war hoch. Wegen der Überfüllung breiteten sich ansteckende Krankheiten (Lungenentzündung, Typhus, Tuberkulose) rasch aus. In Theresienstadt gab es keine Gaskammern, weil es kein Vernichtungslager war. Dennoch war es eine Mördergrube, denn alle, die angeblich eines natürlichen Todes starben, kamen allein wegen der unmenschlichen Lebensbedingungen um. Der Friedhof war begrenzt, und das vorhandene Holz für Särge ebenfalls. Folglich wurde ein Krematorium gebaut und im September in Betrieb genommen. Von Anfang an hatten die vier grossen, schwarzen Ofen reichlich zu tun. Die Asche wurde gesammelt, etikettiert und anfangs in hölzernen Urnen, dann in Kartons aufbewahrt.

Der Herbst kam. Die Blätter der umliegenden Wälder wurden weinrot und goldfarben. Die Luft kühlte sich ab, erste Anzeichen für eine bevorstehende eisige Kälte. Innerhalb der Ghettomauern war die Bevölkerung von Theresienstadt auf 58491 Insassen (Stand: 18. September 1942) angewachsen – der höchste Stand überhaupt. Zugleich verzeichnete man an diesem Tag die höchste Sterberate. Am 18. September erlag auch mein Grossvater Arnošt Korbel im Alter von 64 Jahren einer Lungenentzündung. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde eine Begräbnisfeier veranstaltet, aber es dürfte ein Andenken an die vielen Toten gewesen sein, nicht allein an Arnošt. Als Olga schrieb, um die traurige Nachricht ihrer Tochter Greta mitzuteilen, wurde ihr nur eine einzige Postkarte mit maximal 30 Wörtern erlaubt, geschrieben in Druckbuchstaben und auf Deutsch.



Das Krematorium in Theresienstadt

Nur die Nationalsozialisten konnten auf die Idee kommen, ihr Image aufzupolieren, indem sie ein Konzentrationslager errichteten. Theresienstadt war ein Gefängnis, das als eine Stadt getarnt war. Ausser einem Postamt gab es auch ein Kaffeehaus mit einer Kapelle namens Ghetto Swingers, aber der «Kaffee» wurde aus einer Mischung aus Kräutern und Rüben hergestellt. Das einzige Nahrungsmittel, das ständig erhältlich war, war Senf. Es gab auch Läden, aber der grösste Teil der angebotenen Waren war von den Gefangenen konfisziert worden. Es kursierte ein Witz, dass die Boutiquen von Theresienstadt die besten der Welt wären, weil man nur hier ein Hemd kaufen konnte, das schon das eigene Monogramm hatte. In einer Zeit, als Nikotinabhängigkeit noch weit verbreitet war, wurden Zigaretten – auch wenn sie angeblich verboten waren – zum Tausch gegen alles genutzt: von Brotscheiben bis hin zu Küsschen auf die Wange. Die Deutschen lieferten dem Ghetto sogar eine eigene Währung, mit einer Karikatur von Moses, wie er die Zehn Gebote hält.

Die Verwaltung des Ghettos war ein Albtraum, den die SS-Leute gerne dem «Judenrat» überliessen. Die «Ältesten» mussten mit einer Bevölkerung zurechtkommen, die gespalten war in Zionisten und assimilierte Juden, Kommunisten und Demokraten, Junge und Alte. Vor allem die Deutschen und Tschechen kamen nicht besonders gut miteinander aus. Die Tschechen hassten die deutschen Juden, weil sie Deutsche waren; die Deutschen waren über die Tschechen wegen deren Vorurteile aufgebracht. Beide warfen der anderen Seite Hochnäsigkeit vor. Hinzu kam eine beachtliche Minderheit frommer Christen, die erfolgreich ihr Recht einforderten, Gottesdienste abzuhalten.

Weil die Nazis so viele Aufgaben delegierten, waren sie imstande, Theresienstadt mit einem Kontingent von nur zwei Dutzend Deutschen zu leiten. Ihnen standen 150 tschechische Gendarmen unter dem Befehl von Theodor Janecek zur Seite, einem Sadisten, der die Insassen schikanierte und jeden kleinsten Verstoss seinen Vorgesetzten meldete. In der Regel setzten die tschechischen Wachen jedoch nicht willkürlich brutale Massnahmen ein; 14 Wachen wurden wegen des Schmuggels verbotener Waren zu den Insassen inhaftiert oder weil sie verbotener Weise Briefe hinausgeschmuggelt hatten.

Um die deutschen und tschechischen Sicherheitskräfte zu unterstützen, bildeten die Juden eine eigene Polizeieinheit, die sogenannte Ghettowache. Diese Beamten waren befugt, Insassen für geringfügige Verstösse, Delikte wie Diebstahl und Verleumdung, zu verhaften und zu bestrafen. Schwerere Verstösse wurden an die tschechische Polizei oder letztlich an die Aufseher aus der SS weitergeleitet. Die Ghettowache war ausserdem dafür zuständig, dass sich jeder Insasse meldete. Vor allem in den ersten Monaten war die Flucht aus Theresienstadt relativ einfach – man brauchte nur den gelben Stern abzureissen und konnte einen Bus nehmen. Aber wohin sollte man fliehen? Im Norden lag das Deutsche Reich, im Süden das besetzte Böhmen. Rund 20 Männer flohen tatsächlich, um sich dem antifaschistischen Widerstand anzuschliessen, aber die meisten sahen keine bessere Option, als das Kriegsende in Theresienstadt abzuwarten.

Bei so vielen Gefangenen und so wenig Wachen wurden in Theresienstadt fortwährend unzählige Vorschriften gebrochen. Trotz des Risikos, erwischt zu werden, gab es noch Tunnel, die man für heimliche Treffen nutzen konnte;* junge Zionisten schnitzten in der Dachkammer einer Bäckerei einen Hohlraum, um dort ein auf BBC eingestelltes Kofferradio zu deponieren; und Garten- und Küchenarbeiter fanden Mittel und Wege, um Lebensmittel in ihren Kleidern zu verstecken. Einer zwölfjährigen Landarbeiterin gelang es, eine einzige Kirsche zu entführen, die sie stolz ihren Eltern schenkte. Ihr Vater, der ehemalige Leiter der medizinischen Versorgung am jüdischen Krankenhaus von Prag, schnitt die Frucht sorgfältig in drei gleich grosse Teile.

Jeder zwischen 16 und 65 Jahren war verpflichtet zu arbeiten, sofern er oder sie physisch dazu imstande war. Die Insassen wurden angewiesen, in Bergwerken oder auf dem Bau zu schuften, Ackerbau zu treiben oder Vieh zu hüten, deutsche Militäruniformen zu flicken und Glimmer zur Isolierung in Elektrogeräten in hauchdünne Streifen zu spalten.

Am Ende des Jahres 1942 hatte das Leben in Theresienstadt allmählich einen einzigartigen Charakter angenommen. Die Deutschen hatten alles in ihrer Macht Stehende getan, um den Juden ihre Würde zu rauben, und die elenden Bedingungen hatten mit Sicherheit einen darwinistischen Effekt auf das Verhalten. Wer sich rasch anpasste und lernte, sich bei anderen einzuschmeicheln und Proviant zu beschaffen, überlebte am längsten, doch mitten in dem Schrecken und Tod entwickelte sich auch ein verblüffend vielfältiges Leben.

Ogleich sie bei Null angefangen hatten, waren die jüdischen Verwalter des Ghettos imstande, ein rudimentäres System öffentlicher Dienstleistungen nach und nach zu verbessern, etwa die Stromversorgung, sanitären Anlagen, Sicherheit, Recht. Auch was die Unterkunft

* Aus Angst, ihre Habseligkeiten zu verlieren, hatten die Insassen von Theresienstadt gerne alles bei sich. Diese Tendenz veranlasste einen poetisch veranlagten Verehrer zu folgender Klage: «Ach Liebbling, ich würde dich ja gerne küssen/Aber du bist so eingewickelt, vom Kopf bis zu den Füßen./ Fünf Strumpfhosen, zwei Kleider, ein Hut und eine Kappe/Wie soll ein Mensch das nur umfassen?»

betraff, so hatten sie aus der Not zumindest das Beste gemacht. Mit Blick auf die Bildung hatten die Deutschen im Protektorat gespottet, dass die Tschechen – in ihrer schönen neuen Welt – keine praktische Verwendung für eine Schulbildung über das achte Schuljahr hinaus hätten, während Juden überhaupt keine Bildung bräuchten. Gemäss dieser Logik wurden akademische Kurse in Theresienstadt verboten, doch die Sehnsucht der Gefangenen zu lernen und zu unterrichten war stärker als jedes Verbot. Welche Sprache die Insassen auch bevorzugten, sie hatten grosse Hochachtung vor Wissen; viele waren Gelehrte, manche genossen sogar weltweit für ihre Sachkenntnis grosses Ansehen. Der Pool an qualifizierten Dozenten und Lehrern war gewaltig.

Obwohl der Unterricht jederzeit unterbrochen werden konnte, wurden in der Regel mehrere Stunden täglich in Schlafräumen, Kellern, Dachkammern oder was immer zur Verfügung stand abgehalten. Ein Posten sollte vor nahenden SS-Männern warnen. Im Fall einer Inspektion wussten die Schüler geschickt ihre Unterrichtsunterlagen zu verstecken und so zu tun, als würden sie eine erlaubte Aktivität ausüben, wie Singen, Zeichnen oder Putzen der überfüllten Zimmer.

Aber Wissenschaft und Bildung war in Theresienstadt nicht nur eine Therapieform. Die eingesperrten Kinder zählten zu den gebildetsten im ganzen Reich. Die Kinder in Prag, Wien oder Berlin lernten nur das, was die deutschen Behörden für notwendig hielten. Die Erzieher in Theresienstadt hatten nichts mehr zu verlieren. Wenn jeder Unterricht illegal war, warum sollen wir die Kinder dann nicht in der Geschichte des Judentums, griechischen Ethik, Moralphilosophie und der Dichtung Heinrich Heines unterrichten? Warum sollen wir nicht Zirkel organisieren, die in die Tiefen der russischen und lateinischen Sprache eintauchen? Warum widmen wir die Abende nicht kulturellen Veranstaltungen wie Vorlesungen, Dichtkunst, Theaterstücken und Liedern, die nicht nur auf Deutsch, sondern auch auf Hebräisch und Tschechisch vorgetragen werden? Warum ergötzen wir uns nicht an Stücken, die auf Scholem Alejchems Erzählungen von *Tewje dem Milchmann* basieren?

Vor allem in den ersten beiden Jahren hatten alle noch Hoffnung, dass zumindest die Kinder überleben würden. Aber selbst als dieser

Optimismus allmählich schwand, wurden die Unterrichtsstunden mit unvermindertem Eifer fortgesetzt. Einem todgeweihten Kind moralisches Verhalten beizubringen, ist an sich bereits eine moralische Entscheidung – noch dazu eine überaus mutige.

Die Gesundheitsfürsorge bildete ebenfalls ein Paradoxon. Dort, tief im Tal der Schatten, wurden heldenhafte Anstrengungen unternommen, um Infektionen vorzubeugen und Wunden und Erkrankungen zu behandeln. Das Ganze wurde durch den Umstand erleichtert, dass im Lager rund 500 Ärzte inhaftiert waren, wenn auch viele bereits betagte darunter. Dem Gesundheitssystem mangelte es an Medikamenten, und es war von der Nachfrage chronisch überfordert, aber die Überlebensquote bei schweren Krankheiten wie Scharlach und Diphtherie lag immerhin deutlich über 90 Prozent. Das Lager profitierte ferner von der chirurgischen Ausrüstung, die man aus den inzwischen geschlossenen, jüdischen Krankenhäusern des Protektorats beschafft hatte. Tausende von Zahn-, Augen- und anderen Operationen wurden durchgeführt.

So sah es aus in Theresienstadt, als Rudolf Deiml, seine Frau Greta und die kleine Milena am 26. November 1942 gemeinsam mit dem grössten Teil der jüdischen Bevölkerung von Strakonice eintrafen. Auf der Fahrt war es eiskalt gewesen. Laut einer Nachbarin war der Schnee so schwer, dass «die meisten Menschen ihre Pakete nicht mehr tragen konnten und sie, eins auf dem anderen, am Strassenrand abstellten. ... Im Eisenbahnwaggon waren die Sitze mit einer dünnen Eisschicht bedeckt.»³⁶ Immerhin, mit seinen 52 Jahren war Rudolf besser als sein Schwiegervater gerüstet, um die Unbill des kalten Wetters und der Bedingungen in Theresienstadt zu überleben. Er war ausserdem ein kontaktfreudiger Mann mit den Fertigkeiten eines Arztes, die man immer brauchte. Greta hoffte ihrerseits, ihre Zeit mit der Pflege der Kinder zu verbringen.

Ich kann mir nur ausmalen, welche Gefühle meine Tante und meinen Onkel bewegten, als sie ihre vertraute Umgebung gegen die Unwägbarkeiten von Theresienstadt eintauschten; das gilt auch für die gemischten Gefühle, mit denen Grossmutter Olga sie empfangen haben dürfte. An jedem beliebigen Ort wäre sie gewiss hocheifrig gewesen,

aber sie und insbesondere Milena als Gefangene zu sehen, dürfte grosse Angst und Trauer ausgelöst haben.

Doch sie hatten keine andere Wahl. Nicht lange danach beaufsichtigte Rudolf die Gesundheitsfürsorge in einer Baracke für Frauen und kleine Kinder. Greta war zwar von ihrem Mann getrennt, bekam aber Milena regelmässig zu Gesicht, weil sie eingeteilt wurde, sich um die Mädchen in dem Zimmer neben dem ihrer Tochter zu kümmern. Wie die meisten waren die Zimmer völlig überfüllt: 40 oder mehr Kinder hausten in jedem. Greta und andere Frauen spielten mit den Mädchen und achteten darauf, dass sie sich wuschen und jeden Morgen ihre Betten machten. Die Mahlzeiten, die in riesigen Kesseln zubereitet wurden, bestanden aus wässriger Suppe, ein paar Kartoffelstückchen, altem Brot und gelegentlich einem Löffel Marmelade.

Inmitten der Verwahrlosung dürften sich Olga, Greta und Milena gegenseitig unterstützt haben. Theresienstadt war jedoch der Feind selbst des kleinsten Trostes. Unter den Kindern brach eine Typhusepidemie aus, rund 125 von ihnen wurden im Januar und weitere 400 im Februar infiziert. Die Eltern hatten grosse Angst. Selbst die Deutschen machten sich wegen der Ansteckungsgefahr Sorgen. Ein prominenter NS-Arzt wurde eigens aus Prag gerufen, um die Krise zu analysieren. Himmler, der seinen Besuch angekündigt hatte, stellte auf einmal fest, dass er dringende Geschäfte anderswo erledigen musste.

Es wurden hektische Anstrengungen unternommen, den Seuchenherd aufzuspüren. Die Küche der Kinder stand im Verdacht, aber von den Insassen, die dort arbeiteten, war kein einziger krank. Die Opferzahl stieg weiter an. Die zwölfjährige Helga Weissová schrieb in ihr Tagebuch: «Lilkas Schwester ist gestorben. Lilka selbst hat auch Bauchtyphus. Vera, Olina und Marta sind auf der Krankenstation. Milca ist gestern in die Hohenelbe-Kaserne gebracht worden. Sie soll schon in Agonie liegen.»³⁷

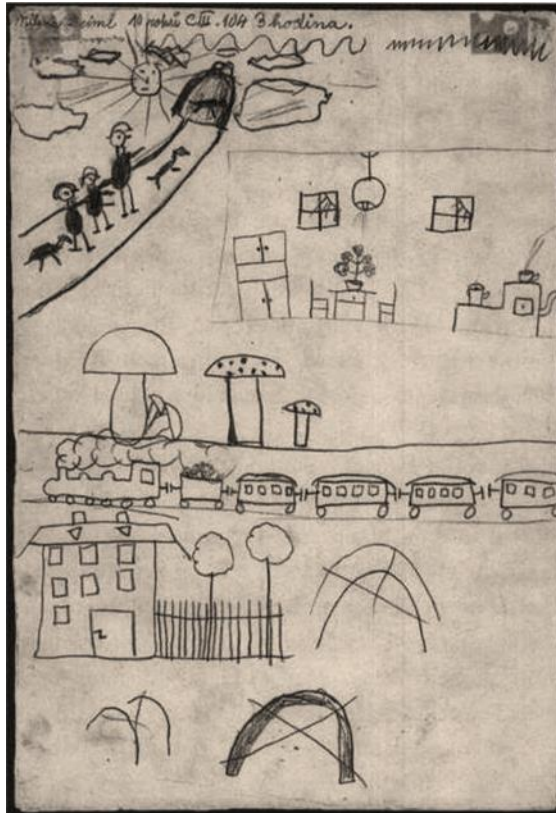
Zwei erwachsene Frauen, die sich um die Kinder kümmerten, steckten sich ebenfalls an. Eine war meine Tante Greta Deimlová. Sie starb nach zehntägiger Krankheit am 15. Februar 1943.

Womit hatte Milena keine Mutter mehr, die nach ihr sah, und ihr Vater war noch bei den Kasernen der Männer untergebracht. Gemäss Vorschrift wurde sie einem dreistöckigen Haus mit der Bezeichnung L-410 zugeteilt, das etwa 360 Mädchen im Alter von acht bis achtzehn Unterkunft bot, von denen die Mehrzahl Tschechinnen waren. Dort lernte sie einen neuen Tagesablauf kennen. Der Tag begann um 7 Uhr morgens. Die aufgeweckten Mädchen rannten als erstes ins Badezimmer, damit sie nicht Schlange stehen mussten. Auf die Hände kam unter den wachsamem Augen einer älteren Frau ein Spritzer Lysol. Ihr unablässiger Wahlspruch lautete: «Nach dem Stuhlgang, vor dem Essen Hände waschen nicht vergessen.»³⁸

Anschliessend wurden die Betten gelüftet und die Laken ausgeschüttelt – ein im Grossen und Ganzen vergeblicher Versuch, den Befall von Wanzen und Läusen zu verhindern. Als Nächstes folgte der namentliche Appell und die Verteilung der Aufgaben: putzen, flicken, Lebensmittel abholen, Besorgungen machen. Einige Mädchen gehörten einer Organisation namens *Yad Oseret* an («Helfende Hand» auf Hebräisch). Sie meldeten sich freiwillig, um älteren Häftlingen beim Tragen zu helfen, ihnen Gedichte zu rezitieren und Geburtstagsfeiern zu gestalten.

Vor und nach dem Haushalt war reichlich Zeit für Unterricht. Milena war unter den Kindern, die von einer 44-jährigen ehemaligen Schülerin Paul Klees, Friedl Dicker-Brandeis, unterrichtet wurden, die in den dreissiger Jahren aus Wien nach Prag gezogen war. Dort hatte sie ein Malstudio für Kinder geleitet. In Theresienstadt zählten die Mädchen aus L-410 zu ihren Schülerinnen.

«Man musste bei ihr nicht gut zeichnen können», erinnerte sich Helga Weissová. «Das war nicht das Wichtigste für sie. Es kam darauf an, sich zu entfalten, sehen zu lernen. Farben zu erkennen. Mit Farben zu spielen.» Dicker-Brandeis brachte den Kindern bei, nach Geschichten, Wünschen, Ideen, selbst nach auf den Tisch geklopfen Rhythmen zu malen. «Mal gab sie ein Thema vor», heisst es in dem Erinnerungsband *Die Mädchen von Zimmer 28*, «ein Tier in einer Landschaft oder Sturm/Wind/Abend; mal skizzierte sie in kurzen Sätzen eine phantasti-



Zeichnung von Milena Deinlová

sche Geschichte. Manchmal sagte Friedl nicht mehr als: „Male, wo du jetzt sein möchtest.“³⁹

In Theresienstadt war nichts einfach. Dicker-Brandeis sprach vor allem Deutsch; Malzubehör und Papier waren Mangelware. Dennoch produzierten die Kinder mehr als 4'000 Bilder mit Buntstiften, Kreide und Wasserfarben; unter den Motiven fand sich so gut wie alles ausser dem, was nicht erlaubt war: das reale Leben in Theresienstadt. Viele Illustrationen sind erhalten; als das Ghetto befreit wurde, fand man in einem der Kinderzimmer ein paar Koffer, jeder vollgestopft mit Bil-

dern, darunter viele von Milena. Nach dem erhaltenen Material malte meine Cousine gerne Porträts, Züge, Häuser, Kinderwagen und unzählige Tiere wie Hunde, Schweine, Pferde und Kamele. Die Sonne ist fast immer zu sehen, mal lacht sie, mal nicht. Heute ist eine Auswahl der Kunstwerke der Kinder aus Theresienstadt im Jüdischen Museum in Prag ausgestellt.

Gleich um die Ecke von L-410 befand sich das Gebäude L-417, ein ehemaliges Schulgebäude, das man zu einem Wohnheim für tschechische Jungen umgewandelt hatte. In diesem Haus entstand eine der bemerkenswerteren literarischen Kreationen Theresienstadts. Jede Woche stellten die Bewohner mehrere Zeitschriften zusammen, darunter auch *Vedem* (Wir fuhren). Da Kopieren ausgeschlossen war, wurde nur ein einziges Exemplar produziert. Jeden Freitagabend versammelten sich die Jungen, um ihre Beiträge laut vorzulesen. Die Auswahl enthielt Gedichte, Satiren, Aufsätze über die Gefängnisverwaltung und Interviews mit so berühmten Persönlichkeiten des Ghettos wie dem Koch, dem Chefsingenieur, der Krankenschwester oder dem Polizeichef. Der Chefredakteur war Petr Ginz, ein vermutlich frühreifer 15-jähriger Sohn einer katholischen Mutter und eines jüdischen Vaters. Den von einem unersättlichen Hang zur Selbstverbesserung besessenen Ginz sah man fast jeden Abend im Schneidersitz auf der Koje, um sich ein Chaos von schriftlichen und malerischen Beiträgen.

Eine kurze Zeit führte Ginz ein Tagebuch, in dem er versprach, sich stärker dem Zeichnen, Buchbinden, der Steigerung des eigenen Gewichts, dem Studium des Buddhismus, dem Linolschnitt, der Stenographie, Englisch, Russisch, Plato und Balzac zu widmen. Was das Führen eines Tagebuchs angeht, so hatte er gewisse Bedenken. «Ich erkläre verbindlich, Tagebuch schreiben ist Unsinn, weil man Dinge hineinschreibt, die jeder für sich behalten soll, und so gaffen einem ungebetene Bestien hinein.»⁴⁰

In einem Beitrag, den Ginz für *Vedem* schrieb, verglich er die Haltung vieler in Theresienstadt mit einer mandschurischen Redewendung: «Mej-Fa-Su!» – «Da kann man nichts machen»:

Mandschurier gibt es nicht nur in der Mandschurei. Auch hier gibt es von dieser Sorte mehr als genug. Wir sind in Theresienstadt? *Mej-Fa-Su*. Wir schwitzen wie Schweine? *Mej-Fa-Su*. Protektion auf Schritt und Tritt? *Mej-Fa-Su*. Alles wird als Faktum akzeptiert, das zwar unangenehm, aber unabänderlich ist. Es gibt hier Protektion? Was kann man machen? Protektion ist doch etwas so Unabänderliches, so selbstverständlich wie die Umdrehungen der Erde und die Anziehungskraft. So war es früher, so wird es wieder sein. *Mej-Fa-Su*⁴¹

Im Ghetto herrschte unablässig Hunger, und ein unsäglicher Dreck – eine Gelegenheit zum Wäschewaschen bekam man allenfalls alle sechs Wochen. Häufig sah man Männer auf dem Weg zum Krematorium, wie sie Karren voller menschlicher Leichen zogen. Dieselben Karren wurden für den Transport der Brotlaibe benutzt. Am schlimmsten erging es den Alten. Weil sie eine geringere Ration erhielten und häufig keine Familie hatten, die ihnen von draussen Pakete schickten, hielten sie sich gerade noch so weit am Leben, dass sie auf der Suche nach Essbarem durch das Lager schlurften. Das war ein Bild von geschrumpften Menschen, wandelnde Skelette, die Haut von Wunden bedeckt. Sie waren ausserstande, sich selbst zu säubern oder sich vernünftig mit einem zu unterhalten. Den Ghattobewohnern muss ein derartiges Dasein schlimmer als der Tod erschienen sein.

Die grosse Unsicherheit, die drohend über den Lagerinsassen hing, bestand in den mysteriösen Transporten nach Osten, die anfangen, dann aufhörten, und wiederum von Neuem begannen. Nicht einmal der «Judenrat» wusste Genaueres darüber, wann die Züge fuhren, ebenso wenig wussten die Mitglieder, wohin die Reise ging. Allerdings wurde gemeinhin angenommen, dass Arbeitslager im weitesten Sinne das Ziel waren. Die realistischeren Gefangenen begriffen sehr wohl, dass, was immer sie am Zielort erwarten würde, vermutlich schlimmer war als Theresienstadt. Wer sich einen schlimmeren Ort nicht vorstellen konnte, meldete sich freiwillig zu den Transporten, vor allem wenn liebe Angehörige bereits den Weg angetreten hatten.

Die Deutschen waren zwar fest entschlossen, die «Endlösung» durchzuziehen, wollten sie aber nach Möglichkeit geheimhalten. Bis zum Ende blieben sie dabei, dass sie die Gefangenen an Orte schickten, wo die Insassen hoffen durften, zu überleben und sogar als Familie zusammenzuleben. Im Allgemeinen war es ihnen gleichgültig, welche Juden in einen Zug stiegen – allerdings wurden eine Zeitlang mit «Ariern» verheiratete Personen und jene, die deutsche Auszeichnungen aus dem Krieg hatten, verschont. Mit dem typischen Sadismus überliessen die Nazis den «Ältesten des Judenrates» die Entscheidung, wer gehen musste. Sie gaben lediglich die Zahl der Deportierten vor, ob sie jung oder alt sein sollten, oder ob sie eine bestimmte handwerkliche Fertigkeit oder Nationalität haben mussten.

Die Auswahl der Opfer brachte die jüdischen Führer in ein schreckliches moralisches Dilemma. Namen wurden hinzugefügt, dann wieder durchgestrichen, nach so subjektiven Kriterien wie ideologische Neigung, familiäre Bindungen, Sprache, Nationalität und Ausmass der persönlichen Not. Jedes Mal, wenn eine Ausnahme gemacht wurde, musste ein anderer Gefangener seinen oder ihren Platz einnehmen. Am verwundbarsten waren verwaiste Kinder, die keinen hatten, der sich für sie einsetzte. Die Macht, die der Rat ausübte, sorgte unweigerlich für Ärger. Die Mitglieder hatten bequemere Unterkünfte, vollere Speisepläne und sauberere Kleider; ausserdem befanden sie sich in einer Position, in der sie Freunden helfen konnten. Insassen sprachen verächtlich von der Bedeutung der Vitamine B (Beziehungen) und P (Protektion). Gonda (Egon) Redlich, das für die Jugendlichen zuständige Ratsmitglied, klagte: «Die Ältesten werden niemals einwilligen, auch nur ein Jota von ihren Rechten zu streichen.»* Dann stellte er die Frage: «Ist ein Mann, der die doppelte Portion Essen bekommt, befügt, einen Dieb zu richten, der lediglich eine Portion erhält, wenn dieser versucht, sich eine zweite aus der Küche zu nehmen?»⁴²

* Redlich führte von Januar 1942 bis zu seinem Tod Anfang Oktober 1944 ein Tagebuch. Seine beissenden und oft rührenden Worte, die er auf Kalenderblätter schrieb, wurden erst 1967 entdeckt, als Arbeiter sie in einer Dachkammer in Theresienstadt fanden – in der Handtasche einer Frau.

Wie sollte man an so einem Ort den Unterschied zwischen richtig und falsch erkennen? Die damals 17-jährige Vera Schiff arbeitete im Krankenhaus. Eines Nachts stürzte ein bekannter Chirurg mit einem Bündel im Arm herein. Vera zog die Decke zurück und entdeckte ein neugeborenes Kind, das sie auf Flehen des Arztes hin umbringen sollte. Die Mutter des Säuglings war nur wenige Tage zuvor in Theresienstadt angekommen und hatte es bislang geschafft, ihren Zustand zu verbergen. Auf eine Entbindung im Lager stand die Todesstrafe. Der Arzt kannte die Mutter und wollte ihr Leben retten, aber dem Neugeborenen Schaden zuzufügen, würde den Eid des Hippokrates verletzen. Er bereitete eine Spritze vor und flehte Vera an, sie dem Baby zu injizieren. Ihre Reaktion:

Auch wenn ich durch keinen Eid gebunden war, war es mir unmöglich, in aller Ruhe die Spritze zu nehmen, das Baby zu spritzen und wegzugehen. Wir waren beide ganz aufgelöst von dem bewussten Akt, ein Leben auszulöschen, selbst das Leben eines Babys, das dem Verderben geweiht war, selbst wenn es darum ging, das Leben der Mutter zu retten. Wir wechselten einen schmerzzerfüllten und verlegenen Blick. Dann fing der Junge zu schreien an, was Dr. Freund die Haare zu Berge stehen liess. Kalt und gepresst stiess er hervor, dass wir es zusammen tun würden. Bevor ich etwas erwidern konnte, packte er meine Hand, presste die Spritze hinein und drückte mit seiner Hand um meiner gewaltsam die Nadel in den Oberschenkel des Babys.⁴³

Nach den amtlichen Unterlagen hatte das Kind nie existiert. Der Arzt hatte seinen Eid verraten und ein unschuldiges Mädchen in das Verbrechen hineingezogen, nur um das – in seinen Augen – Richtige zu tun. Doch die Schuld trifft gewiss nicht jene, die gezwungen waren, derartige Entscheidungen zu fällen, sondern diejenigen, die Umstände herbeigeführt haben, in denen so schwierige Entscheidungen getroffen werden mussten.

Die verhängnisvolle Entscheidung Hitlers, in Russland einzumarschieren, hatte seine Truppen mit den gleichen drei unbeugsamen Kriegern – Oktober, November und Dezember – konfrontiert, die vor mehr als einem Jahrhundert Napoleons Grosse Armee in die Knie gezwungen hatten. Im Januar 1943 ergab sich die deutsche 6. Armee nach dem Scheitern der langen und erbitterten Belagerung Stalingrads den sowjetischen Streitkräften. Alliierte Truppen bereiteten sich, nachdem sie in der nordafrikanischen Wüste endlich die Oberhand gewonnen hatten, darauf vor, Hitler von Süden her, über Sizilien und die Apenninenhalbinsel unter Druck zu setzen. Churchill und Roosevelt schworen bei einem Treffen in Casablanca, die bedingungslose Kapitulation Deutschlands zu fordern. In England besserte sich allmählich die Stimmung, trotz der weiterhin geltenden Verdunkelung. «Hitler und sein Pack jammern derzeit», schrieb eine Frau aus einem Dorf in der Nähe von Coventry, «und wir – na ja, uns geht es jetzt viel bessah!»⁴⁴

Beneš war ebenfalls optimistisch. «Unser Anliegen ist international bestätigt», sagte er seinen Beratern. «Unsere Exilregierung ist von allen demokratischen Ländern anerkannt worden. Wir haben einen Bündnisvertrag mit Grossbritannien; wir haben den französisch-tschechoslowakischen Vertrag mit de Gaulle erneuert. Die alliierten Mächte haben das Münchner Abkommen für null und nichtig erklärt. Die Zeit ist gekommen, mit der Sowjetunion einen Vertrag zu unterschreiben.»⁴⁵

Ein festes Band zu Moskau zu knüpfen, war ein wesentlicher Bestandteil in Beneš'Nachkriegsstrategie. München wäre nie geschehen, argumentierte er, wenn die Briten gegenüber den Sowjets weniger misstrauisch gewesen wären. Wenn sein Volk sicher sein wollte, musste die Partnerschaft zwischen Russland und dem Westen weiterhin Be-

stand haben. Gewiss, das sowjetische Regime war totalitär, aber das war doch zu erwarten angesichts der zaristischen Tradition des Landes. Ein längerer Kontakt mit dem Westen zeigte mit Sicherheit eine liberalisierende Wirkung, ein Prozess, den die Tschechoslowakei mit ihren demokratischen Werten beschleunigen konnte. Ob sich diese Hoffnung nun erfüllen sollte oder nicht, Beneš war fest überzeugt, dass sein Land einen starken Partner brauchte. Selbst nach der Niederlage waren Deutschland, Ungarn und Österreich noch eine Gefahr, sie würden die Tschechoslowakei umzingeln und bedrohen. Beneš hatte kein Vertrauen mehr in die Versprechungen des Westens; man musste auf jeden Fall Moskau den Hof machen.

Die Aussicht auf eine derartige Romanze sorgte in Grossbritannien für wenig Aufregung. Das Foreign Office machte sich um die Zukunft der Tschechoslowakei keine allzu grossen Sorgen, aber Polen, ein viel grösseres Land mit einer Exilarmee von 200'000 Mann, stand im Brennpunkt des Interesses. Wenn die Sowjets und Tschechen einen Separatfrieden vereinbarten, wo würden dann die Polen bleiben? Genau wie Beneš wollten auch die polnischen Politiker die Vorkriegsgrenzen ihres Landes wiederherstellen. Die Sache hatte jedoch einen Haken: Während die Tschechoslowakei von Deutschland besetzt worden war, war Polen von beiden Seiten her angegriffen worden. Die Deutschen konnte man nach der Niederlage zwingen, zurückzugeben, was sie erobert hatten, aber die Sowjets waren Verbündete und mussten von sich aus die Gebiete abtreten.

Damit nicht genug, entdeckten die Nazis im April 1943 im Wald von Katyn, nicht weit von der russischen Stadt Smolensk, die Leichen von 4'000 polnischen Armeeeoffizieren. Die Wehrmacht gab den Sowjets die Schuld an dem Massaker, die empört die Unterstellung zurückwiesen und die Nazis beschuldigten. Dieser Streit unter den Bösewichtern Europas erregte die Neugier eines jungen britischen Diplomaten, der der Sache auf den Grund ging und anschliessend seine Vorgesetzten informierte, dass die Deutschen dieses eine Mal Recht hatten: Moskau war für die Hinrichtungen in Katyn und viele andere verantwortlich. Insgeheim waren sich die Engländer einig, dass Stalin ein widerwärtiger Schlächter war, allerdings hatte er so viele Menschen in seinem eigenen Land umgebracht, dass es alles andere als ein Schock

war, wenn er nun mit ein paar tausend Polen das Gleiche gemacht hatte. Öffentlich nahmen die Briten jedoch nicht Stellung dazu, weil sie Angst hatten, Stalin anzugreifen. Auf der anderen Seite des Atlantiks weigerte sich die Roosevelt-Administration, auch nur das Beweismaterial zu prüfen.

Ein Streit unter Verbündeten ist eine Gefahr für jede gemeinsame Kriegsanstrengung. Auf Drängen der Briten hin hoffte Beneš, den Streit zu schlichten, indem er sich für die Idee eines Bundesstaates nach dem Krieg starkmachte, in dem sein Land und Polen miteinander vereint wären und der auch den diplomatischen Segen der UdSSR hätte. Zu diesem Zweck unterschrieb er Anfang 1942 eine Grundsatzerklärung und begann eine Reihe von Gesprächen mit seinen polnischen Partnern. Das Projekt geriet ins Stocken, als sich die Sowjets weigerten, eine Rückgabe des Territoriums, das sie gestohlen hatten, auch nur in Betracht zu ziehen – ein Standpunkt, den die Polen für inakzeptabel hielten. Als die Wochen vergingen, wurde Beneš allmählich nervös. Er wollte auf keinen Fall die Sicherheit seines Landes von Verhandlungen abhängig machen, die zum Scheitern verurteilt waren; vielmehr würde er eigene Vorkehrungen mit Blick auf die tschechoslowakischen Interessen treffen.

Um diese Zeit dachte Beneš über eine Aufforderung der Sowjets nach, den Sitz seiner Operationen nach Moskau zu verlegen, und lehnte das Angebot ab. Die Sowjets liessen durchblicken, dass er den Ort wechseln sollte, falls er das östliche Kontingent der tschechoslowakischen Armee begleiten wolle, während es sein Vaterland befreite. Laut sowjetischen Propagandisten wuchs die Streitmacht rasch an und werde schon bald eine Stärke von 20'000 Mann haben; in Wirklichkeit war sie noch recht überschaubar und hatte kaum militärischen Wert.

Die Sowjets wollten Beneš gerne unter Kontrolle haben, deshalb der rote Teppich in Moskau, aber der Präsident konnte so einen Umzug nicht durchführen, ohne seine demokratischen Anhänger, unter ihnen mein Vater, in London zu verraten. Wegen des Krieges wurde die Rivalität zwischen den Kommunisten und anderen politischen Parteien unterdrückt; alle kämpften auf derselben Seite. Innerhalb der Exilgemeinde gab es jedoch zwei Rundfunksender, zwei Soldatenverbände

und zwei Gruppen Politiker, die versuchten, sich für die Zukunft zu positionieren. In der Heimat bestanden extrem unterschiedliche, ideologische Neigungen innerhalb des tschechoslowakischen Untergrunds. Eine Rivalität zwischen den verschiedenen Gruppen liess sich nicht vermeiden. Beneš, der inzwischen von allen als der rechtmässige Führer der Nation anerkannt wurde, war fest entschlossen, seinen Status zu festigen, indem er über diesem Streit stand. Er beschloss, nach Moskau zu fahren, aber nicht, um dort zu bleiben, sondern um einen Freundschaftsvertrag zu unterschreiben, der ihm eine Säule des diplomatischen Konstrukts sicherte, das er aufbauen wollte.

Die Aussenpolitik jedes kleinen Landes beginnt mit der Frage: Wie können wir überleben? Diese Frage wird dann besonders akut, wenn das Land im Besitz von Ressourcen ist, auf die andere ein Auge geworfen haben, oder wenn es an einem für grössere Mächte strategisch wichtigen Ort liegt. Diese Verwundbarkeit erklärt, weshalb kleine Staaten häufig zu den lautstärksten Unterstützern von Institutionen wie die Vereinten Nationen zählen, die dazu dienen sollen, die Rechte und Souveränität aller Staaten zu schützen. Im Jahr 1943 konnte sich Beneš allerdings nicht darauf verlassen, dass die UNO für die Zukunft ein Erfolgsmodell würde; er hatte erst kurz zuvor das Scheitern des Völkerbundes miterlebt. Vielmehr musste er sich mit der Realität abfinden, dass der Erhalt eines kleinen Staates häufig zumindest eine begrenzte Abhängigkeit von einer Grossmacht erfordert. Im Falle der Tschechoslowakei war noch mehr erforderlich: eine Freundschaft mit der DSSR, die der Westen nicht als Bedrohung empfinden würde, und zugleich eine freundschaftliche Beziehung zum Westen, gegen die Russland keine Einwände hatte.

Nachdem Beneš beschlossen hatte, nach Moskau zu fahren, musste der Präsident ein entsprechendes Band zum Westen knüpfen – und dabei dachte er nicht nur an seine ambivalente Beziehung zu den Briten. Selbst ein nicht ganz so aufmerksamer Beobachter der Politik wie Beneš hat damals gewusst, dass die Vereinigten Staaten nach dem Krieg auch in Europa einen grösseren Einfluss ausüben würden als die überstrapazierten Behörden in England. Er wollte in Washington auf keinen



Beneš und Roosevelt, Washington, D. C., 1943

Fall Missverständnisse aufkommen lassen und hielt es deshalb für angebracht, sich nochmals vorzustellen und Regierungsvertretern in der Hauptstadt seine Absichten zu erläutern. Da er noch nie über den Atlantik geflogen war, nahm er seinen ganzen Mut zusammen, schrieb ein neues Testament und ging an Bord eines Flugzeugs mit Kurs nach Westen.

Als Beneš vier Jahre zuvor in die Vereinigten Staaten gekommen war, war er der abgesetzte Staatschef eines zerfallenden Landes gewesen. Jetzt herrschte Krieg, und er war ein wichtiges, wenn auch kein führendes Mitglied der Alliierten. Am 12. Mai 1943 wurde er mit militärischen Ehren im Weissen Haus empfangen. Bei einem Empfang auf dem Rasen vor dem Amtssitz des Präsidenten spielte eine Marinekapelle ihre Version der tschechischen Hymne «Wo ist meine Heimat?», und nach einem feierlichen Staatsbankett unterhielt er sich bis 2 Uhr morgens privat mit Präsident Roosevelt.

Den Worten eines amerikanischen Geheimdienstberichtes zufolge hielt FDR die Vision seines Besuchers für das künftige Europa für «ziemlich interessant». Beneš sah «eine russische Einflussphäre in Osteuropa voraus und ... [eine zweite] in Westeuropa unter der Führung

Englands».⁴⁶ Er bot sich selbst Roosevelt als ein Mann an, der als Kurrier zwischen Moskau und westlichen Hauptstädten fungieren könnte. Er machte auch seinen Wunsch nach einer Freundschaft mit Stalin deutlich und wies darauf hin, dass sein Land und die Sowjetunion künftig Nachbarn sein würden. Deshalb sei es unvermeidlich, dass die Sowjets in der Nachkriegsära grossen Einfluss haben werden. Beneš versicherte den Amerikanern, dass die Tschechen, auch wenn sie ein slawisches Volk seien, von ihrer Kultur her im Grunde westlich seien. Sie würden sich nicht den Kommunisten unterwerfen, sondern freundliche Beziehungen zu beiden Seiten anstreben.

In einem Sieg des Pragmatismus über das Prinzip einigten sich die beiden Männer darauf, dass Polens Versuch, der Sowjetunion die Schuld an den Morden im Wald von Katyn zu geben, unklug sei und dass die territorialen Forderungen des Kremls in Polen respektiert werden müssten. Roosevelt ermunterte seinen Gast, enge Beziehungen zu Russland zu knüpfen, und fragte, ob er sich ebenfalls mit Stalin treffen solle. Nach einem langen Meinungs austausch, in dem sie auch über Frankreich, die Nachkriegsordnung und die Zukunft Deutschlands sprachen, bat Beneš eindringlich um die amerikanische Unterstützung bei seinem Ziel, nach Kriegsende die Sudetendeutschen aus dem tschechoslowakischen Staatsgebiet zu vertreiben. Implizit erhielt er von Roosevelt auch eine Zusage.

In den folgenden Tagen traf sich Beneš mit mehreren Einwanderergruppen, führte lange Gespräche mit führenden Vertretern der Legislative und hielt eine Rede vor einer gemeinsamen Sitzung des Kongresses, in der er sein Land als «Patenkind der Vereinigten Staaten» bezeichnete. Darüber hinaus sprach er vor begeisterten Zuhörern in New York, Detroit und Chicago. Er reiste in die unlängst umbenannte Stadt Lidice im Staat Illinois und nahm dort an einer sehr emotionalen Zusammenkunft teil. Vor der Abreise teilte Harry Hopkins ihm mit, dass «Roosevelt Ihren vernünftigen Rat und Ihr Urteil zur europäischen Politik sehr schätze. Auch wenn er selbst aufmerksam die europäische Politik verfolge, könne er nicht alle Details kennen und würde es schätzen, in ständigem Kontakt zu bleiben.»⁴⁷ Bei der Rückkehr nach Eng-

land war Beneš zufrieden darüber, dass Roosevelt sowohl seine politische Linie billigte als auch seine Rolle schätzte. Er hatte das Gefühl, dass er in die Sowjetunion reisen konnte, ohne eine Entfremdung seiner demokratischen Freunde fürchten zu müssen.

Am Abend des 23. November trat Beneš eine ereignisreiche Pilgerreise in den Osten an. Wie Tomáš G. Masaryk im Ersten Weltkrieg besuchte er Russland, um die Unabhängigkeit und Freiheit seines Landes zu erreichen. Wegen der schlechten Witterung konnte sein Flugzeug nur bis zu der malerischen Hafenstadt Baku am Kaspischen Meer fliegen. Von dort aus begann eine viertägige Bahnfahrt durch den Kaukasus und Südrussland nach Moskau. Während die Landschaft vorüberzog, hatte der Präsident Gelegenheit, sich das wenige anzuschauen, was noch von den Städten und Dörfern übriggeblieben war, welche die volle Wucht der deutschen Invasion zu spüren bekommen hatten. «Ich fuhr ... an zerstörten Höfen, Eisenbahngleisen und Bahnhöfen, Brücken und Strassen vorüber», schrieb er später, und an «endlosen Halden aus zerstörten Panzern, Mannschaftswagen, Flugzeugen, Eisenbahnwagen und allen möglichen Waffen. In einer wunderbar klaren Nacht fuhr ich durch Stalingrad und sah die unvorstellbare Zerstörung, die die Deutschen angerichtet hatten; demolierte Häuser, von denen nur noch die vier Grundmauern übrig waren, die wie erhabene und warnende Finger in den Himmel ragten.»⁴⁸

Beneš glaubte, er befinde sich auf einer Mission von historischer Bedeutung, und wollte deshalb unbedingt mit Neuigkeiten zurückkehren, die seine Reise bestätigten. Dieser Drang sowie fehlende Aktivposten für die Verhandlungen und die Entscheidung, ohne hohe Berater zu reisen, machten ihn zu einem leicht zu gängelnden Gast für die Sowjets. Es war auch nicht gerade hilfreich, dass sich Zdeněk Fierlinger, sein Botschafter in Moskau, weniger um die Verteidigung tschechoslowakischer Interessen kümmerte, als darum, sich bei der sowjetischen Führung einzuschmeicheln.

Nach einem Empfang mit den höchsten Ehren durch den Kreml führte Beneš weitreichende Gespräche mit Stalin, gefolgt von einer VIP-Tour durch Fabriken, wissenschaftliche Institute, militärische Ein-



Beneš und Stalin, Moskau, 1943

richtungen und Theater. Wie viele Besucher in Moskau liess er sich dazu verleiten, das sowjetische System in möglichst gutem Licht zu sehen, nicht zuletzt deshalb, weil er sich unter Freunden fühlte. Wo immer er hinging, stiess er auf hart arbeitende Menschen, die scheinbar den Kommunismus vergötterten und – im Gegensatz zu den Londonern – über die missliche Lage der Tschechen Bescheid wussten. Er war regelrecht beeindruckt von der Fähigkeit der UdSSR, trotz der schweren Schläge, die sie erlitten hatte, einen raschen Wiederaufbau zu organisieren. Die Rote Armee hatte allein in der Schlacht um Stalingrad eine halbe Million Mann verloren. Er betrachtete es auch als Verdienst der Revolution, dass sich das Land von einer Nation analphabetischer Bauern zu einer modernen Industriegesellschaft gewandelt hatte. «Masaryk wollte nicht akzeptieren, dass das sowjetische Regime Bestand haben

würde», bemerkte er gegenüber einem seiner Berater. «Ich frage mich, was er jetzt gesagt hätte. Ein Regime, das den Lebensstandard von 90 Prozent der Bevölkerung verbessern kann, wird sich zwangsläufig halten. Genau das wollen viele im Westen nicht wahrhaben.»⁴⁹

Beneš war überzeugt, dass sich Länder ebenso wie ihre Führer durch die Ereignisse verändern konnten. Er sah eben diese Entwicklung an Stalin und Russland. In seinen Augen setzte sich der starke Mann der Sowjetunion ganz für den Sieg über Deutschland und dessen Zerstückelung ein – Ziele, die auch für die Tschechoslowakei Vorrang hatten. In Anbetracht des bescheidenen Ausmasses seiner eigenen Nachkriegsambitionen war Beneš sicher, dass der Geist der Kooperation anhalten werde. Er versicherte den Sowjets, dass seine Regierung, sobald sie wiedereingesetzt sei, die auswärtigen Beziehungen in einer Weise leiten werde, die für sie völlig akzeptabel sei und die eine enge, ja vertraute, wirtschaftliche und militärische Zusammenarbeit umfasse. Er bat Moskau lediglich darum, dass es seinen Wunsch, die Deutschen zu vertreiben, unterstütze und dass Stalin davon absehe, sich in die inneren Angelegenheiten seines Landes einzumischen. Diesen Bitten stimmte der Diktator ohne zu zögern zu. Am 12. Dezember 1943 unterschrieben die beiden Männer einen Vertrag, der eine gegenseitige Freundschaft und Verzicht auf Aggression für mindestens 20 Jahre garantierte. Beneš hielt seine Rede auf Russisch, und zwar mit einer Aussprache, die laut Stalin «besser als gestern» gewesen sei, wie er im Scherz sagte.⁵⁰

Der Stolz des tschechoslowakischen Staatsoberhauptes darauf, gute Arbeit geleistet zu haben, ging aus dem Telegramm hervor, das er nach London schickte: «Ich halte alle unsere Verhandlungen für vollkommen erfolgreich ... Man kann als sicher annehmen, dass sämtliche [sowjetischen] Verträge und Abkommen, nicht nur mit uns, sondern auch mit den Briten und Amerika, eingehalten werden.»⁵¹ Er war überzeugt, dass «eine neue Sowjetunion aus dem Krieg hervorgehen» werde, ein Staat, der toleranter gegenüber anderen und kooperativer beim Umgang mit dem Westen sein wird.⁵²

Vor der Abreise aus der russischen Hauptstadt traf Beneš sich mit den dort versammelten kommunistischen Tschechoslowaken im Exil, unter ihnen ihr Parteiführer Klement Gottwald, den er seit dem Streit

um München nicht mehr gesehen hatte. Der 47-jährige Gottwald war ein gelernter Werkzeugmacher und hatte seit mehr als zwei Jahrzehnten die Lehre und Disziplin der Partei verinnerlicht. Er sah es als seine Lebensaufgabe an, in seinem Heimatland eine Arbeiterrevolution herbeizuführen. Der kleine, unteretzte Gottwald mit den dunklen Haaren und einem breiten Gesicht war bekannt dafür, dass er Mützen statt Hüte trug und eine Vorliebe für Hochprozentiges hatte, was unter seinesgleichen nicht ungewöhnlich war. Der Autodidakt und häufig gewiefte Taktiker fühlte sich stark von der Macht angezogen und wäre niemals bewusst von der sowjetischen Linie abgewichen.

Durch das Exil und den Krieg waren der Präsident und Gottwald politisch in dasselbe Boot geraten, ein Faktum, das keinem von beiden so recht gefiel. Beneš war einer Nation treu, Gottwald einer Lehre, die, zumindest in der Theorie, jede Form von Nationalismus ablehnte. Der erste war ein überzeugter Demokrat; Letzterer hielt die Demokratie für einen Trick der Bourgeoisie, um den Arbeitern ihre Rechte zu verweigern. Beneš war diszipliniert und sorgfältig, fast schon pedantisch; Gottwald war aufgeblasen und undiplomatisch, fast schon ein Rüpel. Aber sie hatten keine Wahl, als miteinander ins Geschäft zu kommen, weil damals jeder den anderen brauchte.

Im Verlauf des Treffens konnten sich die beiden darauf einigen, dass die Kriegsanstrengungen Vorrang hatten, Kollaborateure bestraft werden mussten und die Zahl der Deutschen in ihrem Land drastisch reduziert werden sollte. Gottwald bestand darauf, dass der erste Regierungschef nach dem Krieg von einer linken Partei gestellt werden müsse, und der Präsident, der sich kurz zuvor mit Stalin getroffen hatte, hielt es nicht für nötig, Einspruch zu erheben. Für beide war es selbstverständlich, dass an der Spitze der neuen Regierung die Führer im Exil – also sie selbst – ständen, statt der Widerstandskämpfer, die im eigenen Land ums Überleben kämpften. Mit der Harmonie war es jedoch vorbei, als die beiden auf Entscheidungen zu sprechen kamen, die vor dem Krieg getroffen worden waren. Gottwald warf der Regierung vor, dass sie kapituliert habe, und machte sich über das Argument lustig, die folgenden Ereignisse hätten die Weisheit dieser Entscheidung bewie-

sen. Als Beneš versicherte, dass die Nation «den Krieg besser überleben werde, als irgendjemand geglaubt hätte», schlug der Führer der Kommunisten auf den Tisch und schimpfte über «die üblen moralischen Folgen, die München für unser Volk gehabt hat». Beneš forderte ihn im Gegenzug auf, sich einmal zu überlegen, was gewesen wäre, wenn die Tschechen und Slowaken allein in den Krieg gezogen wären. «Ich beanspruche das Verdienst», schrieb er später mit einer gewissen Selbstgefälligkeit, «im Jahr 1938 vorausgesehen zu haben, dass manche Dinge eintreffen werden, andere hingegen nicht.»⁵³

Kaum eine Versuchung schadet einem Staatschef mehr, als wenn er oder sie sich an Hoffnungen hält, statt an Fakten. Chamberlain hatte ganz auf die Vernunft Hitlers vertraut, Daladier auf die angebliche Unüberwindbarkeit der Maginot-Linie. Stalin hatte geglaubt, die Deutschen würden es nicht wagen, ihn anzugreifen. Hitler sah sich selbst als Erfüller des Schicksals. Beneš, das Oberhaupt eines kleinen Landes inmitten einer gefährvollen Umgebung, wollte gerne an Stalins Fähigkeit glauben, sich intellektuell und moralisch zu bessern. Deshalb betrachtete er den Vertrag, den er ausgehandelt hatte als Meilenstein in der diplomatischen Geschichte seines Landes. Er behauptete, dass der Vertrag die Sicherheit der Tschechoslowakei garantiere, die Sowjetunion davon abhalten werde, sich in die inneren Angelegenheiten des Landes zu mischen, und ein Vorbild für die Beziehung zwischen der UdSSR und dem übrigen Mitteleuropa schaffen werde. Das waren hohe Erwartungen.

Zu seiner Verteidigung muss man sagen: Beneš wusste genau, dass nach der Niederlage in Stalingrad Hitlers beste Chance zu überleben darin bestand, die Alliierten zu spalten. Folglich verlagerte sich die NS-Propaganda verstärkt auf die Vorstellung, die Zivilisation vor den «Bolschewisten» zu retten. Beneš fürchtete, dass sämtliche antikommunistischen Leidenschaften die westliche Einheit im letzten Stadium des Krieges untergraben würden. Er hielt es für wichtig, dieser Stimmung entgegenzuwirken, indem er Stalins Vertrauenswürdigkeit verteidigte und die Vision einer Zukunft entwarf, in der der Westen den Osten nicht zu fürchten brauchte. Das war eine vernünftige, strategische Denkweise, vorausgesetzt, Beneš liess sich nicht allzu sehr von seinen eigenen Worten blenden.

VERWEINTE AUGEN

Sommer 1943. Aus dem Keller des Mädchenwohnheims in Theresienstadt (L-410) war inzwischen ein Probenraum für Konzerte und Theaterstücke geworden. Die Bewohner, unter ihnen meine zehnjährige Cousine Milena Deimlová, fanden häufig Zeit, nach unten zu gehen und zuzuhören oder zuzuschauen. Hier übte der Mädchenchor, und hier entstanden die Inszenierungen von *Die verkaufte Braut*, *Die Zauberflöte* und *Die Hochzeit des Figaro*. Einige Mädchen aus L-410 traten auch in der Aufführung des *Brundibár*, einer Kinderoper, auf. Dieses in Prag geschriebene Werk war dort im vorangegangenen Winter von einer Gruppe jüdischer Waisenkindern aufgeführt worden. Als der Komponist und viele Sänger sich in Theresienstadt wiederfanden, liesen sie das Schauspiel von Neuem aufleben und probten in der Dachkammer von L-417, dem Wohnheim der Jungen. Das Libretto der Oper handelt von einem Rätselwettbewerb zwischen einem bösen Drehorgelspieler (Brundibár) und einem Paar armer Geschwister, die an Strassenecken singen, um Geld für ihre bettlägerige Grossmutter zu sammeln. Mit der Hilfe einiger musikalisch begabter Tiere tragen die Kinder am Ende den Sieg davon. Das Schlusslied «Brundibár ist besiegt» war unter den vielen Häftlingen besonders beliebt, die zwar von Brundibár sangen, aber dabei an Hitler dachten. Von September an wurde die Oper 55 Mal aufgeführt, stets vor vollem Haus.

Wie eine Oase in der Wüste belebten Kultur und Malerei die Ghettolandschaft. Es gab ständig ein Angebot an Vorträgen, Lesungen und Theaterstücken, während musikalische Darbietungen lediglich dem Mangel an funktionierenden Instrumenten Tribut zollen mussten. Trotz ihres körperlich anstrengenden Tagewerks sehnten sich die Bewohner nach Zerstreung. Schon relativ bescheidene Schauspielertruppen verteilten Einladungen, so dass die Besucherzahl nicht die Kapazität ihres



«Theaters» überschritt. Auf so einer Einladung hiess es etwa: «Der Putzdienst... hat das Vergnügen, Sie zu einem Kabarettabend am 12. Januar 1943, um 20 Uhr, im Kartoffelschälraum von HK [Hamburger Kaserne] einzuladen.»⁵⁴

Gerty Spies, eine Gefangene, die in glücklicheren Zeiten das Kulturleben Berlins in allen seinen Facetten gekostet hatte, schrieb dazu:

Allmählich schossen die Darbietungen wie die Pilze aus dem Boden, wurden vielgestaltiger, komfortabler – auch fürs Publikum. Es gab schon Abende, an denen man, wenn man früh kam ... auf rohen Bänken sitzend hören und geniessen konnte.

Man hatte die Auswahl: Konzerte, Theater (ohne Kulisse natürlich), Reisebeschreibungen, wissenschaftliche und literarische Vorträge, Balladenabende und wer weiss, was sonst noch alles.⁵⁵

In der repressiven Atmosphäre war jeder Versuch, die Trennlinie zwischen Kunst und Politik zu überschreiten, äusserst riskant. Da die tschechischen Künstler in einer Sprache und Kultur zuhause waren, die den Besatzern weitgehend fremd blieben, waren sie gegenüber deutschen Künstlern im Vorteil. Wenige Monate vor Kriegsende wurde eine zweite Kinderoper aufgeführt, dieses Mal auf der Basis von *Glühwürmchen* (tschechisch: Broucci), einem bekannten Märchen. Die Zuschauer hörten voller Freude, dass die tschechische Nationalhymne diskret in die Partitur eingeflossen war. Karel Schwenks Satire *Der letzte Radfahrer* wurde ebenfalls in Theresienstadt geschrieben. Sie erzählt die Geschichte eines Diktators, der den Radfahrern die Schuld an allen Problemen seines Landes gibt. Der Tyrann weist jeden aus dem Land, der nicht beweisen kann, dass seine Vorfahren seit mindestens sechs Generationen schon Fussgänger sind. Ein unerschrockener Radfahrer lehnt sich dagegen auf und wird in einen Käfig gesteckt, wo er von der lokalen Bevölkerung verspottet wird. Wie im *Brundibár* siegt am Ende das Gute.

Die Nazis raubten den Insassen ihre Freiheit, aber nicht die Fähigkeit zu denken – und zwar über weit mehr als nur über die Schrecken ihrer Lage. In dem Gefängnis lebten Menschen, die voller Begeisterung Gedanken über Sprachwissenschaft, Botanik, Anthropologie, Theologie, Literatur – so gut wie alles – austauschten. Der wohl beliebteste Redner war Leo Baeck, ein 70-jähriger Reform-Rabbiner aus Berlin, der Gespräche über «Philosophische Denker von Plato bis Kant» anbot. Der würdige und redegewandte Baeck inspirierte seine Umgebung, die Selbstachtung zu bewahren. Selbst als sein Körper wegen der Unterernährung immer schwächer wurde, trug er weiter Anzug und Krawatte und pflegte sorgfältig seinen Bart. Kein Mensch dürfe jemals nur zu einer Nummer werden, sagte er dem Vernehmen nach. Vor Gott müsse man sich verneigen, aber vor dem Menschen aufrecht stehen.⁵⁶

Baeck wurde wegen seiner Gelehrtheit, moralischen Integrität und Courage bewundert (vier Schwestern von ihm starben in Theresienstadt). Er hatte jedoch ein Geheimnis. Ein Flüchtling aus einem Arbeitslager in Polen hatte ihm Informationen über die Gaskammern in Auschwitz zukommen lassen. Damit war klar, dass für die meisten Gefangenen die Berufung zu einem Transport der Todesstrafe gleichkam. Nach einiger Überlegung beschloss Baeck, dieses Wissen nicht mit den anderen zu teilen, weil er seine Mithäftlinge nicht noch mehr demoralisieren wollte und weil es immer noch möglich war zu überleben, wenn man zu einem Arbeitstrupp ausgewählt wurde. Seither streiten sich Gelehrte darüber, welches der richtige Umgang mit diesem Dilemma war: sagen oder nicht sagen. /Als die Alliierten im Dezember 1942 gegen die NS-Verbrechen an den Juden protestierten, beriefen sie sich auf Berichte von Massenhinrichtungen in den Gefangenenlagern in Polen. Himmler bestritt, dass derartige Massaker überhaupt stattfänden. Mit gespielter Empörung forderte er die Medien und das Rote Kreuz auf, ein Arbeitslager sowie die «Mustersiedlung» in Theresienstadt zu inspizieren. Bevor das Ghetto jedoch Besucher empfangen konnte, waren natürlich ein paar Vorbereitungen nötig.

Zunächst mal blieb die Gefangenenzahl konstant. Auf Reinlichkeit wurde grossen Wert gelegt, um die Gesundheitsrisiken zu verringern. Das Essen wurde geniessbarer. Neue Brunnen wurden gegraben und ein Abwasserrohr verlegt. Den Häftlingen wurde Zeit gegeben, um ihre Wohnräume zu verschönern. Kinder und Teenager durften Fussballmannschaften aufstellen. Strassen, die bislang nur mit Buchstaben und Zahlen bezeichnet wurden, erhielten jetzt wohlklingendere Namen: L-i wurde zur Seestrasse, obwohl es weit und breit keinen See gab.

Diese willkommenen, wenn auch weitgehend kosmetischen Veränderungen wurden im Juli 1943 unterbrochen, als die Buchführung der Gestapo einen Büroraum forderte, der vor alliierten Bombenangriffen sicher war. Mehrere tausend Gefangene wurden aus ihrer Unterkunft vertrieben, darunter mein Onkel Rudolf Deiml und ein Freund, Jin Barbier, ein gelernter Zimmermann. Gemeinsam gelang es ihnen und eini-

gen Helfern, neue Quartiere für sich zu bauen, komplett mit einem Tisch, vier Stühlen, einem Schrank und einem kleinen Ofen.

Aber nicht jeder war Zimmermann von Beruf. Die Vertreibung durch die Buchhalter hatte zur Folge, dass die Unterkünfte wiederum überfüllt waren. Auf Himmlers Befehl hin hatte man die Transporte sieben Monate lang ausgesetzt, aber jetzt kam die Information, dass im September ein weiterer Konvoi, und zwar ein sehr grosser, abgehen werde. Auf der Liste potenzieller Passagiere standen auch Olga Korbelová, Rudolf Deiml und Milena Deimlová. Voller Angst bereiteten sich die drei auf die Abreise vor. Die folgenden Ereignisse lassen sich nicht genau rekonstruieren, aber womöglich gibt eine von Gonda Redlich geschriebene Notiz wichtige Hinweise. Darin erklärte der Jugendleiter dem Rat, dass Milenas Mutter während der Typhusepidemie gestorben sei, als sie sich um die Kinder kümmerte und dass das Mädchen seither an Tuberkulose leide. Die Tatsache, dass Rudolf in Theresienstadt als Arzt dringend gebraucht wurde, mag ebenfalls zu der Gnadenfrist beigetragen haben. Jedenfalls wurden ihre Namen von der Liste gestrichen.

Am 6. September 1943 verliessen über 5'000 überwiegend tschechischsprachige Häftlinge Theresienstadt, und im Dezember folgte eine ihnen vergleichbare Zahl. Die Passagiere dieser Transporte fuhren zwar nach Auschwitz, durchliefen aber nicht den üblichen Selektionsprozess, also die Einteilung in arbeitsfähige Häftlinge und in jene, die sofort in die Gaskammern geschickt wurden. Stattdessen wurden sie in das benachbarte Birkenau umgeleitet, wo mit den Gefangenen aus Theresienstadt ein sogenanntes «Familienlager» eingerichtet wurde. Es handelte sich um die angeblich humane Einrichtung, die Himmler der Welt präsentieren wollte. Kinder erhielten ihren eigenen Spielbereich und bekamen halbwegs anständiges Essen. Neben körperlich schweren Arbeiten mussten die Erwachsenen Stoffe weben und Kleider anfertigen. Nach einiger Zeit war auch dieses Lager überfüllt. Um Platz zu schaffen, wurden am 8. März 1944 die Häftlinge des Septembertransportes, die die ersten sechs Monate überlebt hatten, zu einer Scheinarbeitseinheit gerufen. In dieser Nacht wurden über 3'700 tschechische



Selektion in Auschwitz, 1944

Juden ermordet, der weitaus grösste Massenmord an Tschechen während des ganzen Krieges.

Einmal mehr bemühte sich der polnische Untergrund, die Morde bekannt zu machen. Allerdings vergingen drei Monate, bevor zuverlässige Berichte die Exilregierung in London erreichten. Mit der Nachricht kam auch eine Warnung, dass die Nazis die Absicht hatten, Überlebende aus dem Transport vom Dezember am 20. Juni zu liquidieren, wenige Tage später. Das Radioteam meines Vaters strahlte den Bericht sofort aus, gemeinsam mit einem Schwur, alle und jeden zu bestrafen, die für künftige Morde die Verantwortung trugen. Die Gestapo reagierte, indem sie ihre Pläne auf Eis legte und den Gefangenen im Familienlager befahl, Postkarten mit dem Datum 21. Juni nach Theresienstadt zu schicken.

Im Oktober 1943 kamen die ersten von mehreren Gruppen dänischer Juden im Ghetto von Theresienstadt an. Ihr Empfang verlief anders als der aller übrigen Deportierten und sollte sich als Test für die Fähigkeit der Nationalsozialisten erweisen, andere zu täuschen. Dänemark hatte ein lehrreiches Beispiel dafür gegeben, was passiert, wenn man dem

Bösen die Stirn bietet. Unter der NS-Besatzung hatten sich König Christian X. und die Dänen geweigert, zu Komplizen zu werden. Auf einen Tipp hin, dass Eichmann die Absicht hatte, die rund 8'000 Juden des Landes zu deportieren, war es dem dänischen Untergrund gelungen, 90 Prozent von ihnen aus dem Land zu schmuggeln oder zu verstecken. In jenem September hatten Eichmanns Leute und deutsche Polizeieinheiten die Übrigen zusammengetrieben und nach Theresienstadt geschickt. Statt die Niederlage zu akzeptieren, erkundigten sich König Christian und das dänische Rote Kreuz regelmässig nach dem Wohl der Gefangenen, überschütteten sie geradezu mit Postkarten und Lebensmittelpaketen und verlangten, dass es einer internationalen Delegation erlaubt werde, ihre Lebensbedingungen zu inspizieren.

Es dauerte viele Monate, bis ein Termin für den Besuch des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes (IKRK) gefunden wurde, und er wurde immer wieder von den Nazis verschoben. So hatte Himmler Zeit, ein Trugbild des Vbrzeigehettos zu schaffen, das er so prahlerisch angepriesen hatte. Zahllose Zwangsarbeiter standen ihm ohnehin zur Verfügung. Dazu brauchte er dafür nur etwas Farbe, Baumaterial, Ausrüstung für einen Spielplatz und das Vertrauen in den Wunsch der meisten Menschen, das zu glauben, was sie glauben wollten. Arbeiter wurden angewiesen, einen neuen Konzertsaal zu bauen, das Postamt und die Bank zu sanieren, die umgestaltete Cafeteria mit weissen Tischtüchern und Blumen zu schmücken, einen Pavillon für Kinder mitsamt Sandkästen und Schaukeln zu errichten. Die Künstler wurden aufgefordert, ihre Fantasie einzusetzen und Bilder von dem angeblich sorgenfreien Leben im Ghetto zu malen. Das neue Theresienstadt hatte eine Apotheke, eine Bäckerei, einen Musikpavillon, Schaufenster voller attraktiver Waren, einen schönen Konferenzsaal, verbesserte Unterkünfte und eine neue Schule mit dem Schild: «Wegen Ferien geschlossen».

Am 19. Juni 1944 erhielt das Rote Kreuz die Erlaubnis, in vier Tagen eine Inspektion durchzuführen. Die Delegation bestand aus zwei Dänen und einem Schweizer, Maurice Rossel, der die Berliner Filiale des IKRK repräsentierte. Selten war ein so grosser Aufwand betrieben worden, um so wenige Menschen zu beeindrucken. Die jüdischen Füh-

rer wurden darauf gedrillt, was sie sagen durften und was nicht. Die Kinder setzte man vor Lampen, damit ihre der Sonne entwöhnte Haut dunkler wurde. Um das Potenzial störender Vorfälle möglichst gering zu halten, wurden die meisten dänischen Insassen aus dem Blickfeld geschafft. Man vermutete, dass sie weniger eingeschüchtert waren und deshalb die Wahrscheinlichkeit grösser war, dass sie die Wahrheit sagten. Wegen der Überfüllung wurden kurzerhand 5'000 weitere Gefangene nach Auschwitz deportiert, darunter viele Versehrte und Kranke.

Am 23. Juni, um 10 Uhr morgens, traf die Delegation in einer Limousine aus Prag ein. Jeden Schritt des sechsstündigen Besuchs hatte man zuvor sorgfältig einstudiert. In der Bank bekamen die Besucher Schlangen von Kunden zu sehen, die darauf warteten, ihre Geschäfte zu erledigen. In der Wäscherei wuschen lächelnde Frauen Kleider von bester Qualität. Im Speisesaal stopften die Insassen grosszügige Portionen von gebratenem Fleisch, Gemüse und Kuchen in sich hinein. Im Freien machten sich junge Frauen, fröhlich lachend mit dem Rechen auf der Schulter, auf den Weg zur Arbeit im Feld. Als die Delegation an einem Fussballspiel vorbeiging, brachen die Zuschauer aufgrund eines Tores in Jubel aus. Die Besucher kamen gerade noch rechtzeitig in den Konzertsaal, um das Finale der Oper *Brundibár* zu sehen. Wohin sie auch blickten, sahen sie in ihre Partie vertiefte Schachspieler, alte Leute, die sich ein Konzert anhörten, Jugendliche, die munteren Schrittes unterwegs waren. Wenn sie genauer Acht gegeben hätten, wäre ihnen womöglich aufgefallen, dass die gleiche Karawane gut gekleideter Kinder im Lauf des Tages gleich mehrmals an ihnen vorbeigetrieben wurde.

Inspektor Rossel hatte einen Fotoapparat nach Theresienstadt mitgebracht, mit dem er drei Dutzend Bilder machte. Im Zuge meiner Recherchen für dieses Buch bekam ich Gelegenheit, mir diese Bilder anzusehen, und blieb an einem Bild prompt hängen. Auf dem Foto stehen Kinder in einer kleinen Gruppe und schauen in die Kamera. Unter ihnen ist ein Mädchen, das seinen Arm freundschaftlich ihrer Nachbarin um die Schulter legt. Mir kam nicht nur das Gesicht des Mädchens bekannt vor, sondern auch ihr Kleid. Das letzte Foto von Milena mit ihren Eltern, das ich besitze, war im Jahr 1941 aufgenommen worden. Auch



Kinder in Theresienstadt, 1944, während des Besuchs des IKRK



Milena Deimlová, 1941, mit ihren Eltern

wenn eine hundertprozentige Identifizierung nicht möglich ist, sieht es ganz so aus, als sei meine Cousine unter den Kindern gewesen, die man an jenem Junitag gezwungen hatte, durch Theresienstadt zu ziehen.

Das IKRK hatte der Delegation zwei Listen mit Fragen mitgegeben, die sie bei ihrem Besuch prüfen sollte. In erster Linie betrafen sie den Umgang mit den Hilfspaketen. Gemäss ihrer humanitären Zielsetzung hätte die Organisation gerne ein zuverlässiges Verzeichnis der Personen, die im Ghetto leben, bekommen, die Zulieferung der Post erleichtert und eine Garantie gewünscht, dass Lebensmittel, Arzneien und Kleidung auch wirklich bei den vorgesehenen Empfängern ankamen. Während des Krieges führte das IKRK über 11'000 Besuche in Lagern durch, in denen Gefangene interniert wurden. Um die Gefahr eines Täuschungsmanövers zu verringern, bestand die Organisation in der Regel darauf, unter vier Augen mit Insassen zu sprechen. In Theresienstadt war davon keine Rede.

Während des ganzen Besuchs waren deutsche Vertreter, darunter ein enger Mitarbeiter Eichmanns, in der Nähe, um die Gespräche zu überwachen. Die Insassen hatten keine Gelegenheit, ungehindert zu sprechen. Die dänischen Vertreter stellten dennoch Anzeichen für eine gespannte Atmosphäre fest. Sie fragten einen Insassen, wie lange er denn bereits in dem hübsch möblierten Zimmer wohne – die Antwort: «Seit gestern.» Sie fragten den Vorsitzenden des «Judenrates», was seiner Meinung nach mit den Gefangenen passieren werde. «Ich weiss keinen Ausweg», lautete die Antwort.⁵⁷ Auf eine Reihe anderer Erkundigungen folgten verwirrende Stellungnahmen, ebenso wie die Bitte, die «voll ausgestattete» Entbindungsstation zu besichtigen. Entscheidend war jedoch die Antwort auf die Frage, ob die Gefangenen nach Osten deportiert werden sollten. Nein, wurde den IKRK-Vertretern mitgeteilt, Theresienstadt sei eine dauerhafte, selbstverwaltete Gemeinschaft, ein «Endlager», wie es hiess, kein Durchgangslager.

Aus Sicht der Nationalsozialisten hätte die Scharade kaum besser laufen können. Der Bericht, den die dänischen Repräsentanten vorlegten, gratulierte den Juden von Theresienstadt für das, was sie geleistet hatten, war aber sonst vom Ton her neutral gehalten. Die dänischen Me-

dien, die von den Deutschen kontrolliert wurden, nutzten die Erkenntnisse, um Gerüchte zu zerschlagen, dass Juden in Zwangsarbeitslager geschickt würden. Der Bericht des schweizerischen Beobachters Maurice Rossel richtete noch mehr Schaden an:

Die jüdische Stadt ist wirklich erstaunlich ... Man fand in dem Ghetto Lebensmittel, die man nicht einmal in Prag auftreiben kann. Die gebildeteren Frauen trugen allesamt Seidenstrümpfe, Hüte, Schals und hatten moderne Handtaschen ... gewiss war selten eine Bevölkerung jemals besser medizinisch versorgt, als jene in Theresienstadt.⁵⁸

Am 19. Juli 1944 veranstalteten die NS-Behörden eine Pressekonferenz für ausländische Journalisten, auf der sie mit Hilfe der Aussagen Rossels und der zugehörigen Bilder dementierten, dass die Juden misshandelt, geschweige denn vergast würden.

Einige Aspekte des IKRK-Besuchs sind noch heute rätselhaft. Rossel war kein erfahrener Inspektor. Er war im Februar eingestellt worden, erhielt im März eine Schulung und hatte zuvor noch nie eine Inspektion ohne Begleitung eines höheren Mitarbeiters gemacht. Sein Vorgesetzter in Berlin Roland Marti hatte fast zwei Jahre lang die Verhandlungen wegen des Besuchs in Theresienstadt geführt. Als es endlich so weit war, fuhr Marti einfach in Urlaub. Dafür hat das Rote Kreuz noch heute keine vernünftige Erklärung. In einer Nachricht an mich mutmasste ein Rechercheur des IKRK, dass Marti gewusst habe, dass eine korrekte Inspektion ohnehin nicht möglich war und deshalb mit Blick auf seine künftige Glaubwürdigkeit einen Rückzieher gemacht habe.

Welche Schlüsse sollen wir heute aus dem Bericht der Delegation ziehen? Als erste Reaktion frage ich mich instinktiv, wie die Inspektoren nur so blind gewesen sein konnten, und stelle gar ihre Integrität und, im Falle Rossels, ihre Haltung gegenüber den Juden in Frage. Als Zweites beschäftigt mich die Überlegung, wie es mir an deren Stelle ergangen wäre. Als ich im Jahr 2011 Theresienstadt besichtigte, wurde mir ein Waschraum in der Kleinen Festung gezeigt. Dort waren zwei lange Reihen strahlend weisser Waschbecken, eine Dusche und ein Wasser-

klosett. Wie zivilisiert, dachte ich damals, wer würde sich darüber beschweren? Dann erklärte der Rundgangsleiter: Der Waschraum war deshalb so sauber, weil er niemals benutzt worden war. Man hatte ihn nur für den Besuch des Roten Kreuzes eingerichtet, damit man ihn vorzeigen konnte, für den Fall dass die Inspektoren darauf bestehen sollten, die Kleine Festung zu besichtigen – was sie allerdings nicht taten.

Nach längerer Überlegung kann ich den Inspektoren keinen Vorwurf deswegen machen, dass sie von dem, was sie sahen und ihnen erzählt wurde, beeindruckt waren; allerdings werfe ich ihnen vor, dass sie nicht unter die Oberfläche geschaut haben. Zehntausende von Juden hatte man in den 30 Monaten vor der Inspektion nach Theresienstadt geschickt. Wo waren sie? Das IKRK kannte die Namen von vielen, die sich eigentlich im Ghetto hätten aufhalten müssen. Warum forderte man keine Interviews mit den Insassen? Wenn das Ghetto so eine Sehenswürdigkeit war, wieso verschoben die Nazis dann den Besuch so häufig? Freilich hatten die Inspektoren keine Möglichkeit, die Antwort zu überprüfen, die sie auf die zentrale Frage erhielten, ob die Juden aus Theresienstadt in Lager im Osten geschickt wurden. Aber ihre leichtgläubigen Berichte halfen, Himmlers Lüge zu untermauern.

Daraus können alle, die heutzutage Inspektionen durchführen, sei es in Gefängnissen, Ausbeuterbetrieben, Flüchtlingslagern, Wahllokalen oder Atomanlagen, eine Lehre ziehen: Traut keinem – bohrt nach; legt selbst euren Zeitplan fest, macht eure Hausaufgaben. Denkt an das Sprichwort, dass schon das kleinste Wissen gefährlich sein kann. Der Wahrheit ist durch eine abgesagte oder abgebrochene Inspektion vermutlich mehr gedient als durch Schönfärberei.

Im Fall Theresienstadts waren die tragischen Konsequenzen der mangelhaften Inspektionen weit über die Gefängnismauern hinaus zu spüren. Himmler hatte dem Roten Kreuz auch eine Gelegenheit versprochen, ein Arbeitslager in Polen zu inspizieren. Doch nach dem Besuch der Delegation in dem «Kurort» wurde die Angelegenheit nicht weiter verfolgt. Das hiess wiederum, dass das «Familienlager» in Auschwitz-Birkenau keinen Zweck mehr erfüllte und nicht mehr benötigt wurde. Im Dezember und Mai hatte man insgesamt 11'000 Juden

aus dem Ghetto dorthin gebracht. Im Juli wurden nunmehr einige zu Arbeitseinheiten ausgewählt; Zwillinge wurden zu dem berüchtigten Arzt Josef Mengele geschickt; die meisten wurden ermordet.*

Einen Monat später beschlossen die Deutschen, aus den kosmetischen Veränderungen in Theresienstadt weiteres Kapital zu schlagen, indem sie einen Propagandafilm mit dem Titel *Der Führer schenkt den Juden eine Stadt* produzierten. Die Szenen eines sorglosen und blühenden Lebens, die man für das Rote Kreuz einstudiert hatte, wurden vor laufender Kamera wiederholt. Einmal mehr wurden Frauen in

* Unter denjenigen, die aus Theresienstadt in das «Familienlager» in Auschwitz-Birkenau geschickt worden waren, befand sich die 19-jährige Jifina Smolková. Im Juli nahm sie ihren Platz unter den Gefangenen ein, die zu den «Duschen» in der Gaskammer anstanden. Da sie nichts von ihrem drohenden Schicksal ahnten, zeigten die Gefangenen keine allzu grosse Angst. Als eine deutsche Wache Jifina zulächelte, schenkte sie ihm ebenfalls ein vorsichtiges Lächeln. Wenige Sekunden später sah sie sich neben der Schlange, weil der Deutsche sie herausgezerrt hatte. Kurz danach wurde sie in eine neu eröffnete Untereinheit des Konzentrationslagers Neugraben geschickt. Frauen mussten dort verschiedene Aufgaben ausführen, wie Häuser bauen, Rohre verlegen und die Trümmer wegräumen, die durch alliierte Bombardements verursacht wurden. Im Februar 1945 verlegte die SS die Frauen in ein anderes Unterlager (Hamburg-Tiefsack), von dort in das völlig überfüllte Frauengefängnis in Bergen-Belsen. Am 15. April wurde das Lager von der britischen Armee befreit, die dort 60'000 Häftlinge antraf, viele von ihnen bereits sterbenskrank. Unter den Opfern, die einen Monat zuvor umgekommen waren, befanden sich Anne Frank und ihre Schwester Margot. Jifina war nicht so lange in Bergen-Belsen, dass sie an den unzulänglichen sanitären Verhältnissen und den grassierenden Seuchen umgekommen wäre. Einmal mehr überlebte sie. Nach der Befreiung lernte sie Vilém Holzer kennen, ebenfalls ein Tscheche und KZ-Überlebender. Vilém war schon zu Beginn des Krieges verhaftet und in ein Arbeitslager in Plzen geschickt worden. Im Herbst 1939 hatte man ihn gezwungen, an einem deutschen Experiment teilzunehmen, bei dem den Probanden Typhusbakterien injiziert wurden. Er war unter den wenigen, die nicht umkamen. Den grössten Teil des Krieges verbrachte er in Buchenwald. Jirina und Vilém Holzer bauten sich in Argentinien ein neues Zuhause auf. Ihre Enkelin Mica Carmio arbeitet heute in meinem Büro in Washington.

hübsche Kleider gesteckt und mussten durch die sommerliche Hitze schlendern. Mädchen liefen einen Strassenzug entlang und bissen dabei herzlich in frisches Obst, das man ihnen, sobald sie um die Strassenecke kamen, halb aufgegessen aus der Hand riss.

Eine bittere Satire in der Jungenzeitschrift *Vedem* gibt die Stimmung treffend wieder:

Es gab eine Wochenschau, die Herren Regisseure Pecenka, Fric usw., also die grossnasigen, dicken und bebrillten Herren, antreten zum Filmen. Und freundlich dreinblicken, zufrieden, als ob Sie eine Gans essen würden. Na, du stinkender Jude, wie schaut du drein, hier, ich klebe dir eine Ohrfeige, und schon regnet es Ohrfeigen, Stösse und Fusstritte von irgendeinem grünen Bengel auf den Kopf des machtlosen Greises. Oder: Alte Mütterchen wurden als Hundertschaft zum Baden abkommandiert ... Und das Grossmütterchen, das nicht einmal schwimmen kann, muss ins Wasser, ob es will oder nicht. Ein weiterer Akt des verehrten Films: Orthodoxe Juden und Rabbiner wurden in die Stadtkapelle geschickt und mussten im Rhythmus von Jazz im Takt herumspringen.⁵⁹

Das Schauspiel war abscheulich, aber das war ja eigentlich alles. Wie Redlich in seinem Tagebuch bemerkte: «Nicht einmal die Könige von Ägypten filmten die Kinder, die sie umbringen wollten.»⁶⁰

Es kamen weiterhin neue Gefangene nach Theresienstadt; im Spätsommer trafen über 2'000 aus den Niederlanden ein. Da die Ghettobevölkerung wiederum anstieg, machten sich die Nationalsozialisten allmählich Sorgen wegen der Möglichkeit eines Aufstands. Um dem entgegenzutreten, nahmen sie die Transporte wieder auf, in erster Linie arbeitsfähige Männer. Den Ghettobewohnern wurde gesagt, dass man die Deportierten nach Dresden schicken würde, um bei Bauprojekten mitzuhelfen. Die Nachricht schien glaubwürdig, als nur Männer im Alter von 16 bis 55 Jahren weggeschickt wurden. Die Altersspanne war so breit, dass sie sowohl Petr Ginz, den vielversprechenden jungen Schriftsteller, als auch Rudolf Deiml, den Vater meiner Cousinen Dáša und Milena, erfasste.

Inzwischen war Deiml zum Gesundheitskommissar für das ganze Lager ernannt worden, zuständig für die Inspektion der Küchen und die Prüfung des Wassers und der Lebensmittel. Früher hätte eine so angesehenen Persönlichkeit ohne Weiteres die Deportation verhindern können. Die Zeiten waren vorbei.

Aber was bedeuteten die Deportationen tatsächlich? Die «Ältesten» waren überzeugt, dass die NS-Behörden ernst meinten, was sie über die neuen Transporte sagten. Während die Gefangenen in den Zug stiegen, wurde eine offizielle Erklärung verlesen, der zufolge die Leute sich keine Sorgen machen müssten, das Essen sei besser und die Arbeit eine Quelle der Befriedigung. Womöglich waren selbst Milena und Grossmutter Olga beruhigt. Als die Aufseher einige Tage später bekanntgaben, dass es Verwandten gestattet werde, den Deportierten nachzureisen, meldeten sich mehrere Hundert freiwillig. Allmählich machte sich das Gefühl breit, dass man eine kritische Wende erreicht habe: Der Krieg näherte sich dem Ende, und die Deutschen, denen allmählich die Arbeitskräfte ausgingen, brauchten jetzt wirklich Nachschub.

Der Transport mit der Bezeichnung «Ek» verliess Theresienstadt am 28. September mit 2'500 Männern. Unter ihnen waren Rudolf Deiml und sein Freund Jin Barbier, der Zimmermann. Gleich nach der Abreise bekamen sie Postkarten, die sie ihren Angehörigen schicken sollten, mit der Nachricht, dass alles in bester Ordnung sei. Als der Zug Dresden erreichte, hielt er an, damit die Wachen die Karten einsammeln und verschicken konnten. Dann fuhr er weiter. «Bis Dresden», erinnerte sich Barbier, «hatte keiner irgendeinen Zweifel, aber nachdem wir in Richtung Osten (nach Auschwitz) ausführen, wurde uns klar, was mit uns passierte.»⁶¹

Die Fahrt dauerte zwei Tage und Nächte. Barbier und Deiml sassen nebeneinander, teilten sich das Brot und das Büchsenfleisch und dachten ganz ruhig nach. Sie versprachen sich gegenseitig, falls einer überleben sollte und der andere nicht, so würden sie die Angehörigen informieren. Am 30. September, um 5 Uhr, erreichte der Zug seinen Bestimmungsort. Laut Barbier:

Wir mussten mit unserem Handgepäck aussteigen und weitere Befehle abwarten. In der Zwischenzeit kamen Gefangene und fingen an, unsere Sachen auszuladen. Sie sagten uns, wir sollten ihnen die Wertgegenstände aushändigen, die wir hatten, aber wir hatten nicht den Eindruck, dass man ihnen trauen konnte. Sie rieten uns, bei den Inspektionen zu leugnen, dass man krank sei, und anzugeben, dass wir Arbeiter wären.⁶²

Auf dem Bahnsteig drängte Barbier Deiml, seinen Beruf nicht anzugeben, sondern zu sagen, er sei ebenfalls Zimmermann und dass sie beide zusammenarbeiten würden. Deiml wollte sich nicht festlegen. Die Inspektion wurde von Mengele und einem zweiten Arzt namens Schwarz durchgeführt. Jedem Häftling wurden die gleichen Fragen gestellt. Deiml ging vor Barbier.

«Wie ist Ihre Gesundheit?», fragte Schwarz.

«Gut», antwortete Deiml.

«Was sind Sie von Beruf?»

«Ich bin Arzt.»

Deiml wurde nach links in die Gaskammern geschickt; Barbier, der Zimmermann, nach rechts. «Damit trennten wir uns», schrieb Barbier über seinen Freund. «Seinen letzten Blick werde ich nie vergessen.»⁶³

Amfang Oktober 1944 trafen wunderbare Nachrichten im Lager ein: Es gab keine Transporte mehr. Eine diesbezügliche Meldung wurde ausgehängt und dürfte Freudenjubiläum ausgelöst haben. Die Nationalsozialisten gerieten jedoch allmählich in Panik. Manche SS-Männer wollten von weiteren Verbrechen Abstand nehmen, um einer künftigen Strafe zu entgehen; andere hatten das gleiche Ziel vor Augen, versuchten aber, alle Zeugen umzubringen. Also wurde die Entscheidung, die Transporte auszusetzen, rasch rückgängig gemacht. Schon wenige Tage später begann eine neue Serie, und noch vor Monatsende sollten acht Züge abfahren, die den grössten Teil der im Lager verbliebenen Bevölkerung und die gesamte jüdische Führung an Bord hatten. Die SS-Männer erklärten immer noch, dass die Transporte zu einer neuen Arbeitsstätte gingen, eine Lüge, die von den aus Dresden eintreffenden Postkarten

untermauert wurde. Viele, die im Oktober in die Züge stiegen (darunter Jin Barbiers Frau und Friedl Dicker-Brandeis, die Kunstlehrerin), gingen davon aus, dass sie von Angehörigen begrüsst würden, die vor ihnen abgefahren waren. Doch die Oktobertransporte klappten nicht ganz so reibungslos wie die im September. Die SS hatte selbst die Auswahl der Passagiere übernommen, und es stellte sich schon bald heraus, dass viele der Aufgerufenen zu alt, zu jung oder zu krank für körperliche Arbeit waren.

Die Tatsache, dass es nun mehr Deportationszüge gab und das damit verbundene Durcheinander störte auch alle anderen Aspekte des Lagerlebens. Es hatte den Anschein, dass jeder Insasse abreiste, auf die Abfahrt wartete oder anderen beim Packen half. Es gab keine Möglichkeit, von den «Ältesten» freigestellt zu werden. Die einzige Instanz, an die man sich wenden konnte, war der launische Lagerkommandant Karl Rahm, der sich den Ruf der Brutalität wohl verdient hatte, aber manchmal noch während die Deportierten in die Züge stiegen, Gnade walten liess.

Schliesslich kam wiederum eine Einberufung. Die 66-jährige Olga und die 12-jährige Milena wurden aufgefordert, sich innerhalb von zwei Tagen am Sammelpunkt, der sogenannten Schleuse, in der Hamburger Kaserne zu melden. Der Abreisetag war Sonntag, der 23. Oktober 1944. Viele Mädchen aus L-410 standen auf der Liste; die Gruppe war eine Mischung aus Jungen und Alten.

Für jeden Transport wurde ein Team gesunder Insassen beauftragt, den Kranken und Alten an Bord des Zuges zu helfen. Eine solche Helferin, Alice Ehrmann, schilderte das Spektakel:

23. Oktober 1944: Abends an der Schleuse. Um Neun Uhr dreissig die Leute in die Wägen befördern. Die Kranken, die Kranken, die Kranken, Bahren ohne Ende. Und das Ganze, samt dem Verladen des Gepäcks wird von 40 Leuten mit weissen Kappen erledigt. Überall Koffer. Koffer vor der Schleuse, Koffer in der Schleuse, auf den Bahnsteigen, in den Wägen. Und jeder hat so lächerlich wenig, und selbst das wird ihnen vermutlich noch abgenommen ...

Kleine Kinder, drei bis zehn. Schreie. Jedes hat einen kleinen Rucksack ... Hier ist kein Mensch, dessen Geschichte keine Tragödie ist; alle sind im Stich gelassen worden. ... Einer starrt merkwürdig jene mit verweinten Augen an. Ein anderer ist tapfer. Diejenigen, die gehen, sind zu Stein geworden; die bleiben, schlucken ihre Tränen runter. Am Ende blieb das Gepäck hier; es war kein Platz.⁶⁴

Der Zug kam langsam voran, hielt immer wieder an und liess andere Züge mit einer höheren Priorität vorüberfahren. Ein Überlebender berichtete, dass er mitten in der Nacht sein Bestimmungsziel erreichte. Die Passagiere wurden von bellenden Hunden, gebrüllten Befehlen und grellen Scheinwerfern begrüsst, die sie blendeten. Nach dem Befehl, die wenigen Habseligkeiten, die sie noch hatten, im Zug zu lassen, taumelten die Häftlinge aus dem Wagen und stellten sich im Hof auf. Von den 1'714 Menschen im Zug wurden 200 Frauen und 51 Männer auf Lastwagen geschickt und in ein Arbeitslager gefahren. Die Übrigen, darunter Olga und Milena, wurden zur Gaskammer verdammt.

In Theresienstadt wollten die Deutschen so wenig Spuren wie möglich hinterlassen. Der letzte Transport nach Auschwitz ging am 28. Oktober 1944 ab, fünf Tage nach dem Zug mit Olga und Milena. Zwei Wochen später befahl der Kommandant die Entsorgung der Urnen aus dem Krematorium. Die Arbeit nahm vier Tage in Anspruch. In erster Linie übernahmen Frauen und Kinder die Aufgabe, die mit Ölsardinen bezahlt wurden. Vom Mausoleum wurden lange Reihen aufgestellt, und die Insassen gaben die Holz- und Pappbehälter weiter wie Wassereimer bei einer altmodischen Feuerwehr. Jeder Behälter hatte ein Etikett mit Name (etwa Arnošt Korbel oder Greta Deimlová) und Geburts- und Todesdatum. Die behelfsmässigen Urnen wurden in Lastwagen geladen, weggefahren und dann – wiederum von Hand zu Hand – ausgeladen, ehe sie geöffnet und der Inhalt in den Fluss Eger (Ohre) gekippt wurde. Die Asche bildete eine Fläche von gut 40 Ar auf der Wasseroberfläche.

Die Gefangenen vermuteten, dass die Entsorgung der Asche nur die erste Phase einer Strategie war, die Wahrheit dessen, was sich in Theresienstadt abgespielt hatte, zu verbergen. Sie hatten Recht. In den folgenden Wochen befahlen die Deutschen jüdischen Bauingenieuren, ein Lagerhaus für Gemüse und eine grosse Geflügelfarm zu bauen. Bautrupps machten sich an die Arbeit, aber die Ingenieure wurden schon bald misstrauisch: Warum entwirft jemand ein Lagerhaus ohne Belüftung und mit Türen, die sich von innen nicht öffnen lassen? Warum umgibt man eine Geflügelfarm mit einer über fünf Meter hohen Mauer oder baut eine Umzäunung, die so gross ist, dass die gesamte Lagerbevölkerung darin Platz findet? Warum wurde der Vorrat an toxischen Stoffen gehortet, der eigentlich für die Bekämpfung des Ungeziefers gedacht war? Während die Gefangenen Mutmassungen anstellten, fragten sie sich auch: Warum sollen wir in dieser Phase des Krieges eigentlich tun, was die SS-Leute befahlen? Die Ingenieure beschlossen, Rahm die Stirn zu bieten. Wir hören auf, kündigten sie an. Wütend schlug der Kommandant ihren Sprecher mehrmals mit einer Pistole, befahl aber nicht, die Männer zu erschiessen – zu deren eigenem Erstaunen. Stattdessen fuhr er am nächsten Tag nach Prag, um Rücksprache zu halten. Um diese Zeit war die Rote Armee bereits auf die ersten deutschen Todeslager und Gaskammern gestossen. Die schreckliche Wahrheit kam auf die Titelseiten aller Zeitungen. Dem Vernehmen nach sagte Eichmann zu seinen Untergebenen: «Ich habe die Nase voll.» Pläne, die restlichen 15'000 Gefangenen in Theresienstadt zu ermorden, wurden ad acta gelegt.⁶⁵

von 1942 bis 1944 wurden mindestens 25 Angehörige meiner Familie nach Theresienstadt geschickt; kein Einziger überlebte. Auf der Seite meiner Grosseltern väterlicherseits zählen neben ihrer Tochter Greta, dem Schwiegersohn Rudolf und Enkelin Milena, drei Geschwister von Arnošt dazu, eine Schwägerin, ein Schwager, zwei Nichten und ein Neffe. Mütterlicherseits kamen meine Grossmutter Růžena, ihre Schwester, ihr Schwager und Neffe um sowie der Bruder von Grossvater Alfred, die Schwägerin, zwei Neffen und eine Nichte, deren Mann und zwei Kinder. Einige starben im Ghetto, wie Růženas Schwa-



*Der Grossvater väterlicherseits der Autorin Arnošt Korbel
(hinten links) mit seinen Eltern und Geschwistern. Marta (hinten,
Mitte), Irma (vorn links) und Karel (vorn, zweiter von links)
,kamen ebenfalls im Holocaust um.'
(ist mutmasslich gelogen)*

ger Gustav, aber die meisten wurden nach Osten geschickt. Gustavs Frau Augusta ihre Kinder und ein Enkelkind lebten eine Zeitlang im «Familienlager» in Auschwitz-Birkenau. Meine Verwandten waren unter den Ersten, die nach Theresienstadt kamen; und unter den Letzten, die es verliessen. Arnošts Bruder Karel und seine Frau waren auf dem letzten Transport. Damals befand sich ihr 26-jähriger Sohn Gert in einem Arbeitslager bei Auschwitz. Anfang 1945, als das Lager evakuiert wurde, musste er einen Gewaltmarsch zurück in die Tschechoslowakei antreten. Da er von der Unterernährung und vom Flecktyphus geschwächt war, starb er nur wenige Tage vor der Befreiung in einer Scheune. Wie bei so vielen war unser Familienstammbaum radikal gestutzt worden.

Manchmal denke ich, dass es eigentlich nur zwei Arten von Geschichten gibt. Die einen enden voller Hoffnung, die anderen in Verzweiflung, auch wenn nicht immer offensichtlich ist, zu welcher Kategorie die jeweilige Geschichte zählt. Es gibt wohl kaum einen schlimmeren

Grund für Verzweiflung als trügerische Hoffnung (Hitler hat das eindrücklich bewiesen), und kaum ein Charakterzug ist wertvoller als Trauer und Wut über das Leiden. Das Entscheidende ist weniger, ob eine Geschichte gut ausgeht, sondern ob sie im Kern eine Bestätigung ist, dass das Leben einen Sinn hat. Aus diesem Grund wird dieses Buch über den Krieg, dieses Buch der Erinnerung mit einem Hoffnungsstrahl enden – genau wie die folgende Geschichte:

Eines Morgens Mitte Juni 1942 stiegen 30 Männer auf die Ladefläche eines heruntergekommenen Lasters und standen dicht an dicht. Werkzeuge lagen auf einem Stapel, dazu zwei Fässer ungelöschten Kalks. Der Laster und seine Fracht holperte an einer Reihe von Städten und Höfen vorbei, Enten und Gänse stoben auseinander, in Teichen planschten fröhlich Kinder, und alte Leute sassen friedlich vor ihren Blockhäusern. Die Männer, die auf der Ladefläche standen, konnten sich über so idyllischen Szenen nicht freuen, denn es handelte sich um Insassen aus Theresienstadt. Plötzlich sahen sie in einiger Entfernung Flammen hochschieszen, begleitet von dicken schwarzen Rauchschilden.

Ein paar Minuten später hielt das Fahrzeug an einem halbverfallenen, gelben Strassenschild mit dem Namen «Lidice» an. Der Laster kam quietschend zum Stehen; die Männer sprangen herab und sahen sich um. Was von dem Dorf noch übrig war, stand in Flammen. Von Kugeln durchlöcherter Körper waren auf Geratewohl vor der Hinrichtungswand aus Matratzen und Pritschen aufgestapelt worden. Mit dem silbernen Griff seiner Peitsche zog der deutsche Kommandeur ein Rechteck in den Boden: «Zwölf Meter lang und neun Meter breit und vier Meter tief! Habt ihr verstanden, ihr Hurensöhne aus Jericho, ihr Schweinefresser, ihr Verbrecher?»⁶⁶ Die Arbeiter fingen an zu graben. Die Stunden vergingen, es wurde dunkel, die Wachen zündeten Fackeln an. Schwitzend und halb nackt schwangen die Männer die ganze Nacht hindurch ihre Schaufeln. Gegen Morgen grauen brach Lidices glühende Kirche in sich zusammen, die Wände wurden zerstört, als der Kirchturm einstürzte, wobei die Glocke ein letztes Mal ertönte und nachklang. Ein Arbeiter war gelernter Komponist. Als die Kirche einstürzte, fing er leise an zu singen. Es war die Melodie von Antonin Dvořáks



Lidice, 10. Juni 1942

Requiem, mit den Worten: *Dies irae, dies illa, solvet saeculum in favilla* (Am Tag des Zorns, an jenem Tag, wird die Welt in Asche zerfallen) und *Agnus Die qui tollis peccata mundi* (O Lamm Gottes, der du trägst die Sünde der Welt). Stunden später hatten sie ihre Grabarbeit vollendet. Den Männern wurde befohlen, den Leichen Geld und Ausweispapiere abzunehmen, die Körper anschliessend ins Grab zu werfen und das Ganze mit Erde zu bedecken, sage und schreibe 432 Kubikmeter.

Es folgte die lange Rückfahrt nach Theresienstadt. Bevor sie in Schlaf fielen, nahmen sich die erschöpften Männer die Zeit, gemeinsam mit anderen Insassen das Kaddisch zu singen. Unter denjenigen, welche diese Tortur ertragen hatten, befand sich ein 37-jähriger Journalist mit einer gewölbten Brust namens František R. Kraus. Jahre später erinnerte er sich an die Gefühle am Ende jener zwei elenden Tage:

Ich lehne mich zurück. ... Draussen herrscht tiefschwarze Nacht. Und unter mir, auf den unteren Kojen singt der Komponist leise:
«*Requiem aeternam dona eis, Domine, et lux perpétua luceat eis.*»

perpétua luceat eis.» (Gewähre ihnen, o Herr, ewigen Frieden, und möge das Licht ewig auf sie scheinen.) Ein Regen winziger Sterne glitzert draussen hinter den Gittern der Barackenfenster.⁶⁷

Die Deutschen hatten versucht, den Geist der Tschechen zu brechen, indem sie ein Dorf vernichteten und die Insassen Theresienstadts – ebenfalls ein Werkzeug der Vernichtung – zwangen, sich an dem unbeschreiblichen Verbrechen zu beteiligen. Sie hatten auf diese Weise versucht, ihren Gegnern jede Zukunft zu rauben. Doch die Geschichte hört nicht so einfach auf.

Zweieinhalb Jahre zuvor hatte František Kraus im ersten Zug von Prag nach Theresienstadt gesessen; er war unter denen gewesen, deren harte Arbeit geholfen hatte, das Ghetto auf seine neue furchtbare Rolle vorzubereiten. Im Herbst 1944 wurde er nach Auschwitz deportiert, aber wiederum zu einem Arbeitstrupp ausgewählt. Er überlebte und gründete eine Familie, vollständig jüdisch und vollständig tschechisch. Seit 1991 ist Františeks Sohn Tomáš der Vorsitzende der Föderation jüdischer Gemeinden in der Tschechischen Republik. Im Jahr 1997 half er mir, etwas über das Schicksal meiner Familie in Erfahrung zu bringen, auch das meiner Grossmutter Růžena, die in jenen Stunden nach Osten deportiert wurde, als František Kraus und seine Mithäftlinge die Opfer von Lidice begraben und leise vom ewigen Licht sangen.

Im Jahr 1943 zogen meine Eltern, Kathy und ich aus unserer Wohnung an der Kensington Park Road nach Walton-on-Thames, einer malerischen Stadt im Nordwesten der Grafschaft Surrey, knapp 50 Kilometer südlich von London. Dort wohnten wir gemeinsam mit einem tschechischen Paar, den Goldstückers, in einem Backsteinhaus mit vier Zimmern. Hinter dem Haus befand sich ein Garten, davor stand eine merkwürdig stachelige Pflanze namens Araukarie oder Affenschwanzbaum. An Arbeitstagen liefen mein Vater und Herr Goldstücker jeden Morgen einen guten halben Kilometer zur neuen elektrischen Bahnlinie, mit der sie nach London pendelten. Die Ingomar School, wo ich die erste Klasse besuchte, lag auf dem Weg, so dass ich die Männer stets auf dem Fahrrad begleitete. Wie mein Vater hatte auch Eduard Goldstücker die Karls-Universität besucht. Er war ein Gelehrter im Fach deutsche Literatur und arbeitete im Bildungsressort der Exilregierung. Er war, wie ich später erfuhr, Kommunist, aber ein sehr netter – ich hörte ihn nie mit meinen Eltern über Politik streiten.

In der Schule kam ich mir in meiner braun-weißen Uniform, zu der auch eine Krawatte und ein Strohhut mit gestreiftem Hutband gehörten, wie ein richtiges, englisches Mädchen vor. Zum Mittagessen ass ich jeden Tag kaltes Fleisch mit «*Bubble and squeak*» (ein Mischmasch aus gekochten Kartoffeln und Kohl, alles zusammen gebraten, der Name stammt von den Geräuschen, die das Gericht nach dem Verzehr im Magen hervorruft). Ich ging gerne zur Schule, weil ich mich dann erwachsen fühlte und weil ich immer schon gerne gelernt habe. Laut meinen Zeugnissen besass ich «die Fähigkeit zu guten Leistungen, musste jedoch lernen, etwas konstanter zu werden». Im Rechnen wurde ich ermahnt, «Leichtsinnfehler» zu vermeiden, und im Zeichnen, meine Arbeit «nicht zu überhasten».

Selbst bei Schülern in meinem zarten Alter wurden die Künste nicht vernachlässigt. Die kleine Madien hatte offenbar «ein ausgezeichnetes Rhythmusgefühl» und gab «voller Begeisterung» Klassiker wie «Camptown Races» und «The Lass of Richmond Hill» zum Besten. Die Schule bot Klavierunterricht an, den ich bereitwillig nutzte und mich dabei in einen alten Österreicher (keinen Deutschen) namens Mozart verliebte. In Geographie hatte ich in der ersten Klasse eine Vier minus, nicht gerade günstige Voraussetzungen für eine Karriere in der internationalen Politik, aber im nächsten Halbjahr verbesserte ich mich auf eine Zwei, also bestand noch Hoffnung.

Ich war erst sechs, aber es war mir bereits ein grosses Anliegen, meine Eltern zu beeindrucken. Wie jede englische Privatschule wurden die Schüler in Teams eingeteilt und sammelten Punkte, indem sie bestimmte Tätigkeiten erledigten. Als ich die ersten Punkte beisteuerte, zeigte mein Vater seine Anerkennung. Da ich mehr wollte, fing ich an, mir Heldentaten auszudenken, für die zusätzliche Auszeichnungen verliehen wurden, darunter, wie ich noch gut weiss, dem Lehrer aus einem Rosenstrauch helfen. Über kurz oder lang hatte ich so viele imaginäre Punkte gesammelt, dass ich beschloss, eine besondere Auszeichnung zu erfinden, und sagte meinen Eltern, ich hätte den «Ägyptischen Pokal» gewonnen. Sie wollten die Trophäe gerne sehen, was aus naheliegenden Gründen unmöglich war. Stattdessen liess ich mir eine ganze Reihe neuer Flunkereien einfallen, wie gemein doch alle zu mir seien. «Sie zwingen mich sogar, mich auf Nadeln zu setzen!», rief ich einmal aus. Meine Mutter bestand darauf, zur Schule zu gehen und herauszufinden, was dort mit ihrem armen Kind getrieben wurde. Wie Hus vor langer Zeit vorausgesagt hatte: Die Wahrheit siegte, und ich wurde entsprechend bestraft. Wenn ich später jemals anfang, eine Geschichte zu erzählen, die offensichtlich nicht ganz den Tatsachen entsprach, brauchten meine Eltern lediglich «der ägyptische Pokal» zu murmeln, schon verstummte ich.

Dáša war die meiste Zeit in der Schule in Wales oder bei unserer Tante und unserem Onkel in Berkhamshire. Also war ich auf einmal die grosse Schwester. Vier Häuserblocks weiter und auf der anderen Seite einer geschäftigen Strasse war ein kleines Lebensmittelgeschäft,

zu dem ich Kathy in ihrem grünen Kinderwagen schob. Ich nahm den Einkaufszettel und die Bezugsscheine mit, aber es gab kaum etwas wie frisches Fleisch oder Obst und für den Kauf von Milch galt eine strenge Obergrenze. Das kam mir damals nicht ungewöhnlich vor, weil es die einzige Realität war, die ich bislang erlebt hatte. Ich bekam auch die Aufgabe, den kleinen Küken Wasser zu geben, die wir im Garten hielten. Beim ersten Mal nahm ich einfach eine leere Milchflasche und füllte sie etwa zur Hälfte. Meine Mutter gab zu bedenken, dass eine Schale vielleicht klüger gewesen wäre, und fragte: «Wie sollten die armen Küken denn deiner Meinung nach trinken?» Ich dachte darüber nach: «Sie haben einen langen Hals.»

In Walton-on-Thames träumte ich zum ersten Mal davon, Priesterin zu werden, was für eine junge Katholikin zweifellos ein Zeichen grossen Ehrgeizes ist. Jeden Abend betete ich zur Jungfrau Maria und richtete mir einen Schlafzimmeraltar her, mitsamt Kerzen und einer silbernen Tasse zum Ersticken der Flammen. Ob es nun der Geruch des verbrennenden Wachses oder der liturgische Rhythmus der Worte waren, der mich am meisten reizte, kann ich nicht sagen, aber dieses religiöse Erlebnis bedeutete mir mehr als meinen Eltern, vor allem meinem Vater, der selten zur Messe ging und wenn, dann beklagte er sich immer wegen der Bitte um Spenden.

Wenn ich heute zurückblicke, kann ich nicht sagen, was Mutter und Vater durch den Kopf ging, wenn sie sich sorgten, was in der Heimat gerade passieren mochte. Ich weiss allerdings, dass sie alles in ihrer Macht Stehende taten, um das Leben für Kathy und mich so normal wie möglich erscheinen zu lassen. Wir machten Familienausflüge, auch an den Strand, wo ich schwamm und die riesigen Sperren einfach ignorierte, die man dort aufgestellt hatte, um eine deutsche Invasion zu verhindern. An Wochentagen schlüpfte ich manchmal durch die Äste der Hecke, um gemeinsam mit unseren englischen Nachbarn Tee zu trinken. An Sonntagen bewirteten meine Eltern häufig eine Gesellschaft tschechoslowakischer Freunde. Nach dem Essen räumten die Frauen die Tische ab, während die Männer, von denen die meisten in der Regierung Beneš tätig waren, in ernste Gespräche vertieft in unserem Garten auf und ab spazierten. Sie gingen mit den Händen auf dem Rücken,

wie Europäer es häufig tun. Mein Vater hatte meist die Pfeife im Mund und liess gelegentlich eine Rauchwolke um seinen Kopf aufsteigen. Am Abend tranken die Männer Bier, füllten die Aschenbecher mit Kippen und spielten Marias, ein besonderes tschechisches und slowakisches Kartenspiel mit 32 Spielkarten in vier Farben (Herz, Schell, Blatt und Eichel) und Regeln, die noch komplizierter waren als die von Bridge. Die Frauen tranken Kaffee, tauschten Neuigkeiten aus und lachten miteinander.

Im Frühjahr 1944 bekam ich zum ersten Mal amerikanische Soldaten zu sehen. Viele streunten durch die Strassen der Stadt, wo sie von Kindern belagert wurden, die eine Süßigkeit erbetteln wollten und fragten: «Hast ,nen Kaugummi, Kumpel?» Andere sah man auf den Landstrassen, wie sie lässig ihre getarnten Jeeps, Laster und merkwürdig aussehenden Amphibienfahrzeuge lenkten, die sogenannten «Ducks». Sogar die amerikanischen Wehrpflichtigen hatten sauber geschnittene Uniformen in Olivgrün, und ihre Gewehre waren, im Gegensatz zu den britischen, nagelneu. Eine Zeitlang waren überall «Yanks»; und dann, von heute auf morgen, waren sie verschwunden.

Am Morgen des 6. Juni 1944 fand die Operation Overlord, das grösste Landungsunternehmen der Kriegsgeschichte, an fünf Brückenköpfen entlang der Küste der Normandie statt. Trotz eines kalten Nordwestwindes überquerten 160'000 Mann den Ärmelkanal. 11'000 Flugzeuge waren in den Himmel aufgestiegen, und es waren so viele Schiffe und Boote im Meer, dass es fast möglich schien, zu Fuss von England nach Frankreich zu gelangen. Die Nachrichten am frühen Nachmittag bestätigten, dass der D-Day, der Tag der Invasion, gekommen war. Die Sprecher, die hochofrenet waren, dass sie über so ein Ereignis berichten durften, erzählten die aufregende Geschichte, wie die Männer und Ausrüstung zusammengezogen, Gewehre und Munition verpackt worden waren und der wichtige Überraschungseffekt bis zum Schluss bewahrt worden war. Die einheimische, französische Bevölkerung hatte man nur eine Stunde im Voraus gewarnt, das Gebiet zu evakuieren: ein verheerendes Bombardement der Strassen, Bahnlinien und Brücken war

im Gange. In einer Abendsendung wurde die Rede des Königs ausgestrahlt, gefolgt von einem Bittgottesdienst, den der Erzbischof von Canterbury leitete. Bis Einbruch der Dunkelheit hatten 9'000 alliierte Soldaten das Leben verloren. In den folgenden Wochen schwärmten die Soldaten weiter unablässig nach Frankreich und stiessen jeden Tag tiefer vor; die Entscheidungsschlacht um Europa hatte begonnen.

Wir lebten seit über einem Jahr in Walton-on-Thames. Es galt immer noch die Verdunkelung, aber wir machten uns keine grossen Sorgen mehr um Bomben. Seit dem D-Day waren die Deutschen doch auf der Flucht – zumindest dachten wir das.

Am 13. Juni, um 4.13 Uhr, ertönte in Gravesend eine Explosion; ein grosser Gegenstand war in einem Gemüsebeet gelandet. Zehn Minuten später beschädigte eine zweite Explosion eine Eisenbahnbrücke in London. Seit Monaten kursierten Gerüchte, dass die Deutschen eine Geheimwaffe entwickelten, die zum Einsatz kommen sollte, falls und wenn die Alliierten in Frankreich einmarschierten. Manche munkelten, es handle sich um einen unsichtbaren Strahl, der alles in Schutt und Asche legte, das er erfasste; andere sprachen von einer völlig neuartigen Methode, Giftgas zu versprühen; wieder andere von einer Superbombe, die zerstörerischer als alle bislang entwickelte Waffen sei. Nach dreitägigen Ermittlungen bestätigte die Regierung, dass die Deutschen eine unbemannte Flugbombe namens V1 (V für Vergeltungswaffe) einsetzten. Die Miniflugzeugen gleichenden Bomben mit einer Länge von knapp 8 Metern und einer Spannweite von 5,30 Metern jagten mit einer Geschwindigkeit von 570 km/h heran. Die meisten wurden von Rampen in der Nähe der französischen und holländischen Küste gestartet, einige von tief fliegenden Kampfflugzeugen.

Anfangs nahm Churchill «die unbekümmerte Haltung einer Bulldogge»⁶⁸ ein, wie Cadogan in seinem Tagebuch schrieb, und bezeichnete die Vi-Flugbomben lediglich als lästige Plage, als letztes Aufbäumen eines verzweifelten Regimes. Als die Opferzahl und der Schaden anstiegen, schenkte er ihnen mehr Beachtung. Viele Briten waren empört darüber, dass die Behörden nicht besser vorbereitet waren. Mit die-

sen Angriffen hatten manche Zivilisten mehr Probleme als zuvor mit dem Blitz. Als die Zukunft düster schien, war einem die Bedrohung weniger beängstigend vorgekommen; jetzt, wo der Sieg so nahe war, kam einem die Aussicht auf einen Todbringer, der vom Himmel fiel, wie ein grausamer Trick vor.

Täglich wurden hundert oder mehr Bomben nach England geschickt, und es dauerte einige Wochen, bis die Abwehr imstande war, überhaupt welche abzufangen. Wenn wir das laute Summen hörten, hielten wir den Atem an. Das Geräusch bedeutete, dass die Rakete noch Treibstoff hatte und rasch vorbeijagen würde; sobald das Geräusch abbrach, stoppte auch die Bombe und fiel fast senkrecht zu Boden. Die Engländer nannten die V1 «*doodlebugs*», was so viel heisst wie «Heuler» oder «Brummkäfer», weil sie grossen, summenden Insekten gleichen. «Man sieht den kleinen schwarzen Körper vorbeisausen», schrieb ein Brite, der es selbst erlebte, «dahinter flattert etwas, was wie Gaze im Luftzug eines Ventilators aussieht. ... Nachts flammt dieser Auspuff wie ein Meteor, und man kann das Ding verfolgen, wie es am Himmel dahinsaut: wie eine Sternschnuppe ... unbeirrbar, bösartig, schauerlich zielbewusst.»⁶⁹

Das Heulen der Sirenen wurde wiederum zu einem vertrauten Geräusch, und noch einmal machte ich die Erfahrung, lange Stunden mit den Nachbarn in Luftschutzbunkern zu verbringen. Um die Zeit zu vertreiben, sangen wir «*A Hundred Green Bottles*» vom Anfang bis zum Ende, und dann wieder von vorn. An manchen Tagen sass die ganze Schülerschaft von Walton-on-Thames in Bunkern fest. Die südlich von London liegende Stadt befand sich mitten in der «Bombenallee», der Flugroute von den Vi-Startplätzen zur Hauptstadt. Hinzu kam: Britische Doppelagenten (also englische Agenten, die so taten, als würden sie für die Deutschen spionieren) wurden angewiesen, Berlin mitzuteilen, dass die Bomben über London hinausschiessen würden. Die Deutschen verkürzten also die Flugstrecke und schickten auf diese Weise weniger Bomben in die dicht besiedelte Hauptstadt, dafür schlugen mehr in unserer Gegend ein. Am 19. Juni erschütterte eine V1 nur wenige Häuser von uns entfernt den Erdboden; dann gingen noch eine und noch eine runter, insgesamt 18 Bomben, in unserer Stadt. «Warum sind die

Doodlebugs eigentlich immer so in Eile?», hiess es damals in einem Witz. «Das wärest du auch, wenn dir der Hintern brennen würde!»

Mein Vater war ehrenamtlicher Luftschutzwart. Das hiess, dass er nach der Rückkehr aus London jeden Abend schnell eine Runde durch das Wohnviertel machen musste, um zu prüfen, ob alle die Vorhänge zugezogen hatten, auch wenn die Flugbomben unbemannt waren und nichts sahen. In einer pechschwarzen Nacht rannte er einmal gegen einen Pfeiler vor unserem Haus, schlug sich dabei die Nase blutig und zerbrach die Brille. Ich hatte Mitleid mit ihm, hatte aber damals selbst ein Problem: schlafwandeln. Ob es durch die V1 ausgelöst wurde oder nicht, kann ich nicht sagen, aber wochenlang ging ich ins Bett, ohne zu wissen, wo ich aufwachen würde. Meine Eltern und die Goldstückers hatten Angst, dass unser Haus getroffen werden könnte. Sie kauften einen Morrison-Tisch, benannt nach dem Innenminister Herbert Morrison. Über Nacht wurde der schwere rechteckige Stahltisch zum Mittelpunkt unseres Lebens. Wir nahmen darauf unsere Mahlzeiten ein; die Erwachsenen tranken ihren Kaffee und ihre Drinks, während wir an ihm sassen; Kathy und ich spielten auf ihm; und sobald die Sirene ertönte, hechteten wir alle sechs unter ihn.

Eine V1 schlug vor dem BBC-Hauptquartier ein, zerbrach die Fensterscheiben und beschädigte das Gebäude. Die mittägliche tschechoslowakische Rundfunksendung, die in Kürze beginnen sollte, ging wie geplant weiter, obwohl ein Sekretär und zwei Sprecher verwundet waren. Ein andermal kamen mein Vater und Herr Goldstücker nur wenige Augenblicke, nachdem eine Bombe eingeschlagen war, an der Waterloo Station an. Die Krankenwagen waren noch nicht eingetroffen, und Fahrgäste liessen ihre Aktentaschen fallen, um den geblendeten und blutenden Opfern erste Hilfe zu leisten. Am Sonntag, dem 18. Juni, zerstörte eine Bombe das Dach der Guards Chapel im Zentrum von London, unmittelbar nachdem der Gottesdienst begonnen hatte. Die Trümmer begruben die versammelte Gemeinde, Soldaten und Zivilisten. 121 Menschen kamen ums Leben, und weitere 140 mussten verletzt ins Krankenhaus. Es dauerte zwei Tage, die Toten zu bergen.

Die V1-Angriffe dauerten drei Monate lang, kosteten mehr als 5'500 Menschen das Leben und verwundeten drei Mal so viele. Wie schon während der Luftschlacht wurden Zehntausende Kinder evakuiert. Das ganze Land feierte, als im September alliierte Truppen die V1 Startrampen entlang der Nordküste Europas einnahmen, und Minister Morrison bekanntgab, dass die zweite Schlacht um Britannien gewonnen worden sei. Inzwischen waren bereits Rom und Paris zurückerobert worden, sowie Brüssel. Die zurückkehrenden Evakuierten verstopften die Bahnhöfe und Metrostationen in London, während in Walton-on-Thames die jahrhundertealten Glocken in der Saint Marys Church wiederum froh läuteten.

erbst 1944: Die Deutschen wurden an allen Fronten zurückgetrieben. Alliierte Streitkräfte rückten von Süden, Westen und Osten vor, während sie den Gegner unablässig aus der Luft und zur See unter Beschuss nahmen. Im September wurden Luxemburg und die Niederlande befreit. Die Rote Armee marschierte durch Polen, Rumänien und die Balkanhalbinsel und gelangte durch die dichten Wälder der Karpaten an die slowakische Grenze. Im November befreiten Partisanen Griechenland, und Churchill gönnte sich einen wohlverdienten Tag voller Ansprachen und Kranzniederlegungen als Ehrengast bei einem Festgottesdienst und begeisterte ganz Paris. Deutsche Truppen wurden, da ihnen die zerbombten Bahnlinien den Rückzug erschwerten und sie zudem unter Treibstoffmangel litten, gleich scharenweise gefangengenommen. Ein erbeutetes Codebuch ermöglichte es den Amerikanern, den feindlichen Funkverkehr mit den U-Booten zu entschlüsseln. Die Zerstörung von fast 300 deutschen U-Booten innerhalb von wenigen Monaten war die Folge.

Für polnische Demokraten hatte die Aussicht, dass ausgerechnet die Sowjets sie von den Deutschen befreien sollten, den Makel eines nur halb erhörten Gebetes. Im August erfuhr die sogenannte Heimatarmee, die wichtigste Widerstandsgruppe, dass sowjetische Verbände bereits die östlichen Vororte Warschaus erreicht hatten. Statt abzuwarten, bis die Kommunisten die Stadt befreiten, beschlossen die Polen, dies selbst zu erledigen. Eine Streitmacht aus 40'000 Mann (allerdings mit

nur 2'500 Feuerwaffen) griff deutsche Militärposten und zivile Einrichtungen an. Es entbrannte ein heftiger Kampf, in dem die gesamte Stadt und das Umland zum Schlachtfeld wurden. Die belagerten deutschen Befehlshaber forderten Verstärkung an und ordneten an, alle Polen zu erschiessen. Die Rebellen hatten gehofft, dass eine durch den Aufstand ausgelöste Panik, gepaart mit der Angst vor den anrückenden Sowjets, die Deutschen zur Flucht treiben würde; ihre Rechnung ging nicht auf.

Britische, polnische und südafrikanische Piloten versuchten, die Kämpfer zu retten, indem sie von Stützpunkten in Grossbritannien und in Italien aus Nachschub einflogen, aber die Mengen reichten nicht aus. Wenn die Sowjets die Genehmigung erteilt hätten, Landeplätze unter ihrer Kontrolle zu nutzen, hätte man eine effektivere Luftbrücke einrichten können, aber Stalin lehnte dies strikt ab. Nach wochenlangen Kämpfen gewannen die besser ausgerüsteten Deutschen allmählich die Oberhand. Schliesslich endete der Aufstand mit einem Debakel. Schätzungsweise 200'000 Polen kamen um, weitere 800'000 gerieten in Gefangenschaft oder wurden aus ihren Häusern vertrieben. Die Deutschen plünderten jeden Winkel der Stadt, bevor sie den Rest niederbrannten. Als die Rote Armee und ihre polnischen Partisanen im Januar 1945 endlich Warschau betraten, lag die Stadt grösstenteils in Trümmern.

In Lublin, dem Zentrum Südostpolens, wurde ein prosovjatisches Regierungsorgan gebildet. Die in London sitzenden polnischen Demokraten hofften darauf, dass die Alliierten ihr Bestreben unterstützten, an jeder Nachkriegsregelung beteiligt zu werden. Präsident Beneš hatte für sie wenig übrig. Die Grenzstreitigkeiten in der Vergangenheit hatten einen üblen Nachgeschmack hinterlassen, und der fähigste polnische Führer, General Wladyslaw Sikorski, war zwei Jahre zuvor bei einem Flugzeugabsturz umgekommen. Aus diplomatischer Sicht war Beneš überzeugt, dass die Exilpolen ihr schlechtes Blatt überdies schlecht genutzt hatten. «Polen hat in diesem Krieg einen fundamentalen Fehler begangen», sagte er einem Freund. «Es kann seine Ziele lediglich mit der Hilfe Sowjetrusslands und der Zusammenarbeit der drei Grossmächte erreichen ... Die Polen [denken] ... dass sie stark genug wären,

als Gleichberechtigte über die Zukunft zu diskutieren ... Ich habe vor langer Zeit gelernt, dass die grossen Nationen ihre Fragen stets unter sich auf Kosten der kleinen regeln.»⁷⁰

Die Frage, auf die Beneš nicht einging, ist, ob die Polen überhaupt jemals eine Chance hatten. Anders als die Tschechoslowakei hatte ihre Nation schwere Bedenken gegen die Sowjets, die an ihrer Bevölkerung furchtbare Gräueltaten begangen und mehr als ein Drittel ihres Territoriums besetzt hatten. Sikorski hatte in Wirklichkeit versucht, die Beziehungen zu verbessern, jedoch lediglich eine brüske Abfuhr erhalten, als er, ganz vernünftig, verlangte, dass eine internationale Kommission dem Massaker im Wald von Katyn auf den Grund gehen sollte. Stalin hätte auf keinen Fall eine Vereinbarung akzeptiert, die den polnischen Demokraten auch nur das geringste Druckmittel in die Hand gegeben hätte, weil er selbst so viele bereits umgebracht hatte. Ausserdem wollte er, dass sein eigenes Land einen möglichst grossen territorialen Puffer zu Deutschland hatte. Die Tschechoslowaken hingegen konnten als Freunde an die Sowjetunion herantreten. Zwischen den beiden Ländern gab es keinen Konflikt und keinen offensichtlichen Grund, weshalb sie nicht weiterhin Partner bleiben sollten. Beneš wäre dieses Szenario mit Sicherheit am liebsten gewesen. Nach seiner Einschätzung würde, nach der deutschen Niederlage, das russische Militär Mitteleuropa dominieren. Auf jeden westlichen Soldaten in der Region kamen drei russische. Die Briten waren zu schwach und zu zerstreut, um ihnen ernsthaft entgegenzutreten, während die Amerikaner und Kanadier nichts anderes wollten, als nach Hause zurückkehren. Was Stalin in der Region wollte, würde Stalin auch bekommen; die einzige Option bestand darin, Einfluss auf das zu nehmen, was die Sowjets begehrten.

Dementsprechend bemühte sich Beneš weiterhin, sich in Moskau Liebling zu machen. Sonst könnten die Sowjets in der Tschechoslowakei das tun, was sie in Polen bereits gemacht hatten und in anderen Ländern vorbereiteten: eine Ersatzführungsmannschaft auswählen und sie mit Geld und Waffen unterstützen. In Kürze würde die Rote Armee auf tschechoslowakischem Territorium stehen. Wenn Beneš auch dorthin wollte, brauchte er deren Hilfe. Auch wenn London das offizielle Zentrum der Exilregierung war, würde man die tschechischen und slo-

wakischen Kommunisten in Moskau in die Nachkriegsregierung aufnehmen müssen. Sie hatten zwar keinen Führer von Format, aber ihre Ideologie wurde immer beliebter, je öfter Hitler sie verunglimpfte.

Auch wenn Beneš Stalin beschwichtigte, hatte er nicht den geringsten Wunsch, als sowjetischer Lakai angesehen zu werden. Er hielt hartnäckig an der Meinung fest, dass sein Land es vermeiden konnte, sich zwischen Ost und West zu entscheiden. Hatte er nicht einen Freundschaftsvertrag sowohl mit England als auch mit der UdSSR abgeschlossen? Hatte Stalin nicht versprochen, von einer Einmischung in die tschechoslowakische Demokratie abzusehen? Die kommunistische Ideologie verlangte die Abschaffung des bürgerlichen Kapitalismus, aber die sowjetische Regierung kämpfte doch seit Jahren in einer grossen Allianz mit dem Westen. Die gemeinsamen Interessen, welche die Kommunisten und andere Parteien zusammengeführt hatten, hatten mit Sicherheit doch auch nach dem Krieg noch Bestand?

Beneš war keineswegs der Einzige, der diese Ansicht vertrat. Einmal abgesehen von Stalins Opfern (und das waren Millionen) hegten die Menschen damals eine Zuneigung für *«Uncle Joe»*, wie er in Amerika und England genannt wurde. Er war leutselig, rauchte Pfeife, polterte nicht wie Hitler und wirkte viel mehr pragmatisch als ideologisch. Damit nicht genug: Als die Aussichten am düstersten waren, hatte sein Land standgehalten. Jahrelang war jeder Sieg der sowjetischen Streitkräfte der Anlass für Jubel und Erleichterung im Westen gewesen; dieses Erlebnis macht einen gewaltigen Unterschied. Harold Nicolson, ein britischer Abgeordneter, der Churchill nahestand, erklärte:

Man sagt mir: «Warum empfehlen sie, der Sie uns beschimpft haben, weil wir Hitler beschwichtigen wollten, dass wir jetzt Stalin beschwichtigen?» Ich erwidere: «Aus mehreren Gründen. Erstens war das nazistische System schlimmer als das sowjetische System. Zweitens benutzte Hitler jedes Nachgeben unsererseits als Sprungbrett für weitere Aggressionen; es gibt jedoch eine Linie, über die Stalin nicht hinausgehen wird.

Um es ganz materiell zu sagen: Stalin benötigt aus Amerika dringend Werkzeugmaschinen und landwirtschaftliche Geräte, ohne die er sein Land nicht wieder in Gang bringen kann. Daher darf er die amerikanische Öffentlichkeit nicht zu sehr vor den Kopf stossen. Wenn wir fest und geduldig bleiben, wird die Flut der sowjetischen Aggressivität sich früher oder später verlaufen.»⁷¹

Mit Blick auf die Tschechoslowakei wurde diese Analyse von den beruhigenden Worten der kommunistischen Führung bekräftigt. Von Moskau aus hielt Gottwald unzählige Rundfunkansprachen über die Bedeutung einer gemeinsamen Kriegsanstrengung. Dabei berief er sich keineswegs auf Marx und die Solidarität der Klassen, sondern auf Hus und den Patriotismus. Als Ziel pries er die Rückkehr der Freiheit und verlor kein Wort über die Weltrevolution. In London äusserten sich Vlado Clementis und die anderen kommunistischen Führer über ihre Ziele mit Worten, die sich von denen der Demokraten kaum unterschieden.

Beneš war ein Demokrat mit sozialistischen Neigungen, wie man heute wohl sagen würde. Er befürwortete eine staatliche Kontrolle von wichtigen Industriezweigen, eine starke Gewerkschaftsbewegung und grosszügige öffentliche Dienstleistungen. Er hatte auch eine gewisse Sympathie für die egalitären Ideale des Kommunismus, hatte aber seine Zweifel, dass die Ideologie in der Tschechoslowakei ebenso umgesetzt werden konnte wie in der UdSSR. Er war sich sicher, dass der grösste Teil der Bevölkerung dem demokratischen Modell die Treue halten würde, das Tomáš Masaryk vor dem Krieg gegründet hatte. Der alte Masaryk war jedoch, viel stärker als Beneš, ein erklärter und überzeugender Kritiker der Mängel der kommunistischen Ideologie gewesen. Das war auch der Grund, weshalb Lenin seinerzeit Masaryk seinen ernsthaftesten intellektuellen Widersacher in Europa genannt hatte. Beneš, der versuchte, es so gut wie allen recht zu machen, fand sich in einer Position wieder, in der er versuchte, Demokratie zu predigen, eine linke Wirtschaftspolitik umzusetzen, den Westen zu beschwichtigen und gleichzeitig noch Stalin um den Bart zu gehen – und das alles gleichzeitig.

Bei den hektischen Manövern hatten einige demokratische Gefolgsleute des Präsidenten Bauchweh, aber sie konnten kaum etwas dagegen unternehmen. Beneš antwortete auf jede Äusserung von Bedenken mit der Versicherung, dass er genau wisse, was er tue. Jan Masaryk etwa hatte nicht vor, seinen Chef in Fragen der politischen Ideologie zur Rede zu stellen. Sogar seine Begeisterung für die Demokratie hatte aufgrund der Bedenken bezüglich der Sprunghaftigkeit der öffentlichen Meinung nachgelassen; immerhin hatten riesige Menschenmengen Hitler vergöttert, und die britische Bevölkerung hatte Chamberlain nach München Beifall geklatscht. In Masaryks Augen war die grösste Sünde der Kommunisten, dass sie sich zu wichtig nahmen. Einem Freund sagte er einmal: «Lenin sagte, das Volk müsse aufhören, Beethoven zu hören, weil er die Macht habe, Menschen glücklich zu machen. Er [Lenin] hatte Angst, dass sie zu weich würden, um die Revolution zu machen. Hier hast du den ganzen Lenin.»⁷²

Nicht einmal eine Woche nach dem Start der letzten V1 wurden V2-Raketen in den Himmel geschickt. «Aber ich will», hatte Hitler von seinen Waffenentwicklern verlangt, «vernichtende – ich will vernichtende Wirkung!»⁷³ Deutsche Ingenieure, die schon lange an Raketenantrieben forschten, schickten sich an, eine Technologie zu entwickeln, die so mächtig war, dass sie ganze Städte in Schutt und Asche legen und so noch den Ausgang des Krieges wenden konnte. Sie produzierten eine 13,5 Tonnen schwere, 14 Meter lange Rakete, die von mobilen Rampen in Holland und Frankreich aus gestartet wurde. Sie schoss 80 Kilometer hoch in den Himmel, bevor sie, ohne allzu grosse Präzision, in Stadtvierteln, Städten und – häufiger als anderswo – auf leeren Äckern und Flächen Englands einschlug. Im Gegensatz zu den Flugbomben, deren Heulen ihr Kommen ankündigte, flogen die Raketen mit Überschall; sie schlugen ein, bevor man ein Geräusch wahrnahm. Die Vi-Flugbomben waren vom Radar erfasst worden, wurden von Heissluftballons behindert und von Jägern und Flaks abgeschossen. Die V2 hingegen flog zu hoch und zu schnell für derartige Abwehrmassnahmen. Die Wirkung entsprach längst nicht Hitlers Fantastereien, war

aber doch so stark, dass Krater von der Grösse eines Busses zurückblieben. Die Raketen erwiesen sich als weit zerstörerischer als eine konventionelle Bombe. Die Briten, die sich für alles einen Kosenamen ausdachten, nannten sie «*gooney birds*», ein anderer Name für den Albatros, den grossen, plumpen Vogel und, wie in Samuel Taylor Coleridges Gedicht, Vorboten von grossem Unheil.

Zum Glück für die Alliierten war die Produktion der V2 überaus kostspielig und der Start sehr aufwändig. Die Deutschen waren anfangs imstande, vier am Tag abzuschliessen, dann sechs, aber nie mehr als 13 Raketen. Das reichte immer noch aus, um den britischen Politikern Kopfzerbrechen zu bereiten, die eine Panik fürchteten, sobald sich die Meldung von der schweren Rakete ausbreitete. Fast zwei Monate lang wurden die Einschlagstellen rasch abgesperrt, und die riesigen Explosionen wurden auf defekte Gasleitungen oder Sabotageakte zurückgeführt; die Regierung dementierte gar, dass es die Albatrosse überhaupt gab. Die Scharade hatte im November ein Ende, als Churchill den Eindruck hatte, er könne nicht länger so tun, als wäre das, was sein Volk sah und hörte, reine Einbildung.

Ab September 1944 bis zum nächsten Frühjahr schlugen über ein-tausend V2-Raketen auf britischem Territorium ein, etwa die Hälfte davon in und um London. Die tödlichste Rakete traf mitten in den Weihnachtseinkäufen das Woolworth-Kaufhaus in Deptford. So furchterregend die Waffen auch waren, hatten sie keinesfalls eine «vernichtende Wirkung». Weder hatten sie genügend Sprengstoff geladen, noch konnten sie schnell genug produziert werden, um eine strategische Bedeutung zu erlangen. Die Waffe liess die britische Kampfmoral gewiss nicht in dem Ausmass sinken, wie die NS-Führung es sich erhofft hatte. In Wirklichkeit hätten die Deutschen klüger daran getan, in eine leistungsfähigere Flotte von Langstreckenbomben zu investieren. Die Entwicklung von Raketen, die grosse Strecken zurücklegen, eine grosse Sprengladung befördern und relativ genau ein Ziel ansteuern konnten, war jedoch im Hinblick auf zukünftige Kriege einigermassen ernüchternd. «Jedes Mal, wenn eine detoniert», schrieb George Orwell, «höre ich düstere Andeutungen auf das «nächste Mal' und die Überlegung,

dass [wenn es wiederum zum Krieg kommt] sie imstande sein werden, sie über den Atlantik zu schiessen.»⁷⁴

Zwei weitere Aspekte der V2-Episode sollten an dieser Stelle erwähnt werden, der erste, weil er die Boshaftigkeit des NS-Regimes illustriert, der zweite, weil er ein Licht auf den amerikanischen Pragmatismus wirft.

Die Raketen wurden in einem Industriekomplex 80 Kilometer nördlich von Berlin, nicht weit von der Ostsee, gebaut. Unter den Arbeitern – oder genauer Sklaven – waren französische, sowjetische, belgische, holländische und deutsche Gefangene, die täglich zwölf Stunden unterirdisch schufteten. Als Nahrung erhielten sie lediglich Kaffee, eine dünne Suppe und Brot. Der Kombination von Unterernährung, verunreinigtem Wasser, schlechter Belüftung, harten klimatischen Bedingungen und körperlicher Misshandlung fielen so viele Arbeiter zum Opfer, dass fortwährend aus den benachbarten Konzentrationslagern Nachschub gebracht werden musste. Im April 1945, unmittelbar vor der Aufgabe der Produktionsstätte, schlossen die Deutschen 1046 Arbeiter in einer Scheune ein und verbrannten sie bei lebendigem Leib.

Der Leiter der technischen Entwicklung der V2 war Wernher von Braun, ein 31-jähriger SS-Sturmbannführer, der Hitler persönlich über die Fortschritte des Projekts auf dem Laufenden hielt. Aufgrund seiner eigenen Redegabe sowie der Bereitschaft der Amerikaner, über die Fehler von Menschen mit aussergewöhnlichen Fähigkeiten grosszügig hinwegzusehen, kam es dazu, dass der junge Nationalsozialist einer Bestrafung nach dem Krieg entging. Er wurde später zu einem prominenten Akteur in der Walt-Disney-Fernsehreihe *«Tomorrowland»* und – wichtiger noch – zu einem Architekten des amerikanischen Raumfahrtprogramms. In Anerkennung seiner Leistungen gratulierte Herr Braun sogar Präsident John F. Kennedy persönlich, dessen Bruder Joseph jr. 1944 bei einem Bombereinsatz gegen eine Vi-Startrampe in Frankreich umgekommen war.

HITLERS ENDE

Die Luft war so kalt, dass meine Füße ganz taub wurden und ich die Stufen nicht mehr spürte, so kalt, dass ich glaubte, meine Knochen würden einfrieren, bis mir König Albert II. von Belgien galant anbot, seine Decke mit mir zu teilen. Von 1993 bis 1997 war ich US-Botschafterin bei den Vereinten Nationen. In diesen Jahren kam es mir so vor, als würde die Welt den 50. Jahrestag von allem feiern; nicht dass ich etwas dagegen gehabt hätte. Am 16. Dezember 1994 hatte ich die Ehre, meine Regierung an einem Gedenktag zu repräsentieren.

Der Schauplatz war Bastogne, eine kleine belgische Stadt ein Stück westlich der deutschen Grenze. Die Eiseskälte war dem Anlass durchaus angemessen, weil die Schlacht, die dort ein halbes Jahrhundert zuvor ausgetragen worden war, bei Temperaturen unter Null im Eis und Schnee der dichten Wälder der Ardennen stattgefunden hatte. Von der Tribüne aus erblickte ich jenseits des Frosthauchs meines Atems die Farben, welche die US Army bei ihrer härtesten Prüfung angeführt hatten: darunter die Banner des 5. Korps, der 7. Panzerdivision, der «verfluchten Pioniere» des 291. Pionierkampfataillons und der 30. Infanteriedivision. Ferner hatten sich Veteranen der 101. Luftlandedivision und Teile der 9. und 10. Panzerdivision eingefunden, die weit von meinem Sitzplatz ihren Mann gestanden hatten.

Seit der Landung in der Normandie Anfang Juni 1944 bis Mitte Herbst rückten die alliierten Truppen schneller vor als angenommen. Das waren gute Nachrichten, aber es dehnte die Nachschublinien allzu sehr aus, so dass vor dem letzten Schlag eine Pause nötig war. Die Deutschen nutzten ausgerechnet diese Ruhephase dafür, um ihre Streitkräfte zusammenzuziehen und am 16. Dezember einen verzweifelten Gegenangriff zu starten, mit dem Ziel, den Gegner zu einem günstigen, ausgehandelten Frieden anstelle einer Kapitulation zu bewegen.

So begann das historische Aufeinandertreffen, das in Europa unter dem Namen Ardennenschlacht oder Ardennenoffensive bekannt ist, in den Vereinigten Staaten aber als «*Battle of the Bulge*» (Schlacht der Ausbuchtung). Die deutschen Generäle hatten der Offensive eine Erfolgchance von kaum mehr als 10 Prozent eingeräumt, doch wegen des Überraschungsmoments gelang ein vielversprechender Beginn. Sie hatten die Operation bewusst bei ungünstigen Witterungsbedingungen angesetzt, damit die Alliierten keine Luftunterstützung leisten oder von oben feindliche Truppenbewegungen verfolgen konnten. Die Wehrmacht schlug dort zu, wo die feindlichen Reihen am dünnsten waren, und trafen in einem Moment auf ihre Gegner, in der vielen Einheiten allmählich die Munition und die Leute ausgingen. Auf einmal sahen sich die Generäle der US Army in die Defensive gedrängt, für die meisten eine ganz neue Erfahrung.

Ein Wendepunkt wurde erreicht, als sich die 101. Luftlandedivision in Bastogne eingekesselt sah. Die Deutschen hatten erwartet, dass die Stellung bereits am zweiten Tag der Offensive fallen würde; inzwischen war es der zehnte Tag. Auf die Frage eines deutschen Unterhändlers, ob sie kapitulierten, erwiderte General Anthony McAuliffe bekanntlich nur ein Wort: «*Nuts!*» (Wohl verrückt geworden!) Der Unterhändler fragte nach, ob er das als positive oder negative Antwort deuten sollte? Die Antwort: «Negativ, und es heisst: ‚Fahr zur Hölle!‘» In den Tagen vor Weihnachten bereitete die 4. Panzerdivision General George Pattons den Durchbruch durch die Umzingelung vor. Da Luftunterstützung von entscheidender Bedeutung war, betete sein Feldkaplan um besseres Wetter. Als früh am nächsten Morgen der Himmel aufbrach, wurde dem Kirchendiener der Orden Bronze Star verliehen.* Am 26. Dezember suchten sich die alliierten Panzer ihren Weg durch den Wirrwarr der feindlichen Artillerie und Minenfelder, um die eingekesselte Division zu entsetzen.

Einige Wochen lang kam es noch zu vereinzelt Feuergefechten, aber als die 101. Division wieder in den Kampf eingriff, weniger Wol-

* Patton sagte damals sinngemäss: «Dammich! Der [Kaplan] O’Neill hat aber wirklich mächtig gebetet.»

ken am Himmel standen und hektisch neue Männer und Nachschub herangeführt wurden, gewannen die Alliierten rasch die Oberhand. Eisenhower hatte seinen Männern gesagt: «Indem der Feind aus seinen befestigten Verteidigungsanlagen gestürmt ist, hat er uns womöglich eine Gelegenheit gegeben, seinen hohen Einsatz zu seiner grössten Niederlage umzukehren.»⁷⁵ Er sollte Recht behalten. Der deutsche Angriff geriet ins Stocken, und da ihre Reserven inzwischen erschöpft waren, begann der endgültige Rückzug für die Verteidiger des «Dritten Reiches». In einem Monat blutiger Auseinandersetzungen an der ganzen Front hatten die Amerikaner Verluste von rund 90'000 Mann, die Briten 1'400 Mann, Gefallene, Verwundete und Kriegsgefangene zusammengerechnet. Mehr als 3'000 belgische Zivilisten kamen um. Die US Army verlor fast 800 Panzer – mehr als sie vor dem Krieg besessen hatte. Hitlers letzte Offensive bescherte der Wehrmacht 60'000 Opfer und vier Mal so viele Kriegsgefangene. Unter dem Strich ein schrecklicher Preis.

Während ich an jenem Morgen in Bastogne in der Kälte zitterte, sah ich vor mir eine silberhaarige Armee ehemaliger Soldaten, die den Atlantik überquert hatten, um sich gemeinsam zu erinnern und der verlorenen Freunde zu gedenken. Nach der Begrüssung unserer Gastgeber auf Französisch wandte ich mich direkt an jene tapferen Amerikaner:

Sie, die Veteranen dieses Konflikts, hatten womöglich das Gefühl, dass Sie nur für sich, für Ihre Kameraden und Ihre Familie kämpften. Wenn die Geissel des Krieges über uns kommt, dann ziehen nicht Länder in den Kampf, sondern Menschen, und die Emotionen des Konflikts sind sehr persönlich. Aber Ihre Fertigkeiten und Ihr Opfer wurden durch die Sache, für die Sie gekämpft haben, bereichert und veredelt. Lasst uns niemals vergessen, warum es zu diesem Krieg kam, wie dieser Krieg ausgetragen wurde oder worum es in diesem Krieg ging ... Die Geschichte endete nicht hier in diesen legendären Wäldern; sie endete auch nicht mit der Kapitulation der Nazis oder dem Fall Berlins. Jede Generation wird auf die Probe gestellt; jede muss ihre Wahl treffen.⁷⁶

Anfang Februar 1945 trafen sich Churchill, Stalin und der kranke Roosevelt im ehemaligen Feriendomizil des Zaren in dem Badeort Jalta an der Küste des Schwarzen Meeres. In dieser prunkvollen Umgebung planten sie die Endphase des Krieges und diskutierten die künftige Entwicklung. Drei Themen standen ganz oben auf der Agenda: die Zukunft Deutschlands, die Schaffung einer neuen internationalen Organisation (die Vereinten Nationen) und die Frage, was aus Polen werden sollte.

Mit Blick auf den verdienten Ehrenplatz in der Geschichte des 20. Jahrhunderts sehnt man sich danach, den amerikanischen Präsidenten und den britischen Premier in diesem Augenblick des Triumphes von ihrer besten Seite zu sehen. Wir stellen sie uns womöglich vor, wie sie zielstrebig auf der Basis einer klugen Strategie und klaren Prinzipien die Weltpolitik erörtern, wie ihre Gedanken von tiefen Einsichten zur Legitimität des Krieges und Hoffnungen für die Zukunft geprägt waren. Wir sähen vor unserem inneren Auge gerne, wie sie Stalin heftig zusetzen, und zwar nicht nur bezüglich der Bedingungen eines Abkommens, sondern auch zur genauen Bedeutung jedes einzelnen Wortes und Satzes, weil sie erkannten, dass ein Streit um die Auslegung später jeden Pakt wertlos machen könnte. Alexander Cadogan, der beide Politiker bewunderte, war für gewöhnlich ein wohlwollender Beobachter. Dennoch schrieb er, dass Churchill sich in Jalta «wie ein dummer, alter Mann» verhalten hätte, der etwas daherfaselte, das sich mit den Positionen seiner eigenen Regierung überhaupt nicht vereinbaren liess, während Roosevelt «gar nicht gut aussah und recht zitterig war. Ich weiss, dass er kein Freund kleiner Details ist, aber ich bekam den Eindruck, dass er während der meisten Zeit nicht recht wusste, worum es überhaupt ging.»⁷⁷ Das ganze Schauspiel sei, fügte er hinzu, «sehr beunruhigend» gewesen.⁷⁸

Unter diesen Umständen, insbesondere weil seine Truppen knapp 100 Kilometer vor Berlin standen, hatte Stalin relativ leichtes Spiel. Er begann geradezu entwaffnend mit dem Versprechen, die Verbrechen der Sowjetunion an Polen wiedergutzumachen. Dieser Staat müsse, wie er zustimmte, völlig unabhängig sein mit Politikern an der Spitze, die in freien Wahlen gewählt werden sollten. Was die Grenzen anging,



Churchill, Roosevelt und Stalin in Jalta, 1945

schlug er vor, dass die Polen einen grossen Teil des deutschen Reiches im Gegenzug für die 30 Prozent ihres Territoriums erhalten sollten, das er als «westliche Ukraine und Weissrussland» bezeichnete. Er akzeptierte auch den Gedanken, die von den Sowjets eingesetzte provisorische Regierung in Lublin um demokratische Vertreter zu erweitern; denn so werde gewährleistet, dass die Wahlen fair seien. Churchill, dessen Wortschatz über eine Fülle martialischer Sprüche verfügte, schwor, dass Polen «frei und souverän» sein müsse, «ein Herr seines Schicksals». ⁷⁹ Stalin säuselte, dass er genau diese Absicht habe; Wahlen könnten, wenn alles gut ging, schon innerhalb von einem Monat abgehalten werden.

Bei der Rückkehr nach Washington erklärte Roosevelt, die Konferenz von Jalta habe jener Störung des Kräftegleichgewichts ein Ende bereitet, die lange Zeit die Weltpolitik belastet habe. In seiner Einschätzung klangen die idealistischen und ebenso unzutreffenden Behauptungen nach, die Woodrow Wilson am Ende des Ersten Weltkrieges aufgestellt hatte. In London sagte Churchill zu seinem Kabinett: «Der arme Chamberlain hatte geglaubt, er könne Hitler trauen. Er irrte sich.

Aber ich glaube nicht, dass ich mich bei Stalin irre.» Die sowjetisch-britische Freundschaft werde, so behauptete Churchill, «Bestand haben, solange Stalin an der Macht ist.»⁸⁰

In Jalta wurden auch noch andere Dinge besprochen: Die Sowjetunion hatte eingewilligt, an der geplanten Konferenz in San Francisco teilzunehmen, auf der die Vereinten Nationen gegründet werden sollten; sie hatte auch zugesagt, gegen Japan in den Krieg zu ziehen, eine Massnahme, von der man annahm, dass sie den immer noch blutigen Konflikt im Pazifik schneller beenden werde. In der britischen Hauptstadt sorgte jedoch der Fall Polen für die grössten Streitigkeiten. Die in London lebenden Exilpolen lehnten die in Jalta vereinbarte Grenzregelung ab und kritisierten die, wie sie sagten, Legitimierung ihres Rivale(n), des prosovjatischen Lubliner Komitees. Als das britische Unterhaus die Frage diskutierte, stellte sich eine Gruppe von 25 Parlamentariern auf die Seite der Exilpolen und schlug einen Zusatz vor, der die angeblich ungerechte Behandlung verurteilte. Der Antrag scheiterte, allerdings erst nachdem er einigen Ärger verursacht hatte – für meinen Vater.

Die tschechoslowakische Regierung im Exil brauchte die Unterstützung der Regierungen, die an dem Treffen in Jalta teilgenommen hatten; insofern war es verständlich, dass Beneš, dessen Route ihn durch Moskau führen sollte, ihre Entscheidungen billigte. Das hatte wiederum zur Folge, dass mein Vater im Rahmen seiner Rundfunksendung die Anschauung seiner Regierung erklärte. In einer Sendung vom 3. März 1945 tat er genau dies, allerdings vielleicht mit etwas zu viel Verve. Statt das Abkommen von Jalta klar zu rechtfertigen, liess er sich zu etlichen Nadelstichen gegen die britischen Parlamentarier hinreissen, die es kritisiert hatten. Er bezeichnete sie als ehemalige Anhänger des Abkommens von München und als, so wörtlich, «Mitglieder der britisch-deutschen Vereinigung». Jene Parlamentarier aber, auf welche seine Kritik abgezielt hatte, angeführt von Mr. Maurice Petherick, hielten es für empörend, dass sie von einem Ausländer – noch dazu einem Gast der BBC – beleidigt wurden. Sie verlangten die sofortige Entlassung Korbels. Mein Vater äusserte selten Kritik, ohne jede Silbe genauso zu meinen, aber in diesem Fall erklärte er sich klugerweise zu

einer Entschuldigung bereit. Er räumte ein, dass «die beleidigende Passage korrekter und sorgfältiger hätte formuliert werden müssen».⁸¹

Der nächste Akt in diesem Drama fand in Kalifornien statt, wo sich die Delegierten versammelt hatten, um die Regeln für die Vereinten Nationen zu schreiben. Es stellte sich die Frage, wer Polen vertreten sollte. Die UdSSR plädierte für die Anerkennung der kommunistischen, provisorischen Regierung. Die Briten und Amerikaner zogen es vor abzuwarten, bis ein demokratischeres Gremium eingerichtet werden konnte. Zum ersten Mal war die Tschechoslowakei gezwungen, sich zu entscheiden. Sollte man sich mit Moskau gut stellen oder sich eindeutig zum Westen bekennen? Bei dieser Wahl konnte die Tschechoslowakei nur verlieren. Tragischerweise entschloss sich kein anderer als Jan Masaryk dazu, die sowjetische Haltung zu billigen. «Wir wollen ein starkes und demokratisches Polen», erklärte Masaryk, «aber nur ein Polen, das mit der Sowjetunion zusammenarbeiten wird.»⁸² Später gestand er dem US-Botschafter Charles Bohlen im Vertrauen:

Was sollen wir mit den Russen machen? Aus heiterem Himmel bekam ich eine Note von Molotow, in der es hiess, die Tschechoslowakei müsse für den sowjetischen Vorschlag bezüglich Polens stimmen, andernfalls verscherze es sich die Freundschaft mit der sowjetischen Regierung ... Man kann schon auf den Knien daherkommen, und den Russen reicht das noch nicht.⁸³

Die Sowjets hätten in dieser Phase kaum mehr tun können, um die Nativität ihrer Apologeten zu entlarven. Im März lud Stalin 16 polnische, demokratische Vertreter nach Moskau zu den – in Jalta zugesagten – Gesprächen über die Bildung einer provisorischen Einheitsregierung ein. Die Demokraten waren kaum im Land, als sie spurlos verschwanden. Volle sechs Wochen lang behaupteten die Russen, sie hätten keine Ahnung, wo die Besucher abgeblieben sein könnten. Die Briten und Amerikaner wollten wissen, was da vorging; die polnischen Demokraten in San Francisco waren skeptisch. Endlich räumten die Sowjets ein, dass die Polen im Gefängnis Lubjanka seien, weil man sie wegen «der

Organisation von Täuschungsmanövern im Rücken der Roten Armee» verhaftet habe. Die Gefangenen wurden vor Gericht gestellt, und die meisten zu Haftstrafen verurteilt; alle, die für die Vertrauenswürdigkeit Stalins die Hand ins Feuer gelegt hätten, standen wie die begossenen Pudel da. Doch der Verrat war erst der Anfang. Trotz der an der Küste des Schwarzen Meeres gegebenen Versprechen setzte die UdSSR ein totalitäres Regime in Polen ein, das erst nach mehr als 40 Jahren den Zugriff lockerte.

Es war April 1945, der letzte Kriegsmonat in Europa. Zu Tausenden wurden Gefangene befreit. Die Tage wurden länger, und das Wetter wärmer. Die Strassenlaternen gingen wieder an. Autos fuhren ohne Abdeckung der Scheinwerfer. Mit meinen inzwischen fast acht Jahren lernte ich voller Freude, wie es war, in einem Haus ohne hässliche, dunkle Vorhänge vor den Fenstern zu wohnen. Im Lebensmittelgeschäft tauchten frisches Fleisch und andere Erzeugnisse, auf die man lange hatte verzichten müssen, in den Regalen auf; die Rückkehr der Kokosnuss war die Sensation schlechthin. Unser Radioapparat war fast ständig eingeschaltet, und zum ersten Mal seit sechs Jahren galt es als ungefährlich, sich den Wetterbericht anzuhören. Ich hörte ihn jedes Mal, wenn ich wegen des Frühlingsregens im Haus bleiben musste. Als die Sonne hervorkam, arbeitete ich mit meiner Mutter im Garten, pflanzte Gemüsesorten, von denen wir annahmen, dass sie Mangelware sein würde. Ich verbrachte viel Zeit mit Kathy, weil meine Eltern häufig am Telefon sassen. Die sonntäglichen Zusammenkünfte in unserem Hinterhof waren jetzt von Gelächter und einer gewissen Erwartung erfüllt. Mein Vater sollte in Kürze eine neue Arbeitsstelle bekommen. Und das Beste: Wir würden nach Hause fahren – ein grosses Abenteuer, gewiss, aber eines, von dem ich mir keine Vorstellung machen konnte.

Die Armee General Pattons mitsamt ihrer Ausrüstung hatte den Rhein überschritten und war auf deutsches Territorium vorgestossen. Die Briten und die Kanadier schlossen sich von Norden her an. Die Rote Armee hatte die österreichische Grenze erreicht und überschritten. Das Bombardement der Alliierten hielt unablässig an, die angerichtete Zer-

störung war furchtbar. Am Freitag, dem 13. April erfuhren wir, dass Präsident Roosevelt an einer Hirnblutung gestorben war, während er in Georgia ein Porträt von sich malen liess. Der Westen neigte in Trauer das Haupt über den Verlust eines Mannes, der vom Rollstuhl aus die am Boden liegende Demokratie wieder aufgerichtet hatte.⁸⁴ Bereits zwei Tage zuvor hatten US-Soldaten das Konzentrationslager Buchenwald gestürmt. Edward R. Murrow begleitete sie damals, und sein Bericht über das menschliche Elend wurde von der BBC ausgestrahlt. Die Notwendigkeit, sich dem Bösen zu widersetzen, ist niemals anschaulicher demonstriert worden.

Weitere Neuigkeiten gingen ein. Berchtesgaden, die Zuflucht in den Bergen, wo Hitler sich mit Chamberlain getroffen hatte, war bombardiert worden. Die Alliierten hatten München eingenommen. Am 28. April herrschte in England ein Schnee- und Eissturm; so viel zu unserem Gemüsegarten. Inzwischen war Berlin von sowjetischen, amerikanischen und britischen Truppen eingekreist. In London bereiteten sich die Menschen auf die Siegesfeier vor. Grosse Mengen an Spirituosen wurden importiert, aber für den besonderen Tag zurückgehalten. Das Luftwarnsystem wurde abgeschaltet. Überall gab es Fahnen zu kaufen. Es wurden Fahnen von der Grösse des Buckinghampalastes angeboten. Die Nazis konnten sich nirgendwohin mehr flüchten.

Es dauerte einen Tag, bis die Nachrichten ankamen, aber sie drangen selbst durch die dicken Mauern Theresienstadts. Am 2. Mai schrieb dort Eva Ginzová, die 15-jährige Schwester von Petr Ginz, in ihr Tagebuch: «Offenbar ist Hitler verreckt.»⁸⁵

TEIL IV

Mai 1945-November 1948

*Kein Mensch hat mir vorzuschreiben, welche Bücher
ich lesen soll, welche Musik ich hören soll oder welche
Freunde ich mir aussuchen soll.*

JAN MASARYK

April 1945 kehrte Edvard Beneš in die Heimat zurück, die er sechseinhalb Jahre zuvor verlassen hatte. Eskortiert von der Roten Armee fuhr er mit dem Zug aus der Ukraine in die Stadt Kosice im östlichen Teil der Slowakei. Er wurde von begeisterten Dorfbewohnern in ihren Trachten begrüsst. Sie schwenkten Fahnen, jubelten ihm zu und warfen Blumen. Wie es Brauch war, bot ihm ein kleines Mädchen Brot und Salz zur Begrüssung an. Von London aus hatte der Präsident nur über den Äther mit seinem Volk kommuniziert. In den BBC-Sendungen hatte er nie seine Identität verheimlicht, aber über den geheimen Sender, den der Widerstand genutzt hatte, hatte man ihn immer bei seinem Decknamen genannt: Mr. Comeback, Beneš hatte London vier Wochen zuvor in der Gesellschaft Jan Masaryks und Vertretern der verschiedenen Gruppierungen der Exilregierung verlassen. Die Entourage, die immerhin so gross war, dass sie den Einsatz von drei Bombern der Royal Air Force erforderte, machte in Teheran zum Nachtanken Halt. Zur Begrüssung erwartete sie dort der Botschafter in Moskau Zdeněk Fierlinger, der ein doppeltes Spiel spielte. Er teilte Beneš mit, dass die Kommunisten beschlossen hätten, ihn zum Regierungschef der Nachkriegsregierung vorzuschlagen. Beneš war überrascht, weil Fierlinger keinerlei Erfahrung in der Innenpolitik hatte, aber zugleich erleichtert, dass die Kommunisten nicht einen eigenen Kandidaten ausgewählt hatten. So sehr der Botschafter auch mit Moskau sympathisierte, gehörte er immerhin der Sozialdemokratischen Partei an. Der Westen würde sich mit ihm eher anfreunden als mit dem Führer der Kommunisten Klement Gottwald. Ausserdem glaubte Beneš, er werde Fierlinger relativ leicht kontrollieren können, weil dieser keinen starken Rückhalt in der Bevölkerung hatte.

Die Gruppe mit dem Präsidenten traf am 17. März in Moskau ein; fünf Tage später begannen die Treffen unter dem Vorsitz Gottwalds, um die Regierung zu organisieren. Beneš nahm nicht daran teil, mit der Begründung, dass er nach der Verfassung über den Parteien stehen und ihre Empfehlungen abwarten müsse. Das war eine Fehleinschätzung. Als bei Weitem beliebteste Persönlichkeit der ganzen Tschechoslowakei – was selbst von den Sowjets anerkannt wurde – hätte er sein politisches Kapital nutzen können, um die staatlichen Institutionen zu gestalten, für die er letztlich die Verantwortung tragen sollte. Stattdessen überliess er es den demokratischen Parteiführern, sich selbst um ihre Interessen zu kümmern, Nur waren sie denkbar schlecht auf diese Rolle vorbereitet. Jahrelang hatten sie kaum etwas ohne seine Zustimmung unternommen; jetzt waren sie auf einmal auf sich gestellt. Sie sahen eine Restauration als ihre Aufgabe an, die Wiederherstellung eines pluralistischen Systems, in dem eine ernannte Regierung in Kürze durch eine gewählte ersetzt werden sollte. Die Parteiführer wollten, dass die künftige Richtung des Landes an der Wahlurne bestimmt werde, nicht durch vorübergehende Vereinbarungen, auf die die Politiker sich in Moskau einigten.

Die tschechischen und slowakischen Kommunisten hingegen wollten keine Restauration, sondern eine Revolution. Sie betrachteten den Krieg als eine Katastrophe, welche die Dekadenz des Kapitalismus herbeigeführt hatte, aber auch als seltene Gelegenheit, mit demokratischen Mitteln einen totalitären Staat zu schaffen. Sie konnten sich so weit gedulden, dass sie nicht sofort den Sieg anstrebten, aber sie waren entschlossen, das Land auf einen unumkehrbaren Kurs zu lenken. Stalin riet ihnen, Beneš als Präsident zu akzeptieren, aber ansonsten in jeder Beziehung ihren Einfluss zu vergrössern. Ihr 32-seitiger Verfassungsentwurf diente als Grundlage für die Diskussion, weil die Oppositionsparteien es versäumt hatten, eine Alternative auszuarbeiten. Hinzu kam eine inoffizielle Allianz zwischen den Kommunisten und den Sozialdemokraten, der Partei der gemässigten Linken, angeführt von Fierlinger – einem Mann, dessen Herz und Seele den Kommunisten gehörte, wie sie genau wussten.

Gottwald wollte sich ausserdem die ständigen Spannungen zwischen Slowaken und Tschechen zunutze machen. Er versprach den slowakischen Vertretern, dass ihre Region volle Autonomie geniessen würde. Beneš und die tschechischen Demokraten sahen keine andere Möglichkeit, als dies zu akzeptieren, wenn auch zu ihrem grossen Bedauern. Vor allem Beneš glaubte, dass der slowakische Nationalismus weder eine ethnische noch eine linguistische Basis hatte und dass das Land ohne eine starke Zentralregierung nicht aufblühen konnte. Er hatte versucht, Stalins Unterstützung für diese Argumente zu erhalten, aber der Diktator interessierte sich nicht dafür. Das hiess, dass die Slowaken weiter von einem eigenen Staat träumen konnten – nur wozu?

Die Erfahrung einer unabhängigen Slowakei während des Krieges hatte nicht den Vorstellungen ihrer Befürworter entsprochen. Anstelle der Juniorpartnerschaft mit Prag hatte die Nation eine schmachvolle Unterwürfigkeit unter das Deutsche Reich gewählt, obwohl viele Slowaken die deutsche Vorherrschaft hassten und darum kämpften, den Zugriff zu lockern, wie man gerechterweise sagen muss. Die Kommunisten des Landes bekämpften den Nationalsozialismus auf ideologischer Ebene; viele Protestanten fühlten sich noch zu den Tschechen hingezogen; und eine beachtliche Zahl Katholiken nahm Anstoss an Hitlers pervertierter Sichtweise der Heiligen Schrift. Ein US-Diplomat verglich die Beziehung zwischen Bratislava und Berlin mit der eines Hundes an der Leine seines Herrn, der ständig in die eine oder andere Richtung zieht, aber ausserstande ist, sich zu befreien. Die slowakische Führung machte, unverzeihlicherweise, kaum Anstrengungen, frei zu kommen.

Pater Tiso, der Präsident mit den Hängebacken und dem Bürstenschmitt, war ein eifriger Kollaborateur. Er hatte die Söhne seines Landes in den Kampf an der Ostfront geschickt, damit sie an der Seite der deutschen Soldaten starben, und liess dem NS-Kriegsapparat grosszügig Lebensmittel und Bodenschätze zukommen. Noch schlimmer war jedoch: Seine Regierung hatte nicht gezögert, die Juden seines Landes preiszugeben. Das lag nicht etwa daran, dass Tiso und seine Berater die Rassentheorien der Nationalsozialisten gebilligt hätten – als slawisches

Volk hätten sie dafür ihr eigenes ethnisches Vermächtnis verraten müssen. Vielmehr war ihre Politik von einer Mischung aus Habgier, Rache und Bigotterie vergiftet: Habgier, weil jüdischer Besitz ein verführerisches Objekt für Räuber war; Rache, weil viele slowakische Juden ungarischer Abstammung waren; und Bigotterie wegen der traditionellen Feindschaft zwischen Christen und Juden, wie es in einer katholischen Zeitschrift hiess: «Der Ursprung der Tragödie des jüdischen Volkes ist der Umstand, dass sie den Messias nicht anerkennen und ihm einen schrecklichen und schändlichen Tod am Kreuz bereiteten.»¹

Das Parlament verabschiedete antisemitische Gesetze, die durchaus vergleichbar waren mit denen im Deutschen Reich, aber dem Präsidenten grössere Befugnisse bei der Gewährung von Ausnahmeregelungen einräumte – von dieser Option machte Tiso routinemässig bei christlichen Konvertiten und bei reichen Juden Gebrauch. Trotz dieser Begnadigungen wurden 60'000 Slowaken (etwa drei Viertel der jüdischen Bevölkerung) deportiert, vermutlich in Zwangsarbeitslager. Im Juli 1942 machte der Vatikan die Regierung darauf aufmerksam, dass die Deportierten in Wirklichkeit systematisch ermordet würden. Als die Slowaken das Deutsche Reich um die Erlaubnis baten, die Plätze zu besichtigen, wo die Deportierten angeblich arbeiteten, wurde das Gesuch abgelehnt. Das Kabinett und das Parlament setzten Tiso unter Druck, die Transporte auszusetzen; und Monsignor Angelo Roncalli, der päpstliche Gesandte in Konstantinopel, der spätere Papst Johannes XXIII., schaltete sich ebenfalls ein. Nach einiger Zeit gab der Präsident nach.

Die Partnerschaft der Slowakei mit NS-Deutschland war eine reine Vernunfthe. Die Deutschen beuteten die Slowaken aus; die Slowaken gewannen das Recht, mit gewissen Einschränkungen selbst zu regieren, und waren anfangs überzeugt, dass sie den späteren Sieger unterstützten. Es schien so gut wie sicher, dass Hitler, dieser Tyrann, die dominierende Macht in Europa bleiben würde. Nachdem sich das Kriegsglück der Deutschen gedreht hatte, änderten auch die Slowaken allmählich ihre Haltung, und jene, die sich noch nie mit den Nazis anfreundeten konnten, meldeten sich lauter zu Wort.

Ende August 1944, vier Wochen nach dem Beginn des antifaschistischen Aufstands in Warschau, startete die slowakische Widerstandsbewegung ihren eigenen Angriff. Genau wie in Polen hofften die Organisatoren, dass das Vorrücken der Roten Armee, im Verein mit Rückschlägen an anderen Stellen, die Deutschen und ihre Kollaborateure veranlassen würden, das Handtuch zu werfen. Stattdessen strömten deutsche Truppen in die Slowakei und schlugen binnen zwei Monaten den Aufstand nieder. Ein Hauptgrund für den Zusammenbruch der Koalition war die fehlende Koordination unter den einzelnen Bestandteilen, zu denen Beneš unterstützende Demokraten, Nationalisten, befreite jüdische Gefangene, Kommunisten und fahnenflüchtige Einheiten des slowakischen Militärs zählte. Einmal mehr war die Rote Armee wie in Polen keine grosse Hilfe, entweder weil Stalin nicht wollte, dass der Aufstand Erfolg hatte (wie Antikommunisten später behaupteten) oder weil er legitime andere Prioritäten hatte (wie die Apologeten Moskaus argumentierten). Nach ihrem Sieg gingen die Deutschen gewohnt erbarmungslos vor, richteten Tausende von Rebellen hin und schickten einen letzten Zug slowakischer Juden nach Auschwitz.

Als der Krieg zu Ende ging, sahen sich die Slowaken in einer einzigartigen Position. Die Alliierten hatten die bedingungslose Kapitulation des Deutschen Reichs gefordert, waren aber von Beneš überzeugt worden, den Anspruch der Slowakei auf Unabhängigkeit abzulehnen. Das hiess, dass das Land in den Augen des Westens noch Teil der vereinigten Tschechoslowakei war – und damit auf der Seite der Sieger des Krieges, nicht der Verlierer. Diese nicht zu unterschätzende Portion Glück minderte allerdings nicht die Sehnsucht der Slowaken nach einer Trennung. Wenn sie zusammenkamen, um das Kriegsende zu feiern, war der ganze Platz von slowakischen Fahnen und einzelnen kommunistischen Bannern bedeckt; das Wahrzeichen eines vereinigten tschechoslowakischen Staates war so gut wie nirgends zu finden.

Das Ergebnis der Gespräche in Moskau wurde am 4. April 1945 in Kosice bekanntgegeben. Die Interimsregierung sollte aus drei Repräsentanten jeder der vier grossen tschechischen Parteien und der beiden

slowakischen bestehen. Ferner gab es sechs parteilose Berufene, dazu Beneš. Auch wenn die Machtverteilung auf den ersten Blick gerecht scheint, verschaffte sie doch den Kommunisten so gut wie alles, das sie gewollt hatten. Direkt oder indirekt kontrollierten sie den Regierungschef und die meisten Schlüsselministerien. Der neue Posten des Staatssekretärs für auswärtige Angelegenheiten wurde ebenfalls geschaffen und mit Vlado Clementis besetzt, ein Freund meines Vaters, aber dennoch ein Kommunist. Seine Aufgabe war es, seinen nominellen Vorgesetzten, den Aussenminister Jan Masaryk, im Auge zu behalten.

In Moskau begegnete Masaryk zum ersten Mal Gottwald. Die beiden teilten eine tiefe Liebe für tschechische Volkslieder – sowie eine spontane beiderseitige Abneigung. Sie redeten einen ganzen Nachmittag miteinander, ohne sich zu einigen. Gottwald beschwerte sich, dass die von der Londoner Exilregierung praktizierte Aussenpolitik nicht ausreichend prosojjetisch gewesen sei. Das müsse sich ändern, forderte er hartnäckig, eine völlige Kooperation sei nötig. Gottwald sagte, er habe seine Zweifel, ob Masaryk das verstehe, worauf Jan Masaryk erwiderte, dass er durchaus Verständnis dafür habe, aber nicht versprechen könne, sich danach zu richten. In einer Zusammenfassung des Meinungsaustauschs für Beneš wies Masaryk darauf hin, dass seinerzeit, als sein Vater Präsident war, niemand es gewagt habe, den alten Masaryk zu kritisieren, stattdessen sei man über Beneš, den Aussenminister, hergezogen. Nun, da Beneš Präsident sei, befinde er, Masaryk junior, sich auf diesem Posten – und trage bildlich gesprochen eine Zielscheibe auf dem Rücken.

Nach der Bekanntgabe des Regierungsprogramms blieb Beneš in Koscice und wartete dort die Endphase der Kämpfe ab. Auch wenn er der anerkannte Führer seines Landes und wieder auf eigenem Boden war, befand er sich keineswegs in einer Position, wo er das Sagen hatte. Die Sowjets übernahmen die Zuständigkeit für seine Sicherheit, steckten ihn in ein von Wachen umstelltes Haus und hinderten ihn daran, direkt mit London oder Prag Kontakt aufzunehmen. Unter dem Vorwand von

Sicherheitsbedenken wollte Moskau es auf keinen Fall britischen oder amerikanischen Diplomaten erlauben, ihn auf seiner Reise aus London zu begleiten oder sich in Kosice mit ihm zu treffen. Wenn Beneš die neuesten Nachrichten hören wollte, musste er sich an den russischen Botschafter wenden, der ihm nur das mitteilte, was ihm klug erschien. Gegenüber seinen Mitarbeitern beklagte sich der tschechoslowakische Staatschef über diese erniedrigende Behandlung; vor den Sowjets hielt er sich allerdings zurück.

In Moskau hatte Stalin Beneš mit einem Siegesbankett bewirtet, untermalt von traditionellen Liedern, Geschichten, Volkstänzen und Trinksprüchen. In seinen Äusserungen hatte der Parteichef die gemeinsamen Interessen der beiden Länder hervorgehoben, die deutschen Ziele zu vereiteln, und hatte jeden Wunsch bestritten, den Kommunismus nach sowjetischem Vorbild über ganz Europa zu verbreiten. Stalin gelang es, seinen Gästen das Gefühl zu vermitteln, sie hätten das Sagen, indem er ihnen einfach das erzählte, was sie hören wollten. An jenem Abend hatte er auch versucht, Beneš auf die künftigen Ereignisse vorzubereiten. «Unsere Soldaten werden in Ihr Land einmarschieren», sagte er. «Gehen Sie mit ihnen nicht allzu streng ins Gericht; sie sind von einem langen Krieg müde und sind ein wenig ausser Kontrolle geraten. Ohnehin sind die Männer der Roten Armee keine Engel.»²

Das konnte man wohl sagen: Wie ein Sturm aus den Karpaten marschierte die Armee durch die Slowakei und weiter nach Westen nach Mähren, begrüßten glückliche Scharen von Menschen mit einem deftigen «Hitler kaput!» und trieben die zurückweichenden Deutschen vor sich her. Die Sowjets, so willkommen sie auch waren, kannten häufig nicht den Unterschied zwischen Befreiung und Eroberung. Relativ wenige waren ausgebildete Soldaten; die meisten waren halb angelesene Bauernjungen, die, nachdem sie mit ihrer schlechten Ausrüstung und der noch schlechteren Verpflegung die Hölle durchgemacht hatten, jetzt darauf brannten, ihren Hunger zu stillen. Als Befreier wurde ihnen so viel zu essen und trinken gegeben, wie die Not leidende Bürgerschaft entbehren konnte. Die Russen fanden Gefallen an dieser Konstellation und drängten ihre Gastgeber, ein bisschen tiefer zu graben. Die Männer

waren ganz verrückt nach Armbanduhren, Stoffen, Teppichen und Kleidung – vor allem Schuhen. Sie tranken Wodka, versteht sich, aber auch Wein, Bier, medizinischen Alkohol und in einem berüchtigten Fall sogar denaturierten Spiritus, den man in einem Museum zum Konservieren von Tierkadavern verwendete.

Ihre Offiziere waren kaum besser. Sie requirierten Häuser für sich und nahmen bei der Abreise so viele Wertsachen mit, wie sie tragen konnten. Sie schreckten auch vor Autodiebstahl nicht zurück und versuchten zwei Mal, den Wagen des britischen Botschafters zu stehlen. Einmal sass nur der Fahrer im Auto, ein andermal allerdings hatte der einigermaßen beunruhigte Gesandte auf der Rückbank bereits Platz genommen. Im September 1945 brachen russische Militärs in Zucker raffinerien ein und fingen an, die Produktion zu stehlen. Das war zu viel für Beneš. Ohne Rücksprache mit dem Kabinett befahl er der eigenen Armee einzuschreiten und zwang die Sowjets, sich zurückzuziehen.

Schlimmer noch: Wie in anderen Ländern Ost- und Mitteleuropas vergewaltigten die Männer der Roten Armee Tausende von Frauen und Mädchen, ohne dass ihre Vorgesetzten etwas dagegen unternahmen. Die Tschechen und Slowaken, die ein derartiges Verhalten beobachteten, waren empört, hatten aber auch Angst. Nicht alle reagierten wie mein Vater mit Sarkasmus: «Sie haben uns von Läusen befreit und uns Blutsauger auf den Hals gehetzt.»³ Vielmehr suchten viele Schutz, indem sie sich an Mitglieder der lokalen Organisation der Kommunistischen Partei wandten oder indem sie selbst eintraten. So gesehen, entpuppte sich die Brutalität der Russen als ein wahrer Segen für die Parteiorganisatoren. Vor allem profitierten die Kommunisten von der Tatsache, dass die Rote Armee, nicht die US Army, Prag befreit hatte.

Schon im Jahr 1943 auf der Konferenz von Teheran einigte sich die Führung der Alliierten darauf, dass die Sowjets für Mitteleuropa einschliesslich der Tschechoslowakei zuständig sein würden. Die ganze militärische Planung basierte auf dieser Prämisse. Die Amerikaner hatten keine Einwände dagegen, ebenso wenig wie die Briten – zumindest damals.

Die Rahmenbedingungen änderten sich jedoch, und Churchill gelangte zu der Schlussfolgerung, dass es tatsächlich von Bedeutung sein könnte, welche Armee der Alliierten wohin marschierte. Sein Vertrauen in Stalins Absichten war nach dem kurzen Flirt der Grossen Drei am Schwarzen Meer schlagartig verpufft. Mitte April 1945 drängten die Briten die Vereinigten Staaten, ihre Truppen nach Prag zu schicken. Nachdem zwei Wochen lang keine Antwort kam, schickte Eden eine zweite Note:

In unseren Augen könnte die Befreiung Prags und eines möglichst grossen Gebietes im Westen der Tschechoslowakei durch amerikanische Truppen die Nachkriegssituation grundlegend ändern ... Andererseits könnte, wenn die westlichen Alliierten nicht nennenswert an der Befreiung der Tschechoslowakei beteiligt sind, das Land durchaus die gleiche Richtung wie Jugoslawien einschlagen.⁴

Dieses Argument überzeugte das amerikanische Aussenministerium, und es empfahl den US-Truppen, ins Tal der Moldau vorzurücken. Truman, der sich in seinem Präsidentenamt noch zurechtfinden musste, wollte sich jedoch nur ungern in Vereinbarungen einmischen, die zuvor von den militärischen Befehlshabern vereinbart worden waren. Die Situation änderte sich kaum, als General Pattons 3. Armee, die in Österreich einrückte, auf der Nordflanke Deckung brauchte. Der oberste Befehlshaber der Alliierten Dwight D. Eisenhower bat die Sowjets um die Erlaubnis, Truppen nach Südböhmen zu entsenden. Dies wurde gewährt, und eine neue Einigung erreicht: Amerikanische Streitkräfte durften im Osten bis nach Plzeň vorrücken, rund 80 Kilometer vor Prag. Das taten sie in der ersten Maiwoche, ohne auf Widerstand zu stossen. Sie lösten damit wilde Feierlichkeiten aus und sorgten dafür, dass die Ungeduld in allen tschechischen Landes teilen wuchs.

Aus der einen Richtung rückten sowjetische Truppen in Richtung Hauptstadt vor, aus der anderen überschritten amerikanische Streitkräfte die Grenze. Der Sieg war zum Greifen nahe, aber die Schmach der Fremdherrschaft hatte immer noch Bestand. Deutsche Soldaten

standen immer noch an Prager Strassenecken. Eine Beleidigung des «Führers» war immer noch ein Verbrechen. Die Gestapo hob immer noch Partisanen aus und erschoss sie, während politische Häftlinge im Gefängnis sassen und jederzeit mit einer Hinrichtung rechnen mussten. Es war kein Wunder, dass die Menschen in Kellern und Dachkammern ununterbrochen Radio hörten und auf die Meldung hofften, dass die Deutschen kapituliert hatten. Ausländischen Rundfunkangaben zufolge hatte Hitler Selbstmord begangen; seine höchsten Berater waren tot oder auf der Flucht; das «Dritte Reich» brach zusammen; warum ging der Feind dann nicht endlich nach Hause?

In den ersten Tagen des Monats Mai beschlossen die Menschen von Prag und anderen städtischen Zentren, nicht länger zu warten. Mit ganz spontanen Aktionen begannen sie, ihr Land wieder zurückzuerobern, indem sie deutsche Strassenschilder abrissen und Hakenkreuze durch tschechische Fahnen ersetzten. Ladenbesitzer und Strassenbahnschaffner weigerten sich, Reichsmark zu akzeptieren, während deutsche Soldaten schikaniert und wenn möglich entwaffnet wurden. Am Morgen des 5. Mai verbreitete der wichtigste Radiosender einen Appell: «Kommt und helft uns alle! Wir kämpfen gegen die Deutschen!»⁵ Als SS-Truppen zur Sendestation stürmten, stellte sich die bislang friedliche städtische Polizei ihnen entgegen. Den ganzen Nachmittag über lieferten sich die beiden Seiten einen erbitterten Kampf. Mit der Verstärkung einer Wacheinheit, die über die Dächer das Sendegebäude erreichte, gelang es den Tschechen, die Deutschen in die Enge zu treiben und sie zur Kapitulation zu zwingen. Die Aufständischen brachten auch das Lautsprechersystem und die Telefonzentrale in ihre Gewalt. Am späten Nachmittag traf ein amerikanisches Aufklärungsteam mit Jeeps ein. Der Befehlshaber, ein Leutnant Fodor, erklärte sich bereit, nach Pilsen zurückzufahren und ein Gesuch um Unterstützung zu überbringen.

Am selben Abend kablete der SS-Kommandant vor Ort seinen Vorgesetzten, dass sich halb Prag bereits in den Händen der Aufständischen befinde, die erstaunlich gut kämpften, wie er kommentierte.⁶ Tragischerweise dachten die Deutschen gar nicht daran, die Waffen nieder-

zulegen; sie mussten die Hauptstadt halten, um den allgemeinen Rückzug zu decken. Da sie sowohl über die nötigen Feuerwaffen als auch über Soldaten verfügten, schlugen sie zurück. Sie setzten Brandbomben ein, um Gebäude zu zerstören, und Panzerfahrzeuge, um die Strassensperren zu durchbrechen und so viele Menschen wie möglich zu töten. Die Aufständischen, die erwarteten, dass jede Minute Beistand seitens der Amerikaner eintreffen würde, wichen nicht zurück. Ganze Familien halfen beim Barrikadenbau aus Mülleimern, Sandsäcken, ausgerissenen Pflastersteinen, Balken und Matratzen mit. Um die Strassen zu halten, holten sie Munition hervor, die man zuvor in Fussböden, Gärten und sogar Särgen versteckt hatte. Als Krankenschwestern verkleidete Frauen gingen zum Bahnhof, wo sich seit Beginn der Besetzung unentdeckt ein Waffendepot befand. Die Frauen holten dort Körbe, die mit «Verbandsmaterial» beschriftet waren, aber beim Tragen ihre ganze Kraft beanspruchten.

Die Tschechen sendeten wiederholt Hilferufe. Churchill telegraphierte nach Washington und drängte darauf, die 3. Armee einzusetzen. Der von Leutnant Fodor informierte Patton wartete nur darauf, den Wenzelsplatz zu besetzen. Eisenhower signalisierte dem sowjetischen Oberkommando seine Bereitschaft, Soldaten nach Osten zu schicken. Die Russen erwiderten: Rücken Sie nicht weiter als bis Plzen vor, sonst könnte es zu einer Vermischung der Truppen kommen. In diesem entscheidenden Moment gab der amerikanische General nach und fügte lediglich hinzu, dass er davon ausgegangen sei, dass «die sowjetischen Streitkräfte rasch vorrücken [würden], um die Lage im Zentrum des Landes zu klären».⁷

Dieser Notenwechsel bedeutete, dass die 3. Armee nicht nach Prag vorrückte; die Russen hingegen waren noch nicht so weit.* Die Tschechen blieben auf den Barrikaden und kämpften verzweifelt. Am 7. Mai ermahnten die Führer der Aufständischen ihre Leute, «standhaft zu

* Vier US-Panzer führen am 7. Mai in Prag ein, aber das hatte lediglich den Zweck, die Meldung von der deutschen Kapitulation in Berlin den NS-Befehlshabern vor Ort zu überbringen. Die Amerikaner erklärten, dass amerikanische Soldaten nicht die Hauptstadt befreien würden. Damit enttäuschten sie die Deutschen (die vor den Sowjets Angst hatten) ebenso wie die Tschechen.



Bei den Barrikaden

bleiben und noch härter zurückzuschlagen. Möge jeder Schuss ein Ziel finden, möge jeder Schlag den Tod eures Bruders, eurer Schwester, Vater oder Mutter rächen. Heute Abend sollen alle Männer, Frauen, Jungen und Mädchen noch mehr und grössere Barrikaden errichten, die kein Panzer durchbrechen und keine Granate durchdringen kann.»⁸

Volle 24 Stunden nach der Kapitulation in Berlin tobte der Kampf in Prag weiter; Strassen wurden aufgerissen und Gebäude zerstört, darunter das Alte Rathaus, in dem meine Eltern zehn Jahre zuvor getraut worden waren. Bis zum Ende des Aufstands kamen rund 1'700 Tschechen um. Schliesslich wurde ein Waffenstillstand ausgehandelt, der den Deutschen freien Abzug gewährte. Am 9. Mai tauchten die ersten Einheiten der Roten Armee auf. Ein Zeuge schilderte das Schauspiel:



Begrüssung der russischen Soldaten

Die Menschen strömten auf die Strassen, um ihre Befreier zu bejubeln, willkommen zu heissen und zu umarmen, luden sie zu sich ins Haus ein und boten ihnen alles an, was sie noch besaßen. Hübsche Mädchen schmückten die Panzer mit Blumen und kletterten auf die Panzerwagen. Die Russen lachten freundlich und holten ihr Akkordeon hervor. Die Welt war voller Wohlgerüche und Musik und Freude.⁹

Später deuteten viele Autoren, auch mein Vater, das Versäumnis Eisenhowers, Soldaten nach Prag zu schicken, als Zeichen für die Gleichgültigkeit des Westens. Das ist nicht ganz fair. Beneš hatte nie für eine Befreiung durch die Amerikaner plädiert und hatte im Gegenteil kein Hehl aus seiner engen Beziehung zu Stalin gemacht. Überdies waren die Alliierten weder an der Planung dieses Gewaltausbruchs in letzter

Minute beteiligt gewesen, noch hatten sie dazu ermuntert. Eisenhower war im Begriff, die Kapitulation des Deutschen Reiches einzufädeln – und zwar um das Leiden aller Beteiligten zu lindern, auch der Prager. Der Sieg stand nur deshalb unmittelbar bevor, weil die sowjetische Armee, die zwei Millionen Mann in den Kampf geschickt hatte, Hitler daran gehindert hatte, weitere Truppen nach Westen in den Kampf zu schicken. Darüber hinaus waren die Anstrengungen der Alliierten eben deshalb so reibungslos vorangeschritten, weil sich alle Beteiligten, auch die UdSSR, an ihre Vereinbarungen gehalten hatten. Da der Krieg im Pazifik noch nicht entschieden war, hätte die Entscheidung, in diesem kritischen Augenblick das Vertrauen des Kreml zu missbrauchen, ein extrem hohes Risiko mit sich gebracht. In jedem Fall war Eisenhower nicht für die Politik zuständig. Dem General hatte man befohlen, die deutsche Wehrmacht zu schlagen und den Krieg zu einem frühen und siegreichen Ende zu bringen, nicht sich mit dem Kräftegleichgewicht nach dem Krieg zu beschäftigen. Dennoch geht aus den Quellen eindeutig hervor, dass Eisenhower bereit war, Patton zu entsenden, und das auch getan hätte, wenn die Sowjets nicht protestiert hätten. An dem, was in Prag geschah, trägt allein Moskau die Schuld.

Allerdings geht es bei der Schaffung nationaler Mythen selten fair zu. Symbole spielen hier eine Rolle, und manche Bemühungen – so weltfremd sie auch sein mögen – können nicht schadlos übergangen werden. Der Aufstand in Prag hatte aus taktischer Sicht wenig Sinn, besass aber als Ausdruck eines aufgestauten Zorns seine eigene Logik, da er von einem Volk ausging, dem zuvor jede Gelegenheit zum Kampf verweigert worden war. Bei dem Aufstand ging es nicht um Vernunft, sondern um Courage und Ehre oder um das, was mein Vater im Zusammenhang mit dem Münchner Abkommen als «nationales Ethos» bezeichnete. So wurde der Mythos geboren, dass sich die Vereinigten Staaten in dem Moment von den Tschechen abgewandt hätten, wo diese sie am dringendsten gebraucht hätten. Jahrelang sollten die Kommunisten die Vorstellung ausschlachten, dass die Amerikaner «in Pilsen gesessen und gemütlich ein Pilsener getrunken» hätten, während das Streben des Volkes nach Freiheit in Blut ertränkt wurde.

Die Auffassung hält sich hartnäckig. Wenn der Jahrestag des Aufstands gefeiert wird, verweisen Politiker noch heute auf Eisenhowers Versäumnis. Das gilt selbst in Plzeň, wo die einheimische Bevölkerung, wie ich selbst gesehen habe, viele US-Jeeps und Lastwagen aufbewahrt hat, die Pattons Männer zurückgelassen haben. Im Jahr 2010 sagte mir Václav Havel, dass eine Befreiung Prags durch Amerika «den ganzen Unterschied» ausgemacht hätte. Havel, dessen Familie den Krieg auf dem Land verbracht hatte, behielt das Kriegsende als eine Zeit der Unsicherheit in Erinnerung. Die Deutschen wurden vertrieben; sowjetische Soldaten liefen mit einem halben Dutzend gestohlener Armbanduhren an jedem Arm herum; und die Menschen kamen in Scharen aus den Wäldern und behaupteten, sie seien Widerstandskämpfer gewesen, obwohl es sich in manchen Fällen um Banditen handelte. Ein tschechischer Pilot, der aus England zurückkehrte, landete sein Flugzeug nicht weit von Havels Haus auf einer Wiese. Die ganze Stadt bereitete ihm ein Willkommensfest; es gab gefüllte Eier mit Ketchup und Salat.

Zu den in Kosice vereinbarten Grundsätzen zählte die Absicht, die neuen tschechischen und slowakischen Streitkräfte nach dem Vorbild der Roten Armee auszubilden und auszurüsten. In der Praxis hiess das, dass die in Russland lebenden Exiltschechen den Kern des neuen Militärs bildeten, während die Soldaten und Piloten, die für die Briten gekämpft hatten, gemieden wurden. Die Kommunisten wollten das Monopol auf eventuelle Kriegshelden haben und erklärten deshalb das Militär mit Sitz in London kurzerhand zu einem Instrument der kapitalistischen Unterdrückung. Nach wenigen Jahren musste die Mehrheit der Männer, die so tapfer gemeinsam mit der RAF gekämpft hatten, wiederum ins Exil gehen, oder sie landeten – wie der Pilot, der von Havel und seiner Gemeinde gefeiert worden war – im Gefängnis.

Im Juli 1945 kehrte ich im Frachtraum eines RAF-Bombers in das Land meiner Geburt zurück. Ich war acht, meine Schwester Kathy erst drei; wir kauerten uns zwischen meine Mutter und meine Cousine, die inzwischen 17-jährige Dáša. Die Sitze – genaugenommen harte Bänke – befanden sich in Nischen, in denen in der Regel Bomben aufbewahrt wurden. Der Lärm war ohrenbetäubend, das Flugzeug klapperte und bebte; von den gut 40 Passagieren wurde vielen schlecht, und ich hatte noch Jahre danach eine Heidenangst vor dem Fliegen. Uns drehte sich der Magen um, als der Pilot über dem völlig zerstörten Dresden unvermittelt tiefer ging. Während der Bombardierung Dresdens im Februar dieses Jahres hatte die US Air Force 150 Tonnen Bomben auf Prag abgeworfen. Es waren keine militärischen Ziele getroffen worden, aber 500 Menschen waren umgekommen. Offensichtlich hatten die Piloten irrtümlich die tschechische Hauptstadt für Dresden gehalten.

Mein Vater, der schon im Mai zurückgekehrt war, holte uns am Flugplatz ab. Er war beunruhigt darüber, wie weit weg von den Empfangseinrichtungen man das Flugzeug gelotst hatte, um seine Fahrgäste zu entlassen. Die britischen Piloten wurden nur auf die abgelegensten Landebahnen zugelassen, ein beunruhigendes Zeichen, wie allgegenwärtig die sowjetische Präsenz inzwischen war. Aber immerhin landeten wir sicher; zwei Monate später stürzte ein ähnlicher Flieger mit Heimkehrern ab, alle Insassen an Bord kamen dabei ums Leben.

Bei Kriegsende war Dáša hin- und hergerissen, was sie tun sollte. Sie hatte das vergangene Halbjahr an einer Schule in Wales verbracht, die man eigens für tschechische Schüler eingerichtet hatte. Nachdem sie gezwungen waren, jahrelang Englisch zu sprechen, ermunterte man die Jugendlichen nunmehr, zur Vorbereitung auf die Heimkehr ihr

Tschechisch aufzubessern. Die verständlicherweise verwirrten Schüler erfanden eine Sprache, die halb die eine, halb die andere war und nannten sie «Tschechlich».

Als die Abreise näherrückte, zögerte Dáša. Onkel Honza und Tante Ola hatten ihr angeboten, bei ihnen in England zu bleiben, statt sich den Unwägbarkeiten des Nachkriegs-Prags auszusetzen. Aber gerade eine dieser Ungewissheiten ging Dáša einfach nicht aus dem Kopf. Wie andere Exiltschechen hatte sie nervenaufreibende und oft frustrierende Besuche beim Roten Kreuz hinter sich, um über das Schicksal ihrer Familie so viel wie möglich herauszufinden. Seit Jahren waren keine Briefe mehr gekommen. Die Meldungen über das Schicksal der Juden in der Tschechoslowakei und anderswo waren furchtbar. An einem traurigen Tag erfuhr Dáša vom Tod ihrer Mutter und Schwester, aber man zeigte ihr auch eine Liste der Überlebenden, auf welcher der Name Rudolf Deiml stand. Damit war die Sache geklärt; sie würde nach Prag zurückkehren, um dort ihren Vater zu empfangen, wenn er kam. «Ich musste gehen und auf ihn warten», sagte sie viel später zu mir, «weil wir doch wussten, dass alle anderen tot waren.»

In Prag wurde unserer Familie von der Regierung eine Wohnung im ersten Stock eines Gebäudes aus dem 17. Jahrhundert mit Blick auf den Hradcany-Platz zur Verfügung gestellt. Die Wohnung war geräumig, hatte grosse helle Zimmer, einen Kamin, eine hübsche Einrichtung und mit Efeu bedeckte Balkone. Dáša hatte ein eigenes Schlafzimmer; ich teilte mir ein Zimmer mit Kathy. Ich liebte die Wohnung, wusste aber anfangs nicht so recht, was ich von Prag halten sollte. Walton-on-Thames, wo ich Freunde und Spielkameraden gehabt hatte, war hübsch und grün gewesen. Hier kannte ich niemanden. Die Strassen waren für meinen Geschmack häufig ein bisschen zu voll, und ausserdem waren überall diese russischen Soldaten.

Aber es sollte nicht lange dauern, bis mich die Stadt in ihren Bann zog. Gegenüber der Strasse lag ein kleiner Park, der dem Heiligen Johannes von Nepomuk gewidmet war, einem Mann, den die Katholiken ebenso sehr bewunderten wie die Protestanten Jan Hus. Während Hus den Märtyrertod starb, weil er die Autorität der Kirche herausgefordert

hatte, war Johannes nach der Legende von der Karlsbrücke gestürzt worden, weil er das Beichtgeheimnis gegen das Sakrileg weltlicher Herrscher verteidigt hatte. Auf Statuen und Porträts ist der Kopf des Heiligen in der Regel von einem Ring aus fünf Sternen umgeben, als Symbol für die himmlischen Zeugen seines Todes durch Ertrinken.

Wenn ich nicht im Park war, schlenderte ich munter quer über den Platz (ein langes Rechteck) zu der berühmten Burg, in der jetzt Beneš und seine Frau lebten. Die Wachen dort trugen edle Uniformen, und für eine Achtjährige gab es kaum einen grösseren Spass, als den Männern Grimassen zu schneiden, in der Hoffnung, dass einer mal den Mund verziehen würde, was sie aber nie taten.

Im Krieg hatten deutsche Ingenieure über 14'000 Kirchenglocken beschlagnahmt, in der Absicht, sie einzuschmelzen und Geschütze und Panzer daraus herzustellen. Jetzt beeilten sich die Gläubigen, die Glocken wieder in die richtigen Türme zu bringen. Prag hatte zwar ebenfalls Kämpfe gesehen, vor allem in den letzten Tagen, aber der grösste Teil der prächtigen Architektur aus dem Barock, der prunkvollen Paläste und der mit Schiefer gedeckten Mietshäuser war unversehrt. Das Strassenpflaster, das man herausgerissen hatte, wurde schnell repariert, und die Strassenbahnen rumpelten wiederum durch das Labyrinth von Strassen aus der Altstadt in die Neustadt. Die Läden hatten immer noch ihre charakteristischen, handgearbeiteten Schilder, die den Schuhmacher vom Apotheker und den Fleischer vom Bäcker unterschieden. Ob von einer Brücke oder von der hohen Burg aus, ich genoss es, auf das gemächlich dahinfließende Wasser zu blicken und die herabstürzenden Möwen zu beobachten, die Angler in ihren kleinen Booten und die Lastkähne, die Wer-weiss-was nach Wer-weiss-wohin brachten. Jeden Abend bei Sonnenuntergang brannten die Strassenlaternen unter den Bäumen und den blühenden Büschen am Flussufer. Genau davon hatten meine Eltern, so dachte ich bei mir, gesprochen, als sie sich auf die Heimkehr freuten.

Natürlich begriff ich damals nicht, dass die Tschechoslowakei eine qualvolle Zeit durchgemacht hatte, die das Land für immer verändert hatte. 350'000 Zivilisten waren umgekommen, darunter rund 80 Prozent der Juden. Zehntausende von Häusern waren zerstört worden. Vie-

le grosse Fabriken hatte man bombardiert, und das Schienen- und Strassennetz des Landes war zerstört. Lebensmittel waren knapp. In der Hauptstadt hatten die heftigen Kämpfe der letzten Tage ihre Spuren hinterlassen. Auf den Strassen trugen Frauen, die die Konzentrationslager überlebt hatten, lange Ärmel, um die Narben und eintätowierten Nummern zu bedecken. Die neue Regierung beanspruchte Büroräume und Ministerien, die noch «nach den Nazis stanken». Die Folterkammer der Gestapo, wo Ata Moravec und Tausende andere gelitten hatten, wurde in der damaligen Form erhalten, die mit Schichten von Blut verkrustete Guillotine wurde jetzt von einer tschechoslowakischen Fahne und einem kleinen Kranz bedeckt. Die deutschen und ungarischen Minderheiten, die man einst für die tschechoslowakischen Demokratie hatte gewinnen wollen, standen kurz vor der Vertreibung durch Präsidialdekret. Von der obersten Hierarchiestufe bis nach unten beeilten sich die Sieger, die Kollaborateure zu bestrafen, und dienten so der Sache der Gerechtigkeit, schufen aber auch Gelegenheit zu Missbrauch und zu politischem Unheil.

In seinen Schriften schildert mein Vater ein Land, das unter den Exiltschechen aus London und Moskau, den Widerstandskämpfern, den «Aussitzern», den «Genossen» (die am meisten redeten) und den ehemaligen Insassen von Konzentrationslagern (die am wenigsten sagten) gespalten war. Es war so viel geschehen, dass das Gefühl der nationalen Solidarität so gut wie verschwunden war. Zu viele Menschen hatten sich daran gewöhnt, Befehlen Folge zu leisten. Jene Tschechen, die die Besatzung überlebt hatten, hegten einen Groll gegen ihre Landsleute, die in England «sicher draussen» gewesen waren. Viele Exiltschechen, die an der Waffe gedient hatten, stellten die Tapferkeit jener in Frage, die daheim geblieben waren. Die Gräben zwischen diesen Gruppen, so klagte mein Vater, «waren tief, stets emotional, in manchen Fällen rational und selten überbrückbar».¹⁰

Wie in Walton-on-Thames brachte mein Vater mich zur Schule. Der Unterschied war, dass ich in englischen Schulen aufgeblüht war, in den Prager Klassenzimmern verbrachte ich hingegen die meiste Zeit in der Ecke. Als meine Eltern sich erkundigten, woran das lag, wurde ihnen gesagt, ich sei arrogant gewesen. Inwiefern? Meine Lehrerin er-

zählte, ich hätte ihr ein Kompliment für ein Kleid gemacht, das sie getragen habe – in England eine schlichte Höflichkeit, aber in der förmlicheren Atmosphäre der Tschechoslowakei eine allzu vertrauliche Äusserung für ein Kind. Zumindest habe ich die Episode so in Erinnerung behalten; wie dem auch sei, die Schule war für meinen Geschmack jedenfalls zu streng.

Das Aussenministerium, in dem mein Vater arbeitete, lag nur ein paar Strassenblöcke von unserer Wohnung entfernt und war im beeindruckenden Cermn Palais untergebracht. Jahre später hatte ich Gelegenheit, den Palast mit dem amerikanischen Aussenministerium zu vergleichen. Von aussen ist das Cermn Palais ein Paradebeispiel der Architektur des 17. Jahrhunderts, während das State Department einer übergrossen, ausrangierten Schachtel ähnelt. Ein Besucher im Palais wird von einer riesigen Halle mit einer Gewölbedecke, edlen Wandteppichen, antiken Möbeln und einer dramatischen Statue von Herkules im Kampf gegen die Hydra empfangen. Das State Department begrüsst seine Gäste mit Metalldetektoren und einem Sicherheitsschalter. Freilich sind die diplomatischen Empfangssäle ebenfalls prunkvoll, aber sie sind im siebten Stock versteckt und werden nur zu besonderen Anlässen oder bei Besichtigungen genutzt. Beide Gebäude bieten einen spektakulären Blick: Das State Department überragt das Lincoln Memorial, von dem tschechischen Gegenstück aus kann man hingegen eine historische Kirche bewundern, in der die Statue der Heiligen Kümernis zu sehen ist. Der Legende nach handelt es sich um eine portugiesische Prinzessin, die die Heirat mit einem unerwünschten, heidnischen Bräutigam vermied, indem sie sich – mit Gottes Hilfe – über Nacht einen Bart wachsen liess.

Mein Vater half sowohl dem Aussenminister Jan Masaryk als auch seinem Stellvertreter Vlado Clementis. Beide Männer hatten einen Mitarbeiter, der für Öffentlichkeitsarbeit zuständig war, und es gab zwei Sekretärinnen, eine für Angelegenheiten auf Tschechisch und die andere für Slowakisch. Der Büroleiter war ein bewährter Staatsdiener von «zerbrechlicher Statur [mit] roten Backen, dünnen Lippen, einer spitzen Nase, mausgrauem Haar und kleinen grauen Augen».¹¹ Diese schmeichelhafte Beschreibung stammt mit freundlicher Genehmigung von Hana Stranska, einer jungen Frau, die in London im Stab meines

Vaters beschäftigt gewesen war und die nun auch in Prag für ihn arbeitete. Die 27-jährige Stranska war meist als Übersetzerin für Englisch tätig, half aber auch bei der Bewältigung der Papierflut auf Tschechisch mit.

Zu den Aufgaben meines Vaters zählte die Organisation der Einrichtung, aus der das rasch wachsende Aussenministerium entstehen sollte, und die Aufsicht über die alltäglichen politischen Tätigkeiten – eine schwere Bürde, wenn man bedenkt, dass Masaryk einen grossen Teil der Zeit im Ausland verbrachte. Auch der Umgang mit wichtigen Besuchern verschlang viel Energie; unter den Gästen dieses arbeitsreichen Sommers waren die beiden militärischen Ikonen des Westens: General Eisenhower und Feldmarschall Bernard Montgomery. Meinem Vater wurden diese Aufgaben nicht zuletzt deshalb anvertraut, weil er zu den wenigen Menschen zählte, die sowohl zu Masaryk als auch zu Clementis ein gutes Verhältnis hatten. Die beiden Diplomaten, die beruflich miteinander auskommen mussten, hätten kaum verschiedener sein können. Im Gegensatz zu dem informellen Masaryk war Clementis für gewöhnlich ernst und geschäftsmässig und legte ein intellektuelles und ideologisches Engagement für den Kommunismus an den Tag. Masaryk hatte für Ideologien generell nichts übrig und war der Meinung, dass sie die Menschen im vergeblichen Streben nach närrischen Zielen ihr eigenes Wesen vergessen liessen. Als kleines Mädchen kannte ich sie beide: Masaryk mit seinem runden Gesicht, dem dicken Bauch und der scherzhaften Art, Clementis mit seinen strengen Augen und der tiefen Stimme.

Als mein Vater gebeten wurde, beim Aufbau des Aussenministeriums mitzuhelfen, sagte er seinen Vorgesetzten, dass er diesen Posten nur vorübergehend behalten werde. Genaugenommen drängte Clementis ihn, länger zu bleiben als geplant. Trotz seines relativ jungen Alters (36) stand mein Vater kurz vor der Ernennung zum Botschafter. Der logische Schritt war, mit Blick auf seine Erfahrung, eine Rückkehr nach Belgrad als Gesandter unseres Landes in Jugoslawien. Dáša beschloss, im Land bei einer Grosstante zu bleiben, die Schule abzuschliessen und auf Nachricht von ihrem Vater zu warten. Für den Rest von uns hiess es einmal mehr umziehen.



Masaryk und Clementis, 1946

Monatelang klammerte sich Dáša an die Hoffnung, dass Dr. Deiml wirklich noch am Leben war. Es kursierten unzählige Gerüchte, etwa die Möglichkeit, dass ehemalige Häftlinge in die Sowjetunion geschickt worden seien. Im Februar 1946 erhielt sie schliesslich einen Brief von Jin Barbier, dem Zimmermann, der ihre Familie in Theresienstadt kennengelernt hatte und der Rudolf bei seiner letzten Reise begleitet hatte. Barbier, der Dášas Adresse über das Rote Kreuz erfahren hatte, entschuldigte sich, dass er der Überbringer schlechter Nachrichten war, glaubte aber, dass sie die Wahrheit womöglich ohnehin bereits erfahren hatte. Dem war aber nicht so.

Von Dášas Kummer erfuhr ich damals nichts, ich war noch so jung und mit mir selbst beschäftigt. Ausserdem verbrachten wir nur zwei Monate in Prag, bevor wir wieder nach Belgrad abreisten. Im Rückblick kann ich mir ihren Schmerz kaum ausmalen; aber ich habe inzwischen erfahren, dass sie nicht die Einzige aus meiner Familie war, der so grosses Leid widerfuhr.

Meine Mutter machte in der Regel kein Hehl aus ihren Gefühlen. Wenn sie aufgebracht war, dann sagte sie es auch; wenn sie traurig war, flossen die Tränen. Aber als wir nach dem Krieg nach Prag zurückkehrten, bin ich im Nachhinein überzeugt, dass sie sich tapfer alle Mühe gab, ihren Schmerz zu verbergen. Sie hatte ihre Mutter und Schwester sehr geliebt, aber ich sah ihr den Kummer, den sie empfunden haben musste, nicht an.

Auch mein Vater zeigte nach aussen keine Anzeichen von Trauer. Darüber wunderte ich mich damals nicht sonderlich, denn mir wurde lediglich gesagt, dass meine Grosseltern gestorben seien. Alfred war schon vor meiner Geburt verstorben; und Růžena, Olga und Arnošt waren Namen, mit denen ich nichts anfangen konnte; ich konnte mich nicht daran erinnern, dass ich jemals jemanden Grossmutter oder Grossvater genannt hätte.

Fünzig Jahre danach, als ich die Umstände ihres Todes und vieler anderer Verwandter erfuhr, fragte ich mich wiederum, was mein Vater damals empfunden haben mochte. Ich konnte mir das Ausmass seines Kummers ausmalen, hatte aber keinen konkreten Hinweis.

Inzwischen habe ich einen. Beim Stöbern in den Kisten in meiner Garage entdeckte ich einen Ordner, der ein Dokument mit einem Umfang von 123 Seiten enthielt, dreizeilig, mit schmalem Rand. Der Text war sauber abgetippt, mit wenigen Korrekturen mit Bleistift. Es handelte sich um den Versuch meines Vaters, einen Roman zu schreiben. Er hatte das Projekt mir gegenüber einmal erwähnt, aber ich hatte ihn nicht ernst genommen und auf jeden Fall nichts mehr davon gehört. Als Professor und Historiker hatte mein Vater ein Talent dafür, die Vergangenheit lebendig werden zu lassen, aber er befasste sich auch mit Fakten. In seinen Büchern und Artikeln stellte er eine These auf und wies einen bestimmten Standpunkt nach. Warum sollte er sich jetzt mit Fiktion befassen? Was war ihm so wichtig, dass er den Drang verspürte, es niederzuschreiben, aber nicht in seiner gewohnten Weise? Ich nahm den Ordner in die Hand, entfernte die Büroklammer und blätterte zur ersten Seite.

«Das Flugzeug setzte zur Landung an», fängt die Geschichte an. Peter Ptachek,* ein junger Diplomat, kehrt nach sechs Jahren in London nach Prag zurück. Er hatte dort die Rundfunksendungen der Exilregierung während des Krieges geleitet. Der unverheiratete Mann malt sich eine längst ersehnte Wiedervereinigung aus:

Er wird leise durch den Garten schleichen und behutsam die Tür öffnen. Ganz vorsichtig, eine Fliese im Flur ist lose und klappert. ... Da steht sie. Über den Ofen gebeugt. ... Er bedeckt ihre Schläfen mit der Hand und ... Aber vielleicht ist sie ja gar nicht zuhause. Sie ging eben etwas fürs Abendessen einkaufen. Vielleicht ist sie auf dem Land und [hat] einen Brief zurückgelassen. Er wird unter dem zweiten Glas von rechts im Küchenschrank liegen. So war es früher immer.¹²

Kaum ist er gelandet, nimmt Peter ein Taxi vom Flughafen zum Hotel Alcron, wo für heimkehrende Regierungsvertreter Zimmer reserviert wurden. Sein Weg fuhr ihn an der Burg und dem Dom vorbei, die steile Strasse hinab, die nach Jan Neruda benannt ist, über die Brücke zum Wenzelsplatz. «Jahrhunderte sind vergangen und werden noch vergehen», denkt Peter bei sich. Im Hotel wird er von der Frau an der Rezeption herzlich begrüsst, die vermutlich in den vergangenen sechs Jahren genauso höflich «Heil Hitler» wiederholt hatte. In der Eingangshalle schnappt er Gesprächsfetzen anderer Heimkehrer auf: «Ja, ich habe sie alle wiedergefunden» oder «Ich habe keinen Einzigen getroffen».

Peter nimmt die Strassenbahnlinie 1. Nach dem Aussteigen geht er, dann rennt er zu der vertrauten Tür. Dahinter trifft er, statt seiner Mutter, eine Fremde an, die sagt, sie wohne jetzt seit drei Monaten hier, davor habe eine deutsche Familie hier gewohnt. Sie hat keine Informationen. Geschockt beschliesst Peter, zum Haus der jüngeren Schwester seiner Mutter, Martha, zu gehen, die mit ihrem Mann Jan und zwei Kindern lebt. Während er geht, denkt er an die vielen Freitagabende

* Der Mädchenname meiner Grossmutter väterlicherseits lautete Olga Ptacková.

vor dem Krieg, als er gemeinsam mit Marthas Familie Kammermusik gespielt hatte. Er kommt an und klopft. Die Tür geht auf – wiederum kein vertrautes Gesicht, sondern ein Fremder:

Peter stellt sich vor und fragt nach seinem Onkel.

Ja, wir haben ihn sehr gut gekannt, antwortete der Mann. Wir waren gute Freunde von Jan und Martha. Wir haben auch deine Mutter gekannt, arme Seele.

Was ist passiert? Wo ist sie? stiess Peter voller Angst hervor.

Lieber Freund, wenn ich der erste bin, der es Ihnen sagt. Sie ist nicht mehr. Es geschah im Mai 1942. Sie nahmen sie mit, und zwei Wochen später bekam Jan eine Notiz darüber. Dann kamen Jan und Martha dran. Bevor sie sie holen kamen, bat Jan uns, in ihre Wohnung zu ziehen.

Was wurde aus den Jungen?

Herr im Himmel. Sie nahmen sie auch mit, zwei Tage später. Ich habe ein paar Fotos. Möchten Sie sie gerne sehen? Auch ein Bild von Ihrer Mutter.

Nein, ich glaube, das will ich nicht. Nicht jetzt. Ich komme später wieder.

Die Dunkelheit der Nacht verschlang Peters eingesunkene Gestalt. Schwere, langsame Schritte trugen ihn durch die Strassen und Plätze. Prag, seine Wiege, wurde für ihn auf einmal zu der fremdesten Stadt der Welt. Die Karlsbrücke führte ihn zum Ufer des Unbekannten. Als er sie überquerte, trat eine Frau, die unter der Christusstatue gestanden hatte, vor und fragte: Spendieren Sie mir 'nen Drink, Schätzchen?

Peter ging weiter und schaute auf den Fluss hinunter. Das Leben auf und unter der Brücke ging offensichtlich unverändert weiter, dachte er.

Mitternacht war längst vorüber, als er im Hotel ankam. Er wankte zu seinem Zimmer. Angespannt und erschöpft fiel er aufs Bett. Sein Gesicht sank in das Grab des Kissens. «Gott gib mir einen, ich flehe dich an, gib mir wenigstens einen», schluchzte er.

Steinerne Tränen fielen durch ein Loch im Kissenbezug. Der Krieg war vorbei. Er hinterliess viele Löcher. Manche konnten geflickt werden, andere nicht.

Das war also das Zeugnis. Mein Vater war kein Stoiker, genaugenommen das Gegenteil. Die Gefühle waren da und hatten ihm seit Jahren zu schaffen gemacht. Vermutlich hatte er mit der Idee, das zu veröffentlichen, angefangen zu schreiben, aber er muss zu dem Schluss gelangt sein, dass es seine Kräfte überstieg. Warum hatte man seine Mutter und Vettern weggebracht?

Später in der Geschichte fährt Peter aufs Land zum Haus seiner Kindheit. Die Tür wird von einem auffallend kleinen Mann geöffnet. Peter stellt sich vor und fragt, ob er eintreten und sich umsehen dürfe. Der Mann zuckt verlegen die Achseln, macht dann den Mund auf und gibt unverständliche Laute von sich. Nach einem Moment wird Peter klar, dass sein Gastgeber taubstumm ist. Nach ungeschickten Versuchen, mit ihm zu kommunizieren, verabschiedet Peter sich höflich. «Ich bin dankbar», denkt er bei sich, als er weggeht; die Begegnung muss ein Zeichen gewesen sein: «Die Vergangenheit sollte für ihn taub und stumm bleiben. Sie sollte weder gehört noch ausgesprochen werden.»

Krieg hatte Beneš diplomatische Rückendeckung für sein Vorhaben gesucht, die Deutschstämmigen aus der Tschechoslowakei zu vertreiben, bis auf jene, die nachweisen konnten, dass sie gegen die nationalsozialistische Besatzung Widerstand geleistet hatten. Im Jahr 1944 legte er den Grossmächten (Vereinigte Staaten, Grossbritannien und Sowjetunion) einen Zehn-Punkte-Plan vor, in dem er die Vertreibung von etwa zwei Drittel der Deutschen seines Landes vorschlug. Die Umgesiedelten sollten das Recht haben, ihren ganzen beweglichen Besitz mitzunehmen, und für den Rest eine Entschädigung erhalten. Er versprach, den Prozess innerhalb von zwei Jahren abzuschliessen. «Unser Volk», erklärte er bei Kriegsende, «kann nicht länger mit den Deutschen im selben Land leben.»¹³

Diese Politik der Konfiszierung und Vertreibung – verkörpert in den sogenannten Beneš-Dekreten – gab einen sehnlichen Wunsch wieder, der praktisch der gesamten tschechischen Bevölkerung in Fleisch und Blut übergegangen war. Ihr ganzes Leben lang und während der gesamten überlieferten Erinnerung ihrer Nation hatten die Tschechen mit ihren deutschen Nachbarn das Territorium geteilt. Das eine Volk hatte die Ambitionen des jeweils anderen vereitelt, und beide Völker hatten ihre eigene Identität bewahrt, obwohl in all den Jahren Ehen zwischen Tschechen und Deutschen geschlossen, selbstverständlich auch persönliche Freundschaften und Handelsbeziehungen gepflegt worden waren. Es war keineswegs unvermeidlich gewesen, dass diese enge Beziehung in einem Krieg beendet wurde, aber der Krieg war gekommen und hatte einen tiefen Graben gerissen.

Im Mai 1945 hatten die meisten Tschechen kein Interesse daran, eine neue Beziehung zu den Deutschen zu finden; sie wollten diese Beziehung einfach beenden.

Als am 17. Mai eine der grossen demokratischen Parteien ihre Siegesfeier in Prag veranstaltete, war unser Freund und ehemaliger Nachbar Prokop Drtina unter den Hauptrednern; wenig später wurde er Justizminister und eine zentrale Figur in der neuen Regierung. Für diesen Anlass, eine Ansprache vor einer grossen und begeisterten Versammlung künftiger Wähler, hatte er seine politischen Antennen ganz ausgefahren. Später räumte er ein, dass eine Verunglimpfung der Deutschen im Jahr 1945 vor einem tschechischen Publikum eine so günstige «demagogische Gelegenheit» war, dass man sie keinesfalls versäumen durfte. Sich die Deutschen vom Hals zu schaffen, sei, so sagte er in seiner Rede, «die historische Aufgabe unserer Generation. ... Unser neues Land kann nur als ein reiner Staat aufgebaut werden. ... Einer von uns muss gehen – entweder die Deutschen oder wir – und weil dies ein tschechisches Land ist und wir die Sieger sind, sind sie diejenigen, die gehen müssen!»¹⁴

Der Führer der Kommunisten Klement Gottwald schürte das gleiche Feuer, indem er andeutete, dass Vertreibungen aus Gründen gerechtfertigt wären, die tiefe Wurzeln in der Vergangenheit hätten. «Jetzt werden wir endgültig für den Weissen Berg abrechnen», versprach er. «Und nicht nur das; wir [werden] noch weiter in die Geschichte unseres Landes zurückgehen; indem wir den Besitz der Deutschen beschlagnahmen, werden wir die Fehler korrigieren, welche die Könige der Premysliden-Dynastie begangen hatten, die deutsche Siedler ... [einluden]; jetzt werden sie ein für alle Mal aus unserem Land vertrieben werden.»¹⁵ Diese und ähnliche Erklärungen lösten derart tosende Beifallsstürme und derbes Fussgetrappel aus, dass schon bald niemand mehr von ordnungsgemässen Verfahren und angemessener Entschädigung sprach. Diese Versicherungen, die Beneš' diplomatischen Noten den Anschein von Angemessenheit verliehen hatten, wurden im ersten Siegestaumel beiseitegewischt.

Ende Frühjahr und Anfang Sommer 1945 wurde eine unbekannte Zahl Deutscher erschossen, gelyncht oder zu Tode geprügelt. Die Bürger von Brno (Brünn) trieben alle Deutschen zusammen, die sie aufreiben konnten (etwa 20'000), und zwangen sie, bis nach Österreich zu marschieren. Wegen des Mangels an Lebensmitteln, des Ausbruchs

einer Ruhrepidemie und einer praktisch völlig fehlenden Organisation kamen schätzungsweise 1'700 Menschen ums Leben. Es kam zu weiteren Übergriffen. In einem Bericht heisst es:

In Novy Bydžov wurden 77 gefangengenommene deutsche Soldaten hingerichtet; in der Gebirgsstadt Špindlerův Mlýn wurden 30 deutsche Zivilisten sowie 50 Soldaten ermordet; in der Nähe von Přerov wurden 265 ermordet, darunter 120 Frauen und 74 Kinder unter 14 Jahren. In Postoloprty grub ein tschechisches Ermittlungsteam später die Leichen von 763 Deutschen aus, die man in dem Gebiet zusammengetrieben und liquidiert hatte.¹⁶

Auf ein ordentliches Verfahren wurde, vor allem in den ersten Wochen, weitgehend verzichtet. In manchen Fällen wurden angebliche Kollaborateure kurzerhand umgebracht; in anderen wurden sie in behelfsmässige Gefängnisse geschleppt, wo sie verhört und gefoltert wurden. In vielen Städten wurde es zu einer Art Volkssport, ansässige Deutsche zu Krüppeln zu schlagen. Zu solchen Spektakeln versammelten sich Menschenmengen und klatschten Beifall. Für die lokalen Ordnungshüter war die grobe Behandlung keine Rechtlosigkeit, sondern Gerechtigkeit. Die Deutschen erhielten die gleichen Rationen wie die Juden während des Krieges und wurden daran gehindert, Hotels, Restaurants und Läden zu betreten. Sie durften in der Öffentlichkeit nicht mehr Deutsch sprechen. In manchen Städten wurden sie gezwungen, farbige Armbänder zu tragen; in anderen wurden ihnen Hakenkreuze auf den Rücken gemalt. Ihre Schulen wurden geschlossen und viele Unternehmen beschlagnahmt. Tschechische Frauen, die im Ruf standen, Beziehungen mit Deutschen zu haben, wurden gedemütigt. Es verwundert nicht, dass es in dieser aufgeheizten Atmosphäre zu schrecklichen Missverständnissen kam. Anfang Mai wurde ein alter Mann in einem Prager Krankenhaus zu Tode geprügelt, nachdem er ein Dorf im Sudetenland als Heimatort angegeben hatte. Die Mörder nahmen an, er sei Deutscher, obwohl er in Wirklichkeit Tscheche war. Auf jeden Fall tat er von seinem Krankenhausbett aus bestimmt keiner Fliege etwas zuleide.



Deutsche, umzingelt von wütenden Tschechen

Ein paar Wochen nach Kriegsende machte Hana Stranska (die 27-jährige Frau, die bei meinem Vater im Büro arbeitete) einen Ausflug in den von den Amerikanern besetzten Kurort Marienbad. Sie stiess auf den Strassen überall auf unbekümmerte und Witze reissende US-Soldaten und war ganz empört, als sie einige von ihnen «Arm in Arm mit Dirndl tragenden sudetendeutschen Fräuleins» sah.¹⁷ Hana konnte die Lagerüberlebenden nicht vergessen, die sie auf den Strassen und in Bussen gesehen hatte, mit ihren ausgemergelten Gesichtern, vernarbten Körpern und den Stoppelhaaren, die erst wieder anfangen zu wachsen.

Während sie durch die Strassen schlenderte, wurde sie von dem Klang eines tschechischen Liebesliedes und dem Anblick einer Gruppe Männer angelockt, die mitten auf der Strasse sangen und tanzten. Wie sie schnell merkte, handelte es sich nicht um gewöhnliche Sänger; in Wirklichkeit waren es deutsche Gefangene, die von einem Kontingent tschechischer Soldaten zur Vorführung gezwungen worden waren. Jedes Mal, wenn die Deutschen stockten oder aus dem Takt kamen, schrien die Soldaten sie an, noch mal von vorn anzufangen. Hana grinste.

Ein US-Militär in der Nähe war überhaupt nicht begeistert. Er brüllte die Tschechen an aufzuhören. «Der Krieg ist vorbei, also hört mit eurer Schikaniererei auf!», rief er. Einige Kameraden von ihm stimmten zu.¹⁸

Da platzte Hana der Kragen. «Wie können Sie es wagen?», fragte sie den Amerikaner. «Von wo in den Staaten kommen Sie überhaupt?» «Mississippi», sagte er.

«Miss-iss-ip-pi?», sagte Hana und betonte jede einzelne Silbe sarkastisch. «Aha. Also sind Sie den weiten Weg von Miss-iss-ip-pi hergekommen, um uns in der Tsche-cho-slo-wakei zu sagen, wie wir unseren verräterischen nazistischen Abschaum, unsere Gefangenen behandeln sollen. Sie halten es für übertrieben, wenn wir diesen Abschaum der Menschheit demütigen, indem wir sie tschechische Volkslieder singen lassen? Wo waren Sie denn die ganze Zeit? Wissen Sie, was die gemacht haben? Wissen Sie, dass sie Millionen gefoltert und ermordet haben? Oder haben Sie davon noch nichts gehört? Oder vielleicht», sagte Hana und holte tief Luft, «sympathisieren Sie sogar mit denen, weil ihr tote Neger einfach in den Fluss werft?»

Ihre Worte sorgten für einige Aufregung. Aufgebrachte und empörte Soldaten versammelten sich um sie, Hanas eigener Satz wurde nun wiederum ihr selbst an den Kopf geworfen: «Wie können Sie es wagen?»

Ein anderer Amerikaner schritt ein. «Sie hat absolut Recht», sagte er. «Ich komme gerade von diesen Lagern, wo wir die Insassen befreit haben. Ihr hättet das sehen sollen. Ausserdem wird diesen Deutschen doch kein Haar gekrümmt.» Und zu dem ersten Soldaten sagte er: «Du und ich, wir halten uns da einfach raus, okay?»

Wie viele Tschechen, auch meine Eltern, hatte Stranska die meiste Zeit mit Deutschen zusammengelebt. Sie hatte sie an der Schule gekannt, die Sommerferien mit ihnen verbracht, ihre Sprache gelernt, sie hatten miteinander gegessen und gefeiert. Aber der Krieg hatte sie verändert. Später fasste sie ihre Gedanken an jenem Tag in Marienbad zusammen:

Ich werde keinem Deutschen glauben, der behauptet, er sei unschuldig. Wer würde schon eine so enorme Schuld zugeben? Was mich angeht, sind sie schuldig, bis ihre Unschuld erwiesen ist. Und das blieben sie für mich auch für den Rest meines Lebens. Ich schwor mir, dass mir niemals ein deutsches Wort über die Lippen kommt, wenn eine andere Sprache den Zweck erfüllt ... dass ich niemals bereitwillig einen Fuss auf deutschen oder österreichischen Boden setzen werde ... keine deutschen Waren kaufe, ob grosse oder kleine ... nicht mit einem Deutschen oder Österreicher reden werde, nicht einmal um nach der Uhrzeit zu fragen. Bei der Vorstellung, dass ein Deutscher mich anlächeln könnte, bekam ich eine Gänsehaut. Die Welt ist gross genug, dass wir uns nicht über den Weg laufen müssen.

Als ich zum ersten Mal diese Geschichte hörte, dachte ich bei mir: Wer hat Recht, der Soldat, der einschritt, oder der, der sagte, es sei nicht Amerikas Aufgabe, Streitigkeiten zu schlichten, die unter anderen aufkommen? Das ist eine Frage, die ich – in diesem Kontext und in vielen aktuelleren Situationen – immer noch stelle.

Wie in Hanas Darstellung gezeigt, liessen US-Soldaten, die Plzeň (Pilsen), Marienbad und andere Teile Südwestböhmens besetzten in der Regel keine Übergriffe auf Deutsche zu. Die Sowjets hingegen, die den Rest des Landes kontrollierten, spornten eher noch an und mischten kräftig mit. Diese Diskrepanz erfüllte viele Tschechen mit Groll – gegen die Amerikaner.*

Mein Vater lernte als Historiker die bemerkenswerten und tief empfundenen Anstrengungen schätzen, die Deutschland unternahm, um das finsterste Kapitel seiner Geschichte wiedergutzumachen. Die Reaktion meiner Mutter war vergleichbar mit der Hanas.

* An dieser Stelle sollte man darauf hinweisen, dass US-Soldaten sonst ausserordentlich beliebt waren. Anders als die Sowjets hatten sie ihre eigene Versorgung und konnten grosszügig bei der Vergabe von so sensationellen neuen Produkten wie Schokoriegeln und Limonade in Dosen sein. Eine Zeitlang war «*Chattanooga Choo Choo*» das beliebteste Lied im Land.

Sie wollte nie ein gutes Wort im Namen Deutschlands hören. Noch Jahre später, als ich ihr sagte, dass ich mich in einen Mann namens Joe Albright verliebt hätte, bat sie mich, den Namen zu wiederholen. Als ich das tat, seufzte sie erleichtert. «Gott sei Dank ist es Albright, nicht Albrecht.»

ffiziell sah der Plan der Regierung die Einteilung der Deutschstämmigen in drei Kategorien vor: i) Kollaborateure und Opportunisten; 2) jene, die von den Nazis verhaftet und verfolgt worden waren; und 3) sonstige. Menschen in der ersten Kategorie mussten das Land verlassen, jene in der zweiten durften bleiben, und die in der dritten durften einen neuen Einbürgerungsantrag stellen. Auf Präsidialdekret hin wurden 270'000 Bauernhöfe mit einer Nutzfläche von mehr als 2,4 Millionen Hektar konfisziert.

Schon die «Rassegesetze» der Nationalsozialisten waren bei der Umsetzung auf grosse Schwierigkeiten gestossen, weil Menschen mit einer klar zuordenbaren ethnischen Herkunft eher die Ausnahme, nicht die Regel waren. Bei der Durchsetzung der Beneš-Dekrete stand man vor einem ähnlichen Problem. Viele tschechische und sudetendeutsche Familien hatten die beiden Kulturen vermischt oder hatten zwischen den beiden Staatsbürgerschaften hin und her gewechselt, je nachdem, welche bequemer war. Selbst Hana Stranska, die als Kind deutsche Schulen besucht hatte, musste sich alle Mühe geben, ihre tschechische Abstammung zu beweisen. Ein Mann namens Emmanuel Goldberger hatte weniger Erfolg. Er war im Jahr 1942 aus einem Konzentrationslager geflohen und hatte sich am Ende der tschechoslowakischen Exilarmee angeschlossen. Da er in einer deutschsprachigen Familie aufgewachsen war, lehnte das Verteidigungsministerium seinen Antrag auf Heimkehr ab. Goldberger wurde vorgeworfen, er habe im Krieg die tschechische Identität lediglich angenommen, «um versteckt zu bleiben und Aufmerksamkeit zu vermeiden», nicht aus «authentischen» nationalen Loyalitäten. Der Umstand, dass er Jude war, wurde nicht als mildernder Umstand angesehen.¹⁹

Zu ihrem Verdienst muss man sagen, dass die Regierung unter Präsident Beneš rasch Massnahmen ergriff, um die Exzesse einzuschrän-

ken. Sie forderte ein Ende der aussergesetzlichen Gewalt, brachte Tausende von Menschen wegen Diebstahls und Plünderung ins Gefängnis und steckte einen Rahmen ab für die Beurteilung von Fällen angeblicher Kollaboration. Mitte Juni erklärte Beneš, dass der Bevölkerungstransfer künftig lediglich in internationaler Kooperation und auf organisierte Weise fortgesetzt werde.

Im Juli, neun Wochen nach dem Tag der Kapitulation, trafen sich die Staatshäupter der Vereinigten Staaten, Grossbritanniens und der Sowjetunion in Potsdam. Von dem Trio, das fünf Monate zuvor in Jalta zusammengekommen war, sollte lediglich Stalin während der gesamten Konferenz anwesend sein. Roosevelts Platz wurde von Truman eingenommen; Churchill musste sich nach wenigen Tagen entschuldigen und nach England zurückkehren, wo Wahlen stattfanden. Zu seinem Arger entschieden die britischen Wähler, dass sie nunmehr, nachdem Deutschland besiegt war, seine Dienste nicht länger benötigten.* Seinen Stuhl in Potsdam besetzte Clement Attlee, der vergleichsweise blasse Führer der Labour Party. Nach der Diskussion um die künftige Verwaltung Deutschlands und Österreichs und der Organisation der Prozesse gegen Kriegsverbrecher fanden die Staatshäupter Zeit, den «ordnungsgemässen und humanen» Transfer der Deutschstämmigen aus der Tschechoslowakei zu billigen.

Die alliierten Regierungen akzeptierten Beneš' Hauptargument, aber sie forderten ihn auch auf, das Tempo zu drosseln. Prag sollte die Deutschen erst dann deportieren, wenn die Besatzungsbehörden bereit waren, sie aufzunehmen, eine Wartezeit, die einige Monate dauern sollte. Die ersten Züge fuhren im Dezember. Die Deportation wurde von der Armee durchgeführt, die den Umkreis von ein oder zwei Dörfern gleichzeitig abriegelte, anschliessend den deutschen Bewohnern mitteilte, dass sie das Land verlassen mussten. Nach den Bestimmungen der Alliierten sollten Familien nicht getrennt und ausreichend Le-

* Als Churchill im ersten Kapitel seiner Geschichte des Zweiten Weltkriegs Plutarch zitierte («Undankbarkeit gegenüber den eigenen grossen Männern ist ein Kennzeichen starker Völker»), da nahm er Bezug auf Frankreich; es ist durchaus möglich, dass er ein anderes Land im Sinn hatte.

bensmittel und Kleidung zur Verfügung gestellt werden. Für die Vertriebenen hiess das dennoch, ihr Land, den Hof, das Vieh, Ackergeräte und die Gräber der Vorfahren zurücklassen. Es gab kein Einspruchsrecht. Im Laufe der Deportationen, die ein Jahr dauern sollten, wurden mehr als 1,2 Millionen Menschen in die amerikanische Besatzungszone von Deutschland und weitere 630'000 in die sowjetische Zone geschickt. Hunderttausende waren schon vor dem offiziellen Beginn des Programms vertrieben worden. Am Ende blieben lediglich 250'000 Deutschstämmige in der Tschechoslowakei, nicht einmal zehn Prozent des Standes vor dem Krieg.

Zur Rechtfertigung seiner Politik argumentierte Beneš, dass es unmöglich sei, die Bedingungen vor 1939 nach dem Krieg wiederherzustellen. Die sudetendeutsche Minderheit habe als Vorwand für das Münchner Abkommen gedient, das wiederum die Republik zerstört und sogar die Existenz des ganzen tschechischen Volkes in Gefahr gebracht habe. Darüber hinaus hätten Sudetendeutsche die Nazis begeistert und in weiten Kreisen unterstützt; so ein Volk dürfe sich niemals in der Tschechoslowakei zuhause fühlen. Schliesslich sei die Präsenz der Deutschen eine Provokation; falls sie blieben, würden vermutlich Menschen aus Rachsucht getötet werden.

Zu ihrer Verteidigung gaben die meisten Sudetendeutschen an, dass sie von dem Ausmass der NS-Gräueltaten nichts gewusst hätten. Sie seien, betonten sie, nur einfache Bürger: Metzger, Bauern, Ladenbesitzer, Schneider, Fabrikarbeiter. Von den Todeslagern hätten sie nichts gewusst; sie hätten für die Nationalsozialisten noch nie etwas übriggehabt; sie seien nur aus Angst in die Partei eingetreten; sie hätten nur ihre Familie schützen wollen; man könne ihnen fairerweise keine Schuld geben. Die tschechoslowakische Regierung erwiderte darauf, dass es unmöglich sei, das Verhalten jedes Einzelnen zu bewerten. Es wurden Listen der Deutschen mit nachweislichen antifaschistischen Referenzen aufgestellt; sie durften bleiben, aber andere mussten das Land verlassen.

Die Vertreibung der Deutschstämmigen ist noch heute umstritten. War das eine legitime Antwort auf die Kriegsverbrechen, oder war es

eine übereifrige Reaktion aus Rachsucht? War schon das Konzept an sich fehlerhaft oder lediglich die Durchführung? Trug sie dazu bei, aus der Tschechoslowakei ein besseres Land zu machen?

Man konnte mit Sicherheit für die Deportation von Personen plädieren, die sich erwiesenermassen, nach einem objektiven Prozess, an der Verfolgung ihrer Nachbarn aktiv beteiligt hatten. Gemäss der Linie Beneš' wurden jedoch ein Deutscher und ein Tscheche, die sich genau gleich verhalten hatten, unterschiedlich beurteilt. Passiver Gehorsam seitens eines Tschechen oder Slowaken war akzeptabel, bei einem Deutschen hingegen nicht. Viele Deutsche, die vertrieben wurden, hatten ihre Strafe zweifellos verdient, aber es verloren auch viele, die sich nichts zuschulden hatten kommen lassen, ihre Heimat.

Meine Ansichten zur tschechoslowakischen Politik in dieser Phase sind geprägt von meinen Erlebnissen als Erwachsene mit einem deutlichen Abstand zu den Leidenschaften jener Tage. Als Diplomatin verurteilte ich scharf ethnische «Säuberungen» in Zentralafrika und auf dem Balkan und plädierte für die Gründung eines internationalen Gerichtshofs für Kriegsverbrecher, um zu gewährleisten, dass für Verbrechen an der Menschlichkeit die individuelle, nicht die kollektive Verantwortung gesucht wird. Kollektivstrafen wie Zwangsvertreibungen werden in der Regel mit der Gewährleistung von Sicherheit gerechtfertigt, treffen aber so gut wie immer die Wehrlosen und Schwachen am härtesten. Laut den eigenen Zahlen der tschechoslowakischen Regierung waren 80 Prozent der Deutschen, die für die Vertreibung ausgewählt wurden, Frauen, Kinder und Alte.²⁰ Bezeichnend scheint mir in diesem Zusammenhang auch, dass die Tschechen seinerzeit in Österreich-Ungarn zu den lautstärksten Fürsprechern der Minderheitenrechte gezählt hatten. Beneš hatte persönlich an der Einführung der gesetzlichen Schutzbestimmungen mitgewirkt, die im Völkerbund galten. Sein Engagement für diesen Grundsatz war zweifellos aufrichtig gewesen, aber die NS-Verbrechen hatten es zunichtegemacht.

Rechtsphilosophen haben lange darüber diskutiert, welches System besser ist: eines, in dem einige, die unschuldig sind, zusammen mit den Schuldigen bestraft werden, oder ein System, in dem die Unschuldigen schadlos gehalten werden, dafür aber auch einige Schuldige der

Strafe entgehen. Ich neige dazu, die Rechte der Unschuldigen zu schützen, aber meine Eltern, deren Wertvorstellung ich geerbt habe, befürworteten die Vertreibungspolitik. Als mein Vater einmal darüber schrieb, und das auch nur ganz knapp, räumte er ein, dass die Durchführung «gelegentlich mit einer übermässigen Grausamkeit einherging, die kein anständiger Mensch verzeihen kann».²¹ Er gab den Kommunisten die Schuld an den Exzessen, aber in Wirklichkeit waren die Aktionen des Pöbels ein Produkt der Leidenschaft, nicht der Ideologie; die Nichtkommunisten trugen ebenso Schuld.

Erst in den neunziger Jahren und unter der Präsidentschaft Václav Havels sollten die Tschechen aufgefordert werden, dieses Kapitel ihrer Geschichte zu verarbeiten. Im Jahr 1992 sagte Havel und setzte damit seine persönliche Popularität und sein politisches Ansehen erheblich aufs Spiel:

Der Bazillus der Gewalt und des Bösen, den der Nationalsozialismus verbreitete, hat schliesslich sogar seine Opfer angesteckt ... Wir liessen uns auf das Prinzip der Kollektivschuld ein und ersetzten individuelle Strafe durch kollektive Rache. Jahrzehntlang wurde uns nicht erlaubt, dies einzugestehen, und selbst heute tun wir es mit grossem Widerwillen. Aber genau wie die Deutschen imstande gewesen sind, über die dunklen Seiten ihrer Geschichte nachzudenken, müssen auch wir es sein.²²

Die verheerendste Schlussfolgerung, die man aus den Beneš-Dekreten ziehen könnte, ist, dass die Anwesenheit einer deutschen Minderheit in der Tschechoslowakei der Hauptgrund für den Zweiten Weltkrieg war. Das ist Unfug. Die Lage der Sudetendeutschen wurde gewiss von Hitler ausgenutzt, aber dafür trug er allein die Verantwortung; man kann nicht Tomáš G. Masaryks Traum von einem lebensfähigen multinationalen Staat daran die Schuld geben. Ohne Hitler und die wirtschaftlichen Rückschläge, die ihm viele Menschen in die Arme trieben, hätte die Tschechoslowakische Republik durchaus eine Erfolgsgeschichte werden können. Im Lauf der Zeit hätte sich eine fleissige

(wenn auch gelegentlich streitsüchtige) deutsche Minderheit als ein wichtiger Aktivposten entpuppen können. Ich hebe diesen Punkt deswegen hervor, weil er so wichtig ist, um die Geschichte zu verstehen; umso mehr, weil multiethnische Kooperation noch heute für den Erfolg demokratischer Staaten auf der ganzen Welt entscheidend ist. Eine Verteidigung dieses Grundsatzes ist unerlässlich, wenn man, wie ich, überzeugt ist, dass die Gründung der Tschechoslowakei im Jahr 1918 nicht deswegen ein Grund zum Feiern war, weil sie ein tschechischer und slowakischer Staat war, sondern weil sie ein demokratischer Staat war – und dass München nicht deswegen eine Tragödie war, weil die Deutschen über die Tschechen triumphierten, sondern weil es den westlichen Demokratien an der nötigen Entschlossenheit mangelte, als sie mit dem Bösen eines rassistischen, totalitären Staates konfrontiert wurden.

€he sich die wiederhergestellte Regierung ganz der Zukunft des Landes widmen konnte, musste sie zuerst einige Rechnungen der Vergangenheit begleichen. Das hiess, unabhängig von der Nationalität jene gerichtlich verfolgen, die Kriegsverbrechen begangen hatten. Zu diesem Zweck wurde ein Netz landesweiter, regionaler und lokaler Gerichte geschaffen, um Menschen für Aktionen zur Rechenschaft zu ziehen, die sie während des Konflikts ausgeführt (oder unterlassen) hatten. Die Liste potenzieller Verbrechen enthielt alles von Mord und Folter bis hin zu öffentlicher Unterstützung für den Feind. Diese Gerichte waren von sehr unterschiedlicher Qualität. Einige waren professionell; andere hatten nicht genügend geschulte Mitarbeiter und erhoben auch gar nicht den Anspruch eines ordnungsgemässen Verfahrens. Viele angebliche Verstösse wie Kollaboration und Verbrüderung waren nur vage definiert. Es gab keinen Mechanismus, um zu gewährleisten, dass die juristischen Interpretationen und Strafurteile stimmig waren. Weil die Emotionen, insbesondere zu Beginn, so hohe Wellen schlugen, hatte die öffentliche Meinung einen starken Einfluss auf die Richter. Es gab auch Fälle von Juristen, die mit Hilfe ihrer Autorität Besitz beschlagnahmten, der anschliessend auf Umwegen in die Hände ihrer Familienangehörigen und Bekannten geriet.

In den ersten Wochen wurden Zehntausende verhaftet. Die Zustände in den schlecht ausgerüsteten und unhygienischen Gefängnissen wurden noch schlimmer, als neue Insassen hineingepfercht wurden. Um die Fälle möglichst rasch zu regeln, hatten weder die Verteidiger noch der Staatsanwalt das Recht, Berufung einzulegen, und Todesstrafen wurden innerhalb von zwei (oder auf ausdrückliche Bitte der Verurteilten drei) Stunden nach dem Urteilsspruch vollstreckt.* Beneš hatte das Recht, die Verurteilten zu begnadigen, aber bei einem so kurzen Zeitfenster wurde selten davon Gebrauch gemacht. Als Folge richteten die Tschechen fast 95 Prozent der 723 verurteilten Gefangenen hin, eine höhere Quote als in jedem anderen europäischen Land.** Das schuf ein weiteres Problem: der Bedarf an qualifizierten Henkern stieg rasant. Geschulte Leute waren selten, weil jene, die zugaben, dass sie während des Krieges (von den Nationalsozialisten) eingesetzt worden waren, höchstwahrscheinlich selbst gehängt werden sollten.

In der Stimmung der Nachkriegszeit, die verständlicherweise sehr aufgeheizt war, ergaben sich Möglichkeiten, die in einer Demokratie für gewöhnlich nicht gegeben sind: Man konnte andere durch politische Denunziation vernichten. Ob die Anklagen wahr oder falsch waren, die Betroffenen wurden sofort in die Defensive gedrängt und konnten lange Zeit in Gewahrsam genommen, verhört, geschlagen und enteignet werden. Folglich konnte die Justiz von Leuten manipuliert werden, die so wütend oder opportunistisch waren, dass sie unerwünschten Bekannten, lästigen Geschäftspartnern, lokalen Rivalen oder unbequemen Ehegatten das Leben zur Hölle machten.

Selbst Richtern, die sich bemühten, fair zu urteilen, fiel es schwer, die Wahrheit zu erkennen, wenn ein Nachbar den anderen aufgrund von Gerüchten, dem Hörensagen oder schieren Behauptungen denunzierte, die man nicht überprüfen konnte. Wie sollten sie eine angemessene

* Im Protektorat unter der NS-Herrschaft hatte man den zum Tode Verurteilten lediglich 90 Sekunden für eine Ansprache an das Gericht gewährt.

** Das slowakische Gerichtswesen, das vom tschechischen getrennt war, sah Berufungen vor. Die Vollstreckungsquote lag hier bei 41 Prozent.

Grenze für die Schuld durch Komplizenschaft definieren? Was war mit den Freunden und der Familie der Kollaborateure oder mit Menschen, die vielleicht einmal einen Moment der Schwäche hatten, aber ein andermal dem Druck wacker standgehalten hatten? Was war mit Menschen, die unter Folter wichtige Informationen preisgegeben hatten oder weil ihre Liebsten bedroht wurden?

In einem Fall gestand ein Mann, dass er für die Gestapo gearbeitet hatte. Er hatte geholfen, antifaschistische Partisanen aufzustöbern und Juden ihren Besitz zu stehlen. Doch derselbe Mann hatte einer jüdischen Frau in seiner Wohnung Zuflucht gewährt, hatte sich geweigert, flüchtige Gefangene zu verraten, und hatte die Entlassung von Anführern des Widerstands aus der Haft bewirkt, die später in der slowakischen Regierung dienten. Der Schurke und Held in einer Person wurde zu 30 Jahren Gefängnis verurteilt.

Die Nachkriegsjustiz in tschechischen Landen war ungerecht und chaotisch, aber sie war nicht schlechter als vergleichbare Bemühungen in den Nachbarländern. Als sich die Gemüter allmählich beruhigten, lehnten die Staatsanwälte mehr Fälle ab, als sie verfolgten. Es gab viele Freisprüche, und der Druck, lange Haftstrafen zu verhängen und immer mehr Prozesse zu führen, liess nach, vor allem nach Abschluss der prominentesten Fälle. Zumindest bei diesen ausserordentlich stark publik gemachten Fällen kann man durchaus davon ausgehen, dass der Gerechtigkeit gedient wurde.

Unter den Angeklagten, die zum Tode verurteilt wurden, befand sich Karl Rahm. Der letzte Kommandant Theresienstadts hatte unzählige Gefangene in den Tod geschickt hatte. Der Prozess gegen Karl Hermann Frank, den Sudetendeutschen, der eng mit Hitler zusammengearbeitet hatte, wurde live im Rundfunk übertragen. Unter den Zeugen der Hinrichtung waren sieben Frauen aus Lidice. Sechs Gestapo-Offiziere, die an dem Massaker teilgenommen hatten, wurden ebenfalls zum Tod verurteilt. Der Ankläger in diesen Fällen war trefflich gewählt: Jaroslav Drábek, ein Freund meines Vaters vor dem Krieg, Mitglied des Widerstands und Überlebender von Auschwitz.

Im April 1947 sprach der Staatsgerichtshof in Bratislava Pater Tiso des Hochverrats schuldig. Beneš trat für eine lebenslange Haft ein, beugte sich aber seinem Kabinett, das – mit einer Mehrheit von nur einer Stimme – für die Hinrichtung plädierte. Tiso wurde gehängt und anschliessend heimlich beerdigt, damit sein Grab nicht zu einer Pilgerstätte für die Slowaken wurde.

Karel Čurda, der Fallschirmspringer, der die Mörder Heydrichs verraten hatte, wurde in den letzten Kriegstagen bei einem Fluchtversuch gefangengenommen. Weder die Belohnung, die er von den Nazis bekommen hatte, noch seine deutschen Ausweispapiere konnten ihn vor dem Prozess schützen. Als der Richter ihn fragte, wie er nur seine Freunde verraten konnte, erwiderte er: «Ich glaube, für eine Million Mark hätten Sie genauso gehandelt, Euer Ehren.»²³ Exakt zwei Stunden nach dem Urteilsspruch ereilte Čurda, der keine Reue zeigte und immer noch Witze riss, sein Schicksal.

Was Konrad Henlein betraf, den Führer der Sudetendeutschen, der den Tag herbeigesehnt hatte, an dem die ganze Tschechoslowakei in das Reich aufgenommen wurde, so erübrigte sich ein Prozess. Nachdem die US Army ihn in Plzen gefangengenommen hatte, flehte er die Amerikaner an, ihn nicht an die Tschechen auszuliefern. Als sich abzeichnete, dass sein Gesuch abgelehnt würde, schnitt er sich mit einer Scherbe die Pulsadern auf.

EIN LABILES GLEICHGEWICHT

Die tschechoslowakische Demokratie starb mit München und wurde wiederauferweckt, als Beneš und seine Regierung nach Prag zurückkehrten. Keine drei Jahre später sollte sie erneut begraben werden. War dieser zweite Tod unvermeidlich, oder hätte die demokratische Tschechoslowakei, mit einer klügeren Führung und stärkerer Unterstützung von aussen, überleben können?

Ich stellte diese Frage Václav Havel, der antwortete, dass ein Überleben in der Tat möglich gewesen wäre. «Die Trennlinie von Jalta war militärisch gedacht, nicht politisch», versicherte er. «Beneš dachte, sein Land könne als Brücke zwischen West und Ost dienen, aber er fasste diesen Gedanken nicht in einen angemessenen Rahmen. Auf jeden Fall war er ein guter Diplomat und ein ausgezeichnete Aussenminister in ruhigen Zeiten, aber er war nicht der beste Führer in einem hochdramatischen Moment.»²⁴

Stalin hätte keinesfalls der Behauptung zugestimmt, dass die Linie von Jalta nur militärisch gedacht war. In seinen Augen war überall dort, wo die Rote Armee einmarschiert war, das kommunistische System befügt, sich einzurichten. Die Tschechoslowakei sollte ein Versuchsgelände für die beiden Sichtweisen werden. Im Gegensatz zum übrigen Mittel- und Osteuropa blieb die Republik frei und konnte aussagekräftige Wahlen durchführen.

Bei den Wählern um Stimmen zu werben, kam den Kommunisten in der Tschechoslowakei nach dem Krieg nicht ungelegen. Immerhin bot ihre Ideologie doch ein Allheilmittel – zumindest glaubten das viele. Das alte Europa war durch die künstlichen Trennungen in Klasse und Nationalität gehemmt worden; die Nationalsozialisten hatten Menschen nach Religion und «Rasse» in Schubladen gesteckt. Die Kommunisten hingegen nannten sich gegenseitig Genossen und behaupteten, die Arbeiter unabhängig von ihrer Herkunft zu repräsentieren. Die-

se egalitäre Einstellung passte gut zu dem Bild, das Tschechen und Slowaken von ihren eigenen früheren Rebellionen gegen den deutschen und ungarischen Adel hatten. Was könnte nach den Schrecken des Zweiten Weltkrieges besser sein, als eine Gesellschaft aufzubauen, die von den Geisseln der Armut und Privilegien frei ist? Die Stunde der Arbeiter war doch gewiss endlich gekommen, in der jene, die mit eigenen Händen schufteten, den gebührenden Lohn empfangen, während all jene, die von dem Schweiss und den Schwielen anderer profitierten, von ihrem hohen Ross heruntergeholt wurden.

Der Eintritt in die Partei war die Möglichkeit, zu einer Bewegung zu stossen, die von den Strömungen der Geschichte gerade neuen Schwung erhielt; ein Mittel, um «den Sieg über die eigene Kleinheit» zu erringen, wie eine Frau sagte, die damals hineingezogen wurde.²⁵ Die Kommunisten erhoben ferner Anspruch auf die Achtung der Wähler. Hatten ihre Partisanen denn nicht am tapfersten gegen die Nazis gekämpft und hatte Stalin dem Land nicht in der kritischen Phase um München beigestanden? Hatte die Rote Armee nicht Prag befreit? Nach jahrelanger «arischer» Barbarei und angiosächsischer Gleichgültigkeit machte es da nicht Sinn, das Heil bei Mütterchen Russland zu suchen, der inoffiziellen Hauptstadt und Beschützerin aller Slawen?

Diese ruhmreiche und neue Welt konnte jedoch nur über einen politischen Wandel herbeigeführt werden, und dafür war Disziplin unabdingbar. Die Arbeiterrevolution konnte nicht beginnen, solange ihre Gegner – raubgierige Kapitalisten, reaktionäre Politiker und die dekadente Bourgeoisie – nicht besiegt waren. Der Sieg würde als ein Produkt peinlich genauer Planung und Vorbereitung eintreten, und zwar überall, vom kleinsten Wahlbezirk bis hin zur grössten Stadt. Das erforderte Standhaftigkeit und, für die Ungläubigen, eine gehörige Portion Umerziehung. Schon während des Krieges hatten die tschechoslowakischen Kommunisten Vorkehrungen getroffen, um die am besten strukturierte politische Organisation zu werden.

Das in Kosice im April 1945 verkündete Programm hatte zur Gründung von Verwaltungskomitees von der lokalen bis hin zur nationalen Ebene aufgerufen. Indem die alten Verwaltungsstrukturen kurzerhand

abgeschafft wurden, gelang es den Kommunisten, sich eine unverhältnismässig starke Vertretung in den neuen zu sichern. Gottwald wies seine Mitarbeiter an, diese Komitees «zum Neuaufbau der eigentlichen Fundamente» des Staates zu nutzen.²⁶ Da die Partei wichtige Ministerien kontrollierte, war es den Funktionären möglich, bis tief in jedes Segment der Gesellschaft einzudringen. Diese Unterwanderung wurde durch ein allgemeines politisches Klima erleichtert, das eine zentralisierte Staatsgewalt begünstigte; es meldeten sich kaum Stimmen zu Wort, die für den Kapitalismus plädierten. Die neue Regierung verstaatlichte rasch Banken, Bergwerke, Versicherungsgesellschaften, Versorgungsbetriebe und grosse Unternehmen. Diese Massnahmen stiessen kaum auf Widerstand, weil die vorigen Besitzer, in den meisten Fällen, NS-Sympathisanten gewesen waren und deshalb nicht in der Position waren zu protestieren.

Im Rückblick kann man durchaus sagen, dass sich das Schicksal des Landes auf den Dörfern entschied. Die Kommunisten waren überall aktiv, halfen einander, um Gegner einzuschüchtern und die öffentliche Meinung zu prägen. Unter den Figuren in dem unveröffentlichten Roman meines Vaters findet sich der Besitzer einer Buchhandlung in Kostelec, der erfreut die Exemplare von *Mein Kampf* aus dem Schaufenster entfernt, nur um sie wenig später auf massiven Druck hin durch Biographien von Lenin und Stalin zu ersetzen. Bei dem Gedanken an die goldene Zeit vor dem Krieg, als noch grosse literarische Werke diesen Ehrenplatz innehatten, sagte der Buchhändler voller Bedauern:

Dieses Fenster war früher meine grösste Freude. Jeden Morgen um acht, wenn ich den Laden aufmachte, stand ich eine Minute lang davor, und das Herz wurde mir leicht. Mir gefiel der Gedanke, dass es eine Fotografie von mir selbst sei. Jetzt schäme ich mich.²⁷

Der Schlüssel zum Erfolg der Kommunisten bestand darin, dass sie, wenn sie eine lokale Wahl verloren, ihre Kräfte konzentrierten und es noch einmal versuchten. Und wenn sie gewannen, setzten sie alle Mit-

tel und Wege, ob legitim oder nicht, ein, um im Amt zu bleiben. Ausserdem schikanierten sie mit Hilfe ihrer Agenten im Sicherheitsapparat ihre innenpolitischen Rivalen. Um nur ein Beispiel von vielen zu zitieren: Vladimir Krajina hatte im Krieg zu den beliebtesten Anführern des Widerstands gezählt. Die Kommunisten wollten ihn jedoch in Verruf bringen, um die Fiktion aufrechtzuerhalten, dass sie allein gegen die Deutschen gekämpft hätten. Sie fälschten eine von Karl Hermann Frank, dem geschmähten Führer der Sudetendeutschen, unterschriebene Aussage, die angeblich bewies, dass Krajina ein Kollaborateur gewesen war. Während des Prozesses legte ein Ankläger Frank die Aussage vor, der zugab, sie unterschrieben zu haben, allerdings – da er kein Tschechisch lesen kann – ohne den Inhalt zu kennen. Sämtliche Anklagepunkte wurden fallengelassen.

Der Fall Krajina veranschaulicht das fragile Gleichgewicht, das sich nunmehr einstellte. Die Kommunisten dominierten die Sicherheitskräfte und hatten folglich die Vollmacht, Ermittlungen zu führen und Verdächtige zu verhaften. Das Justizministerium hingegen wurde von Drtina geleitet, der sich nach Kräften bemühte, die Pläne der Kommunisten zu vereiteln. In manchen Fällen ordnete das Innenministerium Verhaftungen aufgrund der Aussagen von Zeugen an, die bestochen oder massiv unter Druck gesetzt worden waren. Drtina brachte die Fälle vor Gericht, leitete aber neue Ermittlungen zu den Aktionen der Sicherheitsbeamten ein, welche die Zeugen manipuliert hatten. So entstand eine Art Gleichgewicht, allerdings kein stabiles.

Am 28. September 1945 ging meine Familie an Bord einer alten Junker-Propellermaschine, die man von der deutschen Luftwaffe beschlagnahmt hatte. Der neue Titel meines Vaters lautete Tschechoslowakischer bevollmächtigter Gesandter in Jugoslawien.* Nach einem gnädig kurzen Flug kamen wir in Belgrad an, einer Hauptstadt, die von den Bomben der Alliierten und der Achsenmächte in Schutt und Asche gelegt worden war. Über ein Zehntel der Bevölkerung war beim Kampf

* Später wurde der Titel noch um den Zusatz «und Albanien» erweitert.

gegeneinander und gegen die Deutschen gestorben. Überall schufteten schäbig gekleidete Menschen hart und räumten die Strassen oder sanierten zerstörte Gebäude.

Vor der Abreise aus Prag hatte mein Vater von Beneš Instruktionen erhalten, der ihn gebeten hatte, so oft wie möglich heimzukehren. «Schreiben Sie auf keinen Fall etwas Vertrauliches nieder», mahnte der Präsident. «Die sowjetische Botschaft hätte es noch am selben Tag vorliegen, an dem Ihr Telegramm im Aussenministerium ankommt. Sie müssen mir persönlich Bericht erstatten.»²⁸ Beneš hob seine Abneigung für Josip Broz Tito, den extravaganten Führer Jugoslawiens, hervor. Wie viele Diktatoren machte sich auch Tito die Insignien der Macht zunutze, um seine persönliche Legende zu stricken, die wiederum seine Herrschaft rechtfertigen half. Von den slowenischen Wäldern bis zur dalmatinischen Küste wurden Städte und Strassen nach ihm benannt und Geschichten über seine Heldentaten im Krieg verbreitet. Wie es im offiziell genehmigten Wahlspruch hiess: «Tito gehört zu uns und wir gehören zu Tito.» Kinder sangen sogar Lieder über ihn; ich weiss noch, dass ich selbst eines lernte: «Tito, Tito, kleines weisses Veilchen».

Gemäss dem diplomatischen Usus war es die erste Aufgabe meines Vaters nach der Ankunft in Belgrad, dem Regierungschef seine Referenzen vorzulegen. Während er in einer Eingangshalle wartete, wurde er beinahe von Tiger, dem stürmischen Deutschen Schäferhund Titos, über den Haufen gerannt. Als der Regierungschef endlich kam, fiel meinem Vater auf, dass er kleiner und stämmiger als erwartet war, den Mund schnell zu einem Lächeln verzog und in seiner Uniform und den hohen Stiefeln eine beeindruckende Figur machte. Der 53-jährige Partisanenführer hatte regelmässige Gesichtszüge, abgesehen von einer etwas vorspringenden Nase und trieb, trotz seines Bauches, aktiv Sport, unterhielt einen Stall voller Pferde und ging gerne angeln und jagen. Mein Vater hatte mehrmals Gelegenheit, sich mit Tito zu unterhalten, und diskutierte mit ihm über sämtliche Aspekte der Weltlage, auch die Möglichkeit einer Koexistenz zwischen dem Osten und dem Westen. An einem Abend lud der Diktator meinen Vater in seinen Wohnsitz ein, wo genau wie im Weissen Haus auch eine Kegelbahn zu finden war.



Tito und Josef Korbel

Als der Botschafter die Kugel mit der linken Hand nahm, applaudierte sein Gastgeber und scherzte, mein Vater sei ein geborener Linker. Als die Kugel rollte, rief er jedoch aus: «Aber seht euch das an. Sie zieht verdächtig nach rechts!»²⁹

Als Kind eines Botschafters hatte ich das Privileg, in einem Haus zu wohnen, das sowohl die Botschaftsräume als auch unseren Wohnbereich enthielt. Das Gebäude, das an einer Hauptstrasse lag, war nur ein oder zwei Blöcke vom jugoslawischen Parlament entfernt. Die Front des Botschaftsgebäudes beherrschte der lange Balkon, von dem aus mein Vater vor dem Krieg Demonstrationen verfolgt hatte und wo wir jetzt bei Reden und Paraden standen. Eine Wendeltreppe führte in die privaten Räume, die drei Stockwerke einnahmen. Uns wurden ein Butler, ein Chauffeur, ein Koch und mehrere Dienstmädchen zur Verfügung gestellt. Im Empfangsbereich befand sich ein Ballsaal mit Kristalleuchtern und reichlich Marmor. Bei unserem Einzug stellte mein Vater entsetzt fest, dass die Aussenwände mit Pro-Tito-Parolen bedeckt waren. Er befahl, sie zu entfernen, aber schon nach wenigen Tagen waren die Partisanensprüche wieder da.

Die noble Umgebung kaschierte die wirtschaftliche Not, mit der meine Familie zu kämpfen hatte. Die Botschaft war von den Deutschen genutzt worden und war, vor unserer Ankunft, massiven Plünderungen zum Opfer gefallen. Meine Eltern mussten um Möbel aus Prag bitten, das erste von einer endlosen Reihe von Hilfsgesuchen, um die Kosten dieses Postens zu bewältigen. In diesen bedrängten Verhältnissen mussten wir alle unser Scherflein beitragen. Von mir wurde erwartet, dass ich die Landestracht trug (weisse Bluse, rosafarbener Rock, blaue Schürze, reichlich Stickerei und Bänder) und bei Festen Blumen verteilte. Das Kostüm, das eigentlich slowakisch, nicht tschechisch war, erwies sich als Überlebenskünstler und hängt noch heute bei mir im Schrank.

Das Leben eines Diplomaten im Ausland passte zu meinem Vater. Es stimmt, dass er viel Zeit an seinem Schreibtisch mit dem Lesen und Kommentieren von Dokumenten verbringen musste. Das weiss ich, weil ich unter seinen Habseligkeiten in meiner Garage dicke Ordner mit gelbem offiziellem Briefpapier fand. Sein Hauptinteresse war es jedoch, mehr über die jugoslawische Bevölkerung zu erfahren. So oft er konnte, brach er aus seinem Büro aus, um das Land zu erkunden und sich mit Vertretern der vielen ethnischen Gruppierungen und politischen Fraktionen zu treffen. Unabhängig von dem Publikum redete und sondierte er gerne, drängte die Menschen sanft, ganz offen über ihre Enttäuschungen, Hoffnungen und Ängste zu sprechen. Er war ein geschickter Fragensteller, mitfühlender Zuhörer und wissbegierig. Er sprach mit Serben, die sich bitter über Massaker der Kroaten im Krieg und über die unaufhörliche Erosion ihrer nationalen Identität unter Tito beklagten. Er traf Kroaten, die sich schon damals gegen die Existenz Jugoslawiens aussprachen und sich ein eigenes Land wünschten; viele Bosnier und Slowenen dachten genauso. All dies dürfte einem Mann, der mitten in den ethnischen Rivalitäten der Tschechoslowakei aufgewachsen war, zugleich vertraut und bedrückend vorgekommen sein. Er entwickelte eine tiefe Zuneigung zu Serben und anderen Jugoslawen, verzweifelte aber über ihre Unfähigkeit, in Harmonie zusammenzuleben – ein Mangel, der sich während meiner eigenen Jahre in der Regierung auf tragische Weise offenbaren sollte.



Die Autorin und ihre Schwester Kathy, herausgeputzt zum Verteilen von Blumen

So fasziniert mein Vater von seinen Reisen auch war, hatte er doch auch Grund zur Enttäuschung. Viele Freunde, die er vor dem Krieg gekannt hatte, zögerten, die Bekanntschaft fortzuführen, weil unter Tito der Kontakt zu einer suspekten, ausländischen Botschaft ein Grund für eine Verhaftung war. Schon die harmloseste Interaktion konnte einen in Schwierigkeiten bringen. Die französische Botschafterin beispielsweise, die einen Hund besass, trieb über Erkundigungen eine jugoslawische Familie auf, die einen Hund der gleichen Rasse und anderen Geschlechts hatte. Es wurde ein Besuch zur Paarung vereinbart. Nach diesem Treffen fiel die Polizei über die fragliche Familie her und verhörte das Oberhaupt tagelang.

Die veränderte Stimmung liess jede Spontaneität in den Unterhaltungen verschwinden; die Leute plapperten entweder die Parteilinie nach oder beschränkten sich auf Höflichkeitsfloskeln. Einmal teilte ein Freund meinem Vater mit, dass er aufgehört habe, uns zu besuchen, weil man ihn angewiesen habe, uns auszuspionieren, was er aber abgelehnt habe. Andere Bekannte wie die Familie Ribnikar, die uns recht nahe gestanden hatten, waren jetzt bei Titos Partisanen, ob aus Über-

zeugung oder Überlebensinstinkt vermochten meine Eltern nicht zu sagen. Als Folge konnte mein Vater seine Gedanken zu den interessantesten und drängendsten Fragen nur mit anderen Mitgliedern des diplomatischen Korps oder mit den wenigen Jugoslawen austauschen, die sich nicht darum scherten, was irgendjemand sah oder hörte.

Am Anfang seiner Amtszeit wohnte mein Vater einer Sitzung des jugoslawischen Parlaments bei, auf der Tito der Hauptredner war. Statt lediglich höflich aufzustehen, als der Diktator den Saal betrat, klatschte der sowjetische Botschafter an mehreren Stellen während der ganzen Rede begeistert mit. Seinem Beispiel folgten prompt die Vertreter aus den kommunistisch kontrollierten Ländern Polen, Ungarn und Rumänien. Das war der Beginn dessen, was der Kalte Krieg hervorbringen sollte: eine traurige Versammlung willfähiger Satellitenstaaten, deren Vertreter einmütig jedes Mal Beifall klatschten, wenn die richtigen rhetorischen Knöpfe gedrückt wurden, etwa ein Angriff auf die bourgeoisen Kapitalisten oder eine Beschwerde über den westlichen Imperialismus. Mein Vater weigerte sich, bei diesem schon damals abgedroschenen Spielchen mitzumachen. Er wies sein Botschaftspersonal an, dass sie bei der Teilnahme an feierlichen Anlässen Tito bei der Ankunft höflich applaudieren durften, sich seine Reden aber schweigend anhören sollten.

Dieser Versuch, eine professionelle Arbeitsweise über die Politik zu stellen, ärgerte den Anwalt der Botschaft, einen Kommunisten, der anfangs, in Prag Unruhe zu stiften. Er musste jedoch feststellen, dass der Botschafter kein leichter Gegner war. Nach einigen Erkundigungen entdeckte mein Vater Beweise, dass der Rechtsberater auf dem Schwarzmarkt Devisen geschmuggelt hatte. Weil das verboten war, wurde der Übeltäter sofort entlassen. Allerdings bedeutete das nicht den endgültigen Sieg. Das Außenministerium schickte schon bald einen Nachfolger, der seine Zeit damit verbrachte, jeden angeblich illoyalen Kommentar zu melden, der ihm zu Ohren kam. Das könnte einen Eintrag in den Akten der Geheimpolizei erklären, der mir im Jahr 2011 gezeigt wurde. Dort beklagte man sich, dass mein Vater «kein Kommunist» sei, sondern ein Beneš-Anhänger, der kaum etwas unternommen habe, «um die Gunst führender jugoslawischer Regierungsvertre-

ter zu erlangen».³⁰ Überdies gehörte dem Botschaftspersonal auch Gottwalds Tochter Marta an, höchstwahrscheinlich ein direkter Kanal zu ihrem Vater und – da sie mit einem jugoslawischen Diplomaten verheiratet war – womöglich auch zu Tito. In Anbetracht des Misstrauens, das meinem Vater entgegenschlug, ist es geradezu ein Wunder, dass er sich so lange hielt, denn er ergriff jede Gelegenheit, mit den britischen und amerikanischen Botschaften Informationen auszutauschen – dabei gab er nichts preis, was seinem Land geschadet hätte, aber alles, was der demokratischen Sache dienlich sein konnte.

Um mich gegen die vergiftete Politik in Jugoslawien abzuschirmen, hatten meine Eltern Blanka, eine 20-jährige tschechische Hauslehrerin, gebeten, bei uns in Belgrad zu leben. Sie übernahm meinen Schulunterricht und half mir auch, mich um meine Schwester Kathy zu kümmern. Die gesamte Grammatik, die ich von meiner Muttersprache kenne, habe ich im Alter von acht bis zehn Jahren gelernt. Einmal mehr taten meine Eltern alles, um das Leben, so wechselhaft es war, möglichst normal erscheinen zu lassen. Das Büro meines Vaters war über einen Durchgang im zweiten Stock mit der Wohnung verbunden. Wenn er nicht beschäftigt war, ass er mit uns zu Mittag, und am Nachmittag fuhren wir in unserem schwarzen Tatra aufs Land, einem tschechoslowakischen Wagen mit Haifischflossen am Heck, der ein bisschen Ähnlichkeit mit dem *Bat mobil* hatte. Bei schönem Wetter machten wir Spaziergänge in den Wäldern oder hielten am Berg Avala an, wo wir die Stufen zu dem riesigen Denkmal des unbekanntenen Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg hinaufstiegen.

Manchmal lud mein Vater jugoslawische Regierungsvertreter oder Journalisten ein, uns zu begleiten. Heute vermute ich, dass er das tat, weil Gespräche im Freien aller Wahrscheinlichkeit nach nicht belauscht wurden. Es kann durchaus sein, dass die Jugoslawen, die so mutig waren mitzukommen, ohnehin nicht damit rechneten, dass sie lange lebten. Das waren die skrupellosesten Fahrer, die ich jemals erlebt habe. Mein Vater machte sich Sorgen, weil die tschechoslowakische Regierung Tito einen Tatra geschenkt hatte. Der alte Mann hatte das Fahrzeug seinem Sohn übergeben, der wie ein Wahnsinniger fuhr, obwohl er im

Krieg einen Arm verloren hatte. «Einmal angenommen, es passiert ein Unfall», sagte mein Vater. «Wem wird Tito wohl die Schuld geben, dem Fahrer oder dem Autor?»

In einer Hinsicht hielt Stalin Wort: Sowjetische Truppen blieben nicht als Besatzungsmacht in der Tschechoslowakei. Die US-Botschaft half bei der Aushandlung eines beiderseitigen Truppenabzugs, so dass amerikanische und sowjetische Soldaten bis Ende 1945 abzogen – wobei die Russen so viel Schmuck, Porzellan, Ackergeräte, Teppiche, Armaturen, Spielsachen, Musikinstrumente, Matratzen und andere Beutestücke mitnahmen, wie sie tragen konnten. Der Abzug der Roten Armee bedeutete jedoch keineswegs ein Ende des sowjetischen Einflusses. Bei öffentlichen Veranstaltungen hingen ebenso viele Porträts von Stalin wie von Beneš. Gottwald und seine Genossen sprachen unablässig davon, wie tief das Land bei Moskau in der Schuld stehe, und behaupteten, dass die Sowjetunion ein wichtiger Handelspartner sei. Immerhin verkaufte sie uns Getreide, kaufte Rüstungsgüter und tauschte eine lange Liste anderer Waren aus.

Insgesamt interessierte die Sowjets aber noch etwas ganz anderes an der Tschechoslowakei: die damals wohl begehrteste Substanz auf der ganzen Erdkugel. Als im August 1945 die Atombomben von Hiroshima und Nagasaki die Welt für immer veränderten, gab es nur drei Quellen für Uran: Kanada, Belgisch-Kongo und die Jáchymov-Mine in Böhmen. Zu den ersten beiden hatten die Russen keinen Zugang; folglich waren sie an einer besonderen Beziehung zu Prag brennend interessiert. Einige Jahrzehnte zuvor hatte Marie Curie Rückstände aus der Uranmine von Jáchymov verwendet, um Radium zu medizinischen Zwecken herzustellen, und Glashersteller hatten sie für eine Gelbfärbung benutzt. Mit dem Anbrechen des Atomzeitalters wurde das Uran an sich zum Wertobjekt.

Stalin wollte eine garantierte Lieferung, und er bekam sie auch. Seine ohnehin günstige Verhandlungsposition wurde durch die eifrige Kooperation des Regierungschefs Fierlinger noch begünstigt. Lange vor Aufnahme offizieller Verhandlungen wurde es sowjetischen Sicherheitsbeamten gestattet, die Minen zu inspizieren, Proben zu ent-

nehmen und Soldaten zur Bewachung des Geländes aufzustellen. Unter Umgehung des tschechoslowakischen Aussenministeriums arbeitete Fierlinger direkt mit Moskau zusammen. Am 7. Oktober, einem Sonntag, begab er sich durch den Garten seines Landsitzes zu dem seines Nachbarn, nämlich Präsident Beneš', zu einem vertraulichen Gespräch. Er erklärte ihm den sowjetischen Wunsch nach Uran und liess durchblicken, dass ein Pakt mit den entsprechenden Bedingungen dem Land Stalins Unterstützung in anderen Angelegenheiten, zum Beispiel bei der Erschliessung von Olfeidern in der Slowakei und der Klärung kleinerer Grenzstreitigkeiten mit Polen und Österreich, sichern werde. Der Präsident bestand darauf, dass die Tschechoslowaken einen Anteil des Urans selbst behielten (man einigte sich auf «bis zu zehn Prozent»), hatte aber keine generellen Einwände, weder gegen das vorgeschlagene Abkommen noch gegen die Geheimhaltung.

Der Vertrag wurde auf einer geschlossenen Sitzung des Kabinetts am 23. November 1945 gebilligt, dem Tag, an dem Jan Masaryk zum ersten Mal davon hörte. Zwei Monate später hielt er eine Rede vor den Vereinten Nationen, in der er versprach, dass das Uran seines Landes ausschliesslich für friedliche Zwecke verwendet werde. Moskau hatte allerdings andere Pläne. Strenge Sicherheitsvorkehrungen wurden getroffen, und die Rote Armee, die zwar den Rest des Landes verlassen hatte, blieb im Bezirk Jáchymov. Die Arbeit in den Minen wurde zum Teil von zivilen Arbeitern, zum Teil von Häftlingen erledigt, zunächst deutschen, dann tschechischen und slowakischen. In den ersten Jahren waren Gewerkschaftsfunktionäre noch so unabhängig, dass sie protestierten, wenn Sicherheitsstandards ignoriert wurden; nach 1948 kam diese Zivilcourage ausser Mode. Obwohl wenig später in der UdSSR und anderen Orten Mitteleuropas Uranvorkommen entdeckt wurden, leisteten tschechoslowakische Minen während des gesamten atomaren Wettrüstens einen wesentlichen Beitrag zum sowjetischen Arsenal.

In den Jahren 1945 und 1946 war der Kommunismus in der Tschechoslowakei auf dem aufsteigenden Ast, aber die demokratischen Parteien hatten ebenfalls den einen oder anderen Aktivposten. Der Nationalis-

mus blieb eine starke Kraft. Das kam den Demokraten zugute, weil Stalin, bei all seiner Popularität, nicht behaupten konnte, zu uns Tschechen zu gehören; Beneš war immer noch der legitime Wächter der Vision Tomáš G. Masaryks. Der Turnverband Sokol mit seinen tiefen Wurzeln in der tschechischen Kultur wehrte kommunistische Versuche ab, ihn zu unterwandern, genau wie die Pfadfinder. Gottwald schimpfte über den Westen, aber viele Landsleute bewunderten dessen demokratische Werte, erstklassige Universitäten und Städte, deren Besichtigungen – ob real oder nur im Geiste – aufregender waren als das verschneite alte Moskau. Ungeachtet des Zeitgeistes linker wirtschaftspolitischer Ideen gab es noch immer Geschäftsleute und Bauern, die konservativere Ansichten vertraten. Zu guter Letzt liess sich die kommunistische Ideologie nicht mit der Religion vereinbaren. Die Tschechen riefen gewohnheitsmässig Gott an, ob sie nun gläubig waren oder nicht, in der Slowakei hingegen war der Einfluss des Vatikan noch stark. Aus diesem Grund versicherten Gottwald und andere Parteiführer den Wählern, dass in ihren Herzen neben Lenin und Stalin auch noch Platz für Weihnachten sei.

Die erste (und wie sich zeigen sollte einzige) aussagekräftige landesweite Wahl in der Nachkriegszeit fand im Mai 1946 statt. Zuvor hatten Kommunisten selten mehr als jede zehnte Stimme bekommen. Allgemein ging man jedoch davon aus, dass sie bei dieser Wahl besser abschneiden würden, weil sie mehr Medien als ihre Rivalen kontrollierten. Die rechtsgerichtete Bauernpartei war verboten worden; und der kommunistische Landwirtschaftsminister hatte die dankenswerte Aufgabe bekommen, die beschlagnahmten Ackerflächen zu verteilen. Ausserdem waren Hunderttausende angebliche Kollaborateure aus dem Wählerverzeichnis gestrichen worden. Selbst die pessimistischsten demokratischen Politiker glaubten jedoch nicht, dass die Kommunisten sage und schreibe 38 Prozent der Stimmen erhalten würden – mehr als jede andere Partei.

Mit diesem Ergebnis bekamen sie die meisten Sitze im Parlament und hatten damit das Recht, den neuen Regierungschef zu benennen. Gottwald nutzte die Gelegenheit, um Fierlinger die Zügel aus der Hand

zu nehmen. Das neue Kabinett bestand aus neun Kommunisten, drei Sozialdemokraten und einem Dutzend Minister aus den gemässigten demokratischen Parteien, eine Aufteilung von zwölf zu zwölf. Die beiden restlichen Kabinettsmitglieder Jan Masaryk und der Verteidigungsminister Ludvik Svoboda waren parteilos. Die Zerbrechlichkeit dieser politischen Gleichung sollte in den kommenden Monaten eine wesentliche Rolle spielen.

Das Wahlergebnis besudelte in den Augen der Vereinigten Staaten die Tschechoslowakei. Amerikaner tendierten dazu, ein Land, dessen Bevölkerung – aus freien Stücken – beschlossen hatte, einen kommunistischen Regierungschef zu wählen, weniger wohlwollend zu betrachten. Die amerikanischen Hilfslieferungen beschränkten sich damals auf einige Agrarkredite, aber selbst diese wurden zurückgehalten, weil die US-Botschaft versuchte, die tschechoslowakische Wirtschaftspolitik in eine dem Westen genehmere Richtung zu lenken.

Zwei Monate zuvor hatte Winston Churchill in einer Rede am Westminster College in Missouri erklärt, dass sich ein Eiserner Vorhang quer durch ganz Europa herabsenke. Er hatte die Tschechoslowakei als das einzige Land bezeichnet, das hinter diesem Vorhang liege, aber zugleich eine Demokratie sei. Dieser duale Status entsprach der Realität; es gab noch eine Chance. Vom sowjetischen Block so gut wie eingeschlossen, konnte die Tschechoslowakei noch wählen – und sogar nochmals wählen; welchen Platz das Land schliesslich einnehmen sollte, war noch nicht entschieden.

Zu den gern gesehenen Gästen der Botschaft in Belgrad zählte Jan Masaryk, ein Mann, in dem die Freude ständig mit der Trauer zu ringen schien. Um die Zeit der Wahlen von 1946 kam er in unsere Wohnung und bat meine Mutter um eine Schlinge. «Ich brauche sie», sagte er. «Ich möchte den Kommunisten nicht die Hand geben.» Diesen Witz erzählte er häufig unter Freunden. Die Ironie der Geschichte war, dass er tatsächlich anfällig für Schmerzen war und manchmal eine Armschlinge brauchte. An jenem Abend begleitete er meinen Vater zu einem Empfang, den Tito gab. Eine üppige Auswahl an Delikatessen und Wein wurde aufgetischt, und das in einem Land, in dem es vor hungern-

den Kindern nur so wimmelte und wo kaum Geld für Krankenhäuser oder Schulen beiseitegelegt wurde. Masaryk, der solche Anlässe noch nie gemocht hatte, regte sich furchtbar auf. Schliesslich fragte er meinen Vater: «Haben Sie ein Klavier zuhause?»

Die beiden Männer verabschiedeten sich eilig und kehrten in die Botschaft zurück. Der Aussenminister setzte sich, nachdem er den Schlips abgelegt hatte, an das Klavier und sang gemeinsam mit meinem Vater alte tschechische Lieder. Nach der Erinnerung meines Vaters verlor sein Partner «sich schon bald in seinen Melodien und seinen Gedanken». Die Atmosphäre in dem Raum wurde ungewöhnlich vertraulich – in Anbetracht des Altersunterschieds von 23 Jahren zwischen den beiden Männern und der professionellen Basis ihrer Beziehung. Um die natürliche Ordnung wiederherzustellen oder vielleicht um meinen Vater davon abzuhalten, allzu viel hineinzudeuten, drehte Masaryk sich mitten in einem Lied zu ihm um. «Sie Dummkopf», sagte er, «entscheiden Sie sich endlich, ob Sie Tenor oder Bass sind. Ich vermag so manches, aber Ihre Stimme kann ich nicht ändern.»³¹

Meine Mutter hatte einen Kreis Freundinnen, alte und neue, mit denen sie starken, türkischen Kaffee trank und einem ihrer Lieblingshobbys frönte: aus dem Kaffeesatz wahrsagen. Für dieses sogenannte Kaffeesatzlesen legt man die Untertasse oben auf die Tasse, dreht die Tasse um, wartet ein paar Augenblicke und untersucht anschliessend zuerst den Kaffeesatz in der Tasse und dann in der Untertasse. Die Bedeutung einer bestimmten Form verändert sich, je nachdem ob die Gestalt oben, rechts, auf dem Boden oder links liegt; Tropfen und Klümpchen haben besondere Bedeutungen, und für jene, die den nötigen Glauben besitzen, haben Vorhersagen eine garantierte Genauigkeit von 40 Tagen.

Neben der Vorhersage von Schwangerschaften und dem plötzlichen Auftreten gutaussehender Fremder widmete sich meine Mutter dem Kartenspiel. In der Regel spielte sie Rommé mit mir. Den grössten Teil ihrer Zeit verbrachte meine Mutter jedoch mit der Leitung des Botschaftspersonals. Sie musste dafür sorgen, dass wir genügend zu essen für uns und für Gäste hatten. Zu diesem Zweck liess sie manchmal auch

lebende Lämmer aus dem Dorf holen; sie sprangen dann laut mähend in der Küche herum, bis aus ihnen das Abendessen wurde, das ich für meinen Teil nicht essen konnte.

Tito hatte einen vollen Terminplan mit öffentlichen Auftritten in seinem Land, kam aber nur selten zu diplomatischen Empfängen. Als unsere Botschaft eine Party zum tschechoslowakischen Nationalfeiertag plante, war mein Vater nicht sonderlich beunruhigt, als er erfuhr, dass der Regierungschef die Einladung abgelehnt hatte. Er war *allerdings* überrascht, als eine Stunde vor Beginn Titos Chefkoch mit Körben voller Lebensmittel auftauchte und zielstrebig die Küche ansteuerte.

Der Partisanenführer kam um Punkt fünf, lange vor den meisten Gästen. Es war einer jener Anlässe, bei denen Kathy und ich die Aufgabe hatten, Blumen zu verteilen. Wir überreichten dem grossen Mann ein Strüsschen weisse Rosen (das er später vergass und eigens holen liess); er bedankte sich und wir gaben uns die Hand. Dann wurde der Diktator sehr zum Ärger meiner Mutter von dem ganzen Essen und Trinken weggelotst, hin zu jenen Speisen, die sein eigener Koch zubereitet hatte. Meine Mutter kochte eine Zeitlang innerlich, dann nahm sie ihren ganzen Mut zusammen, bahnte sich einen Weg durch die Menge und stellte sich Tito vor. In der Hand hielt sie einen Teller *parky*, die berühmten und pikanten tschechischen Würste, die sie selbst zubereitet hatte. Um ihm zu zeigen, dass keinerlei Gefahr bestand, halbierte sie eine Wurst, steckte eine Gabelvoll in den Mund und bot unserem Gast die andere an. Er lächelte, kostete und bat um mehr Würste. Eins zu null für Frau Korbel!

Bei einem späteren Anlass, während einer diplomatischen Zeremonie, wurde meine Mutter aufgefordert, mit den Frauen zweier anderer Botschafter im Vorzimmer Platz zu nehmen. Plötzlich ging die Tür auf, und ein jugoslawischer Soldat marschierte mit einem Silbertablett herein, auf dem drei purpurrote Samtkästchen standen; in jeder befand sich ein Ring mit dem jeweiligen Monatsstein. Der Edelstein, der meiner Mutter überreicht wurde (sie hatte im Mai Geburtstag), war ein Smaragd, umgeben von 14 Diamanten. Wir nannten ihn «Titos Ring», und

als mein Vater ihn zum ersten Mal sah, grummelte er: «Ich frage mich, wem sie den Finger abgeschnitten haben, um den zu bekommen.» Später wurde der Ring an mich weitergegeben, und ich trug ihn im Jahr 1980 bei Titos Begräbnis. Im August 1946 wurde mein Vater von seinen Pflichten in Belgrad abberufen, um Masaryk und Clementis als Repräsentant der Tschechoslowakei bei der Friedenskonferenz in Paris zu begleiten. Er fragte mich, ob ich gerne mitkommen würde; ich sagte Nein, was ich noch heute nicht glauben kann, vielleicht abgesehen von dem Argument, dass ich Angst vor dem Fliegen hatte und damals womöglich schon genug herumgekommen war.

Die Hauptaufgabe meines Vaters in Paris war es, den Vorsitz der Wirtschaftskommission für den Balkan und Finnland zu übernehmen. Bei dieser Aufgabe verdiente er sich den Respekt vieler US-Diplomaten, weil er nicht wie ein Stalinist auftrat. Das mag als ein schwaches Lob erscheinen, aber es bedeutete damals wirklich viel. Die Atmosphäre zwischen West und Ost verschlechterte sich rapide, weil die Sowjets in fast jeder Frage auf Konfrontationskurs gingen. Sie gingen davon aus, dass die Repräsentanten der slawischen Länder ihrem Vorbild folgten, was sie in der Regel auch taten. Dieses resignierte Verhalten bestürzte die Vereinigten Staaten regelrecht, die eine Spaltung der Welt in zwei erbittert feindliche Blöcke noch nicht akzeptiert hatten. An einem Nachmittag kochte US-Aussenminister James Byrnes vor Zorn, während ein sowjetischer Sprecher die amerikanische Aussenpolitik mit boshaften und sarkastischen Worten verunglimpfte. Er brauste auf, als er zwei tschechische Diplomaten erblickte, die grinsten und den beleidigenden Äusserungen Beifall klatschten. Ich versuche mir auszumalen, wie anders mein Leben verlaufen wäre, wenn mein Vater einer von denen gewesen wäre.

Oberste Priorität für die Tschechoslowakei hatte tragischerweise das Anliegen, den Entwurf für einen Friedensvertrag mit Budapest dahingehend zu erweitern, dass die Vertreibung von 200'000 ethnischen Ungarn von ihrem Boden autorisiert wurde. Die Entscheidung unserer Regierung, den grössten Teil der deutschen Bevölkerung zu vertreiben,

liess sich zumindest mit dem Verweis auf die extremen Umstände rechtfertigen. Diesem parallelen Vorstoss fehlte jedoch eine rationale Grundlage. Nach dem Münchner Abkommen hatten Ungarns Staatshäupter die Schwäche Prags genutzt, um einen Streifen im Süden der Slowakei zurückzufordern; ausserdem hatte das Land im Zweiten Weltkrieg während der meisten Zeit an der Seite Deutschlands gekämpft. Aber die Slowakei war ebenfalls ein deutscher Bündnispartner gewesen. Tschechische und slowakische Vertreter, angefangen bei Beneš, setzten häufig Verbrechen der Ungarn mit den von Deutschen begangenen gleich. Das war unfair. In Wahrheit war die ethnische «Säuberung» vorgeschlagen worden, weil sie unter der slowakischen Bevölkerung populär war und weil die Tschechoslowakei dadurch nicht so vielfältig und deshalb leichter zu regieren war. Diese Gründe waren alles andere als überzeugend, und bei der Konferenz von Potsdam hatte weder die amerikanische noch die britische Regierung die Argumente akzeptiert. Vielmehr war die Frage zu einer neuerlichen Beratung in Paris vertagt worden.

Die Diskussion begann spät am 14. August. Der ungarische Vertreter sprach als Erster. Er zeichnete ein beklemmendes Bild von dem Leiden, das seine Landsleute in der Slowakei bereits erduldet hatten, darunter der Verlust des Besitzes, des Arbeitsplatzes, der Schulen, der Rentenansprüche und des Wahlrechts. Er räumte zwar ein, dass sein Land Deutschland während des Krieges unterstützt hatte, dementierte jedoch, dass es eine bedeutende Rolle bei der Auflösung der Tschechoslowakei oder der Auslösung des Konfliktes gespielt habe. Hitlers zynische Manipulation der Minderheitenrechte vor dem Krieg, argumentierte er, rechtfertige keineswegs ihre Beseitigung, und verwies als Beispiel auf die Notwendigkeit, die Juden zu beschützen. Zusammenfassend drängte der ungarische Vertreter die Konferenz, übereilte Aktionen zu vermeiden und stattdessen eine internationale Expertenkommission ins Land zu schicken, um die Lage vor Ort zu prüfen. Mit einem weiteren Seitenhieb zeigte er einen Gegensatz zwischen der engstirnigen Politik der gegenwärtigen tschechoslowakischen Regierung und den hehren Idealen Tomáš G. Masaryks auf. Als er nach drei Stunden

zum Ende kam, wurde die Konferenz auf den nächsten Morgen vertagt.*

Die Tschechoslowaken mussten eine Antwort vorbereiten. Clementis war in der Angelegenheit besser informiert als die anderen Mitglieder der Delegation, konnte als Slowake aber voreingenommen erscheinen. Mein Vater und seine Kollegen beschlossen, dass unser überzeugendster Redner Jan Masaryk die Antwort vortragen sollte. Das hatte jedoch den Nachteil, dass Masaryk die Details des Themas nicht kannte und dass er im privaten Kreis, bis zu einem gewissen Grad, Sympathie für die Ungarn äusserte. Die Delegation traf sich mit ihm um 21 Uhr im Hotel Athenée, um die Punkte auszuarbeiten, die er am nächsten Morgen hervorheben sollte. Ein Arbeitskreis wurde gebildet, um einen Entwurf zu verfassen. Mein Vater erinnerte sich:

Um zwei Uhr kam Masaryk zu uns. «Also, Jungs», sagte er, «schauen wir uns doch mal an, was ihr produziert habt und was ihr mir zu sagen vorschreibt.» Er überflog unseren sorgfältig formulierten Text, machte eine Pause von ein oder zwei Sekunden und sagte dann mit einem entwaffnenden Lächeln: «Das ist grossartig; ihr seid alle Politologen höheren Kalibers; die ganze Delegation besteht aus lauter Talleyrands. Aber um Himmels Willen verlangt nicht von mir, dass ich alle diese hochgestochenen Begriffe verwende. Ich könnte sie nicht mal aussprechen. Ich würde rot werden. Warum sagen wir nicht geradeheraus, was Sache ist?»

Er zog sich in sein Zimmer zurück und fing an zu schreiben. Um fünf war er fertig; der Text wurde frisch abgetippt und vervielfältigt. Um zehn trat Masaryk ans Rednerpult. Mitglieder der Delegation zogen ihre Kopien hervor, um seinen Äusserungen zu fol-

* Ende der fünfziger Jahre, als ich aufs College ging, hatte ich einmal ein Rendezvous mit einem Jungen ungarischer Abstammung. Wir wären gut miteinander ausgekommen, wenn er nicht der Tschechoslowakei vorgeworfen hätte, nach dem Ersten Weltkrieg seinem Land Gebiete gestohlen zu haben. Es gab kein zweites Rendezvous.

gen. Zu ihrer Verblüffung liess Masaryk den Text in der Tasche und hielt eine seiner grossartigsten Reden.³²

Diese Anekdote sagt mehr über Masaryk (und die Bewunderung meines Vaters für den Mann) aus als über das Ziel, die Ungarn aus ihren Häusern zu vertreiben. Der Aussenminister trug in der Tat eine hervorragende Rede vor, aber er versäumte es, die tschechoslowakische Position darzulegen. Stattdessen sagte er: «Genau wie mein Land, bin ich ein sehr schlechter Hasser», und äusserte seinen Wunsch nach Frieden.³³ Er forderte die Delegierten auf, sich daran zu erinnern, dass sich die Ungarn schon damals unablässig beschwert hätten, als sie in der ersten Republik noch die Rechte genossen hatten, die sie in Kürze verlieren sollten. Die Tschechoslowaken, so Masaryk, hätten ihr Bestes getan, um für den Minderheitenschutz einzutreten, und seien für ihre Mühe betrogen worden. Man könne es ihnen fairerweise jetzt nicht zum Vorwurf machen, wenn sie wütend seien.

Verblüffenderweise brach der Aussenminister an der Stelle ab. Er machte keinen Versuch, die Zwangsvertreibung der Ungarn zu verteidigen, und sagte zu den Statistiken, die sein Vorredner zitiert hatte, lediglich, dass er sich «heute nicht mit ihnen befassen werde». Als die tschechoslowakische Ergänzung fünf Wochen später zur Abstimmung kam, baten die Amerikaner darum, sie an einen Unterausschuss «zur weiteren Prüfung» zu verweisen, eine höfliche Methode, sie sterben zu lassen. Statt auf einer Abstimmung in der Angelegenheit zu drängen, fügte sich Masaryk mit einer «ausserordentlich bewegenden Rede», wie der für gewöhnlich neutrale amerikanische Protokollführer kommentierte.³⁴ Einmal mehr klagte Masaryk, wie schwer es ihm falle, andere zu hassen. Die Friedenskonferenz war für die Tschechoslowakei kein voller Erfolg, aber die Korbels zogen einen gewissen Nutzen daraus. Mein Vater und Clementis kehrten aus Frankreich mit einem Paar schwarzer Cocker-Spaniel-Welpen zurück, die sich bis auf's Haar gleichen. Wir nannten unseres Era. Ich weiss nicht warum – womöglich hatten meine Eltern das Gefühl, dass wir damals in eine neue Ära eintraten.

Jan Masaryk flog von der Friedenskonferenz direkt nach Long Island, um an der zweiten Sitzung der Vereinten Nationen teilzunehmen, die am Lake Success, ihrem vorübergehenden Sitz, stattfand. Während seines Aufenthalts in New York hielt er Kontakt zu einer befreundeten Dame, der amerikanischen Schriftstellerin Marcia Davenport, die ihn wegen seines Interesses an Musik (ihre Mutter Alma Gluck war eine berühmte Sopranistin), seines Appetits (sie war eine ausgezeichnete Köchin) und ihrer Intelligenz (immerhin hatte sie an der Privathochschule Wellesley ihr Examen gemacht) anzog. Die beiden waren seit ihrer ersten Begegnung bei einer Dinnerparty in New York anno 1941, unmittelbar vor Pearl Harbor, mehr oder weniger zusammen gewesen. Als Autorin war die 43-jährige Davenport für ihre sehr gut rezensierte Mozart-Biographie und für den Roman *The Valley of Decision* bekannt, den man kurz zuvor mit Gregory Peck verfilmt hatte (deutscher Filmtitel: *Die Entscheidung*).

Sie schrieb über jene Zeit, dass Masaryk sich von der Politik des Kalten Krieges, von den gesellschaftlichen Anforderungen seiner Stellung und der Bürde, sich dem Namen seines Vaters würdig zu erweisen, regelrecht zerrissen fühlte. Sie schrieb ihrem Freund eine «intuitive, diplomatische Begabung» zu, räumte aber ein, dass das hektische Wechselspiel der Politik ihm kein Vergnügen bereitere. «Wenn es nach ihm gegangen wäre», sagte sie, «hätte er am liebsten einfach nur Klavier gespielt.»³⁵ Das Paar verbrachte die Ferien zwischen 1946 und 1947 auf einem gemieteten Bauernhof in Florida, mitten in einem Wäldchen aus Zitronenbäumen und dem derben Geschwätz der Einheimischen, das Masaryk als «*dooks*» (etwa: Bauernschläue) bezeichnete. Diese Zeit bot dem Aussenminister eine seltene Gelegenheit, den widersprüchlichen Ratschlägen, die er unablässig bekam, und dem Druck zu entfliehen, der sich sowohl um ihn als auch in ihm aufbaute. Einmal machte er in einem Gespräch mit Davenport seiner Verachtung für die nationalistischen Phrasen Luft, welche die Pariser Friedenskonferenz dominiert hatten und die bei fast jedem Akt der Geschichte seines Landes gegenwärtig waren:

Sie sind nicht reinblütiger das, was Sie zu sein glauben als ich. Irgendwo bin ich bestimmt jüdisch, auch wenn in der belegbaren Geschichte nichts davon steht. Und Sie! Wie können Sie verdammt noch mal wissen, wer Sie sind?

Ich weiss es nicht.

Und genauso wenig irgendjemand, der, so weit er sich erinnern kann, aus den Teilen Europas stammt, die der Schauplatz der Napoleonischen Kriege gewesen waren. Sie glauben, Sie hätten keine tschechischen Vorfahren. Sie irren sich. Irgendein Vorvater von Ihnen kam dort als Wehrpflichtiger in der russischen Armee durch, und wenn er kein Andenken bei einem einheimischen *slecna* [Fräulein] zurückliess, so war es eben umgekehrt, und ein Tscheche in der österreichischen Armee hatte ein bisschen Spass mit einem hübschen Mädchen in Galizien, das man mit Ihrem Urgrossvater verheiratete. Sie sind wie alle, deren Volk in den achtziger und neunziger Jahren [des 19. Jahrhunderts] nach Amerika flüchteten – all jene Dörfer und Synagogen mit den Papieren der Familie wurden bei Pogromen in Brand gesteckt. Kein Mensch weiss etwas. ... Was den Adel mit seinen ... tausendjährigen Stammbäumen angeht; dort gerät man in die Abteilung für Vergnügungen. ... Mein Vater war der Sohn eines slowakischen Kutschers und einer mährischen Dienstmagd, die Leibeigene waren. Ich kann nicht nachweisen, welches Blut deren Eltern hatten, und das kann auch kein anderer Mensch.³⁶

RINGEN UM DIE SEELE EINER NATION

Frühjahr 1947. Die Wahlen im Mai des Vorjahres hatten bei den Kommunisten die Hoffnung geweckt, dass es ihnen tatsächlich gelingen könnte, mit demokratischen Mitteln die Demokratie abzuschaffen. Was wäre als Antwort auf die Kritik des Westens besser geeignet als zu zeigen, dass der Marxismus in Wahrheit den Volkswillen widerspiegelt? Gottwald bestand darauf, dass sich die Russen an ihre Zusage hielten, sich nicht in die inneren Angelegenheiten des Landes einzumischen – bislang bestand ja auch keinerlei Notwendigkeit dafür.

Das oberste Ziel für Beneš war der Erhalt des Landes. Wenn das hiess, den Sowjets in der Aussenpolitik nachzugeben, so nahm er das in Kauf. Wie Tomáš G. Masaryk vor ihm wusste er wohl, dass es einige Zeit dauerte, bis politische Institutionen ausreifen und Parteiführer lernen, Meinungsunterschiede im Sinne des Allgemeinwohls zurückzustellen. Er ging davon aus, dass die bevorstehenden Monate eine Testphase waren, während sich die Kandidaten auf die nächsten Wahlen, die für Frühjahr 1948 geplant waren, vorbereiteten. Die Kommunisten strebten die absolute Mehrheit an. Die Demokraten waren entschlossen, das zu verhindern und ihr Ergebnis zu verbessern.

Wie so oft mussten sorgfältig ausgearbeitete politische Pläne mit Blick auf unvorhergesehene, wirtschaftliche Zwänge abgeändert werden. In diesem Fall waren klimatische Extreme die Ursache für die Krise. Weil es wochenlang nicht regnete und eine Hitzewelle herrschte, gerieten die Bauern in Panik, und die Lebensmittelpreise wurden in die Höhe getrieben. Man befürchtete, die Ernte würde nicht einmal einen halb so grossen Ertrag wie üblich einbringen. Das Land brauchte dringend Hilfe, und deshalb wurde der von den USA angekündigte Plan für

den Wiederaufbau ganz Europas voller Begeisterung begrüsst. Die Eckpunkte des Programms wurden von US-Aussenminister George Marshall bei einer Eröffnungsrede in Harvard umrissen. Er präsentierte nicht ein Hilfspaket, sondern eher ein grosszügiges und koordiniertes System aus Krediten, um Europa zu helfen, wieder auf die Beine zu kommen. Es wurden Einladungen an alle Hauptstädte auf dem Kontinent verschickt, auch an Moskau. Ende Juni fand ein Vorbereitungstreffen statt, zu dem der russische Aussenminister Molotow mit gut hundert Beratern erschien. Die französische Regierung lud anschliessend 23 Länder ein, zu einer zweiten Konferenz Mitte Juli zu kommen. Die dringendste Frage lautete damals: Würden die Länder Mittel- und Osteuropas an dem grossen Plan Amerikas teilnehmen?

Bei einer Kabinettssitzung am 4. Juli führte Jan Masaryk aus, dass amerikanische Kredite helfen könnten, die Wirtschaft anzukurbeln, bis sich die Landwirtschaft und die tschechoslowakische Industrie erholten. Er sah keine diplomatischen Schwierigkeiten voraus; die Polen und Rumänen hatten ebenfalls die Absicht teilzunehmen, und die Sowjets hatten nicht protestiert. Er schlug vor, dass das Land einen Botschafter zu dem Informationstreffen in Paris schickte, um herauszufinden, was die Amerikaner anboten und zu welchen Bedingungen. Selbst Gottwald stimmte dieser Empfehlung zu; das Kabinett verabschiedete den Beschluss einstimmig.

Während das Kabinett in Prag beriet, machte meine Familie in Slovenien Urlaub, wo sich auch Tito und seine hohen Berater erholten. In dieser informellen Umgebung tauschte mein Vater sich mit den Jugoslawen aus. Sie sagten, ihr Land – das ebenfalls massive wirtschaftliche Probleme hatte – werde eine Delegation nach Paris schicken. Zwei Tage später erfuhr mein Vater, dass die Entscheidung revidiert worden war: Jugoslawien werde nicht teilnehmen. Warum? Laut Tito hatte der Meinungsumschwung nichts mit Druck seitens der Sowjets zu tun; er traute den Amerikanern schlichtweg nicht. Mein Vater hielt den zweiten Teil der Erklärung für durchaus plausibel, den ersten jedoch für schlichtweg falsch.

Unterdessen waren Gottwald, Masaryk und Drtina nach Moskau gereist, um den Kreml wegen eines vorgeschlagenen Vertrags zwischen der Tschechoslowakei und Frankreich zu Rate zu ziehen.

Das Trio repräsentierte anschaulich eine in sich gespaltene Regierung: Gottwald, der überzeugte Kommunist, Drtina, der glühende Demokrat, und Masaryk, der gefühlvolle Humanist mit wenig Sinn für Konfrontation. Das Treffen begann mitten in der Nacht, wie die meisten Treffen mit russischen Parteichefs. Stalin war liebenswürdig, aber unnachgiebig. Der Marshallplan, erklärte er, sei nicht ein Programm für den Wiederaufbau Europas, sondern ein Instrument, um ihn persönlich anzugreifen. «Wenn Sie nach Paris gehen», warnte er, «beweisen Sie damit, dass Sie den Wunsch haben ... die Sowjetunion zu isolieren.» Masaryk sagte, er könne nicht sehen, inwiefern der Plan der UdSSR schade, und dass sein eigenes Land dringend Importe aus dem Westen brauche. «Wir brauchen Kredite, um unsere industrielle Basis wieder zu beleben.»³⁷

Der sowjetische Führer erhob sich und bedeutete den anderen, ihm zu folgen. Er zeigte auf eine Landkarte Europas, die auf seinem Schreibtisch ausgebreitet war. «Sehen Sie sich Ihr Land an, und sehen Sie sich Deutschland an», sagte er. «Wir sind die Einzigen, die euch vor dem Wiedererstarken der deutschen Macht beschützen können. Warum wollen Sie also den Vertrag mit uns brechen, jenen Vertrag, den Beneš im Jahr 1943 schloss?» Diese Frage, mit der kaum verhohlenen Drohung, machte jede weitere Diskussion überflüssig. Die Nachkriegs-tschechoslowakei hatte zwar von Deutschland nichts zu befürchten, aber die Menschen des Landes hatten, kaum zwei Jahre nach Kriegsende, vor nichts anderem Angst. Kein Politiker konnte dagegen ankommen. Um alle Bedenken zu zerstreuen, bot Stalin an, der Tschechoslowakei eine grosse Menge dringend benötigten Weizens zu verkaufen.

An jenem Abend in Moskau ging Drtina ins Theater, während sich Masaryk bedrückt in sein Zimmer zurückzog. Beide Männer wussten genau, dass es eigentlich gar nicht um Wirtschaft, sondern um Machtpolitik ging. Stalin war entschlossen, die Vereinigten Staaten aus dem Gebiet, das er als seine Einflussphäre betrachtete, auszuschliessen. Weder die Tschechoslowakei noch ein anderes Land in Mittel- und Osteuropa konnte an Aussenminister Marshalls Plan teilnehmen, ohne dem Kreml die Stirn zu bieten. Aber dazu fühlten sich alle ausserstande. Wi-

derwillig riefen die beiden Männer am nächsten Morgen das Kabinett in Prag an. Sie empfahlen eine Annullierung des Beschlusses, einen Repräsentanten nach Paris zu schicken.

Nach der Heimkehr wurde Masaryk von Marcia Davenport gefragt, wie er von Stalin behandelt worden sei. «Oh, er ist sehr gnädig», kam die Antwort. «Er würde mich umbringen, wenn er könnte. Aber sehr gnädig.»³⁸

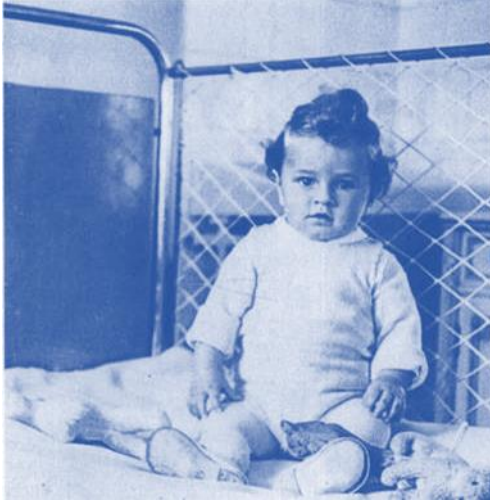
Amerikanische Diplomaten äusserten häufig ihre Enttäuschung darüber, dass Beneš und Masaryk, obwohl sie echte Demokraten waren, kaum sichtbare Anstrengungen unternahmen, sich aus der sowjetischen Umklammerung zu befreien. Beneš entgegnete darauf, dass die Vereinigten Staaten dieses Unterfangen erschwert hätten, indem sie sich bei der Pariser Friedenskonferenz auf die Seite Ungarns geschlagen hätten. Masaryk erklärte, das Einzige, was wirklich eine Rolle spiele, sei zu verhindern, dass sich die Sowjets in die inneren Angelegenheiten der Tschechoslowakei einmischen. Was machte es Washington denn schon aus, wenn seine Regierung bei den Vereinten Nationen gegen die USA stimmte? Diese Abstimmungen beeinflussten in den seltensten Fällen das Ergebnis, während sein Land Zeit brauche, wenn es den Kommunismus überdauern und wiederum den Status einer unabhängigen Demokratie erlangen wolle. Er äusserte sein Bedauern darüber, dass Botschafter Laurence Steinhardt wegen Budgetkürzungen nicht grössere Anstrengungen unternahm, über Hilfslieferungen, Kulturaustausch und Propaganda mit den Sowjets um die Beliebtheit im Volk zu wetteifern.

Das State Department stimmte keineswegs zu, dass das ablehnende Abstimmungsverhalten der Tschechoslowakei bedeutungslos sei, und war alles andere als beeindruckt von dem Einknicken der Regierung beim Marshallplan. Aus den Telegrammen Steinhardts geht hervor, dass die Botschaft in erster Linie damit beschäftigt war, die antiamerikanische Berichterstattung zu mässigen und für amerikanische Investoren, die Aktien von verstaatlichten Unternehmen hielten, eine Entschädigung durchzusetzen. Der Botschafter sprach sich gegen wirtschaftliche Unterstützung aus, weil diese womöglich den Kommunisten helfen

könnten und weil er überzeugt war, dass eine harte Linie bewirken werde, dass die «Czechos», wie er sie nannte, voll erkannten, wie dringend sie den Westen brauchten. Steinhardt räumte die Anfälligkeit der Tschechoslowakei für eine Reihe von sowjetischen Druckmitteln ein, etwa die Kontrolle strategisch wichtiger Punkte, die Mediendominanz, den Einfluss innerhalb der Gewerkschaften und die Tatsache, dass das Land von kommunistischen Regimen fast völlig umschlossen war. Aber statt einen Plan auszuarbeiten, um die Gemässigten zu unterstützen, begnügte sich die Botschaft damit, an der Seitenlinie zu sitzen und von dort aus scharf zu schiessen.

Dieser Mangel an Initiative war doppelt bedauerlich, weil Steinhardt beachtlichen Einfluss in Washington hatte. Der einst erfolgreiche Wall-Street-Anwalt hatte mit seinen grosszügigen Spenden den Weg frei gemacht für eine zweite Karriere als Diplomat, wo er den Ruf eines Unruhestifters hatte. Seine Haltung gegenüber den Tschechoslowaken war jedoch gönnerhaft; er bezeichnete sie als «kleines Volk, das zu falscher Rede neigt und in der Opposition tüchtiger ist als ... in der Verantwortung».³⁹ Zu seiner Ehrenrettung sei gesagt, er machte zwei nützliche Vorschläge: dass die Vereinigten Staaten (wie die UdSSR) in Bratislava ein Konsulat einrichteten und dass sie die Telegramme zwischen Eisenhower und dem sowjetischen Militär vor der Befreiung Prags veröffentlichten, um zu beweisen, dass die US-Truppen lediglich auf Drängen der Russen hin in Plzeň geblieben seien. Die Truman-Administration antwortete mit einer nicht zu entschuldigenden Trägheit auf diese Vorschläge. Das Konsulat in Bratislava nahm erst im März 1948, nach dem Putsch der Kommunisten, den Dienst auf. Die entlastenden militärischen Dokumente wurden im Mai 1949 veröffentlicht, viel zu spät, um noch etwas zu bewirken.

// Vein Bruder John (offiziell Jan) kam am 15. Januar 1947 in Belgrad zur Welt. Er war ein hübsches Baby, hatte ein rundes, rotbackiges Gesicht und, solange er noch klein war, lange Haare. Der Wahrheit zuliebe kann ich heute gestehen, dass ich sein Babyfoto in meinem Jahrbuch für die Highschool verwendet habe, weil alle Bilder, die von mir ein-



John Korbel

mal existiert haben mochten, über die Jahre beim unzähligen Ein- und wieder Auspacken des Familienbesitzes verloren gegangen waren.

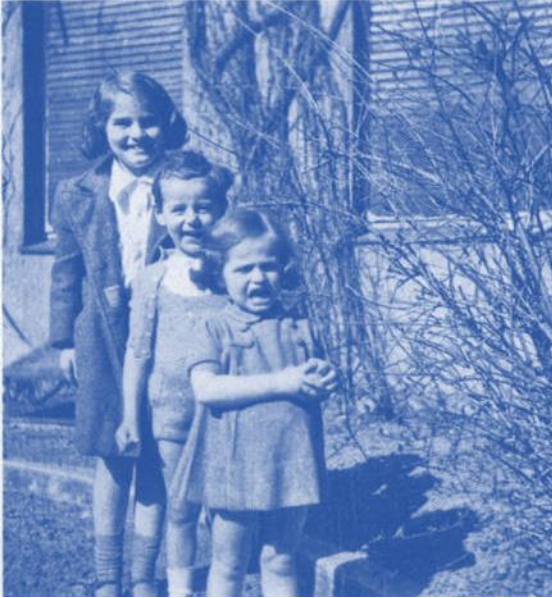
Im Frühjahr fuhr ich mit meinem Vater in die Tschechoslowakei, wo er an der Feier zum 20. Jahrestag seiner Abiturprüfung teilnahm. Wir fuhren mit dem Auto, nur wir zwei. Ich genoss es, wenn ich ihn ganz für mich hatte und mir Geschichten über seine Schulzeit anhörte und wie er meiner Mutter den Hof gemacht hatte. Es machte mir überhaupt nichts aus, dass die Fahrt ewig zu dauern schien. Damals sah ich zum ersten Mal Kysperk und Kostelec nad Orlici, die Orte, wo meine Eltern das Licht der Welt erblickt, ihre Kindheit verbracht und sich verliebt hatten. Erstaunt stellte ich fest, wie klein die Orte selbst im Vergleich zu Walton-on-Thames waren. Wir besuchten das Haus, in dem mein Vater aufgewachsen war, sein ehemaliges Gymnasium und den Schreibwarenladen, wo er vor langer Zeit Hefte und Stifte gekauft hatte. Es gab auch ein Bonbongeschäft mit der stolzen Aufschrift: «Belieferung von Kostelec und der ganzen Umgebung», was tatsächlich kaum übertrieben war. In Kostelec quartierten wir uns im Haus eines

Familienfreundes in derselben Strasse ein, in der meine Mutter gelebt hatte. Unser Gastgeber bot mir ein Glas Ziegenmilch an, das ich aus Höflichkeit nicht ablehnte – ein gutes Training für jenen Nachmittag im Jahr 1998, als mir in meiner Funktion als US-Aussenministerin in der Mongolei eine Schale vergorener Stutenmilch angeboten wurde.

Meine Zeit in Belgrad kam mir wie ein Abenteuer vor, war aber hier und da recht einsam. Die Jankovics, die wir schon vor dem Krieg gekannt hatten, waren die einzige jugoslawische Familie, mit der wir uns regelmässig trafen. Ihr kleiner Sohn Nidza war ein paar Monate älter als meine damals vierjährige Schwester. Herr Jankovic war Journalist und ein leutseliger Mensch, der meinem Vater half, sich über die Ereignisse in Belgrad auf dem Laufenden zu halten. Wir machten an Wochenenden mit ihnen Ausflüge nach Kalemegdan, der beeindruckenden Festung auf einer Felsklippe oberhalb der Stelle, wo die Save in die Donau mündet. Die Jankovics kamen am Nikolaustag und wenn wir Weihnachten feierten, zu uns, und wir gingen an den Serbisch-Orthodoxen Festtagen zu ihnen. Diese Feierlichkeiten fanden statt, obwohl es in Titos Jugoslawien keine Weihnachtsdekoration in den Strassen gab, keine Lieder im Radio ertönten, die Arbeiter nicht frei hatten, geschweige denn offiziell an die Jahreszeit erinnert wurde. In der Tschechoslowakei fühlten sich die Kommunisten nicht stark genug, um Weihnachten abzuschaffen; in Jugoslawien hatten sie es bereits versucht.

Was meine Spielkameraden in Belgrad anging, so kamen sie aus dem Kreis der Diplomaten. Ich ging im Pool des britischen Botschafters schwimmen und verknallte mich in den Sohn eines französischen Diplomaten. Er war viel grösser als ich und sah sehr gut aus. Erst 50 Jahre später haben wir uns wiedergesehen, inzwischen war er auf meine Grösse geschrumpft, und wir hatten beide Falten.

Im Sommer fuhr meine Familie im Juli in die kroatische Küstenstadt Opatija, wo wir uns, wie ich gestehen muss, im Hotel Moskau einquartierten, das zu Ehren Stalins so benannt worden war. Wir machten keine Bootsausflüge, weil die Adria im Krieg vermint worden war und niemand mit Sicherheit sagen konnte, ob man inzwischen sämtliche Sprengkörper entfernt hatte. Im August fuhren wir nach Bled in



Autorin mit Nidza Jankovic und Kathy Korbelová, Belgrad

Slowenien, wo wir an einem See Urlaub machten. Dort freundete ich mich mit einem Jungen an, der dann ebenfalls für 50 Jahre aus meinem Leben verschwand. Nach meinem Eintritt in die US-Regierung erhielt ich ein Bild von uns beiden in Bled mit einer Notiz, auf der stand, dass er inzwischen Gerichtsmediziner in Jacksonville, Florida, sei.

Wieder in Belgrad, wurde ich ständig beaufsichtigt, obwohl ich inzwischen zehn Jahre alt war. Mein Benehmen war, ganz wie das von Goldlückchen in der Geschichte mit den drei Bären, weder rundum gut noch rundum schlecht. Grössere Schwierigkeiten blieben mir erspart, bis auf einmal, als ich auf einer Party war, die viel länger als angenommen dauerte. Meine Eltern, die nicht wussten, wo ich war, gerieten in Panik. Als ich endlich zuhause aufkreuzte, war mein Vater so wütend, wie ich ihn noch nie erlebt hatte – zur Strafe gab er mir drei Tage Stubenarrest, nur zum Unterricht und Klavierspielen durfte ich mein Zimmer verlassen. Während meiner Strafe machte er die ganze Zeit ein fin-

steres Gesicht; meine Mutter liess mir unterdessen heimlich Himbeeren zukommen.

Im Juni 1947 wurde meinem Vater für seinen Beitrag zur Befreiung der Tschechoslowakischen Republik ein Orden verliehen, den Jan Masaryk überreichte. Inzwischen widmete er sich voller Engagement der Aufgabe, die Freiheit des Landes zu bewahren. Aus unserer Sicht in Belgrad gab es allen Grund zur Sorge. Im März hatten die Vereinigten Staaten die Truman-Doktrin verkündet, in der sie versprachen, Ländern zu helfen, denen eine bewaffnete Subversion drohte. Der militärische Beistand für die Türkei und Griechenland stieg dadurch sprunghaft an. Jahrelang hatte Stalin den Westen provoziert, ohne dass eine nennenswerte Antwort gekommen wäre. Jetzt unternahm Truman selbst einige Schritte, und es erschien wahrscheinlich, dass der Kreml zurückschlagen würde.

Politisch hielt mein Vater sich für «einen Mann der Linken». Er war durch und durch Demokrat, glaubte aber darüber hinaus, dass Regierungen die Benachteiligten der Gesellschaft unterstützen müssen. Das war so sehr Teil seiner Identität, dass er noch Jahre später bei meiner Trauung schelmisch darauf bestand, dass wir unseren Gang durch das Kirchenschiff mit dem linken Bein begannen. Allerdings liess er sich nie von dem Sirenenruf des Kommunismus verführen. Seine Skepsis vertiefte sich in Belgrad noch, wo ein Blick aus nächster Nähe ihn überzeugte, dass das sowjetische System gravierende Konstruktionsfehler hatte. Erstens funktionierte die Wirtschaft nicht, weil Menschen Anreize brauchten, um produktiv zu arbeiten. Das erklärte etwa, warum man zuliess, dass ausgezeichnete jugoslawische Trauben und albanische Orangen auf dem Weg zum Markt verrotteten; es gab keinen Lohn für effektives Arbeiten. Zweitens bestanden kommunistische Parteiführer darauf, dass der Klassenkampf die Antwort auf jede Frage gebe, bis hin zum Ausschluss solcher Faktoren wie Religion und Nationalgefühl. Schliesslich waren die Kommunisten allzu dogmatisch, und es fehlte ihnen an ebenjener intellektuellen Kreativität, die mein Vater schätzte. Sie wurden belehrt, nicht selbst zu denken, sondern auswendig zu lernen und wie Papageien das zu wiederholen, was man ihnen beigebracht hatte. Das führte direkt zu jener Art von Exzessen, an denen jedes Ein-

parteiensystem krankt: zentralisierte Kontrolle jeder Einrichtung, Indoktrinierung der Jugend und Überhöhung eines einzigen kollektiven Ziels über jeden anderen Wert.

Meine Eltern wuchsen in einer Tradition auf, die grossen Wert auf Wissbegierde und humanistisches Denken legte. Zu ihren Liebblingschriftstellern zählte Karel Čapek, der das Wort «Roboter» prägte und sich über eben jene roboterhaften Verhaltensweisen lustig machte, die der Kommunismus fördert. Wie Čapek selbst schreibt:

Das erstaunlichste und unmenschlichste am Kommunismus ist dessen mit nichts zu vergleichende Dürsterkeit ... für ihn gibt es keine mittlere Temperatur zwischen bürgerlicher Frostigkeit und revolutionärer Glut, ... und es gibt auf der Welt keine Mittagessen oder Abendessen, sondern entweder die verschimmelte Brotrinde des Bettlers oder die Völlerei des Kapitalisten ...⁴⁰

Mein Vater befürchtete, dass die Stalinisten in ganz Europa ein Auge auf die Tschechoslowakei hätten. Ein hoher jugoslawischer Offizier sagte zu ihm: «Ich stimme der Politik Ihrer Regierung nicht zu.... Sie haben zu viele Parteien.... [In meinem Land] führen [die Kommunisten] im Parlament, in der Armee, in der öffentlichen Verwaltung, auf den Kollektivfarmen, in der Industrie – überall. Weil sie im Namen der Nation handeln,... ist das eine demokratische Diktatur.»⁴¹ Mein Vater merkte, wie dieses besondere System funktionierte, als er versuchte, die staatlich kontrollierte jugoslawische Presse zu überreden, über Ereignisse in der Tschechoslowakei zu berichten. Er betrachtete es als einen Teil seiner Aufgabe, ein Bewusstsein für das zu fördern, was sein Land leistete, und beauftragte deshalb seine Mitarbeiter, eine wöchentliche Zusammenfassung an die lokale Nachrichtenagentur zu schicken. Als dieser Versuch keine Früchte trug, beschwerte er sich beim Informationsminister, der sich für das Versäumnis entschuldigte und versprach, die Berichterstattung zu erweitern. Einige Wochen später kehrte der Minister zurück und überreichte meinem Vater mit einem Grinsen ein

Päckchen. Es enthielt einen dicken Ordner mit Ausschnitten und Zitate – die ausnahmslos die tschechoslowakische Regierung mit Hohn und Spott überschütteten.

Während des Krieges hatte Beneš versucht, den Westen zu überzeugen, dass man Stalin trauen könne und dass die Sowjetunion sich im Laufe der Zeit ändern werde. Mitte 1947 wurden seine Memoiren veröffentlicht und entwickelten sich zu einem Bestseller. In seiner charakteristischen Art nahm Beneš darin Lobesworte für Moskau auf, die den Westen erbosten, und umgekehrt für den Westen, die Moskau ärgerten. Der Präsident hatte weder seine optimistische Einstellung noch die Hoffnung verloren, dass sein Land in der Vermittlerrolle eine Verschlechterung der Beziehungen zwischen beiden Seiten verhindern könnte. Allerdings war er inzwischen von seiner eigenen Analyse nicht mehr ganz so überzeugt. Gegen Ende des vergangenen Jahres hatte er, wie er dem US-Botschafter Steinhardt anvertraute, einen «schweren Kampf» geführt, um sowjetische Agenten und Spione aus seinem Verteidigungsministerium zu vertreiben. Ende 1947 war er zu dem Schluss gelangt, dass Stalin nicht lockerer werde und dass sich die Kommunisten höchstwahrscheinlich nicht zu einer normalen Partei entwickeln würden. Das hiess keineswegs, dass eine marxistische Machtübernahme unvermeidlich war; es hiess vielmehr, dass die Demokraten eine Erneuerung an der Wahlurne bewerkstelligen mussten. Die Wahlen vom Mai 1948 sollten hier entscheidend werden.

Beneš selbst schwanden allmählich die Kräfte für den Kampf. Im Juli hatte er einen Schlaganfall erlitten, und für den Rest seines Lebens hinkte er. Dieses Ereignis sowie die Symptome einer Arteriosklerose, unter der er schon seit einiger Zeit litt, trugen zu einer Veränderung seiner Persönlichkeit bei, die ihn weniger entschlossen, dafür dickköpfiger machte. Wie es damals üblich war, wurden der Öffentlichkeit Informationen über den Gesundheitszustand des Präsidenten vorenthalten.

Während die beiden Lager ihre Manöver fortsetzten, waren die Kommunisten mehrfach im Vorteil: bessere Organisation, klare Ziele, Kontrolle der wichtigsten Ministerien und den unerschütterlichen

Rückhalt der Sowjetunion. Vor allen Dingen stand es in ihrer Macht, andere einzuschüchtern. Ob jemand Kabinettsminister oder Dorfbeamter war, ein angesehener Kommunist genoss Protektion; sobald es zu Schwierigkeiten kam, würden die alarmierten Parteiaktivisten die Basis mobilisieren. Die Demokraten appellierten an ihre Landsleute, die Augen aufzumachen, zu erkennen, dass die Kommunisten, die einst mit ihrem Widerstand gegen den Faschismus prahlten, nunmehr dessen Methoden nachahmten. Dort, wo früher Hitler-Porträts gehangen hatten, wurden jetzt Stalin-Porträts aufgehängt; Hammer und Sichel hatten das Hakenkreuz abgelöst. Die Kommunisten manipulierten genau wie die Nationalsozialisten die Presse, verleumdeten politische Rivalen, verlangten von ihren Mitgliedern bedingungslose Loyalität und drohten jedem, der ihnen im Weg stand.

Dennoch gab es im Herbst ein paar positive Anzeichen. Ein von den Kommunisten befürworteter Vorschlag, die Steuern zu erhöhen, wurde im Parlament abgelehnt. Bei landesweiten Wahlen zu Führungsstellen der Studenten landeten die Kommunisten abgeschlagen auf Platz drei. Gottwalds eigene Erkundigungen ergaben, dass seine Partei an Boden verlor und dass die Demokraten auf der Ebene der Kultur, ohne einen Finger zu rühren, den Kampf für sich entschieden. Westliche Filme, Bücher, Zeitschriften und Tageszeitungen waren viel beliebter als ihre östlichen Widerparts. Mehr junge Menschen lernten Englisch statt Russisch. Die Reisenden nach Paris und London kehrten beladen mit Kleidung, Radios und Haushaltswaren zurück, die man in den einheimischen Geschäften nicht beschaffen konnte. Zu 80 Prozent wickelte das Land seinen Handel mit dem Westen ab. Die Ereignisse, die das Land zusammengeführt hatten, wurden von einheimischen Artisten und geachteten Veteranen gefeiert oder präsentierten die athletischen Leistungen der Jugend des Landes. Man hatte nicht den Eindruck, diese Gesellschaft sei reif für eine Arbeiterrevolution. Steinhardt kabelte nach Washington:

Soweit sich das aufgrund von ständigen Beobachtungen der Reaktion der Bevölkerung seit Mai 1945 sagen lässt, haben sie keine sonderlich grosse Vorliebe für die Methoden der Sowjetunion. Sie

betrachten das Bündnis mit der Sowjetunion als eine unerfreuliche Notwendigkeit. Sie ziehen weiterhin westliche Geschäftsmethoden und ... Standards vor. Ihre Skepsis gegenüber der Verstaatlichung der Industrie nach dem Krieg haben sie noch nicht abgelegt. Sie haben keine echte Vorliebe für marxistische Doktrinen, die ohnehin von den tschechoslowakischen Kommunisten nicht offen verfochten wurden.⁴²

Zwei dramatische Vorfälle untergruben weiter die Stellung der Kommunisten. Am 10. September wurden Schachteln mit der Aufschrift «Parfüm» an die Büros von drei demokratischen Kabinettsmitgliedern geschickt, in denen Bomben versteckt waren: an Drtina, Masaryk und Peter Zenkl, den stellvertretenden Regierungschef und ehemaligen Bürgermeister von Prag. Kein einziger Sprengkörper detonierte, aber die anschließenden Ermittlungen arteten zu einem Medienspektakel aus, weil sich die Kommunisten verzweifelt bemühten (trotz zwingender Beweise), die Ermittlung von den eigenen stümperhaften Funktionären abzulenken, darunter Gottwalds Schwiegersohn.

Die zweite Entwicklung war ein Aufstand unter den Sozialdemokraten. Zwei Jahre lang hatte Fierlinger dafür gesorgt, dass seine Partei Moskauhörig blieb. Manche hatten daran auch nichts auszusetzen, aber andere wünschten sich eine unabhängigere Stimme oder zumindest eine nicht ganz so feige. Fierlinger kroch bekanntlich oft vor den Mächtigen und war zu allen anderen grob. Im November 1947 kamen in Brno Parteiführer zu einem jährlichen Treffen zusammen. Sie ignorierten die kommunistischen Drohungen und stimmten dafür, den Amtsinhaber durch einen konventionelleren Karrierepolitiker zu ersetzen. Fierlingers Niederlage veränderte die Wahlarithmetik von Grund auf. Wenn sich die Kommunisten nicht auf die Sozialdemokraten verlassen konnten, war es fraglich, ob es ihnen gelingen würde, eine Mehrheit im Parlament zu erlangen.

Diese Rückschläge kamen zu Gottwalds wachsender Enttäuschung noch hinzu. Wenn er in die Nachbarländer reiste, ermahnten ihn seine kommunistischen Kollegen, dass er im Gegensatz zu ihnen, die eine absolute Macht hatten, gezwungen war, die öffentliche Meinung

zu berücksichtigen und häufig Beneš nachzugeben, der immer noch die beliebtere und international angesehenere Persönlichkeit war. Anders als Tito war Gottwald kein Kriegsheld; es gab keine Kinderlieder, die seine Taten anpriesen. Seine Stellung wurde durch sein Amt zusätzlich erschwert. Als Regierungschef konnte er es sich nicht leisten, über die Regierung herzuziehen oder einen Kurswechsel fordern. Beneš hatte ihm in der Sozial- und Wirtschaftspolitik kaum Steine in den Weg gelegt; Masaryk hatte, abgesehen von gelegentlichen bissigen Kommentaren, nichts getan, um in der Aussenpolitik auf Konfrontationskurs zu gehen. Die Kommunisten hatten wenig Schwerpunkte, mit denen sie ein Programm für ihren Wahlkampf formulieren konnten. Das schlimmste Unheil drohte jedoch von Stalin. Der sowjetische Staatschef war nicht nur immer noch unglücklich über das Gezerre um den Marshallplan, sondern ihm missfielen auch Gottwalds Verweise auf einen tschechoslowakischen Sonderweg zum Sozialismus, und er war nicht in der Stimmung, entmutigende Nachrichten über die Wahlausichten der Kommunisten zu dulden. Falls die Wahl schlecht ausging, hätte Gottwald nicht nur eine Schlappe eingesteckt; er wäre so gut wie sicher ein toter Mann.

/Als ich zehn wurde, beschlossen meine Eltern, dass die Hauslehrerin mir alles beigebracht hatte, was sie wusste, und dass es für mich an der Zeit wäre, einen umfassenderen Unterricht zu erhalten. Ich war zu jung für das Gymnasium in Prag, also schlugen sie vor, mich auf ein Internat in der Schweiz zu schicken. Ich reagierte wie die meisten Zehnjährigen: mit Angst, Tränen und vorgetäuschter Krankheit. Da ich gehört hatte, dass Zürich ein Zentrum für die Behandlung von Kinderlähmung war, behauptete ich bei meiner Ankunft, dass mir die Beine so sehr wehtäten, dass ich auf keinen Fall weiterfahren könnte. Meine Mutter liess sich allerdings nicht so leicht hinters Licht führen und fand einen Arzt, der mich für gesund erklärte. Es blieb nichts anderes übrig, als widerwillig in die Schule zu gehen, in Chexbres.

Das *Prealpina Institut pour Jeunes Filles* war genauso furchtbar und unfair, wie ich es erwartet hatte, zumindest am Anfang. Bei der

Ankunft hatte ich den Eindruck, dass man hier nur etwas bekam, wenn man auf Französisch darum bat. Ich allerdings beherrschte diese Sprache kaum. Ich war überzeugt, dass ich nicht nur durchfallen, sondern auch verhungern würde. Aber schon nach einem Monat lernte ich allmählich Französisch, fand Freunde und erzielte in der Schule gute Noten. Mein Zimmer hatte einen Blick auf den Genfer See; samstags war es uns erlaubt, in den Ort zu gehen und Schokolade zu kaufen. Ich hatte immer noch Klavierunterricht und lernte Schlittschuh laufen und Ski fahren. Ich hatte gegen die Entscheidung, mich hierher zu schicken, angekämpft, aber jetzt hatte ich keinen Grund zur Klage. Das hielt mich jedoch nicht davon ab, mich danach zu sehnen, meine Familie in Belgrad wiederzusehen, wenn die Schule in den Winterferien geschlossen würde. Stattdessen wurde ich aber in eine Schwestereinrichtung geschickt, wo alle jene verabscheute Sprache Deutsch redeten und wo ich mich ebenso verwirrt und elend wie einsam fühlte. Der einzige Trost kam über die Weihnachtszeit, mit den festlichen Lichtern, der schönen Musik und dem Text in der Messe in der neutralen Sprache Latein. Erst Jahre später erkannte ich den wahren Grund für meine kläglichen Ferien: Meine Eltern wollten mich wie stets beschützen, weil die politische Lage in ganz Mitteleuropa unsicher und immer gefährlicher geworden war.

EIN VERHÄNGNISVOLLES VERSÄUMNIS

Jahre mit einer acht am Ende haben in der tschechischen Geschichte eine herausragende Bedeutung. Die Karls-Universität wurde 1348 gegründet, im Jahr 1618 wurden Gesandte der Habsburger aus dem Fenster gestürzt und dadurch der Dreissigjährige Krieg ausgelöst; 1848 kam in Prag der erste panslawische Kongress zusammen; die Tschechoslowakische Republik wurde 1918 gegründet; zwanzig Jahre später fand die Münchner Konferenz statt. In seinen ersten drei Monaten sollte das Jahr 1948 einen Platz auf der Seite jener Wegmarken einnehmen, an die man sich nur ungern erinnert. Im Januar fuhr mein Vater zu Gesprächen mit Beneš nach Prag. Nachdem der Botschafter die halsabschneiderischen Neigungen der kommunistischen Führer in Jugoslawien kennengelernt hatte, hoffte er, dass sich der Präsident voll im Klaren war über die Gefahr, die den demokratischen Kräften drohte, und dass er bereits eine klare Strategie für die Verteidigung hatte. Als mein Vater Beneš' Büro im Hradschin betrat, empfing ihn ein geistig noch wacher, aber kranker Mann. Beneš war drei Jahrzehnte lang ein wichtiger Akteur der Weltpolitik gewesen und ein Dutzend Jahre lang das Oberhaupt eines zerrissenen Landes. Der Schlaganfall (oder die Anfälle), den er erlitten hatte, war schuld daran, dass er ein Bein leicht nachzog, hielt ihn aber nicht davon ab, wie gewohnt möglichst doppelt so hart zu arbeiten wie andere.

Vier Stunden lang (zwei am Vormittag und zwei am Nachmittag) diskutierten der Präsident und sein Botschafter am 12. Januar über die Weltlage, wobei Ersterer seine typischen Zweifel am Westen nicht verhehlte, aber inzwischen auch überaus scharfe Kritik an der aggressiven Politik der Sowjetunion übte. Meinem Vater gelang es endlich, die Diskussion zu seiner eigenen Hauptsorge zu lenken: zur inneren Lage in der Tschechoslowakei. War Beneš bereit, die Verfassung gegen die

Kommunisten zu verteidigen? Hatte er womöglich schon einen Plan für eine Vereinigung der demokratischen Kräfte? War er sich eigentlich darüber im Klaren, wie sehr Gottwalds Männer bereits die Armee, die Polizei, Gewerkschaften, Medien und sogar das Aussenministerium unterwandert hätten?

Kaum eine Aussage hätte bei meinem Vater lauter die Alarmglocken klingeln lassen können als die übertrieben optimistischen Äusserungen des Präsidenten. «So pessimistisch ich mit Blick auf die internationalen Entwicklungen bin», sagte Beneš, «so optimistisch bin ich bezüglich der inneren Entwicklung. Die Wahlen finden im Frühjahr statt. Die Kommunisten werden verlieren, und das zu Recht. Die Menschen durchschauen ihre Politik und lassen sich nicht hinters Licht führen. Ich möchte nur nicht, dass sie allzu grosse Verluste hinnehmen. Das würde den Zorn Moskaus reizen.»⁴³ In Jugoslawien hatte mein Vater gesehen, wie sehr Stalin lokale Führer unter Druck setzen konnte. Er äusserte seine Befürchtung, dass die tschechoslowakischen Kommunisten angesichts des Schreckgespenstes einer Wahniederlage versuchen könnten, einen Putsch zu inszenieren, als einzige Möglichkeit, den eigenen Kopf zu retten. Wiederum meinte Beneš, es bestehe kein Grund zur Beunruhigung:

Sie dachten an einen Putsch im September, liessen aber den Gedanken fallen und werden es nicht mehr versuchen. Sie fanden selbst heraus, dass ich eine gewisse Autorität in dem Staat genieße. Und nicht nur das. Sie wissen, dass ich zahlreiche Anhänger in der Arbeiterklasse habe, sogar unter vielen kommunistischen Arbeitern. Sie sind zu der Erkenntnis gelangt, dass sie gegen mich nichts ausrichten können.⁴⁴

Mein Vater war noch nicht beruhigt und bat Beneš, zur Loyalität hoher Verteidigungsbeamter und Militärs eine Einschätzung abzugeben, einen nach dem anderen. Der Präsident sprach sich für die meisten aus und war erstaunt, als er erfuhr, dass der Befehlshaber der Luftwaffe ein Kommunist war. Als mein Vater auch Zweifel an General Svoboda äusserte, dem Verteidigungsminister, erwiderte Beneš, dass er ein zu-

verlässiger Mann sei. «Machen Sie sich keine Sorgen, Botschafter», sagte der Präsident, als das Treffen zu Ende ging. «Kehren Sie nach Belgrad zurück und machen Sie dort Ihre Arbeit.»

Auf der gleichen Reise traf sich mein Vater mit Gottwald zum Mittagessen in seiner Villa. Das Gespräch wandte sich unweigerlich einem Vergleich der Lage in Jugoslawien und jener in der Tschechoslowakei zu. Vielleicht war es unklug, aber mein Vater konnte der Versuchung nicht widerstehen, seinen Gastgeber ein wenig zu necken. «Die Kommunisten in Belgrad sind nicht der Meinung, dass Sie wissen, was Sie tun», sagte er. «Sie sagen, Sie wären nur ein langsamer Trainer und würden verlieren.» Erhitzt durch eine Kombination aus Wut und Schnaps, schoss Gottwald zurück: «Ich werde ihnen zeigen, wie wir gewinnen werden. Und das wird nicht die komische Stimmabgabe sein, die sie in Belgrad vollführen.»⁴⁵ Seit Mitte Januar war jede Kabinettsitzung von erbitterten Diskussionen geprägt. Da schon wenige Monate später eine Wahl bevorstand, war ein konsequenteres Einhalten der Parteilinie ganz normal, doch die tschechoslowakische Demokratie war wie ein schrottreifer Wagen mit ausgedienten Stossdämpfern: Jedes Schlagloch spürte man heftig, und der nächste Hüpfen konnte der letzte sein. Immerhin rollte der Wagen noch, und es tauchten immer neue Schlaglöcher auf. Die Demokraten forderten eine strafrechtliche Verfolgung der Kommunisten, weil sie versucht hätten, drei ihrer Minister in die Luft zu jagen; die Kommunisten warfen den Demokraten eine Verschwörung vor, um sie aus der Regierung zu verdrängen. Jede Seite warnte die andere, dass die Wahl wegen der hinterhältigen Taktik der anderen unfair sein werde; aber beide wiesen derartige Unterstellungen – sobald sie gegen sie selbst erhoben wurden – empört als ungerechtfertigt zurück. Als der Januar zu Ende ging und der Februar begann, stritten sich die gleichmäßig aufgeteilten Minister um die Steuer- und Wirtschaftspolitik, um das Tempo der Verstaatlichung und die Löhne der Staatsdiener. Die einzige Atempause kam dank einer Kommission, die man zur Klärung des Status der Slowakei in dem Land eingesetzt hatte. Laut dem Abschlussbericht bildet «die Tschechoslowakei einen

Staat, einen einheitlichen und unteilbaren, der aus zwei untrennbaren, gleichberechtigten Nationen besteht». Das war zumindest so verwirrend formuliert, dass keiner so recht wusste, was er dagegen einwenden sollte.

Hubert Ripka war einer derjenigen, die Beneš am nächsten standen. Er war erfahren und klug, kannte jeden Einzelnen in der Regierung und war bei den meisten beliebt. Er hatte schon auf verschiedenen Posten gedient und war zu der Zeit sowohl Führer der Demokratischen Partei als auch Handelsminister. Mein Vater zählte ihn zu den prächtigsten Menschen in ganz Prag. In einem konventionellen politischen Rahmen wäre Ripka ein tüchtiger Interessenvertreter und Parteiführer gewesen, aber in der Tschechoslowakei des Jahres 1948 war er eine Flunder, die mit den Haien schwamm. Am 9. Februar wollte er bei einem Treffen mit Gottwald den Groll abbauen, der die Regierung zu blockieren und das Land zu spalten drohte. Stattdessen artete das Gespräch schon nach wenigen Höflichkeitsfloskeln zu einem Geschrei aus, weil jeder den anderen immer wieder unterbrach. Gottwald warf Ripka vor, sich dem Aufbau des Sozialismus zu widersetzen, Verräter zu decken und sich, wie die Nazis, zur Bildung einer antibolschewistischen Koalition zu verschwören. Ripka erklärte seinerseits, dass Gottwalds Agenda ein totalitärer Staat sei und somit ebenfalls eine Nachahmung der Nazis.

Die nächste Kabinettsitzung, vier Tage später, brachte die Regierung an den Rand des Scheiterns. Die Demokraten legten Beweise in Form eines ausführlichen, mit Statistiken überfrachteten Berichts von Drtina vor, dass die Kommunisten versuchten, die Polizei unter ihre Kontrolle zu bringen, möglicherweise zur Vorbereitung eines Putsches. Noch während der Sitzung ging die Meldung ein, dass der Innenminister die Entlassung von acht Bezirkspolizeichefs und ihre Ersetzung durch Kommunisten angeordnet habe – jener Beamten, die für die Ausgabe von Waffen und Munition zuständig waren. Drtina beantragte sofort, die Polizisten wieder einzusetzen und weitere Entlassungen während einer Untersuchung des Kabinetts zu stoppen. Die Sozialdemokraten unterstützten gemeinsam mit den anderen nichtkommunistischen Parteien den Antrag. Einige der Polizisten, die entlassen werden sollten, waren Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei; die Verabschie-

derung war für Gottwald überaus ärgerlich und heizte die Spannung zusätzlich an. Die Zeitungen wimmelten nur so vor Unterstellungen des Verrats, und am Sonntag, dem 22. Februar, wurden Tausende von Gewerkschaftsvertretern, die zu 90 Prozent Kommunisten waren, zu einer Versammlung nach Prag gerufen.

Ripka war überzeugt, dass die Kommunisten einen Plan hatten und dass er ihn kannte. Seine Spitzel hatten ihn informiert, dass Gottwald die Absicht habe, ein radikaleres Wirtschaftsprogramm zu präsentieren, mit dem er sich die Zustimmung der Gewerkschaftsversammlung und vermutlich einiger Sozialdemokraten sichern wollte. Ripka befürchtete, dass dieses Manöver einen Ausbruch populistischer Gewalt auslösen und von dem Polizeistreit ablenken werde. Am 16. Februar schlug er den anderen demokratischen Ministern vor, als Gruppe zurückzutreten und damit einem Showdown im Vorfeld der Massenkundgebung am Sonntag zuvorzukommen:

Das ist die einzige Möglichkeit, dem Plan der Kommunisten entgegenzutreten.... Wenn wir wegen dieser Frage eine Krise herbeiführen, können sich die Sozialdemokraten nicht von uns distanzieren. Sobald die Krise da ist, werden wir zweifellos sofort Wahlen veranstalten müssen. Wenn der Wahltermin vorgezogen wird, haben die Kommunisten nicht mehr die nötige Zeit, um die Polizei und die Armee unter Kontrolle zu bringen.⁴⁶

Zwei Tage später trafen sich Ripka und Zenkl auf dem Hradschin, um Beneš über ihre Strategie zu informieren und von ihm grünes Licht zu bekommen. Das war wichtig, weil der Präsident die Vollmacht hatte, falls die Regierung scheiterte, Neuwahlen anzuordnen. Selbst nach Ripkas Version verlief das Gespräch nicht sachlich, sondern weitschweifig und konfus. Beneš stimmte zu, dass die Kommunisten verpflichtet seien, den Anweisungen des Kabinetts bezüglich der Polizei Folge zu leisten. Er erklärte auch, dass ein Kabinett, aus dem man die demokratischen Parteien ausgeschlossen hatte, nicht akzeptabel sei. Er sagte allerdings nicht (weil niemand es für nötig hielt nachzufragen), was er genau tun würde, wenn die demokratischen Minister wie geplant alle

zurücktreten würden. Ripka dachte, er habe ein eindeutiges Signal bekommen, weiter nach Plan vorzugehen, aber es ist alles andere als sicher, dass Beneš diese Auffassung teilte. Der Präsident wies Ripka an, «standhaft zu bleiben» und «Fehler zu vermeiden», aber das heisst nicht, dass er damit die eskalierende Wirkung der Aktionen gemeint hatte, die die demokratischen Führer in Kürze ausführen wollten.

Sonst hätte er womöglich darauf hingewiesen, dass der Plan nur mit der vollen Kooperation der Sozialdemokraten gelingen konnte, denn ohne sie fehlte den Ministern die erforderliche Mehrheit, um die Regierung zu stürzen. Die Sozialdemokraten hatten sie beim Polizeistreit unterstützt, hatten Ripka jedoch abgewiesen, als er die Idee eines Gruppenrücktritts präsentierte. So ein dramatischer Schritt käme einer politischen Kriegserklärung gleich, und das konnten sie nicht billigen, ohne das Gerüst ihrer eigenen Organisation zu einzureissen.

Die demokratischen Minister führten ihr Vorhaben dennoch durch und reichten am Freitag, dem 20. Februar 1948, ihr Rücktrittsgesuch ein, in der Hoffnung, die Kommunisten zu überrumpeln. Aber weit gefehlt. Gottwald fing sofort an, sein Netzwerk treuer Anhänger zu mobilisieren. Das Gift der von den Kommunisten kontrollierten Medien ergoss sich ausschliesslich auf die zwölf Minister, die angeblich Befehle von finanziellen Interessengruppen im Ausland entgegennahmen und zurückgetreten waren, um die Demokratie zu sabotieren und den Volkswillen zu blockieren.

Am nächsten Morgen stellte sich Gottwald vor die riesige Statue von Jan Hus auf dem Altstädter Ring und forderte den Präsidenten auf, die Minister beim Wort zu nehmen und sie durch eine nationale Einheitsfront abzulösen, die aus «guten» Tschechen und Slowaken bestand. Gottwald marschierte zum Hradschin und wiederholte dort seine Forderung. Beneš lehnte ab und forderte stattdessen die Parteiführer aller Seiten auf, eine Lösung auszuhandeln. Die Demokraten waren darüber bestürzt, dass er nicht den Rest des Kabinetts zum Rücktritt aufgefordert hatte. Da diese Alternative im Vorfeld nicht mit ihm abgesprochen wurde und eine Entlassung des Kabinetts jedenfalls seine verfassungsmässigen Rechte überstieg, ist diese Klage kaum nachzu-

vollziehen. Tatsächlich hatte Ripkas Versäumnis, die Sozialdemokraten ins Boot zu holen, zur Folge, dass eine Mehrheit des Kabinetts im Amt blieb; die Regierung war nicht gestürzt. Gottwald war immer noch Regierungschef; dem Präsidenten blieb nicht viel anderes übrig, als mit ihm schlecht und recht auszukommen.

Bei all diesen dubiosen politischen Machenschaften ging die Diplomatie des Kalten Krieges weiter ihren Gang. Mein Vater kehrte aus Belgrad nach Prag zurück, um an Treffen mit jugoslawischen und polnischen Vertretern teilzunehmen, die man (im Rahmen von Gottwalds grossem Plan) in erster Linie zusammengerufen hatte, um den Westen zu verunglimpfen. Es wurden Empfänge veranstaltet, und Redner erhielten viel Beifall für ihre Kritik am britischen Imperialismus und an der US-Hegemonie. Um diese Punkte zu unterstreichen, wurde eine gemeinsame Erklärung vorgeschlagen. Mein Vater verabscheute das ganze Spektakel, konnte aber kaum etwas tun, um die Ereignisse zu beeinflussen. Masaryk, der in seiner Funktion als Aussenminister eigentlich eine zentrale Rolle spielen sollte, zog sich völlig zurück, täuschte entweder eine Krankheit vor oder war wirklich krank. Er bat meinen Vater, ihm zu seiner Wohnung zu folgen, die im dritten Stock des Aussenministeriums lag. «Ich traf ihn in seinem Schlafzimmer», sagte mein Vater. «Er lag auf dem Bett, wie er es häufig machte ... um vor unwillkommenen Besuchern ... zu flüchten. Er sagte zu mir: ‚Ich kann meine Unterschrift nicht unter so ein Dokument setzen. Ich habe mein halbes Leben unter Amerikanern und Briten verbracht, jedes Stück meiner Seele fühlt mit ihnen, und jetzt werde ich aufgefordert, eine Deklaration gegen sie zu unterschreiben. Ich kann das einfach nicht. Versuchen Sie, es irgendwie zu änderns»⁴⁷ Mein Vater seufzte; bevor er ging, warf er noch einen Blick aus dem Fenster in den dunklen Hof darunter. Das sollten die letzten Worte sein, die er mit seinem Vorgesetzten wechselte.

An jenem Sonntag erholte sich Beneš in seinem Ferienhaus in Sezimovo Ústí, 80 Kilometer von der Hauptstadt entfernt; Masaryk lag immer noch im Bett; andere demokratische Führer waren weit verstreut: hier eine Ehrung entgegennehmen, dort an einer Frauenkonferenz teilneh-

men, ein Skirennen in der Tatra fahren oder eine Rede halten, die die eigenen Anhänger auffordert, Ruhe zu bewahren. Unterdessen war Gottwald in Prag und sprach zu Tausenden begeisterten, erwartungsvollen, die «Internationale» singenden Vertretern der Arbeiterklasse. Im ganzen Land verteilten Parteifunktionäre an ihre Milizen Waffen und mobilisierten Agenten in den Sicherheitskräften, damit sie ihre Rivalen, wo immer sie konnten, einschüchterten, in Gewahrsam nahmen, verhafteten oder verprügelten. Rundfunkstationen und Zeitungen riefen die kleinen Leute auf, sich hinter Gottwald und seinen Ruf nach einer neuen Regierung zu stellen. Arbeiter wurden angewiesen, mit der Vertreibung von Nichtparteimitgliedern aus ihren Fabriken zu beginnen. Tausende von Telegrammen wurden an Beneš geschickt, die ihn nachdrücklich aufforderten, den Rücktritt der Minister zu akzeptieren, sonst bestehe die Gefahr eines Bürgerkriegs. Das ganze Wochenende über stand Gottwald in Kontakt mit seinen Agenten im Innen-, Verteidigungs- und anderen Ministerien. Er hatte auch eine direkte Leitung zur sowjetischen Botschaft geschaltet. Ganz plötzlich war der stellvertretende sowjetische Aussenminister im Land aufgetaucht. Als Masaryk ihn fragte, warum er gekommen sei, erwiderte Herr Sorin: «Um die Lieferung von Weizen zu überwachen.»

Am Montagnachmittag traf sich Beneš mit Ripka und drei hohen Kollegen: Drtina, Stránský und Zenkl – zum ersten Mal seit ihrem Rücktritt. Die Männer kannten sich schon seit Jahrzehnten; Zenkl hatte die Kriegsjahre als Gefangener in Buchenwald verbracht, aber die Übrigen waren bei Beneš in London gewesen. Sie waren die Verbündeten des Präsidenten und, bis zu dem Grad, wie er es zuliess, seine Freunde. Aber in diesem historischen Augenblick kommunizierten sie nicht sehr gut miteinander. Beneš versicherte den Ministern, dass er weder ihren Rücktritt akzeptieren, noch ohne ihre Zustimmung eine Liste von Nachfolgern ernennen werde. Darüber hinaus konnte er ihnen allerdings nichts anbieten. Er hatte Gottwald gedrängt, eine Verhandlungslösung anzustreben, aber die Kommunisten wollten nicht verhandeln. Sie bestanden vielmehr darauf, dass die zurückgetretenen Minister

Verräter seien. «Und wie haben Sie darauf reagiert?», wollten die vier Demokraten wissen. Beneš erwiderte: «Ich habe überhaupt nicht reagiert; es ist Ihre Sache, sich selbst zu verteidigen. Was mich betrifft, so muss ich über dem Kampf, über den Parteien stehen.»⁴⁸

Am selben Abend organisierten Zehntausende Studenten einen Marsch zur Unterstützung der Demokratie. Unter Gesängen und Parolen zogen sie wie eine Schlange durch die kurvenreichen Strassen zur Burg. Der Präsident empfing sie und versprach, dem Geist Tomáš G. Masaryks treu zu bleiben. Es war ein bewegender Augenblick, aber auch die einzige öffentliche Demonstration im Namen der liberalen Regierung während der gesamten Krise. Ripka und seine Mitarbeiter waren überzeugt, dass sie die Verfassung und die Mehrheit des Volkes auf ihrer Seite hätten; sie hatten allerdings keine Strategie, wie sie das beweisen sollten.

Der 25. Februar 1948 war der Tag, an dem Recht und Ordnung auf den Strassen Prags abgeschafft wurden. Demokratische Führer wurden auf dem Weg zur Arbeit daran gehindert, ihre Büroräume zu betreten; bei manchen wurde das Haus durchsucht, oder sie wurden in Handschellen direkt ins Gefängnis gebracht. Die letzten unabhängigen Zeitungen und Rundfunksender wurden übernommen, demoliert oder geschlossen. Fierlinger übernahm, in Begleitung von Polizisten und bewaffneten Schlägern, wiederum die Kontrolle über die Partei, die ihn fallen gelassen hatte. Die kommunistischen Gewerkschaften riefen zu einem landesweiten einstündigen Streik auf. Arbeiter, die sich nicht daran beteiligten, wurden kurzerhand entlassen. Überall lautete die Forderung: weg mit der alten Regierung, her mit der neuen. Gottwald traf sich noch einmal mit Beneš und wurde von dem Präsidenten einmal mehr gedrängt, mit den Demokraten zu verhandeln; der kommunistische Parteichef lehnte ab.

Inzwischen hatte Gottwald einen Vorschlag für ein neues Kabinett zusammengestellt, dem Kommunisten und einige Alibivertreter der demokratischen Parteien angehörten. Um elf Uhr legte er die Kandidatenliste Beneš vor, mit der Aufforderung, sie sofort zu akzeptieren. Laut Eduard Táborský, der im selben Raum war, wedelte Gottwald auch mit einer zweiten Liste: Anhänger der Demokraten, die für eine Verhaftung und mögliche Hinrichtung auserwählt waren, falls der Präsident sich

weigerte zu unterschreiben. Beneš versprach, noch am selben Tag zu antworten.

Mein Vater schilderte die folgenden Ereignisse:

Um 16 Uhr fuhr Gottwald zur Burg auf dem Hradschin, um die Antwort des Präsidenten anzuhören. Dann, wenige Minuten später, fuhr er wieder zum Wenzelsplatz. Er hielt ein Papier in der Hand. Es war die Liste einer neuen Regierung, unterschrieben vom Präsidenten der Republik. Sein [Gottwalds] Kopf war von einer russischen Schaffellmütze bedeckt. Zweihunderttausend mobilisierte Arbeiter erwarteten ihn. Polizisten und Arbeitermilizen mischten sich unter sie. Er gab die Bildung einer neuen Regierung bekannt und verlas die Liste. Er sprach Präsident Beneš seinen Dank aus, weil er den Willen und Wunsch des Volkes respektierte.

Der Mob begleitete jedes Wort von Gottwald mit frenetischem Applaus und donnernden Schüssen. Irgendwo in der Nähe der Burg des Präsidenten versammelten sich wiederum einige Tausend Universitätsstudenten, um zu seiner Residenz zu marschieren. Die Polizei schoss auf sie. Die abgesetzten Minister hörten sich in ihren Häusern, umgeben von Polizisten, Gottwalds Ansprache an. Er war ganz offensichtlich trunken, trunken von Alkohol und vom Erfolg. Es war ein bitterkalter Tag. Graue Wolken verhüllten die Sonne. In der Tschechoslowakei war die Demokratie tot.⁴⁹

Jan Masaryk lebte in einer privaten Wohnung im nordöstlichen Teil des Cernin Palais. Die lange, schmale Wohnung, die im Vergleich zur Umgebung recht bescheiden war, konnte man über einen Privataufzug betreten. Das Wohnzimmer hatte Platz für ein Sofa und mehrere Sessel, einen Schreibtisch und Bücherregale. Das Radio, das noch heute dort steht, war einen Meter hoch und stand gegenüber dem Messingbett. Auf der gleichen Seite befand sich auch die Tür zum Bad. Die Aussenwand war von vier hohen und rechteckigen Fenstern durchbrochen und überragte den Innenhof des Gebäudes um neun Meter. Etliche Durchgänge (teils verborgen und für das Personal gedacht) führten in den benachbarten Flur. Ein nicht geladener Besucher kam, wenn er einmal im Innern des Palastes war, ohne Weiteres bis zur Tür des Aussenministers.

Weil Masaryk nicht Mitglied einer politischen Partei war, war er an der Februarkrise nicht unmittelbar beteiligt gewesen. Man hatte ihn nicht zu Ripkas Plänen um Rat gefragt, er war nicht zurückgetreten und ist womöglich niemals zum Rücktritt aufgefordert worden. Er war kein politischer Stratege, sein Bronchienleiden machte ihm darüberhinaus sehr zu schaffen. Am Morgen nach dem Putsch schickte er eine Notiz an Marcia Davenport, teilte ihr mit, dass er vorläufig in der Regierung bleiben werde, und beruhigte sie ungeachtet der schockierenden Ereignisse: «Das ist nicht das Ende.»⁵⁰

Masaryk sagte nicht viel zu der Rücktrittsstrategie der demokratischen Minister, räumte lediglich im privaten Kreis ein, dass es ein Fehler gewesen war. Damit hatte er sicher Recht. Mit ihrem Rücktritt hatten die Minister Gottwald die Gelegenheit gegeben, die Macht über Mittel an sich zu reißen, die viele für verfassungsmässig halten sollten. Er musste weder auf sowjetische Soldaten noch auf öffentliche Drohungen

zurückgreifen, setzte sich vielmehr über eine Kombination aus Unterwanderung der Polizei, politischem Vabanquespiel und gut koordinierten Massenaktionen durch. Er war selbst überrascht, wie leicht es ihm gefallen war. «Ich wusste, dass ich sie am Ende kriegen würde», sagte er einmal unbesonnen zu Masaryk, «aber ich hätte nie gedacht, dass sie mir ihren Kopf auf dem Silbertablett präsentieren würden.»⁵¹

Es ist durchaus möglich, dass der Rücktrittsplan lediglich eine Machtübernahme beschleunigte, die ohnehin früher oder später erfolgt wäre. Gottwald hätte mit Sicherheit einen anderen Vorwand gefunden, um Unruhe zu stiften. Indem die demokratischen Minister die Verschwörung des Gegners zur Unterwanderung der Polizei aufdeckten, hatten sie die Kommunisten jedoch in die Enge getrieben. Wenn man Gottwald zu einer Verzweiflungstat gezwungen hätte, hätte er womöglich einen Fehler begangen; vielleicht hätten sich die Sozialdemokraten auf die Seite der anderen demokratischen Parteien geschlagen; Beneš hätte sich womöglich zugetraut, die Nation zu versammeln; und die Armee, deren Loyalität gespalten war, hätte sich möglicherweise für das richtige Lager entschieden. Wie bei den vielen «Was wäre wenn»-Szenarios, die nach der Konferenz von München aufkamen, lässt sich die Frage nicht mit Sicherheit beantworten.

So wie es nun aber kam, war der Platz der Tschechoslowakei im Universum des Kalten Krieges festgelegt. Kurz nach der Machtübernahme ordnete der Bildungsminister an, dass in jedem Klassenzimmer ein Porträt von Stalin aufgehängt werden müsse und auf jedes Abspielen der tschechoslowakischen Hymne «Wo ist meine Heimat» die sowjetische Nationalhymne folgen solle. Neuer Justizminister wurde Gottwalds Schwiegersohn, unter dessen Leitung das Justizwesen zu einem Arm der kommunistischen Partei wurde. Demokratische Aktivisten wurden unter falschen Anklagen vor Gericht gebracht, und eine Reihe von Arbeits- und Umerziehungslagern wurde eingerichtet. Damit prominente Demokraten nicht ausser Landes flüchteten, wurden die Grenzen geschlossen. Männer wie Ripka und Drtina wurden von der Polizei beschattet, ihre Telefonleitungen wurden gekappt und die Post abgefangen. Jeder, der sie besuchte, konnte sich darauf verlassen, dass

sein Name und seine Adresse in ein kleines schwarzes Buch eingetragen wurde.

Westliche Regierungen zeigten sich empört über den Putsch. Gottwald antwortete, dass er von den Akteuren in München keine Lektion in Sachen Demokratie brauche.

In England hatte meine Familie im Jahr 1940 im selben Mietshaus wie Drtina, der inzwischen abgesetzte Justizminister, gewohnt. Unser Freund war immer ein Optimist gewesen, sogar während der Besatzungszeit, als er über ein Jahr lang in Prag geblieben war und beim Aufbau des Widerstands mitgeholfen hatte. Gemeinsam hatten unsere Familien die Luftschlacht überstanden und sich auf das Kriegsende gefreut. Am Abend des 28. Februar, drei Tage nach dem Putsch, versuchte Drtina, Selbstmord zu begehen, aber er stellte sich nicht gerade geschickt an. Er sprang aus dem Fenster seiner Wohnung im zweiten Stock, verletzte sich dabei schwer, wurde ins Krankenhaus gebracht und anschliessend ins Gefängnis gesteckt, wo er die nächsten zwölf Jahre blieb.*

Innerhalb der Regierung blieben nur noch zwei grosse Persönlichkeiten: Beneš, ein Präsident ohne Macht, und Masaryk, ein Aussenminister ohne Regierung, die er gerne repräsentieren würde. Elf Jahre zuvor, als Tomáš G. Masaryk auf dem Totenbett gelegen hatte, hatte er Jan gebeten, Beneš zu helfen: «Du kennst die Welt viel besser als er. Steh ihm immer bei. Versprich mir, dass du ihn niemals im Stich lassen wirst.»⁵² Das war eine Erklärung für Masaryks Treue, und sie ging wirklich tief. Wie er Marcia Davenport einmal sagte:

[Beneš] war ... ein Märtyrer für die Sache meines Vaters. ...

Jedes Mal, wenn er mit einem politischen Problem konfrontiert wurde, sprang Beneš in die Bresche. Bei jedem Fehler nahm er die

* Von seiner Entlassung im Jahr 1960 an bis zu seinem Tod 20 Jahre später tat Drtina alles in seiner Macht Stehende, um ein Wiederaufleben der Freiheit in der Tschechoslowakei zu unterstützen. Er schrieb Memoiren, die im Westen veröffentlicht wurden, und setzte (1977) mutig seine Unterschrift unter die Charta 77, eine Protesterklärung, die als Vorläufer der Samtenen Revolution diente.

Schuld auf sich. Er war der Prügelknabe. Er stieg in den Graben und übernahm die politische Drecksarbeit, die meinen Vater von allem verschonte, damit er der Heilige blieb, für den die Menschen ihn hielten, und der Heilige, der er wirklich war. Aus diesem Grund werde ich Beneš die Treue halten, bis zum Tod.⁵³

Der Präsident wohnte nicht mehr in der Burg. Nach der Katastrophe vom 25. Februar zog er auf sein privates Gut in Sezimovo Ústí, eine Stadt, in der zufällig Jan Hus über 500 Jahre zuvor Zuflucht gesucht hatte. Warum trat Beneš nicht zurück? Er sagte zu Masaryk, Gottwald habe gedroht, massive Gewalt zu entfesseln, bei der Tausende umkommen und das Land zerstört würde. Die Kommunisten bestanden darauf, dass der Präsident im Amt blieb, damit sie ihrem Putsch das Mäntelchen der Legalität umhängen konnten. Kein Name wurde in Europa enger mit Demokratie verknüpft als der von Beneš. Der alte Mann sah lediglich Spielraum für eine Geste: den Auszug aus der Burg und allem, für das sie stand.

Und was war mit Masaryk, warum trat er nicht zurück? Seine Zuneigung zu Beneš war sicherlich ein Grund; überdies war sein Posten ein gewisser Schutz sowohl für ihn als auch für andere. Er sagte zu Steinhardt, dass er zugunsten von über 200 Menschen interveniert habe, entweder indem er ihnen die Verhaftung ersparte oder bei der Flucht half. Wenn er in dieser Phase einen Plan für seine eigene Zukunft hatte, so war es, einen Weg aus dem Land finden. Welchem Ausenminister wurde es denn schon verboten zu reisen? An internationalen Konferenzen herrschte nie ein Mangel. Womöglich konnte er vom Exil aus neu anfangen. Das hiess jedoch, dass er die Kommunisten überzeugen musste, dass sie nichts zu befürchten hatten, dass er weiterhin den braven Soldaten Schwejk spielte – die Rolle, die er, wenn auch Achsel zuckend, nicht lächelnd, angenommen hatte, seit Beneš zum ersten Mal das Schicksal der Tschechoslowakei mit Stalin verknüpft hatte.

Diese anfällige Strategie wurde zunichtegemacht, als der Botschafter in Washington Juraj Slavik am 2. März zurücktrat und in einer dramatischen Erklärung die Regierung Gottwald diffamierte.

Masaryk und Slavik waren befreundet; die Kommunisten würden den Rücktritt mit Sicherheit gegen den Aussenminister verwenden, und das taten sie auch. Von dem Tag an wurde er ausser von seinem langjährigen Leibwächter noch von zwei finster blickenden Gestalten aus dem Innenministerium beschattet. Masaryk mahnte Davenport, das Land zu verlassen; er fürchtete, dass man sie verhaften könnte, womöglich unter der Anklage, für die USA zu spionieren. Widerwillig stimmte sie zu und buchte einen Flug für den 7. März. Am Vorabend kam er zu ihr in die Wohnung. Sie schrieb später darüber:

Er kam um halb neun. Er sah absolut gespenstisch aus. In jenen Tagen hatte er immer eine erschöpfte, lehmähnliche Blässe gehabt, aber an jenem Abend war er noch grauer im Gesicht. Er kam von Sezimovo Ústí, wo er mit Beneš gegessen und den Nachmittag verbracht hatte. Er erzählte mir nicht, was dort passiert war. ... Ich sah nur, dass er ganz aufgelöst war. Er murmelte: «Beneš.. »⁵⁴

Masaryk war ausserstande, den Satz zu vollenden. Das Paar sass eine Weile nebeneinander und redete nicht viel. Er sagte ihr, sie solle nach ihrer Ankunft in London in der Nähe ihres Hotels bleiben. Sie werde schon bald, in ein paar Tagen, von ihm hören. Ihrem englischen Freund Bruce Lockhart solle sie von seinem Vorhaben zu fliehen erzählen. Es wurde spät, und Masaryk erhob sich und quälte sich in den alten zimt-farbenen Mantel, den er in jenen winterlichen Tagen trug. Sie sagten Lebewohl zueinander; sie horchte, während er die Treppe hinunterstapfte, sah dann aus dem Fenster, als seine Wächter auf dem kurzen Weg den Hügel aufwärts zum Cernin Palais an seine Seite traten.

Die Ausläufer von Gottwalds politischem Netzwerk reichten bis in die tschechoslowakische Gesandtschaft in Belgrad. Einen Tag vor dem Putsch hatte der Stellvertreter meines Vaters Arnošt Karpisek ihm einen Telegrammentwurf vorgelegt, den Mitglieder des neu gegründeten Aktionskomitees der Botschaft unterschrieben hatten: Sie bekundeten

darin ihre Unterstützung für Stalin und die kommunistische Partei. Karpisek bat den Botschafter, das Telegramm nach Prag weiterzuleiten und seinen eigenen Namen darunterzusetzen, damit es offiziell wurde. Mit hochrotem Kopf und schäumend vor Wut zerknüllte mein Vater das Papier, warf es weg und ermahnte Karpisek, dass die Botschaft lediglich Beneš und der Verfassung zur Loyalität verpflichtet sei.

Als die Meldung eintraf, dass Gottwald bei der Auseinandersetzung mit den demokratischen Ministern die Oberhand gewonnen hatte, hielt mein Vater instinktiv als Erstes nach Beistand Ausschau. Er setzte sich mit Charles Peake in Verbindung, dem britischen Botschafter in Belgrad, und bat ihn um ein privates Treffen. Beide Männer trafen Vorkehrungen, damit sie nicht überwacht wurden. Mein Vater sagte, unsere Familie könnte gezwungen sein, in Grossbritannien Asyl zu suchen; er glaubte nicht, dass er im Amt bleiben konnte, geschweige denn wollte, wenn die Kommunisten an der Macht waren. Vor Gottwald hatte er keine Angst, befürchtete aber, dass schon bald radikalere Elemente die Kontrolle übernehmen könnten. Bei seinem Besuch in Prag zu Beginn des Monats hatte er dem Regierungschef gesagt, dass das Land in Belgrad möglicherweise besser von einem Kommunisten vertreten werde. Gottwald erwiderte, dass eine UN-Kommission gebildet werde, um eine Lösung für den gewaltsamen Konflikt um Kaschmir zu finden, eine Provinz, die reich an Bodenschätzen war und auf die Indien und Pakistan Anspruch erhoben. Die Tschechoslowakei zählte zu den Kommissionsmitgliedern. Gottwald deutete, unterstützt von Masaryk, an, dass mein Vater der geeignete Mann für die Vertretung des Landes in diesem Gremium sein könnte.

Noch am selben Abend schickte der britische Botschafter ein «äusserst dringendes – streng geheimes» Telegramm nach London:

[Korbel] und seine Familie sind in grosser Not. Er sagt mir, dass er inzwischen streng überwacht und beschattet werde, sobald er die Botschaft verlässt. ... Seit ich vor 18 Monaten diesen Posten antrat, habe ich beobachtet, dass er eindeutig probritisch ist, und zwar jederzeit, und er hat es nie versäumt, mir Informationen zukommen

zu lassen ... die seiner Ansicht nach für meine Regierung von Nutzen sein könnten. ... Ich habe ihn in jeder Hinsicht als anständig, ehrlich, respektabel kennengelernt, und ich zögere nicht, ihn als einen besonders lohnenden Fall zu empfehlen.⁵⁵

Peakes Telegramm wurde mit Dringlichkeit bearbeitet. «Was haben wir unternommen?», schrieb Aussenminister Ernest Bevin an den oberen Rand des Telegramms. Binnen weniger Tage willigte die britische Regierung ein, Visa für unsere engere Familie zu erteilen. Die Vereinten Nationen diskutierten jedoch immer noch über die Bedingungen, unter denen die Kaschmir-Kommission arbeiten sollte, und mein Vater fürchtete schon, dass Gottwalds Angebot möglicherweise rückgängig gemacht werde. Er tröstete sich mit dem Umstand, dass Jan Masaryk noch Aussenminister war.

Am 7. März veranstaltete die neue Regierung der Tschechoslowakei eine Feier zum 98. Geburtstag von Tomáš G. Masaryk. Die Redner, zum grössten Teil Kommunisten, erzählten die bekannten Geschichten von seinen grossen Taten und stellten die geradezu absurde Behauptung auf, dass der ältere Masaryk, wenn er noch am Leben wäre, die aktuelle Entwicklung begrüsst hätte. Im Anschluss an die Ansprachen begab sich eine Gruppe von Ministern nach Lány, wo sie offiziellen Fotografen einen Gefallen taten, indem sie sich am Grab des Staatsgründers aufstellten.

Ein Minister kam allerdings erst, als die anderen wieder abgefahren waren.

Es besteht kein Zweifel daran, dass Jan Masaryk an jenem Nachmittag das Grab seines Vaters aufsuchte. Allerdings ist nicht ganz klar, ob er dies in Begleitung eines Privatsekretärs tat, wie der Sekretär später erklärte; oder seiner Nichte, wie diese später behauptete; oder lediglich mit seinem Leibwächter, wie dieser erklärte. Der Aussenminister blieb möglicherweise nur fünf Minuten oder eine volle Stunde. Eventuell bewegten ihn in diesem Moment Emotionen und Gedanken, die zu einer folgenschweren Entscheidung führten – oder er kam lediglich der Pflicht des Sohnes nach.

Masaryk wusste zu der Zeit bereits, dass Davenport sicher unterwegs nach London war; er hatte einen Freund zum Flughafen geschickt, um sicherzugehen, dass sie ohne Zwischenfall abreiste. Am Vorabend war er ausserstande gewesen, in Worten auszudrücken, wie sehr ihn das Treffen am Nachmittag niedergeschlagen hatte. Er war nach Sezimovo Ústí gefahren, um Beneš zu fragen, was er vorhabe und was er selbst, Beneš' Meinung nach, tun solle. Hatte der Präsident womöglich einen Plan? Gab es irgendetwas, was der Aussenminister noch tun konnte, um das Ehrenwort zu halten, das er seinem Vater gegeben hatte? Dem alten Präsidenten hatten diese Fragen überhaupt nicht gefallen; er war ganz aufgebracht und wütend geworden und hatte gegenüber Masaryk geäußert, dass es ihm völlig gleichgültig sei, was er tue, dass er sich um seine eigenen Probleme kümmern solle. Die Situation sei unmöglich, kam die Antwort. Jan sagte, er könne so nicht weitermachen; er habe die Absicht, das Land zu verlassen.

Das ist zumindest eine Version von dem Treffen. Eine zweite wirft hingegen ein Licht auf eine Diskussion um Drtinas Selbstmordversuch, den Masaryk angeblich als etwas verwarf, das «ein Dienstmädchen tun würde». «Ein Selbstmord», erklärte er dem Vernehmen nach, «spricht keinen Menschen von seiner Verantwortung frei. Es ist eine sehr jämmerliche Flucht.»⁵⁶ In dieser Version ist keine Rede von einer Auseinandersetzung mit Beneš, sondern eine Andeutung von Masaryk gegenüber einem Dritten, Dr. Oskar Klinger, dass er und Klinger gemeinsam das Land verlassen könnten. Der Arzt, der Masaryk und Beneš behandelte, war die vierte Person, die bei dem Treffen vom 6. März anwesend war, neben den beiden Hauptpersonen und Frau Benešová. Die zweite Darstellung der damaligen Ereignisse erzählte Klinger dem in Tschechien geborenen englischen Journalisten Henry Brandon. Die erste, die übrigens ebenfalls von ihm stammte, gab er Davenport. Merkwürdigerweise widersprechen sich beide Versionen nicht direkt, aber sie überschneiden sich auch nicht.

Am Dienstag hatte Masaryk einen Anlass, wiederum Beneš zu besuchen. Der neu ernannte polnische Botschafter war in Prag eingetroffen und wollte sein Beglaubigungsschreiben überreichen.



Die Masaryks, Sohn und Vater

Masaryk und Clementis begleiteten ihn zu einem kurzen Treffen mit dem Präsidenten nach Sezimovo Ústí. Jan blieb zurück, um mit Beneš in dessen Arbeitszimmer zu reden. Etwa 15 Minuten später ging er vergleichsweise gut gelaunt, erzählte den Sekretärinnen Witze und liess seinen Charme spielen.

Wieder in seiner Wohnung, machte Masaryk, der immer noch an einer Bronchitis und hohem Blutdruck litt, einen zweistündigen Mittagsschlaf. Nach dem Aufwachen erledigte er Routinearbeiten und ging noch einmal den Terminplan für den nächsten Tag durch. Er sollte an der Wiedereröffnung des Parlaments und an einem Treffen der Gesellschaft der Polnisch-Tschechoslowakischen Freundschaft teilnehmen, für das er noch eine kurze Rede aufsetzen musste. Laut der Aussage seiner Sekretärin gegenüber der Polizei hatte Masaryk ausserdem vor, am selben Abend zu einem zweiwöchigen Aufenthalt in den Kurort

Grafenberg in Mähren abzureisen. Es war keine Rede davon, wie er dorthin kommen wollte.

Nachdem die Sekretärin gegangen war, brachte der Butler ein Abendessen aus Hähnchen, Kartoffeln und Salat. Als das Geschirr abgeräumt wurde, bat Masaryk darum, das Schlafzimmerfenster zu öffnen und zwei Flaschen Mineralwasser und ein Bier auf den Tisch zu stellen. «Vergessen Sie nicht», sagte er, «wecken Sie mich um 8.30 Uhr!»

In den folgenden ein oder zwei Stunden erledigte der Aussenminister weiter seinen Papierkram, füllte einen Aschenbecher mit Kippen und schrieb eine Rede mit 126 Wörtern, die folgende Zeile enthielt: «Wir ... blicken mit offenen Augen in die Zukunft.» Möglicherweise hat er noch ein wenig gelesen, denn es lagen bekannte Bücher zur Hand: *Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk* und die Bibel seines Vaters. Dann nahm er zwei Tabletten Seconal und ging ins Bett.

egen Sonnenaufgang wurde Jan Masaryks Leiche im Hof des Ministeriums gefunden, ein paar Meter von der Wand entfernt. Er war halb angezogen, sein unbedecktes Gesicht war vor Angst verzerrt. Weit über ihm stand das Badezimmerfenster offen; im Innern war der Nachttisch (der eine geladene Pistole enthielt) umgekippt. Der Inhalt des Medizinschranks war verstreut und zerschlagen; im ganzen Bad lagen Glascherben herum, ein schmutziges Kissen war in der Wanne, ein zweites unter dem Waschbecken. Die Schranktüren standen offen, genau wie die Schubladen der Garderobe. Bei einer Durchsuchung der Zimmer tauchte Masaryks frisch aufgesetzte Rede auf, mit Bleistift geschrieben, aber kein Abschiedsbrief. Einige Zeugen behaupteten, die Bibel sei geschlossen gewesen, andere, sie sei an einer vielsagenden und unterstrichenen Stelle aus den Briefen des Paulus aufgeschlagen gewesen: «Die aber Christus Jesus angehören, die haben ihr Fleisch gekreuzigt» (Galater 5,24). Eine Obduktion ergab Spuren von Farbe unter seinen Fingernägeln, einen langen Kratzer auf dem Bauch und zwei halb aufgelöste Schlaftabletten in seinem Magen. Seine Fersen waren zertrümmert und die Knochen zersplittert. Vertreter der Regierung beeilten



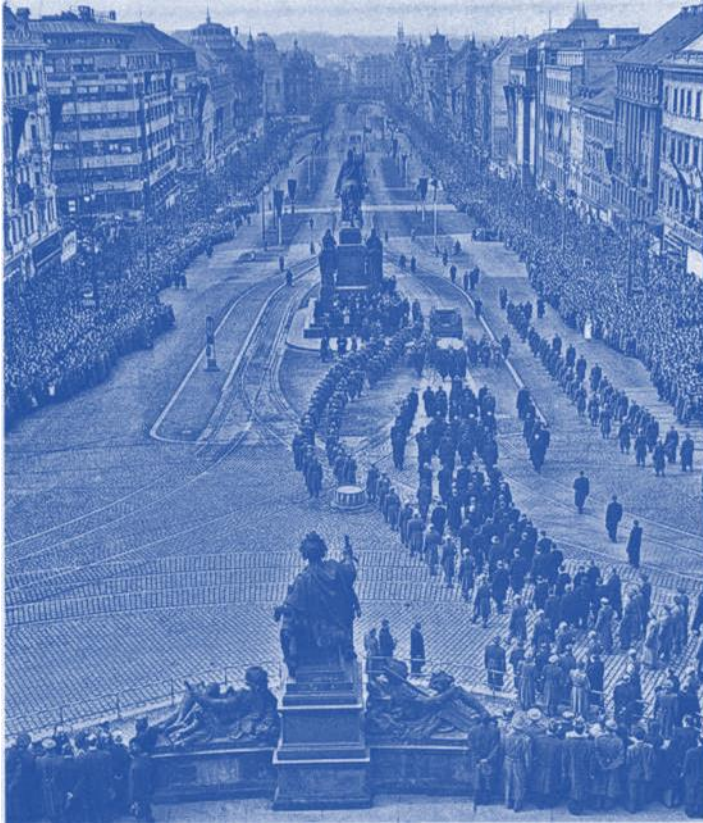
Das Bad in Masaryks Wohnung

sich, den Schauplatz abzuriegeln. Schon nach wenigen Stunden waren sämtliche Rätsel um die Ereignisse der vergangenen Nacht offenbar gelöst. Die kommunistischen Behörden erklärten, dass Jan Masaryk wegen der Kritik des Westens dazu getrieben worden sei, sich das Leben zu nehmen. Der Tod war in den frühen Morgenstunden des 10. März eingetreten.

€s war der 12. März 1948. Der Zug der Trauergäste zog sich mindestens drei Kilometer lang über den steilen Hügel bis zum Cernin Palais. Sie standen zu viert nebeneinander, Studenten und Fabrikarbeiter, Lehrer und Bauern, um ihrem Honza, dem unbezähmbaren Jan, die letzte Ehre zu erweisen. Kerzen brannten an jeder Ecke des offenen Sarges; überall standen Blumen, ebenso wie Geheimpolizisten.

13. März: Das grösste Begräbnis der Nation seit dem des Gründers Tomáš G. Masaryk. Riesige Menschenmengen versammelten sich auf den Bürgersteigen und Treppenstufen, um den Leichenzug zu sehen, wie er sich von der Höhe der Burg, über die Brücke, an Schaufenstern mit schwarzen Fahnen vorbei zum Wenzelsplatz schob, und die Stufen hinauf zum riesigen Nationalmuseum. Die Trauer der Menschen hätte kaum tiefer und aufrichtiger sein können, doch die offizielle Heuchelei sollte den Ton angeben. Die zehneinhalb Jahre zwischen den Begräbnissen von Masaryk senior und junior waren von Krieg, Besatzung, Erneuerung und Auflösung gekennzeichnet gewesen; eine Reihe von Experimenten und Übergängen, die wohin führten? Im Jahr 1937, als der alte Mann starb, war der Traum von einer demokratischen und humanen Tschechoslowakei noch lebendig gewesen; inzwischen war diese Vision zu etwas Finsterem und Kaltem verzerrt worden.

Für Klement Gottwald war die Zeremonie weniger ein feierliches Ritual, als eine Krönung. Kein Mensch im ganzen Land wagte es, auf die Ironie hinzuweisen, dass ausgerechnet er diese feierliche Veranstaltung leitete. Vielleicht hätte nur Jan geeignete Worte gefunden, denn die Kommunisten waren gekommen, um Masaryk zu rühmen und zugleich die Demokratie zu begraben. Aber es ist gut möglich, dass Gottwald nicht ganz wohl war in seiner Haut. Der Mord, wenn es denn ein



Leichenzug, 13. März 1948

Mord war, war nicht seine Tat gewesen (zumindest höchstwahrscheinlich nicht). Einen Monat zuvor hätte er um ein Haar die Stellung seiner Partei stümperhaft verspielt und Jahre der Vorbereitung zunichtegemacht. Dank der Fehler seiner Gegner und Masaryks Tod war der Weg an die Macht nunmehr vorgezeichnet – aber Gottwald war zugleich Parteichef und Untergebener. Er hatte häufig seine Ansicht geäußert, dass sich der Kommunismus durchaus mit dem tschechischen Nationalismus vereinbaren lasse und dass sein Land eine Arbeiterrevolution zu

Wege bringen werde, die sich von allen anderen unterscheidet. Bei diesen Worten war Stalin ungehalten geworden, und wenn sowjetische Agenten Masaryk ermorden und das Selbstmord nennen konnten (offiziell wegen «Schlaflosigkeit und nervlicher Zerrüttung»), konnten sie dasselbe auch mit Gottwald tun. Aber das mussten sie nicht. Wenn Moskau die Melodie vorgab, würde er nach dessen Peitsche tanzen.

Unter den anwesenden Regierungsvertretern war auch Vlado Clementis, Jan Masaryks Nachfolger im Amt des Aussenministers. Es war seine Aufgabe, bei der Grablegungszeremonie in Lány eine Rede zu halten. Clementis war einer der beiden Kabinettsminister gewesen, die man nach dem Auffinden der Leiche in Masaryks Wohnung gerufen hatte. Was war ihm wohl durch den Kopf gegangen, als er die Wohnung betrat und ein völliges Chaos vorfand? Er hatte eine Notiz gesucht und nichts gefunden ausser der Rede, die Jan vorbereitet hatte, und einigen persönlichen Andenken, die er später an Marcia Davenport schicken sollte. Was mochte er gedacht haben, als er das schmale Badezimmerfenster betrachtete, durch das sich der stämmige Sechzigjährige angeblich gezwängt hatte, statt das viel leichter zugängliche Fenster im Schlafzimmer zu wählen? Hatte der Mann sich wirklich entschieden, sein Leben mitten in der Nacht zu beenden – barfüssig und im Schlafanzug, bei dem Oberteil und Hose noch nicht mal zusammenpassten? Hatte er beschlossen, sich umzubringen, kaum zehn Tage nachdem Drtina mit furchtbaren Folgen dasselbe versucht hatte? Und wenn er den Tod gewählt hatte, warum hatte er nicht die Pistole genommen oder die Dosis Schlaftabletten vervierfacht? War Clementis womöglich wegen der Schnelligkeit und Nachlässigkeit der sogenannten Ermittlung beunruhigt? Hatte er gewisse Zweifel an der offiziellen Version der Ereignisse? Masaryks Tod hat er mit Sicherheit betrauert. Seine Vorstellung vom Kommunismus wich von jener ab, die Moskau diktierte. Das war ein Tribut an den Charakter Clementis' und ein Grund (wie wir sehen werden) für seinen eigenen Rücktritt.

Die erste Reaktion vieler Freunde und Bekannter Jans sah so aus, dass sie die Vorstellung, dass er Selbstmord begangen hatte, akzeptierten. Sie kannten die dem widersprechenden Hinweise nicht (denn nie-

mand sagte etwas darüber), aber sie wussten von Masaryks Neigung zu düsteren Stimmungen. Mein Vater erfuhr auf einer Exkursion in Jugoslawien mit einer Gruppe tschechoslowakischer Touristen von dem Tod. Er neigte aufgrund seiner letzten Begegnungen mit Jan zu der Meinung, dass es durchaus möglich war, dass ein so sehr von Sorgen gezeichneter Mann zum Selbstmord getrieben worden war. Meine Mutter war anderer Meinung; sie kannte die Abneigung ihres Freundes gegen Schmerzen und dachte, selbst wenn er beschlossen haben sollte, sich umzubringen, so hätte er es niemals auf die beschriebene Weise getan.

In seinem Bericht an Washington am Nachmittag der Tragödie mutmasste Botschafter Steinhardt, dass Jan an einer Zerreißgrenze angelangt sei und es den Kommunisten nicht gestatten wollte, den Namen seiner Familie zu missbrauchen. Er deutete an, dass der Aussenminister unter einer Depression gelitten und dass er das Grab seines Vaters aufgesucht habe, um seinen Beschluss zu erklären – oder gar um Erlaubnis zu bitten. Womöglich hoffte er, dass sein Tod als eben jener vielsagende Protest gewertet werde, den er öffentlich nie geäußert hatte. «In seiner Verzweiflung», mutmasste Steinhardt, «hat er sich allem Anschein nach dem Selbstmord zugewandt, als einzigem Weg, um seine Enttäuschung auszudrücken.»⁵⁷ Bruce Lockhart, der englische Diplomat, zu dem Davenport in London Kontakt aufnehmen sollte, vertrat eine ähnliche Meinung:

Was er [am Grab] gedacht oder empfanden haben mag, wird man nie erfahren, aber in einem bin ich mir ganz sicher. Das Wissen, dass der Geburtstag seines Vaters scheinheilig und aus rein opportunistischen Gründen von den Männern gefeiert wurde, die sein Werk zunichte machten, muss eine Qual für Jan gewesen sein, und ich halte es für wahrscheinlich, dass er in jener einsamen Nachtwache den Entschluss fasste. Ich zweifle nicht daran, dass er Fluchtpläne ausgearbeitet hatte. Ich zweifle ebenso wenig, dass er, als es Zeit zum Handeln war, die einfachere Methode vorzog.⁵⁸

An diesem Punkt ihrer langen Geschichte hatten sich die Tschechen in- zwischen an offizielle Erklärungen gewöhnt, die sie keine Sekunde lang ernst nahmen. Viele Bürger, möglicherweise die meisten, hatten den Verdacht, dass Masaryk ermordet worden war. Nicht einmal einen Monat nach dem angeblichen Selbstmord hatte auch Steinhardt seine Zweifel. «Ich kann mich nicht des Gefühls erwehren, dass an den wiederhol- ten Gerüchten ... etwas dran sein könnte», schrieb er. Vor allem wun- derte ihn das Fehlen eines Abschiedsbriefs. «Masaryk war ein begabter Schauspieler und kannte den Wert einer solchen Erklärung ganz genau. Ich glaube auch nicht, dass es jemals [eine] gab, die zurückgehalten oder vernichtet wurde, weil Masaryk zu gerissen war und genau ge- wusst hätte, was passieren würde, so dass er mit Sicherheit dafür ge- sorgt hätte, dass zumindest eine Kopie im Besitz Marcia Davenport oder meiner Wenigkeit gewesen wäre.»⁵⁹

Praktisch von dem Moment an, in dem Jan fiel, wurde der Kampf um die Rezeption seiner Person eröffnet. Die Regierung veröffentlichte einen 50-seitigen Tribut an den verstorbenen Helden und wiederholte die Theorie, dass er wegen der heftigen Kritik seitens seiner angebli- chen Freunde im Westen gesprungen sei. In England sagte Dr. Klinger, der Leibarzt von Masaryk, der *New York Times*, dass Jan ein Flugzeug organisiert habe, das sie am Morgen, seines Todes ausser Landes brin- gen sollte, damit sie gemeinsam einen neuen Feldzug gegen den Kom- munismus beginnen konnten. Für diese These sind keinerlei Beweise gefunden worden, ebenso wenig liess sich der zweite Teil von Klingers Geschichte bestätigen, dass Masaryk nämlich in eine Schiesserei ver- wickelt worden sei und vier seiner Möchtegermmörder getötet habe, be- vor er selbst das Leben verlor. Klinger hatte angeblich einen Informan- ten, einen Patienten von ihm, der behauptete, er habe in jener Nacht Särge gesehen, die man von dem Ministerium wegbrachte.

Ich persönlich glaube, dass Masaryk ermordet wurde, vermutlich von Stalins Agenten. Das kann ich nicht beweisen, und es würde mich auch nicht wundern, wenn tatsächlich einmal Beweise für das Gegenteil auftauchen würden. Aber die Sowjets hatten auf jeden Fall ein Motiv, insbesondere wenn sie vermuteten, dass Masaryk kurz vor der Flucht

stand. Möglicherweise wurden Gespräche über Ausreisepäne beleuchtet, ob über Wanzen in seiner Wohnung oder bei einem Treffen mit Beneš im Arbeitszimmer des Präsidenten.

Die Kommunisten konnten Jan nicht einfach ins Gefängnis stecken. Sie konnten ihn auch schlecht absetzen und gegenüber der Bevölkerung weiter behaupten, dass sie seine Unterstützung genossen. Ein Selbstmord, an dem man dem Westen die Schuld gab, war die ideale Lösung. Ausserdem sprechen auch das geschäftsmässige Verhalten des Aussenministers an seinem letzten Abend, das von Angst verzerrte Gesicht und die Anzeichen eines Kampfes im Schlafzimmer und im Bad, das Ausbleiben einer professionellen Untersuchung, die Eile der Regierung bei dem Urteil, das Fehlen eines Abschiedsbriefes, die halbverdauten Schlaftabletten und die Tatsache gegen einen Selbstmord, dass er sich die Zeit genommen hatte, eine Rede für den nächsten Tag aufzusetzen.

Es gibt noch einen weiteren, bislang kaum beachteten Grund, weshalb es mir schwerfällt an einen Selbstmord des Sohnes von Tomáš G. Masaryk zu glauben. In seinem ersten Buch hatte sich Masaryk senior mit dem Thema Selbstmord beschäftigt und den Freitod als ein Symptom für gesellschaftlichen und geistigen Verlust beschrieben, als Einschätzung, dass das eigene Leben sinnlos sei, als negatives Urteil über die ganze Welt. Ein derartiges Urteil könnte kaum ferner vom Vermächtnis Jans sein. Würde ein Kind, das die Ansichten seines Vaters so genau kannte, sie in einem entscheidenden Moment seines Lebens bewusst völlig missachten?

Offiziell wurde der Fall Masaryk drei Mal wiedereröffnet: im Jahr 1968, als die kommunistische Kontrolle in der Ara namens Prager Frühling gelockert wurde; im Jahr 1993 nach der Rückkehr der Demokratie (über Václav Havel und die Samtene Revolution) und im Jahr 2003. Die ersten beiden Untersuchungen gelangten zu keinem endgültigen Urteil; in der dritten entschied der Staatsanwalt, dass Masaryk ermordet worden war, und zwar in erster Linie aufgrund eines Expertengutachtens zu der Position, in der man die Leiche aufgefunden hatte. Die Ermittler ar-

gumentierten, dass der Aussenminister mit Sicherheit hinuntergestossen worden war; allerdings gelangten sie zu keiner Schlussfolgerung, wer denn gestossen haben könnte.

Bei Tomáš G. Masaryks Begräbnis hatte Beneš die Hauptrede gehalten. Bei Jans weigerte er sich, eine Rede zu halten. Er wollte das Podium nicht mit Gottwald teilen und hatte erst in letzter Minute die Teilnahme zugesagt. In einen dicken Mantel gewickelt, sass er eingesunken neben Hana.

Nach der Zeremonie verliess Beneš sein Gut in Sezimovo Ústí nur noch ein Mal im April, zur Feier des 600. Jahrestags der Gründung der Karls-Universität. Dort bot er ein letztes Mal seine ganze Eloquenz auf zur Unterstützung der Freiheit von «Glauben, Wissenschaft, Denken und Berufung ... die auf dem Respekt des Menschen für den Menschen beruhen».⁶⁰ Erst im Juni erklärte er offiziell seinen Rücktritt. Er war beim Ausscheiden aus dem Amt vier Jahre jünger als T.G. Masaryk beim Amtsantritt. Sein Nachfolger wurde, wer hätte es gedacht, Gottwald, dem Beneš (aus einem Übermass an Höflichkeit oder gar Angst) ein Glückwunschtelegramm schickte.

In den letzten Monaten war der Kreis aus Beratern und Freunden, der lange Zeit Beneš zur Seite gestanden hatte, geschrumpft. Neben den Ärzten blieb ihm die stets treue Hana, ein Sekretär und mutige Besucher, die sich auch von bis an die Zähne bewaffneten, kommunistischen Wachen nicht abschrecken liessen. Der erschöpfte Ex-Präsident spazierte, da er keine Freizeitbeschäftigung hatte, durch den Garten oder sass in Gedanken versunken an seinem Schreibtisch, ohne Unterlagen vor sich zu haben. Manchmal hörte er sich die Sendungen von Voice of America an, aber Hana bestand darauf, dass er das nur im ersten Stock tat, wo seine Sicherheitsleute nicht mithören konnten. Die Politik hatte sein Leben ausgefüllt, aber jetzt lief seine Zeit ab.

Allerdings legte Beneš immer noch Wert auf seinen Ruf. Aus dem Exil hatten Ripka und andere demokratische Minister rasch ihre Version der Ereignisse vom Februar erzählt und gaben dem Präsidenten die Schuld daran, dass er ihre Rücktritte akzeptiert hatte, dass er Gott-

wald nicht verhaften liess und die Kontrolle über das Militär und die Polizei verlor. Vor allem aber kritisierten sie ihn, weil er das Schicksal der Nation in die Hände der Sowjets gelegt hatte.

Am 19. August mobilisierte Beneš seine letzten Kraftreserven, um sich zu wehren, und sagte einem Interviewer:

Sie werfen mir vor, dass ich sie enttäuscht hätte. Aber ich werfe ihnen vor, dass sie mich enttäuscht hatten.... Als Gottwald den Altstädter Ring mit bewaffneten, blutrünstigen Milizen gefällt hatte, erwartete ich eine Gegenkundgebung auf dem Wenzelsplatz.... Ich glaubte, dass die Demonstration unbewaffneter Studenten ein Signal zu einem allgemeinen Aufstand sei. Als jedoch kein Mensch etwas unternahm, konnte ich es Gottwalds Horden, die sehnstüchtig auf einen Kampf warteten, nicht gestatten, ein Blutbad unter der wehrlosen Prager Bevölkerung anzurichten.⁶¹

Zum Zeitpunkt dieses Gesprächs hatte Beneš noch Hoffnung, aus der Isolation von Sezimovo Ústí auszubrechen; er hatte mit Hana über einen Umzug in die Hauptstadt gesprochen, in die Nähe des Ausenministeriums, das er so viele Jahre geleitet hatte. Aber einen Tag nach dem Interview verschlechterte sich sein Gesundheitszustand rapide. Ein paar Tage lang brachte er keinen Ton hervor, erholte sich dann wieder eine Weile und wurde wiederum allmählich schwächer. Er fiel in ein Koma und tat am 3. September 1948 seinen letzten Atemzug.

Beneš besass weder den intellektuellen Rang Tomáš G. Masaryks noch Jans unbeschwerte Art im Umgang mit Menschen. Er war kein Kriegsheld, geschweige denn ein begnadeter Politiker. Mein Vater zählte vor allem in seinem letzten Buch (über die Bedeutung der tschechoslowakischen Geschichte) zu jenen, die ihm zum Vorwurf machten, dass er nach München nicht gekämpft und dass er nicht geschickter gegen die Kommunisten agiert hatte. Aber in meinen Augen hängt viel davon ab, welche Messlatte man anlegt.

Wer einen zweiten T.G. Masaryk erwartet hatte, war gewiss zu Recht enttäuscht; daran gemessen erfüllte er sicher nicht die Erwartungen. Er war zu sehr Anwalt und Analytiker, der sich bemühte, die Ereignisse zu taxieren, während ihm die Kühnheit und die Ausstrahlung fehlten, sie zu gestalten. Er agierte konsequent innerhalb der Grenzen der demokratischen und humanistischen Werte, die Masaryk verfochten hatte, wehrte sich aber selten gegen die Strömung der öffentlichen Meinung. Wenn die Mehrheit die Deutschen und Ungarn aus dem Land vertreiben wollte, dann stellte er sich an die Spitze des Unterfangens. Wenn die Menschen sich zum Sozialismus hingezogen fühlten, plädierte er für eine Verstaatlichung der Wirtschaft. Wenn es allgemeiner Konsens war, dass Stalin ihr Befreier war, sei's drum. Die öffentliche Meinung war eine Tatsache, eine von vielen, die Beneš berücksichtigte, wenn er seinen nächsten Schritt berechnete. Und wenn er sich einmal der öffentlichen Meinung entgegenstellte, dann wollte er die brodelnden Leidenschaften abkühlen, wie etwa nach München, als dieser tschechische Sancho Pansa versuchte, sein Land vor einer selbstmörderischen Antwort nach dem Muster Don Quichottes zu bewahren.

Tomáš G. Masaryk hingegen war einer der wenigen Führer, die lehrten, während sie führten. Schon als relativ junger Mann entlarvte er patriotische, aber gefälschte Dokumente, bekämpfte den Antisemitismus, sprach sich für Frauenrechte aus, forderte das Gesundheitswesen und hob die Verantwortung demokratischer Bürger hervor. Er appellierte instinktiv an den Anstand seiner Zuhörer, trachtete nicht danach zu beweisen, wie scharfsinnig er war, sondern wollte in denen, die sich die Mühe machten, ihm zuzuhören, die besten Eigenschaften fördern. Jahrzehnte später sollte Václav Havel genauso handeln, als er sich als Präsident bemühte, die tiefen Wunden zu heilen, die immer noch zwischen der tschechischen und deutschen Bevölkerung klafften, und die öffentliche Debatte auf die Ebene einer Diskussion über ethisches Verhalten und beiderseitige Verantwortung anzuheben. Unter dem Strich war Beneš keine so Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit wie Tomáš G. Masaryk und ein nicht so überzeugender moralischer Schiedsrichter wie Havel. Was die Kritikpunkte angeht, so verurteilen diese ihn kaum.

Gemessen an den anderen europäischen Staatschefs seiner Zeit, insbesondere mit Blick auf seine Gesundheitsprobleme gegen Ende seines Lebens, war Edvard Beneš ein Mann von bleibender Bedeutung. Zu Beginn seiner Laufbahn war er mit seinem diplomatischen Geschick massgeblich an der Gründung der Tschechoslowakischen Republik beteiligt und trug erheblich zum Erfolg des alten Masaryk und zu dessen Ansehen bei. Als Präsident vollbrachte er ein wahres Wunder, indem er die Exilregierung zusammenhielt und ihre Ziele verwirklichte. Nach dem Krieg verschaffte er dem Land eine grössere Chance als anderen Staaten der Region, die Freiheit zu erhalten. In den späteren Jahren konnte sich allenfalls Jan Masaryk hinsichtlich Popularität mit ihm messen, aber der (etwas) jüngere Mann wäre kein guter Präsident geworden. Er war ein launischer, sprunghafter, mitfühlender Spassvogel, der niemals etwas so ernst nahm wie Beneš. Jan Masaryk ergänzte seinen Vorgesetzten; er hätte ihn nicht ersetzen können.

Zwischen 1937 und 1948 hatte es das Duo Beneš und Masaryk erst mit Hitler und Ribbentrop, dann mit Stalin und Molotow zu tun. Aus dem Verlauf der Geschichte lernen wir, dass sich in beiden Fällen das mächtigere Duo durchgesetzt hatte – zumindest eine Zeitlang; doch das Urteil der Geschichte lässt darauf schliessen, dass Beneš und Masaryk genau jene Führer waren, die wir eventuell gerne wiedererleben würden.

Als meine Eltern zu Masaryks Begräbnis nach Prag zurückkehrten, begrüssté Dáša sie dort. Im Hotel meiner Eltern erfuhr sie, dass unsere Familie in Kürze Jugoslawien verlassen würde, weil mein Vater eine neue Stelle antrat. Vielleicht würden wir nach London

zurückkehren; ob sie denn mit uns kommen wolle? Meine Cousine war hin und her gerissen. Die Grosstante, bei der sie nach unserer Abreise nach Belgrad geblieben war, war selbst ausgereist – zu Angehörigen in England. Dáša war anschliessend bei ihrer Tante Krista «untergebracht» worden, von der sie nicht allzu begeistert war. Wie bei den Nazis Jahre zuvor, wusste niemand im Voraus, wie das Leben in einer kommunistisch regierten Tschechoslowakei aussehen würde. Der Kalte Krieg hatte (von George Orwell) inzwischen seinen Namen erhalten,

und Walter Lippmann hatte bereits ein Buch darüber geschrieben, aber wie sich das Leben hinter dem Eisernen Vorhang gestalten würde, war alles andere als festgelegt. Dáša hatte einen Freund, Vladimir Sima, und wollte ihr Studium an der Karls-Universität abschliessen. Die inzwischen Zwanzigjährige beschloss, in Prag zu bleiben.

Leider sollte ihr Leben, wie das vieler anderer Menschen, von der Politik aus dem Gleis geworfen werden. Im Januar 1949 wurde sie von Sicherheitsbeamten vorgeladen, um sie zu den Aktivitäten meines Vaters und zu ihren eigenen Ansichten zur Revolution des Volkes zu vernehmen. Ihre Versicherung, sich nicht für Politik zu interessieren, reichte nicht aus, um sie davor zu bewahren, dass ihre Tante sie aus dem Haus jagte und de facto enteignete. Meine Cousine nannte sie später «ein kommunistisches Biest». Dáša war so aufgelöst, dass sie zur Wohnung ihres Verlobten ging und ihr Studienbuch mit allen ihren Ausweispapieren ins Feuer warf – aus dem ihre künftige Schwiegermutter sie mit knapper Not retten konnte.

Dáša und Vladimir heirateten; sie wurde Buchhalterin, Übersetzerin und Journalistin, und er Bauingenieur beim Militär. Sie hatten kein leichtes Leben, aber sie gründeten eine eigene Familie und schlugen sich durch. Meine Mutter versuchte, ihnen nach Kräften zu helfen, indem sie ihnen die Besitzurkunde für das Grundstück ihrer Eltern schickte. Es wurde später verkauft, um Geld aufzutreiben. Ich finde es rührend, dass Dášas Enkelkinder aus Respekt für ihr eigenes Vermächtnis ein besonderes Engagement für junge Flüchtlinge aus Bosnien, dem Kaukasus und Asien entwickelt haben.

Vor der Abreise aus Prag traf sich mein Vater mit Clementis, um sicherzugehen, dass das Angebot der Regierung, einen Posten bei der UNO zu übernehmen, noch galt. Anschliessend kehrten meine Eltern nach Belgrad zurück, wo die Wogen noch immer hochschlugen. Gerade als die Kommunisten den Sieg in der Tschechoslowakei feierten, machten sich in Jugoslawien erste Anzeichen für ein Ausscheren bemerkbar. Tito hatte ein überdimensioniertes Selbstbewusstsein und konnte es überhaupt nicht leiden, wenn ihm jemand vorschrieb, was er zu tun hatte – nicht einmal Stalin. US-Regierungsvertreter waren sich

nicht über das Ausmass seines Zorns im Klaren, bis meine Mutter bei der Familie von Andrija Hebrang, einem prominenten, lokalen Politiker mit guten Kontakten nach Moskau, einen Abschiedsbesuch machen wollte. Sie kam zu einem verlassenem Haus, nur das eingeschüchterte Dienstmädchen war noch da und erzählte, dass die ganze Familie verhaftet worden sei. Offenbar war Tito zu der Überzeugung gelangt, dass die Sowjets Hebrang als seinen Nachfolger aufbauten – und das wollte er auf keinen Fall dulden. Die US-Botschaft nahm einen Bericht über den Hausbesuch meiner Mutter in ein streng geheimes Telegramm nach Washington auf. Einen Monat später wurde Jugoslawien aus dem sowjetischen Block ausgeschlossen, und die historische Rivalität zwischen Stalin und Tito zeigte sich ganz offen.

Ich sah meine Familie erst im Mai 1948 wieder, als sie in die Schweiz kamen, weil mein Vater sich in Genf mit UN-Vertretern treffen wollte. Der Rest fuhr mit ihm. Die Reise selbst verlief zwar unspektakulär, aber wir sahen uns gerne die Pfauenparade vor dem europäischen Sitz der Organisation an. Kathy machte dank meiner Wenigkeit Bekanntschaft mit Kaugummis. Das war für sie mit Sicherheit der Höhepunkt der Reise.

Nach Genf und unserem Treffen mit den Pfauen kehrte mein Vater nach Belgrad zurück, während ich in Chexbres blieb, um die Schule zu beenden, und meine Mutter, Kathy und John nach London fuhren. Als ich zu ihnen stiess, zogen wir in eine dunkle Kellerwohnung um, die nur deshalb etwas Besonderes war, weil die Badewanne in der Küche stand. Davor war meine Familie Gast Eduard Goldstückers gewesen, des Akademikers, mit dem wir zuvor in Walton-on-Thames zusammengelebt hatten und der seither an der Botschaft unseres Landes zur Nummer zwei aufgestiegen war. Als Kommunist fiel seine Reaktion auf die Februar-Ereignisse naturgemäss weit positiver aus als die meiner Eltern. Für ihn bedeutete der Wechsel an der Führung eine Chance zu beweisen, dass die Ideologie, an die er glaubte, ihr Versprechen der sozialen Gerechtigkeit auch einlösen konnte. Für seine Loyalität wurde er schon bald mit einem Posten belohnt, den er sich sehnlich wünschte: Botschafter in dem neu geschaffenen Staat Israel. Eine Zeitlang pfleg-



Die Autorin, mit zehn Jahren, in der Schweiz

ten die beiden Länder freundschaftliche Beziehungen; Israel brauchte Waffen und Ausbilder, insbesondere für die ganz junge Luftwaffe; die Tschechoslowakei lieferte ihnen beides bereitwillig und zu einem angemessenen Preis. Die Freundschaft ging jedoch in die Brüche, als Israels Politiker sich weigerten, die strategischen Interessen ihrer Nation nach denen Moskaus auszurichten.

Tragischerweise verliefen die Schicksale sowohl von Clementis als auch von Goldstücker nicht so, wie sie sich das erträumt hatten. Beide gerieten in das Netz der stalinistischen Schauprozesse, welche Anfang der fünfziger Jahre in der Tschechoslowakei Angst und Schrecken verbreiteten. Moskau wollte unbedingt verhindern, dass seine mitteleuropäischen Satelliten Titos unabhängigen Kurs nachahmten. Zu diesem Zweck wurden die Regierungen Ungarns, Rumäniens und der Tschechoslowakei gedrängt, an ausgewählten Regierungsvertretern ein Exempel zu statuieren, ob sie sich nun einer revisionistischen Denkweise schuldig gemacht hatten oder nicht. Gottwald, der fürchtete, selbst zum Opfer zu werden, kooperierte bereitwillig und lieferte über ein Dutzend seiner Kollegen ans Messer, darunter auch Clementis, der

verhaftet und später gehängt wurde, und Goldstücker, der zu lebenslanger Haft verurteilt wurde.* Die jeweiligen Anklagen variierten in etlichen Punkten, aber generell wurde unterstellt, dass die Verdächtigen sich verschworen hätten, den Kommunismus an den Westen zu verraten.

Diese Zeitspanne war ferner von einer hektischen Tätigkeit seitens der Geheimpolizei geprägt, deren junge Ermittler von den Sowjets gedrängt wurden, wo immer sie konnten Verschwörungen aufzudecken – insbesondere bei Männern und Frauen, die im Krieg für die Exilgemeinde mit Sitz in London tätig gewesen waren. Nach der neuen Logik war jeder, der den Westen als wahren Verbündeten im Kampf gegen Hitler betrachtet hatte, als ein Verräter am Proletariat einzustufen. Entweder war ein Mensch Kommunist oder Spion; Neutrale gab es nicht. Unter den Anhängern Beneš', gegen die in Abwesenheit und ausführlich ermittelt wurde, war auch Josef Korbel – eine ehrenvolle Auszeichnung.

Gottwalds Zeit an der Spitze der Machtpyramide in Prag war kurz, weil sich die Rolle als sowjetische Marionette als sehr kräftezehrend entpuppte. Im März 1953, einige Tage nach der Teilnahme an Stalins Begegnung in Moskau starb er infolge einer Herzkrankheit und seines jahrzehntelangen Alkoholkonsums an einer geplatzten Arterie. Es lohnt sich allerdings die Geschichte seiner Ruhestätte zu erzählen, weil sie einiges über die vielschichtig verwobene tschechische Geschichte aussagt.

* Bei seiner Entlassung im Jahr 1955 war Goldstücker, nach den Worten eines Freundes, «so klein und dünn, dass er wie ein kleiner Junge aussah». Unerschrocken nahm er seine akademische Laufbahn wieder auf Als Vorsitzender des Schriftstellerverbands setzte er sich erfolgreich dafür ein, dass Franz Kafka geehrt werden musste, statt ihn als «dekadenten bourgeoisen» Schriftsteller zu verurteilen. Er war auch am Prager Frühling massgeblich beteiligt. Ich erneuerte meine Bekanntschaft mit dem ehemaligen Botschafter Anfang der siebziger Jahre, als ich ihn in England für meine Dissertation interviewte. Bis zu seinem Tod anno 2000 im Alter von 87 Jahren verteidigte Goldstücker weiterhin die kommunistischen Überzeugungen und argumentierte, die Grundsätze seien richtig, auch wenn die Umsetzung falsch sei.

Im 19. Jahrhundert wollten tschechische Protestanten neben den anderen wichtigen Denkmälern der Stadt eine Statue des einäugigen Hussitengenerals Jan Žižka aufstellen. Das 1882 konzipierte Projekt wurde von Katholiken verzögert, die keine Lust hatten, einen Helden der Protestanten zu ehren – und von Kubišten, die ein abstrakteres Design als das übliche Reiterstandbild befürworteten. Als im Jahr 1913 eine Ausschreibung veranstaltet wurde, setzte man gleich drei Künstler auf den zweiten Platz, aber keinen auf den ersten. Am Ende wurde ein hervorragender Bildhauer der Schule Rodins ausgewählt und begann mit der Arbeit an der bei Vollendung grössten Bronzestatue der Welt: 9 Meter hoch und 16,5 Tonnen schwer. Deren Errichtung wurde wenig später gestoppt, weil die tschechischen Gesetzgeber der Meinung waren, Žižkas Pferd sehe verdächtig österreichisch aus und weil hohe Kirchendiener der Meinung waren, der General sollte mit einer Bibel in der Hand, statt mit einem Schwert dargestellt werden. Zu der Zeit, als der Bildhauer die Gussform vollendet hatte, waren die Deutschen im Land, einmarschiert und fingen an, nach dem Werk zu suchen. Eilends wurde die Form zerlegt und an verschiedenen Orten in ganz Prag versteckt.

Nach dem Krieg wurde die Form endlich wieder vereint und die Statue am 14. Juli 1950 eingeweiht. Weil das Land mittlerweile eine kommunistische Regierung hatte, musste der Aufstand der Hussiten nunmehr zu einer frühen Manifestation des säkularen Klassenkampfes umgedichtet werden, wobei Žižka als der erste Marxist gefeiert wurde. Entsprechende Flachreliefs zum Ruhme des Proletariats wurden hinzugefügt. Seinen Anhängern schien es folglich nur recht und billig, Gottwalds Überreste in dem Mausoleum hinter Žižkas Statue beizusetzen – wo die beiden miteinander kommunizieren konnten, von Volksheld zu Volksheld. Mit der Einbalsamierung des Leichnams wurden jedoch Amateure beauftragt. Schon nach einem Jahrzehnt musste der verwesende Leichnam entfernt und verbrannt werden. Der Posten meines Vaters bei der UNO war keine dauerhafte Stelle, auch wenn der anhaltende Streit um Kaschmir, der sechs Jahrzehnte später immer noch nicht geklärt ist, eventuell diesen Eindruck erweckt hatte. Die Kommission hatte man im Januar ins Leben gerufen, und die ersten drei Mitglieder

Czech Diplomat Asks For Sanctuary in U. S.

Special to THE NEW YORK TIMES.

**LAKE SUCCESS, Feb. 14—
Dr. Josef Korbela, the diplomat
who was dismissed by the Czech-
oslovak Communist regime from
his job on the United Nations
Kashmir Commission, asked the
United States today to give po-
litical asylum to himself and his
family.**

wurden im folgenden Monat ausgewählt. Zwei weitere kamen im April hinzu; im Juli reiste das vollständige Gremium, mit meinem Vater als Vorsitzendem, nach Pakistan. Die Mitglieder pendelten während des grössten Teils des Sommers zwischen den beiden Kontrahenten Pakistan und Indien hin und her.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1948 schrieb mein Vater uns immer wieder muntere Briefe über die exotische Landschaft und die Tierwelt auf dem Subkontinent, darunter auch Affen, die sich bis in sein Hotelzimmer wagten. Er war sich jedoch im Klaren, dass seine Tage gezählt waren. Das tschechoslowakische Aussenministerium hatte den starken Verdacht (das geht aus unlängst frei gegebenen Unterlagen der Geheimpolizei hervor), dass er nicht die Absicht hatte, nach Prag zurückzukehren. Aber er hatte auch drei kleine Kinder und kaum eigenes Vermögen angehäuft. Es lag nahe, dass sich seine Zukunftspläne Amerika zuwandten, wo die Vereinten Nationen ihren Sitz hatten und wo sich mehr Möglichkeiten als in irgendeinem anderen Land boten. Am Ende des Jahres sollte die Kommission in New York ihren Bericht vorlegen. Er wollte die Gelegenheit nutzen, um sich zu erkundigen, ob eventuell eine geeignete Stelle im UN-Sekretariat zur Verfügung stehe. Ausserdem wollte er dort ein Treffen mit seiner Familie arrangieren.

Am Abend des 5. November brachen meine Mutter, Kathy, John und ich nach Southampton auf, wo wir an Bord der *SS America* gingen

und den Ärmelkanal nach Frankreich überquerten. Dort blieben wir über Nacht. Am nächsten Morgen setzten wir nach dem Frühstück unsere Reise nach Westen fort, der Sonne entgegen. Von der Freiheitsstatue begrüsst, kamen wir einige Tage später kurz nach 10 Uhr an; es war der n. November, der Waffenstillstandstag des Ersten Weltkriegs. Kurz vor Weihnachten stiess mein Vater zu uns, nachdem er den Atlantik an Bord der *Queen Mary* überquert hatte. Seine Hoffnung auf eine Stelle bei den Vereinten Nationen erfüllte sich zwar nicht, aber sein Gesuch, unserer Familie Asyl zu gewähren, wurde von den amerikanischen und britischen Diplomaten, die ihn kannten, und von demokratischen Exiltschechen, mit denen er in Kriegs- und Friedenszeiten zusammengearbeitet hatte, stark befürwortet. Mehrere Monate lang warteten meine Eltern angespannt; der Antrag wurde am 1. Juni 1949 gebilligt. Damit begannen die weiteren Abenteuer meiner Familie – in dem Land, das Antonin Dvorak in seiner berühmten Symphonie die Neue Welt nannte.

DAS NÄCHSTE KAPITEL

Kaum eine Empfindung wird häufiger geäußert als Dankbarkeit für die Opfer, die frühere Generationen gebracht haben. Nun, dann soll es so sein, Originalität ist nicht alles. Ich stehe tatsächlich tief in der Schuld meiner Eltern für die Liebe und den Schutz, die sie mir gaben, und für das Vermächtnis, das ich empfang – darunter ein Engagement für die Freiheit und die Erkenntnis, dass deren Andauern nicht als gegeben angesehen werden kann. Darüber hinaus bin ich für das Vorbild meines Vaters dankbar; ohne ihn hätte ich niemals den Eifer für die Politik entwickelt, der mich zeit meines Lebens antrieb, geschweige denn das Selbstvertrauen, darauf zu bestehen, dass meine Stimme Gehör findet. Wie inzwischen deutlich geworden sein sollte, war er kein Mensch, der sich damit begnügte, im Lehnstuhl sitzend über die Weltpolitik zu lesen. Er hatte den Wunsch, jedes einzelne Detail zu kennen, in die Motive der Staatschefs und Länder einzutauchen, ihre Geschichte zu lernen, die Meinungen aller Menschen zu sammeln, denen er begegnete, und nach Lösungen zu suchen, die seinem hohen Standard entsprachen. Viele Kinder lehnen sich gegen ihre Eltern auf; ich wollte meinen Vater stolz machen und so handeln, wie er unter vergleichbaren Umständen gehandelt hätte – sei es als Diplomat, Lehrer oder Bürger.

Nach unserer Ankunft in den Vereinigten Staaten begann mein Vater eine zweite Karriere als Professor an der University of Denver, wo das Institut für internationale Politik heute seinen Namen trägt. Nach seinem Tod im Jahr 1977 veröffentlichte das Institut einen Gedenkband mit Aufsätzen zur tschechoslowakischen Geschichte. Der Band enthält Beiträge von ehemaligen Schülern, die Professor Korbels «Leidenschaft für die Lehre [und] Hingabe für die Wahrheit» anpriesen.⁶² Im Jahr 2011 ehrte ihn auch das tschechische Außenministerium, in die-

sem Fall mit einem Film mit dem übersetzten Titel: *Der Mann mit der Pfeife. Eine Dokumentation über das Leben Josef Korbels*.

Der Film feierte im Herbst 2011 Premiere, als ich mich zur Einweihung einer Statue Woodrow Wilsons in Prag aufhielt. Eine ältere, in den zwanziger Jahren angefertigte Statue hatte vor dem Bahnhof gestanden, bis sie auf Befehl Reinhard Heydrichs zerstört wurde. Die neue hat mit einem vergleichbaren Denkmal für Tomáš Masaryk in Washington, D.C., ein Gegenstück, das ein Licht auf die tiefen historischen Bande wirft, die Tschechen und Slowaken mit den Vereinigten Staaten verbinden, ein Band, das auch Teil meines Vermächtnisses ist. Jahrelang rief meine Mutter am 4. Juli an und fragte, ob wir uns die Paraden und das Feuerwerk ansehen und patriotische Lieder singen würden. Sie war der Beweis (genau wie ihre Kinder und Millionen anderer Einwanderer), dass die Vaterlandsliebe von einem Land zu einem anderen übergreifen kann. In dem Dokumentarfilm berichtet mein Bruder, dass meine Mutter, obwohl mein Vater als der Intellektuelle und sie als die Temperamentvolle galt, von den beiden häufig die vernünftigere war. Letztlich vermissen wir sie, weil wir sie geliebt haben, beide gleich und für immer.

Ich stehe tief in der Schuld all jener, die mir halfen, mehr über meine Familie und ihre Erlebnisse in Erfahrung zu bringen. Während des Holocaust entstanden viele bewegende Darstellungen von Überlebenden – sei es im Konzentrationslager oder im Versteck. Dazu kommen die Tagebücher all jener, die selbst nicht überlebten. Die Geschichten sind zwar alle für sich genommen wichtig, darüber hinaus aber vermitteln sie uns eine bessere Vorstellung von den Geschichten, die wir niemals hören werden, die Geschichten all jener, die nicht die nötigen Mittel, Kraft oder Gelegenheit hatten, ihre Gedanken zu Papier zu bringen. Die Angehörigen meiner Familie, die durch die Kugel oder das Gas oder Krankheiten ermordet wurden, hinterliessen nur einen kleinen Stapel Briefe. Dieses Buch habe ich nicht zuletzt deshalb geschrieben, weil ich mehr erfahren wollte. Aus diesem Grund danke ich den bemerkenswerten Menschen, die gemeinsam mit meinen Angehörigen in Theresienstadt lebten, und den vielen, die es sich seither zur Aufgabe gemacht

haben, die Toten zu ehren. Das Andenken ist das Mindeste, das wir ihnen schulden.

Wenn ich auf die Geschichten zurückblicke, die diese Seiten füllen, bin selbst ich von dem Ausmass unserer Schuld gegenüber den Männern und Frauen beeindruckt, die im Zweiten Weltkrieg gekämpft und gesiegt haben und die Einrichtungen geschaffen haben, die den Kommunismus eindämmten und letztlich besiegten. An erster Stelle ist hier der Nordatlantikpakt (NATO) zu nennen, dessen Ursprünge sich direkt bis zum Sturz Jan Masaryks aus dem Fenster des Aussenministeriums in der Nacht des 9. März 1948 zurückverfolgen lassen. Sein Tod löschte den letzten Rest von Hoffnung aus, dass eine Zusammenarbeit zwischen der Sowjetunion und dem Westen, die im Krieg so wichtig gewesen war, selbst in verwässerter Form weiterhin Bestand haben würde. Der europäische Winter, der mit Hitlers Besetzung von Prag begann, brach ein Jahrzehnt später mit dem Verlust des Lieblingssohns der Demokratie erneut aus. Heute wissen wir, was damals «hinter den sieben Bergen» lag. Die NATO sollte sich ihrer Aufgaben würdig erweisen; der Westen blieb standhaft; und der Eiserner Vorhang sollte eines Tages von beiden Seiten durch eine Revolution zerrissen werden, die Polen innerhalb von zehn Tagen, Ungarn in zehn Monaten, Ostdeutschland in zehn Wochen, die Tschechoslowakei in zehn Tagen und Rumänien in zehn Stunden befreite.⁶³ Während meines Lebens hat Mitteleuropa zwei Mal die Freiheit verloren und danach wieder zurückgewonnen; das ist ein Grund zum Feiern – und zur Wachsamkeit. Die Aufgabe der NATO ist noch längst nicht erledigt.

erglichen mit unseren Eltern und Grosseltern, leben wir dennoch in einer völlig veränderten Welt. Zum grossen Teil dank der Technologie sind die Mittel der Diplomatie revolutioniert worden, der geopolitische Schwerpunkt hat sich vom Westen nach Osten und Süden verlagert, und neue Bedrohungen der internationalen Sicherheit sind entstanden. Zum Glück hat sich die Rolle unseres Hauptgegners im Zweiten Weltkrieg grundlegend gewandelt. In den Jahrzehnten nach Hitler richtete das deutsche Volk sein Land in hervorragender Weise zu neuer Grösse auf, als ein Bollwerk der Demokratie, als guter Nachbar und als

Vorbild beim Schutz der Menschenrechte. Es ist eine Ironie unserer Zeit, dass die Vereinigten Staaten heute ihren Verbündeten in Berlin auffordern, auf dem internationalen Parkett bestimmter aufzutreten, nicht zurückhaltender. Und es ist eine weitere Ironie, dass im Jahr 2011, zum 72. Jahrestag der deutschen Invasion in Prag, der Botschafter des Landes anrief und fragte, ob ich eine Auszeichnung (das Bundesverdienstkreuz) für meine Leistungen im Namen der amerikanisch-deutschen Beziehungen akzeptieren würde. Ich sagte: «Ja, natürlich, es wäre mir eine Ehre», und dachte bei mir, dass inzwischen selbst meine Mutter dies guthießen würde.

Die Partnerschaft zwischen Tschechen und Slowaken überstand heisse wie kalte Kriege, aber am 31. Dezember 1992 trennten sich die beiden friedlich in der sogenannten Samtenen Scheidung. Wie meine Eltern hatte ich immer den Gedanken einer vereinten Tschechoslowakei befürwortet, aber vielleicht hatte es niemals sein sollen. Die Mehrheit der Slowaken sehnte sich wirklich nach einem eigenen Staat – ein Gefühl, das tschechische Nationalisten zwar bedauern mögen, wofür sie aber eigentlich Verständnis haben müssten.

Das soll nicht heissen, dass die neue Ära völlig frei von Nachklängen der alten wäre. Wir haben unsere Lektionen des Zweiten Weltkrieges und seines Nachspiels bestenfalls unvollständig gelernt. Kleinere Irritationen lassen häufig genug mittelalterliche Ressentiments im Zusammenhang mit den slawischen Völkern und ihren Nachbarn oder zwischen Ost und West Wiederaufleben. In Moskau haben die Behörden durchgesetzt, dass gestürzte Stalin-Denkmäler ersetzt werden und dass den Schülern und Studenten eine sogenannte «positive Geschichte» beigebracht wird, sprich: eine rein russozentrische Version historischer Wendepunkte. Diese Doktrin verbreitet etwa die Vorstellung, dass Stalin praktisch im Alleingang den Zweiten Weltkrieg gewann, während britische und amerikanische Führer feige versucht hätten, Hitler für einen Separatfrieden zu gewinnen. Kaum eine Entscheidung hat sich als schädlicher für die Zukunft erwiesen, als den Kindern beizubringen, die Vergangenheit zu verabscheuen. In Europa wird die Politik noch heute von extremistischen, teils offen antisemitischen, teils

antimuslimischen Parteien beschmutzt, welche die nationale Identität höher als das Engagement für demokratische Werte stellen. Linke Parteien halten sich ebenfalls immer noch: in der Tschechischen Republik sind die Kommunisten die drittgrösste Partei, in Russland die zweitgrösste.

Die Menschen in allen Ländern, auch in den Vereinigten Staaten, neigen immer noch dazu, Klischeevorstellungen zu akzeptieren. Bereitwillig glauben sie tendenziell das, was sie glauben wollen (etwa hinsichtlich der globalen Erwärmung), und warten ängstlich ab, bis andere die Führung übernehmen – versuchen damit vergeblich, sowohl die Verantwortung als auch jedes Risiko zu vermeiden. Wenn in einem fernen Land Schwierigkeiten auftreten, verstecken wir uns immer noch gerne hinter dem Prinzip der nationalen Souveränität, «kümmern uns um die eigenen Angelegenheiten», wenn es uns in den Kram passt, und stellen uns die Demokratie wie einen Sommeranzug vor, den man bei schönem Wetter trägt, aber im Schrank lässt, wenn Gewitterwolken drohen.

Genau wie extremer Nationalismus, Scheinheiligkeit und Rassismus weiterhin Bestandteil des heutigen Lebens sind, trifft das auch auf Folter, ethnische Säuberungen und Völkermord zu. In einer der unzähligen Kisten in meiner Garage stiess ich auf ein Zitat, das Otokar Brezina, einem mährischen Dichter des 19. Jahrhunderts, zugeschrieben wird: «Es ist nicht länger möglich», versicherte er, «die eigenen Brüder ungehört zu morden. Irgendjemand wird immer den Todeschrei hören und ihn von Mund zu Mund durch das ganze Land weiter-eilen lassen, wie ein Sturmwind, der das heilige Feuer zu einer Flamme entfacht.» Inzwischen können die Meldungen eines Völkermordes zwar den Wind überholen, und dennoch kann es versäumt werden, rechtzeitig Aktionen einzuleiten, um Menschenleben zu retten. Menschen mit den besten Absichten versuchen seit Generationen, eine wirk-same Garantie gegen menschliche Gräueltaten zu schaffen, aber davon sind wir noch weit entfernt.

Der unveröffentlichte Roman meines Vaters endet mit einer Mahnung, und zwar zwischen dem Protagonisten Peter und einem Freund: «Die Hauptsache ist, man selbst zu bleiben, unter allen Umständen; das war und ist unser allgemeines Ziel.» Als Peter allein ist, wiederholt er dieses

Mantra, als suche er eine Quelle der Sicherheit in einer Welt, in der angebliche, absolute Wahrheiten ihre Bedeutung verloren haben: «Die Hauptsache ist, man selbst zu sein.»⁶⁴

Beim ersten Lesen fragte ich mich, was mein Vater mit diesem Satz wohl gemeint haben mochte. Spielte er womöglich indirekt auf das jüdische Erbe unserer Familie an? Inzwischen bin ich mir sicher, dass es nicht darum ging. Als er über die Zeit nach dem Krieg schrieb, eine Zeit, in der seine Landsleute untereinander gespalten waren, wie er erkannte, hatte er wahrscheinlich nicht die religiöse, geschweige denn ethnische Identität im Sinn. Für ihn hiess «man selbst sein» oder sich treu sein, den humanitären Wertvorstellungen entsprechen, die in der ersten Tschechoslowakischen Republik verfochten wurden. Die Ethik eines Tomáš G. Masaryk brannte am stärksten im Kopf und Herzen meines Vaters. In diesem Sinn ist die Vorstellung, «sich treu zu sein», nicht etwa einengend, was für die Kategorien Nation und Glaube naturgemäss gilt. Genaugenommen spiegelt schon die Überzeugung an sich, dass «man selbst sein» ein lohnendes Ziel sei, einen tiefen Optimismus wider – insbesondere nach den Ereignissen, die Europa und die ganze Welt zwischen 1937 und 1948 erschütterten.

Es wäre tatsächlich eine gute Nachricht, wenn Menschen gegen ihre Natur gehandelt hätten, als sie unter dem Druck der Kriegsbedingungen mehr Grausamkeit als Mitgefühl und mehr Feigheit als Zivilcourage an den Tag legten; oder wenn jene, die begeistert Hitler und Stalin feierten, zunächst zu etwas anderem als «sie selbst» gemacht worden wären. Mit diesen Worten habe ich keineswegs die Absicht, eine philosophische oder gar theologische Diskussion über den Charakter des Menschen anzufangen. Es besteht überhaupt keine Notwendigkeit, über das hinauszugehen, was wir wissen und mit eigenen Augen gesehen haben.

In Anbetracht der in diesem Buch beschriebenen Ereignisse kommen wir an der Erkenntnis nicht vorbei, dass uns Menschen die Fähigkeit zu einer unaussprechlichen Grausamkeit oder – um den Rechtschaffenen gerecht zu werden – zumindest bis zu einem gewissen Grad zu einer moralischen Feigheit gegeben ist. In den meisten von uns steckt ein Stück weit der Verräter, der Ansatz eines Kollaborateurs, eine Nei-

gung zur Beschwichtigung, der Hauch des gefühllosen Gefängniswächters. Wer von uns hat noch nie andere entwürdigt, wenn nicht mit Worten oder Taten, so zumindest in Gedanken? Von der Wiege bis zum Grab ist in unserer Brust nicht alles eitel Sonnenschein. Manche sind deshalb zu dem Schluss gelangt, dass wir von unseren Führern eine eiserne Hand brauchen, eine Ideologie, die alles erklärt, oder einen historischen Groll, der als Dreh- und Angelpunkt für unser Leben dienen kann. Wieder andere untersuchen die Vergangenheit und zweifeln, ob wir jemals etwas daraus lernen werden. Stattdessen vergleichen sie uns Menschen mit einem Versuchstier im Labor in einem Laufrad, das rennt und rennt und nie vom Fleck kommt.

Wenn ich dieser trostlosen Prognose zustimmen würde, wäre ich heute Morgen gar nicht erst aufgestanden, geschweige denn hätte dieses Buch geschrieben. Ich ziehe die Diagnose Václav Havels vor, dessen Schlussfolgerungen über das menschliche Verhalten im Kalten Krieg geprägt wurden. Mitten in der Unterdrückung jener Jahre machte er zwei verschiedene Typen von Hoffnung aus. Die erste verglich er mit der Sehnsucht nach «einer Form von Rettung von aussen». Diese liess die Menschen abwarten und nichts unternehmen, weil sie «das Gefühl verloren hatten, dass es irgendetwas gab, das sie tun könnten ... Also warteten sie [im Grunde] auf Godot. ... Aber Godot ist eine Illusion. Er ist das Produkt unserer eigenen Hilflosigkeit, ein Flicker auf einem Loch im Geist ... die Hoffnung von Menschen ohne Hoffnung.»

«Auf der anderen Seite des Spektrums», sagte Havel, gebe es jene, die hartnäckig behaupteten, sie würden «die Wahrheit sagen, einfach weil sie es für richtig hielten, ohne darüber nachzudenken, ob es morgen oder übermorgen oder irgendwann auch irgendwohin führen wird». Auch dieser Drang ist absolut menschlich, genau wie die Neigung zur Verzweiflung. Ein solcher Wagemut, argumentierte Havel, erwächst aus dem Glauben, dass eine Wiederholung der Wahrheit an sich bereits sinnvoll ist, unabhängig davon, ob sie «geachtet oder erfolgreich oder zum hundertsten Mal unterdrückt wird. Zumindest heisst das, dass jemand nicht die verlogene Regierung unterstützt.»⁶⁵

Es gibt unzählige Fälle von Grausamkeit und Verrat in diesem Buch, aber das ist nicht das Vermächtnis, das ich mitnehme, wenn ich in das nächste Kapitel meines Lebens wechsele. In der Welt, die ich mir zu meiner Heimat auserwählt habe, muss sich selbst der kälteste Winter unweigerlich den Kräften des Frühjahrs beugen, und die düsterste Sichtweise der menschlichen Natur macht früher oder später Sonnenstrahlen Platz.

Richten wir deshalb das Augenmerk nicht auf den hartgefrorenen Boden, sondern auf die keimenden grünen Blätter, auf die Männer und Frauen, die jeder Unbill auf die richtige Weise, nämlich mit Mut und Zuversicht, begegnen. Denken wir an jene, die durch Hitlers Bomben enger zusammenrückten und in der Krise den Mut und die Stärke fanden, die sie fast vergessen hatten. Ehren wir die Soldaten, die an der Küste der Normandie ihr Leben riskierten und die sich in den Ardennen durch den Schnee kämpften, um einen Tyrannen zu besiegen. Erinnern wir uns an die Flieger und Soldaten, die in ihrem Exil darum kämpften, die Ehre ihres Landes wiederherzustellen – sowie an die Ladenbesitzer, die in dem wahnwitzigen Unterfangen, ihre Heimat zurückzufordern, Pflastersteine gegen Panzer warfen. Feiern wir den stillen, englischen Makler, der, während andere untätig blieben, auf eigene Faust Wege fand, das Leben meiner Cousine und Hunderter unschuldiger Kinder zu retten. Denken wir an die Courage einer Frau mittleren Alters, die mit Schmuggelware in der Handtasche, das Schicksal mutiger Männer im Sinn und Zyanid in ihrer Jackentasche durch die Strassen des besetzten Prags schlich. Erinnern wir uns an die Jungen und Mädchen, die den Mut hatten, Gedichte zu schreiben und Kunstwerke zu schaffen, sowie an die Erwachsenen, denen das Leben so wichtig war, dass sie über Philosophie diskutierten, sich der Heilkunst widmeten und ihre wenigen Habseligkeiten teilten – und das in einem Gefängnis, das ausdrücklich das Ziel hatte, ihren Geist zu brechen. Erquicken wir unsere Sinne mit dem Bild Jan Masaryks, der aus der Gesellschaft der Beschwichtiger, Faschisten und Kommunisten ausscherte, um einen Witz zu erzählen, auf dem Klavier zu klimpern und aus vollem Hals Lieder über Waldnymphen und Wassergeister zu schmettern. Stellen wir uns die leise Stimme eines jüdischen Gefangenen vor, der unter den Ster-

nen ein Requiem sang, während er neben einer eingestürzten Kirche in Lidice Erde schaufelte.

«Die Seele wird von Unglück und Kummer gereinigt, wie das Gold vom Feuer.» Das sagt die Grossmutter in Božena Němcová's Roman. «Ohne Kummer gibt es auch keine Freude.»

Mein Leben lang habe ich nach Mitteln gegen alle Arten von Problemen gesucht, persönliche, soziale, politische, globale. Ich hege ein tiefes Misstrauen gegen Menschen, die simple Lösungen und Erklärungen von absoluter Gewissheit anbieten oder die von sich behaupten, im Besitz der absoluten Wahrheit zu sein. Allerdings bin ich ebenso skeptisch gegen all jene geworden, die andeuten, alles sei viel zu facettenreich und komplex, als dass wir daraus etwas lernen könnten, dass alles und jedes so viele Seiten habe, dass wir unser Leben lang tagtäglich forschen können und am Ende doch nichts mit Sicherheit wissen. Ich bin überzeugt, dass wir die Wahrheit erkennen, wenn wir sie sehen, allerdings nicht sofort und nur wenn wir niemals in unseren Bemühungen, Neues zu lernen, nachlassen. Das liegt daran, dass wir das Ziel, das wir anstreben, und das Gute, auf das wir hoffen, nicht als eine Art letzter Belohnung erreichen werden, sondern als der heimliche Begleiter unseres Strebens. Nicht das, was wir finden, sondern der Grund, weshalb wir nicht aufhören können, zu suchen und zu streben, sagt uns, warum wir hier sind.

DANK

Einmal abgesehen von meinen Memoiren, die im Jahr 2003 abgeschlossen waren, ist dies mein persönlichstes Buch, ein Buch, das ich unbedingt schreiben wollte und vor dem ich gleichzeitig fast schon Angst hatte, weil ich fürchtete, dass es viele Gefühle wachrufen würde. Von Anfang an bestand die grosse Schwierigkeit darin, die Erzählung meiner Familiengeschichte mit einer Darstellung jener furchtbaren Ära zu kombinieren. Ich selbst war wegen meines zarten Alters alles andere als ein zuverlässiger Augenzeuge, insbesondere vor dem Krieg und in den ersten Kriegsjahren. Hinzu kam der Umstand, dass ich in den ersten sechs Jahrzehnten meines Lebens von der jüdischen Abstammung meiner Familie und von der Tragödie, die so viele Verwandte von mir durchgemacht hatten, überhaupt nichts wusste. Ich musste vieles nachholen. Für das Sammeln der Fakten und die Einordnung in den zeitlichen Kontext habe ich viele helfende Hände gebraucht.

Das Ganze begann mit meiner Familie: Ich bin meiner Schwester Kathy, meinem Bruder John und meiner Schwägerin Pamela für ihre Bemühungen, die Spuren vergangener Ereignisse zu entdecken, zu tiefst dankbar. Wir haben gemeinsam viel Neues gelernt und teilen auch viele Erinnerungen miteinander. Ausserdem möchte ich mich bei ihnen dafür bedanken, dass sie als Erste die Entwürfe durchgesehen und Verbesserungsvorschläge gemacht haben. Auch die herzliche Unterstützung meiner Töchter Anne, Alice und Katie und ihrer Familien weiss ich sehr zu schätzen. Von allen Rollen, die ich in meinem Leben spielte und spiele, sind mir die der Mutter und Grossmutter die liebsten.

Bei der Arbeit an diesem Buch erhielt ich Gelegenheit, meiner Cousine Alena in London und meiner Cousine Dáša, bis zu ihrem Tod, näher zu kommen. Im Oktober 2011 traf ich zum ersten Mal einen wei-

teren entfernten Vetter, Pedro Mahler, der in Brasilien zur Welt kam und aufwuchs. Pedros Grossmutter war eine ältere Schwester meines Grossvaters väterlicherseits, Arnošt Korbel; sein Vater war unter den Exiltschechen, die im Krieg für die britische Royal Air Force gedient hatten.

Bei Nachforschungen zur Geschichte der Tschechen und Slowaken sowie zur Laufbahn meines Vaters hat mir die Unterstützung des tschechischen Aussenministeriums sehr geholfen, insbesondere Jin Kuděla, Martina Tauberová, Ivan Dubovický, Tomáš Pernický und Robert Janas – darüber hinaus lieferten mir auch Jan Havranek aus dem Verteidigungsministerium, Daniel Herman und Pavel Zacek von dem Institut zur Erforschung totalitärer Regime nützliche Informationen und halfen mir bei der Beschaffung von Dokumenten. Ausdrücklich möchte ich Dr. Oldřich Tůma vom Institut für Zeitgeschichte danken, weil er sich die Zeit für ein Treffen mit mir nahm und mir seine Gedanken über die Männer mitteilte, denen mein Vater diente; sowie dem jungen Wissenschaftler Tomáš Bouska für seine Erkenntnisse.

Das Schicksal der jüdischen Gemeinde in der Zeit um den Zweiten Weltkrieg ist absolut verheerend, die bitteren Erfahrungen hinterliessen unzählige Narben. Mein teurer Freund Tomáš Kraus lud Kathy und mich während unserer Nachforschungen einmal zu sich ein und erzählte uns die unvergessliche Geschichte seines Vaters in Theresienstadt. Seiner Assistentin Alena Ortenová bin ich ebenfalls ausserordentlich dankbar für ihre Hilfe, genau wie den Mitarbeitern bei der Föderation jüdischer Gemeinden, weil sie uns kurzfristig eine Mahlzeit organisierten, als uns der Hunger plagte. Dr. Vojtech Blodig und Jan Munk waren unsere ausgezeichneten Führer in der Gedenkstätte Theresienstadt und im Museum. Ein Dank gebührt auch den vielen Schriftstellern, Künstlern und Archivaren, die dazu beitrugen, das Andenken an jene zu bewahren, die im Krieg durch die Tore des Gefangenenlagers gegangen waren. Erst durch ihre Anstrengungen war es mir möglich, mehr über die Geschichte meiner Familie zu erfahren.

Mit Worten lässt sich nicht wiedergeben, was ich Václav Havel verdanke, der mir wie ein Angehöriger war und dessen Ansporn, um-

sichtige Beobachtungen (und Zeichnungen aus der Kindheit) diesem Buch Tiefe und Farbe verliehen. Wenn dieses vielschichtige Buch eine einzige Botschaft hat, so lautet sie, die Weisheit dieses unvergleichlichen Menschen zu achten.

In England gebührt Isobel Alicia Czarska ein besonderer Dank, die mich in ihrer Wohnung im Princes House herzlich empfing und mir half, Näheres über das Gebäude zu erfahren, aus dem einige Erinnerungen meiner frühesten Kindheit stammen. Libby Cook und Sonia Knight, Freundinnen und Nachbarinnen von Isobel, möchte ich ebenfalls danken, weil sie sich bereit erklärten, Mrs. Orlow Tollett in ihrem Pflegeheim zu interviewen; und meine Hochachtung und mein Dank an Mrs. Tollett selbst, weil sie mir ihre Erlebnisse mitteilte. Es betrückte mich, als ich im November 2011 hörte, dass sie im Alter von 103 Jahren und neun Monaten verstarb.

Mit der Recherche fängt ein Buch wie das vorliegende natürlich an, aber das Wissen in einen ansprechenden Text umzuwandeln, erfordert eine gehörige Portion Kreativität, unzählige Arbeitsstunden und ein gutes Team.

Bill Woodward war massgeblich an den Nachforschungen beteiligt und, wie schon bei meinen früheren Büchern, unterstützte er mich als Co-Autor beim Schreiben. Immer wieder drängte er mich, grundlegende Annahmen neu zu überdenken – wie ich umgekehrt seine Unfähigkeit, tschechische Wörter auszusprechen, strapazierte. Elaine Shocas, eine weitere langjährige Mitarbeiterin, war mir bei der Überarbeitung der Entwürfe eine grosse Hilfe und gab mir gute Ratschläge. Wie stets, blieb sie immer ruhig und hatte eine sichere Hand.

Wenn er nicht gerade selbst ausgezeichnete Bücher schrieb (über Schwerter, die Sonne und, in Kürze, Historiker), fand Richard Cohen Zeit, jedes meiner Bücher zu redigieren. Ich kann nicht sagen, ob es ganz normal ist, dass man den eigenen Lektor mag, aber Richards unglaublicher Vorrat an Talent und Witz macht ihn zugleich unbezahlbar und entzückend. Wenn er aufhört zu redigieren, höre ich auf zu schreiben, aber nicht früher.

Lauren Griffith widmete einen grossen Teil ihrer Energie der Recherche, Überprüfung von Fakten und der Suche nach anschaulichem

Bildmaterial für den jeweiligen Text. Ihr ausgezeichnetes Urteilsvermögen, ihre Sorgfalt und ihr organisatorisches Talent und Humor leisteten einen unverzichtbaren Beitrag.

Mag sein, dass es Unternehmen, die echte Bücher mit richtiger Bindung, Einband, Papier und allem drum und dran veröffentlichen, heutzutage schwer haben, aber Tim Duggan von Harper-Collins ist ein ausgezeichneter Lotse, selbst in dieser Zeit des rasanten technologischen Wandels. Herzlich danke ich auch Emily Cunningham, die unzählige Stunden für dieses Projekt investiert hat, sowie dem ganzen Team von Harper-Collins, einschliesslich Brian Murray, Michael Morrison, Jonathan Burnham, Kathy Schneider, Tina Andreadis, Beth Harper und Fritz Metsch; ihnen allen bin ich für ihr anhaltendes Vertrauen und die Anleitung dankbar.

Meine Rechtsberater Bob Barnett und Deneen Howell sind auf ihrem Gebiet die besten der Welt. Bob war von Anfang an eine treibende Kraft dieses Buches gewesen; ich bezweifle stark, dass ich ohne seinen Antrieb diese Mammutaufgabe bewältigt hätte.

Wie die meisten Bücher durchlief auch dieses mehrere Fassungen. Ich stehe tief in der Schuld derjenigen, die sich die Zeit nahmen, einen oder mehrere Teile zu bearbeiten und Anregungen zu geben, darunter die Botschafter Wendy Sherman, Jin Kuděla, Michael Zantovsky und Martin Palous, sowie Daniel Herman, Evelyn Lieberman und Alan Fleischmann. Ich wünschte, es wäre nicht so, aber für alle noch enthaltenen Fehler trage selbstverständlich ich die volle Verantwortung.

Die Zusammenstellung der Fotos zum Text war ein Liebesdienst, aber dennoch war es Arbeit. Neben Lauren Griffith und Elaine Shocas verdanke ich meiner Familie sehr viel, darunter meinen Cousins Alena, Dáša und meinem Vetter Pedro sowie dem Journalisten Michael Dobbs, der mir grosszügig Bilder und anderes Material zur Verfügung stellte, das er im Zuge seiner eigenen Nachforschungen gesammelt hat; ferner Jakub Hauser und Michaela Sidenberg aus dem Jüdischen Museum in Prag; Martina Siknerová von der Gedenkstätte Theresienstadt; Daniel Palmieri und Fania Khan Mohammad vom Internationalen Komitee des Roten Kreuzes; Andrej Sumbera für das Bild von der Wen-



Die Autorin vor dem Princes House, 2010

zelskrone; Marcela Spacková aus der Staatsgalerie in Prag; Robin Blackwood dafür, dass er mit der Kamera in der Hand durch ganz London lief; und dem quirligen Jan Kaplan, der ein erstaunliches Archiv zur tschechischen und slowakischen Geschichte besitzt. Schon früh hielten wir Ausschau nach jemandem, der die richtigen Karten zeichnete; unsere Gebete wurden von der jungen und talentierten Laura Lee erhört.

Die Arbeit an einem Buch nimmt viel Zeit in Anspruch und lenkt einen unter Umständen von anderen Verpflichtungen ab. Ich habe das Privileg, jeden Tag unter einem verständnisvollen Team in der Albright Stonebridge Group mitzuarbeiten, zusammen mit meinen Kollegen Sandy Berger, Tony Harrington, Jim O'Brien, Anne Favre, Jen Friedman, Wyatt King, Sarah Lincoln, Matt McGrath und Fariba Yassaee. Ganz besonders möchte ich mich bei Suzy George für ihre scharfsinnigen Erkenntnisse und Hilfe, die unzähligen Aufgaben dieses Unternehmens zu koordinieren, bedanken, bei Mica Carmio, die ein besonderes

Collins zusammenarbeitete und während des gesamten Zeitraums wohlüberlegte Kommentare beisteuerte, und bei Juliana Gendelman und Robyn Lee, die viele Stunden ihrer Zeit opferten, damit ich meine Zeit effektiver nutzen konnte.

Schliesslich möchte ich anderen, die mich im Lauf meiner Arbeit unterstützten oder die so freundlich waren, mir ihre eigenen Familien Erinnerungen mitzuteilen, herzlich danken, unter anderen Jan Drabek und Veronika Herman Bromberg. Die unveröffentlichten Memoiren von Renata Kauders und Hana Stranska gehören ebenfalls in diese Kategorie. Bei Helen Epstein bedanke ich mich dafür, dass sie mir den Text von Jan Masaryks Rundfunkansprachen während des Krieges schickte; sie war ausserdem die Übersetzerin von Heda Margolius Kovalys ausgezeichnete Geschichte der Tschechoslowakei um die Mitte des Jahrhunderts ins Englische: *Under a Cruel Star*. Rachele Horowitz steuerte jene objektiven Ratschläge bei, die nur sie geben kann. Leslie Thompson war mir in der Anfangsphase der Materialsuche eine grosse Hilfe. Anne Furlong von der Sacred Heart (Herz Jesu) Church in Berkhamsted bestätigte die Informationen zu meiner Taufe. Helen Fedor aus der Library of Congress antwortete stets prompt und umfassend auf meine Anfragen. Jeff Walden vom Schriftenarchiv der BBC im Caversham Park verschaffte mir Zugang zu Dokumenten im Zusammenhang mit der Rundfunkkarriere meines Vaters. Stephen Plotkin in der Kennedy Library antwortete freundlich auf Fragen zu Botschafter Joseph Kennedy. Schliesslich möchte ich ganz besonders Petr Vitek danken, dem Besitzer des Hotels Sax, nicht nur dafür, dass er mir in Mala Strana schöne Zimmer reservierte, sondern auch dafür, dass er mich persönlich zu jedem Termin fuhr.

ANHANG

LISTE DER AKTEURE

Böhmen

König Václav (Wenzel oder Wenzeslas) (gest. 935)
Karl IV. (1316-1378), Kaiser und Baumeister
Johannes von Nepomuk (um 1345-1393), katholischer Märtyrer
Jan Hus (um 1371-1415), religiöser Reformator und Märtyrer
Jan Žižka (um 1360-1424), Feldherr der Hussiten
Jan Komenský (Comenius) (1592-1670), Lehrer
Joseph II. (1741-1790), österreichischer Kaiser und Reformator
Božena Němcová (1820-1862), Schriftstellerin und Dichterin
Karel Havlíček (1821-1856), Journalist
Jan Neruda (1834-1891), Schriftsteller und Dichter

Tschechoslowakische Republik, Protectorat und Exilregierung

Edvard Beneš (1884-1948), Aussenminister und Präsident
Hana Benešová (1885-1974), seine Frau
Karel Čapek (1890-1938), Schriftsteller
Vlado Clementis (1902-1952), stellvertretender Aussenminister
Prokop Drtina (1900-1980), Justizminister
Alois Eliáš (1890-1942), Regierungschef, von den Nationalsozialisten hingerichtet
Zdeněk Fierlinger (1891-1976), Botschafter in Moskau, Regierungschef
Karl Hermann «K. H.» Frank (1898-1946), Führer der Sudetendeutschen unter der NS-Besatzung der Tschechoslowakei
Eduard Goldstücker (1913-2000), Diplomat
Klement Gottwald (1896-1953), Führer der kommunistischen Partei, Regierungschef
Emil Hácha (1872-1945), Präsident während der deutschen Besatzung der Tschechoslowakei
Václav Havel (1936-2011), Schriftsteller, Revolutionär, Präsident
Konrad Henlein (1898-1945), Führer der Sudetendeutschen vor dem Krieg
Josef Korbel (1909-1977), Botschafter in Jugoslawien und Albanien
Jan Masaryk (1886-1948), Botschafter in Grossbritannien; Aussenminister
Tomáš G. Masaryk (1850-1937), Staatsgründer und erster Präsident

General František Moravec (1895-1966), Chef des Nachrichtendienstes
Marie Moravcová (unbekannt-1942), Aktivistin im antifaschistischen Widerstand
Gonda (Egon) Redlich (1916-1944), Führer der Jugendlichen in Theresienstadt
(Terezin)

Hubert Ripka (1895-1958), Staatssekretär, Handelsminister
Eduard Táborský (1910-1996), Privatsekretär von Beneš
Jozef Tiso (1887-1947), Präsident der Slowakei im Zweiten Weltkrieg

Tschechoslowakische Fallschirmspringer

Karel Čurda (1911-1947) (Vrbas)
Jozef Gabčík (1912-1942) (Kleiner Ota)
Jan Kubiš (1913-1942) (Grosser Ota)
Adolf Opálka (1915 -1942)
Josef Valčík (1914-1942) (Zdenda)

Grossbritannien

Clement Attlee (1883-1967), Premierminister nach dem Krieg
Alexander Cadogan (1884-1968), Staatssekretär im Foreign Office
Neville Chamberlain (1869-1940), Premierminister vor dem Krieg
Winston Churchill (1874-1965), Premierminister während des Krieges
Shiela Grant Duff (1913-2004), Journalistin
Anthony Eden (1897-1977), Aussenminister während des Krieges
Lord Halifax (1881-1959), Aussenminister vor dem Krieg
Bruce Lockhart (1887-1970), Verbindungsmann zur tschechoslowakischen
Exilregierung

Frankreich

Edouard Daladier (1884-1970), Präsident

Deutschland

Hermann Göring (1893-1946), Reichsmarschall, Befehlshaber der Luftwaffe
Reinhard Heydrich (1904-1942), stellvertretender Reichsprotektor
Heinrich Himmler (1900-1945), Reichsführer SS, Chef der Sicherheitskräfte
Adolf Hitler (1889-1945), Reichskanzler, Diktator
Konstantin von Neurath (1873-1956), Reichsprotektor

Sowjetunion

Wjatscheslaw Molotow (1890-1986), Aussenminister
Josef Stalin (1878-1953), Generalsekretär der kommunistischen Partei, Diktator

ZEITAFELN

Tschechische Geschichte

- 8. November 1620 Schlacht am Weißen Berge
- 1836–1867 František Palackýs Geschichte von Böhmen erscheint
- 7. März 1850 Geburt von Tomáš Masaryk
- 28. Mai 1884 Geburt von Edvard Beneš
- 28. Oktober 1918 Die Tschechoslowakei erklärt sich für unabhängig
- 11. November 1918 Waffenstillstand, Ende des Ersten Weltkrieges
- 14. November 1918 Tomáš Masaryk wird Präsident
- 1. Juni 1925 Jan Masaryk wird Botschafter in Großbritannien

Vorspiel zum Krieg

- 30. Januar 1933 Hitler kommt an die Macht
- 16. Mai 1935 Beistandspakt zwischen Tschechoslowakei und UdSSR unterzeichnet
- 19. Mai 1935 Wahlen in der Tschechoslowakei; große Gewinne für deutsche Nationalisten
- 18. Dezember 1935 Beneš wird Präsident
- 14. September 1937 Tod von Tomáš Masaryk
- 15. September 1938 Erstes Treffen zwischen Hitler und Chamberlain, Berchtesgaden
- 22. September 1938 Zweites Treffen zwischen Hitler und Chamberlain, Godesberg
- 30. September 1938 Drittes Treffen zwischen Hitler und Chamberlain, gemeinsam mit Daladier und Mussolini, Münchner Abkommen
- 1. Oktober 1938 Deutsche Truppen marschieren im Sudetenland ein
- 5. Oktober 1938 Beneš tritt zurück
- 22. Oktober 1938 Beneš geht ins Exil
- 14. März 1939 Slowakei erklärt sich für unabhängig
- 15. März 1939 Deutschland marschiert im restlichen Gebiet der Tschechoslowakei ein und richtet das Protektorat Böhmen und Mähren ein
- 23. August 1939 Hitler-Stalin-Pakt

Zweiter Weltkrieg

1939

- 1. September Deutschland marschiert in Polen ein
- 3. September Großbritannien und Frankreich erklären Deutschland den Krieg; tschechoslowakischer Nationalrat gebildet
- 30. November Sowjetunion marschiert in Finnland ein

1940

- 9. April Deutschland besetzt Norwegen und Dänemark
- 10. Mai Winston Churchill wird Premierminister
- 10. Mai Deutschland marschiert in den Niederlanden und Belgien ein, anschließend in Frankreich
- 22. Juni Kapitulation Frankreichs
- 21. Juli Briten erkennen provisorische tschechoslowakische Exilregierung an
- August Luftschlacht um Großbritannien beginnt
- 7. September Bombardierung verlagert sich von Küstenregionen nach London; der »Blitz« beginnt
- 13. November Beneš zieht nach Aston Abbots

1941

- 22. Juni Deutschland marschiert in die UdSSR ein
- 18. Juli Großbritannien und Sowjetunion erkennen tschechoslowakische Exilregierung an
- 27. September Reinhard Heydrich wird zum stellvertretenden Reichsprotektor ernannt
- 7. Dezember Japan greift Pearl Harbor an; die Vereinigten Staaten treten einen Tag später in den Krieg ein

1942

- 27. Mai Anschlag durch tschechoslowakische Attentäter auf Heydrich
- 4. Juni Heydrich stirbt
- 10. Juni Zerstörung von Lidice
- 18. Juni Attentäter in den Katakomben der Kirche gefangen; erschossen oder Selbstmord begangen
- 5. August Großbritannien widerruft offiziell das Münchner Abkommen

1943

- Januar Treffen zwischen Churchill und Roosevelt in Casablanca
- 12. Mai Beneš beginnt Besuch in Washington
- 10. Juli Invasion der Alliierten in Sizilien
- 3. September Italien kapituliert
- 28. November–1. Dezember Treffen der Großen Drei in Teheran
- 12. Dezember Beneš unterzeichnet in Moskau Vertrag mit UdSSR

1944

- 6. Juni Landung in der Normandie, »D-Day«
- 13. Juni Deutschland beginnt V1-Angriffe
- 1. August Warschauer Aufstand
- 25. August Befreiung von Paris
- 29. August Beginn des slowakischen Aufstands
- 3. September Alliierte nehmen Brüssel ein
- 12. September Erste V2-Rakete gegen Großbritannien gestartet
- 16. Dezember Beginn der Ardennenschlacht

1945

- 4.–11. Februar Treffen der Großen Drei in Jalta
- 11. März Benes fliegt nach Moskau
- 4. April Benes verkündet in Kosice das Programm der tschechoslowakischen Nachkriegsregierung
- 12. April Tod Franklin D. Roosevelts
- 25. April In San Francisco beginnt Gründungskonferenz der Vereinten Nationen
- 28. April Mussolini wird erschossen
- 30. April Hitler begeht Selbstmord
- 5. Mai Beginn des Prager Aufstands
- 8. Mai Kriegsende in Europa

Nachkriegszeit

1945

- 9. Mai Einmarsch der Roten Armee in Prag
- 16. Mai Rückkehr der Exilregierung nach Prag
- 17. Juli–2. August Konferenz von Potsdam der Staatschefs der alliierten Mächte
- Dezember Abzug der amerikanischen und sowjetischen Truppen aus der Tschechoslowakei

1946

- 5. März Churchills Rede vom »Eisernen Vorhang«
- 26. Mai Sieg der tschechoslowakischen Kommunisten bei Parlamentswahl
- 29. Juli–15. Oktober Friedenskonferenz in Paris

1947

- 5. Juni Marshallplan wird angekündigt
- 9. Juli Stalin verbietet tschechoslowakische Teilnahme am Marshallplan

1948

- 25. Februar Putsch der Kommunisten
- 10. März Jan Masaryk tot aufgefunden

- 13. März Jan Masaryks Begräbnis
- 7. Juni Beneš tritt zurück
- 3. September Tod Beneš

1952

- 3. Dezember Vlado Clementis und weitere tschechoslowakische Regierungsvertreter werden verurteilt und hingerichtet

Körbel (Korbel)-Spiegel-Chronologie

- 7. Juni 1878 Arnošt Körbel wird geboren
- 20. September 1909 Josef Körbel wird geboren
- 11. Mai 1910 Anna Spiegelová wird geboren
- 1933 Josef Körbel schließt Doktorarbeit ab
- 22. November 1934 Josef Körbel im tschechoslowakischen Außenministerium angestellt
- 20. April 1935 Hochzeit von Josef Körbel und Anna Spiegelová
- Januar 1937 Josef Körbel versetzt an Botschaft in Belgrad
- 15. Mai 1937 Geburt von Maria Jana »Madlenka« Körbelová
- November 1938 Josef Körbel wird aus Belgrad abberufen
- 25. März 1939 Familie Körbel flüchtet aus Prag
- Mai 1939 Ankunft der Familie Korbel in England
- 1. Juli 1939 Dáša Deimlová steigt in Prag in den »Winton«-Zug ein
- September 1939 Erste BBC-Rundfunksendungen der tschechoslowakischen Exilregierung
- Sommer 1940 Umzug von Familie Korbel ins »Princes House«, 52 Kensington Park Road, Notting Hill Gate
- Mai 1941 Familie zieht für kurze Zeit zur Familie Jan »Honza« Körbels
- 11. Juni 1942 Růžena Spiegelová kommt nach Theresienstadt; wird drei Tage später mit einem Transportzug nach Osten deportiert, vermutlich nach Trawniki
- 30. Juli 1942 Arnošt und Olga Körbel kommen nach Theresienstadt
- 18. September 1942 Arnošt Körbel stirbt in Theresienstadt
- 7. Oktober 1942 Kathy Korbelová wird geboren; Madeleine geht in den Kindergarten (Kensington High School for Girls)
- 26. November 1942 Rudolf Deiml, Greta und Milena Deimlová kommen nach Theresienstadt
- 15. Februar 1943 Greta Deimlová stirbt in Theresienstadt an Flecktyphus
- Mai 1943 Familie Korbel zieht nach Walton-on-Thames (gemeinsames Haus mit Familie Goldstücker); Madeleine besucht Ingomar-Schule
- 28. September 1944 Rudolf Deiml wird nach Auschwitz deportiert
- 23. Oktober 1944 Olga Körbelová und Milena Deimlová werden nach Auschwitz deportiert

- Mai 1945** Rückkehr Josef Korbels nach Prag
- Juli 1945** Mandula, Madeleine und Kathy Korbelová und Dáša Deimlová wieder in Prag
- 28. September 1945** Ankunft der Korbels in Belgrad
- June–August 1946** Josef Korbel nimmt an Friedenskonferenz in Paris teil
- 15. Januar 1947** Jan »John« Korbel wird geboren, Belgrad
- 5. Februar 1948** Josef Korbel wird von tschechoslowakischer Regierung gebeten, sie in der UN-Kommission zur Lösung des Kaschmirkonflikts zu vertreten
- 13. Mai 1948** Josef Korbel offiziell in die UN-Kommission zu Kaschmir berufen
- 11. November 1948** Ankunft der Familie Korbel (außer Josef) in den Vereinigten Staaten von Amerika
- Dezember 1948** Josef Korbel in den Vereinigten Staaten mit Familie wiedervereint
- 7. Juni 1949** Familie Korbel erhält in den Vereinigten Staaten politisches Asyl

ANMERKUNGEN

Motto

- 1 Petr Ginz, Erinnerung an Prag, zitiert nach deutscher Übersetzung von Lenka Reinerová in: Marie Ruth Křížková, Kurt Jiří Kotouč und Zdeněk Ornest (Hg.), *Ist meine Heimat der Ghetto-wall? Gedichte, Prosa und Zeichnungen der Kinder von Theresienstadt*, Hanau 1995, S. 26.

Vorgeschichte

- 1 Božena Němcová, *Großmutter. Bilder aus dem ländlichen Leben*, München 1969, S. 172; die Geschichte der Viktorka findet sich auf S. 59–79.
- 2 Mandula Korbel, unveröffentlichter Aufsatz, 1977; Auszug daraus in: Madeleine K. Albright, *Madam Secretary. Die Autobiographie*, München 2003, S. 107

Teil I

- 1 Adolf Hitler, zitiert nach: Callum MacDonald, *Heydrich. Anatomie eines Attentats*, München 1990, S. 81.
- 2 Josef Korbel, *Twentieth Century Czechoslovakia. The Meaning of Its History*, New York 1977, S. 5.
- 3 Die Zitate in diesem Abschnitt sind der *Chronik von Böhmen des Dekans Cosmas (1045–1125)* entnommen (deutsche Ausgabe: Leipzig, 3. Auflage 1939). Zur Sekundärliteratur siehe etwa Kathy und Joe T. Vosoba, *Tales of the Czechs, Wilber*, Neb. 1983, und J. M. Lutzow, *The Story of Prague*, London 1902.
- 4 Papst Pius II., zitiert in: J. V. Polišenský, *History of Czechoslovakia in Outline*, Prag 1991, S. 48; dazu auch: Jörg K. Hoensch, *Geschichte Böhmens*, München 1997, S. 153.
- 5 Jan Ámos Komenský, zitiert in: Vosoba, *Tales of Czechs*, S. 53.
- 6 Karel Havlíček, »Pan-Slavism Declined«, in: Herbert H. Rowen (Hg.), *From Absolutism to Revolution (1648–1848)*, New York 1963, S. 289.
- 7 Ladislav Holy, *The Little Czech and the Great Czech Nation*, Cambridge 1996, S. 75.

- 8 Theodor Mommsen, zitiert in: Johann Wolfgang Brügel, *Tschechen und Deutsche. 1918–1938*, München 1967, S. 406.
- 9 Tara Zahra, *Kidnapped Souls. National Indifference and the Battle for the Children in the Bohemian Lands, 1900–1948*, Ithaca, N.Y. 2008, S. 30.
- 10 Theodor Herzl, »Die ›entschwundenen‹ Zeiten«, zitiert in: *Theodor Herzl, Zionistische Schriften*, Teil 1, hg. von Leon Kellner, Berlin-Charlottenburg o.J., S. 310.
- 11 T. G. Masaryk, zitiert in: Karel Čapek, *Gespräche mit Masaryk*, Stuttgart, München 2001, S. 37.
- 12 Ebenda, S. 148.
- 13 T. G. Masaryk, *Problem of a Small Nation*, S. 22.
- 14 T. G. Masaryk, zitiert in: Čapek, *Gespräche mit Masaryk*, S. 74.
- 15 T. G. Masaryk, Denkschrift für britische Freunde, April 1915, nachgedruckt in R. W. Seton-Watson, *Masaryk in England*, Cambridge 1943, S. 122f.
- 16 Jaroslav Hašek, *Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk*, Reinbek bei Hamburg 1996, Bd. 1, S. 59, 200.
- 17 Jan Janák, zitiert in: Victor S. Mamatey, »The Birth of Czechoslovakia: Union of Two Peoples«, in: Hans Brisch und Ivan Volgyes (Hg.), *Czechoslovakia. The Heritage of Ages Past. Essays in Memory of Josef Korbel*, New York 1979, S. 81.
- 18 T. G. Masaryk, *Světova Revoluce. Za Valky a ve Valce*, Prag 1938, S. 365.
- 19 US-Außenminister Robert Lansing, 24. Juni 1918, zitiert in: *Foreign Relations of the United States, 1918, Bd. 10*, Suppl. 1, Washington, D.C., 1933, S. 816.
- 20 J. Korbel, Aufsatz anlässlich des 50. Jahrestages des tschechoslowakischen Unabhängigkeitstages, unveröffentlicht.
- 21 Margaret MacMillan, *Paris 1919. Six Months That Changed the World*, New York 2001, S. 229f.
- 22 Isaiah Bowman, US-Delegierter, zitiert in: Mary Heimann, *Czechoslovakia. The State That Failed*, New Haven 2010, S. 58.
- 23 J. Korbel, unveröffentlichtes Manuskript.
- 24 M. Korbel, Interview durch Katie Albright, unveröffentlicht.
- 25 M. Korbel, Aufsatz aus dem Jahr 1977; zitiert nach dt. Übersetzung der Autobiographie: M. Albright mit B. Woodward, *Madam Secretary. Die Autobiographie*, München 2003, S. 20f.
- 26 J. Korbel, zitiert in: Albright, *Madam Secretary. Die Autobiographie*, S. 20.
- 27 J. Korbel, Entwurf einer Rede anlässlich des 100. Geburtstags von T. G. Masaryk, 27. Februar 1950, unveröffentlicht.
- 28 Compton Mackenzie, *Dr Beneš*, London 1946, S. 36f.
- 29 Kliment Woroschilow, zitiert in: Igor Lukes, *Czechoslovakia Between Stalin*

- and Hitler. *The Diplomacy of Eduard Beneš in the 1930s*, New York 1996, S. 53ff.
- 30 Präsident Hindenburg, zitiert nach: Ernst von Weizsäcker, *Erinnerungen*, München, Leipzig, Freiburg 1950, S. 103; dazu auch: Joachim Fest, *Hitler. Eine Biographie*, Frankfurt/Main u.a. 1973, S. 419, 1083 Anm. 76.
- 31 Peter Demetz, *Prague in Black and Gold. Scenes from the Life of a European City*, New York 1997, S. 363.
- 32 Edvard Beneš, Beerdigungsansprache für T. G. Masaryk, 21. September 1937, zitiert in: Compton Mackenzie, *Dr Beneš*, London 1946, S. 138.
- 33 Masaryk, zitiert in: Karel Čapek, *Gespräche mit Masaryk*, Stuttgart, München 2001, S. 275.
- 34 Josef Korbel, *Tito's Communism*, Denver 1951, S. 4.
- 35 Adolf Hitler, zitiert in: Hermann Rauschning, *Gespräche mit Hitler*, Zürich, New York 1940, S.42.
- 36 Franz Spina, 26. Dezember 1926, zitiert in: Brügel, *Tschechen und Deutsche*, Bd. 1, S. 184.
- 37 R. H. Hadow, britische Botschaft in Prag, Telegramm nach London, 27. Dezember 1935, zitiert in: J. W. Bruegel, *Czechoslovakia Before Munich*, London 1973, S. 137.
- 38 Hadow, Telegramm nach London, 31. Januar 1936, zitiert ebenda, S. 137.
- 39 Vansittart, zitiert ebenda, S. 138f.
- 40 Jan Masaryk, zitiert in: Sir Robert Bruce Lockhart, *Comes the Reckoning*, London 1947, S. 61.
- 41 Thomas Mann, Geleitwort zu Erika Mann, *Zehn Millionen Kinder. Die Erziehung der Jugend im Dritten Reich*, Amsterdam 1938, S. 6f.
- 42 Ebenda.
- 43 Hitler, zitiert ebenda, S. 21; Verweis auf Adolf Hitler, *Mein Kampf*, München 1934, S. 456.
- 44 Winston Churchill, *Great Contemporaries*, New York 1990, S. 165.
- 45 Ebenda, S. 170.
- 46 Lloyd George, zitiert in: Lynne Olson, *Troublesome Young Men. The Churchill Conspiracy of 1940*, New York 2007, S. 68f.
- 47 Halifax, zitiert nach Akten zur deutschen Auswärtigen Politik (im Folgenden zitiert als: ADAP), Serie D, Bd. 1, Dok. 31, S. 48f.; vgl. Igor Lukes, *Czechoslovakia Between Stalin and Hitler. The Diplomacy of Eduard Beneš in the 1930s*, New York 1996, S. 82f.
- 48 Baldwin, Rede vor dem House of Commons, November 1933, zitiert in: Telford Taylor, *Munich. The Price of Peace*, Garden City, N.Y. 1979, S. 211.
- 49 John F. Kennedy, *Why England Slept*, New York 1940, S. 5.
- 50 Voskovec und Werich, zitiert in Hana Stránská, unveröffentlichtes Manuskript, 1994.

- 51 T. G. Masaryk, zitiert in: Čapek, *Gespräche mit Masaryk*, S. 272.
- 52 Zu Henleins Kampagne siehe Brügel, *Tschechen und Deutsche*, S. 450 bis 472.
- 53 Beneš, Rede in Liberec, 19. August 1936, zitiert in: Radomír Luza, *The Transfer of the Sudeten Germans. A Study of Czech-German Relations, 1933–1962*, New York 1964, S. 90.
- 54 Ernst Eisenlohr, deutscher Botschafter in Prag, 11. November 1937, zitiert in: ADAP, Serie D, Bd. 2, Dok. 18, S. 31.
- 55 Eisenlohr, 21. Dezember 1937, zitiert ebenda, Dok. 38, S. 69.
- 56 František Moravec, *Master of Spies. The Memoirs of General František Moravec*, London 1975, S. 117.
- 57 Compton Mackenzie, *Dr Beneš*, London 1946, S. 263f.
- 58 Josef Korbel, *Twentieth Century Czechoslovakia. The Meaning of Its History*, New York 1977, S. 129.
- 59 Telford Taylor, *Munich. The Price of Peace*, Garden City 1979, S. 368.
- 60 Marcia Davenport, »Elegy for Vienna«, in: Marcia Davenport, *Too Strong for Fantasy*, Pittsburgh 1967, S. 368.
- 61 Igor Lukes, *Czechoslovakia Between Stalin and Hitler. The Diplomacy of Edward Beneš in the 1930s*, New York 1996, S. 124.
- 62 Wortwechsel zwischen Halifax und Jan Masaryk, London 13. März 1938, zitiert ebenda, S. 129.
- 63 Henlein, zitiert nach: ADAP, Serie D, Bd. 2, Dok. 107, S. 158.
- 64 Direktive des Obersten Befehlshabers, Wehrmacht, 21. Dezember 1937, zitiert in Breugel, *Czechoslovakia Before Munich*, S. 185.
- 65 Harwood L. Childs und John B. Whitton, *Propaganda by Short Wave*, Princeton 1942, S. 37.
- 66 Madeleine Jana Korbel, »Zdeněk Fierlinger's Role in the Communization of Czechoslovakia: The Profile of a Fellow Traveler«, Wellesley College, 24. Mai 1959.
- 67 Alexander Cadogan, *The Diaries of Sir Alexander Cadogan (1938–1945)*, hg. von David Dilks, New York 1972, S. 65.
- 68 Ebenda, S. 78.
- 69 Halifax, zitiert in: J. W. Bruegel, *Czechoslovakia Before Munich*, London 1973, S. 199.
- 70 Chamberlain, zitiert in: Cadogan, *Diaries*, S. 92.
- 71 Ebenda, S. 70.
- 72 S. Grant Duff, *Europe and the Czechs*, Harmondsworth 1938, S. 200.
- 73 Hitler, Rede auf dem Parteitag der NSDAP, Nürnberg, 12. September 1938, zitiert nach: Max Domarus, *Hitlers Reden und Proklamationen*, Bd. 1: *Triumph (1932–1938)*, Neustadt a.d. Aisch 1962, S. 897–906, hier 901, 904f.
- 74 Major Reginald Sutton-Pratt, zitiert in: Igor Lukes, *Czechoslovakia Bet-*

- ween Stalin and Hitler. *The Diplomacy of Eduard Beneš in the 1930s*. New York 1996, S. 212.
- 75 Memorandum des tschechoslowakischen Stabschefs der Streitkräfte, General Ludvík Krejčí, für den Obersten Verteidigungsrat, 9. September 1938, zitiert in: Jiří Doležal und Jan Křen (Hg.), *Czechoslovakia's Fight*, Prague 1964, S. 15ff.
- 76 Nicolson, zitiert in: Lynne Olson, *Troublesome Young Men. The Churchill Conspiracy of 1940*, New York 2007, S. 129.
- 77 Henderson, zitiert in: Bruegel, *Czechoslovakia Before Munich*, S. 255.
- 78 Notenwechsel zwischen Chamberlain und Hitler, 13. September 1938, zitiert nach: ADAP, Serie D, Bd. 2, Dok. 469, S. 601.
- 79 Botschafter Joseph Kennedy, Telegramm nach Washington, D.C., von U.S. Botschaft in London, 17. September 1938, in: *Foreign Relations of the United States, 1938*, Bd. 1, Washington, D.C., 1955, S. 610; dazu auch J. W. Brügel, *Tschechen und Deutsche*, Bd. 1, S. 491.
- 80 Brief von tschechoslowakischen Patrioten, zitiert in: Josef Korbel, *Twentieth Century Czechoslovakia. The Meaning of Its History*, New York 1977, S. 131f.
- 81 Beneš, zitiert in: Mackenzie, *Dr Beneš*, S. 207.
- 82 Alexander Cadogan, *The Diaries of Sir Alexander Cadogan (1938–1945)*, hg. David Dilks, New York 1972, S. 102.
- 83 Ebenda, S. 103.
- 84 Chamberlain, in Notizen aus einer Sitzung des britischen Kabinetts, 24. September 1938, zitiert in: Bruegel, *Czechoslovakia Before Munich*, S. 284.
- 85 Cadogan, *Diaries*, S. 104.
- 86 Prokop Drtina, zitiert in: Korbel, *Twentieth Century Czechoslovakia*, S. 135.
- 87 Ebenda, S. 126f.
- 88 Hitler, 26. September 1938, zitiert nach: Domarus, *Hitlers Reden*, Bd. 1, S. 923–932, Zitat auf S. 931f.
- 89 Chamberlain, zitiert in: Telford Taylor, *Munich. The Price of Peace*, Garden City 1979, S. 884.
- 90 Chamberlain, 27. September 1938, zitiert in: Cadogan, *Diaries*, S. 108; dazu auch: Brügel, *Tschechen und Deutsche*, Bd. 1, S. 498.
- 91 Cadogan, *Diaries*, S. 108.
- 92 Hitler an Chamberlain, 27. September 1938, zitiert nach: ADAP, Serie D, Bd. 2, Dok. 635, S. 774f.
- 93 Chamberlain, zitiert in Lukes, *Czechoslovakia Between Stalin and Hitler*, S. 254.
- 94 Beneš, zitiert in: Korbel, *Twentieth Century Czechoslovakia*, S. 139.
- 95 Beneš, zitiert ebenda, S. 139.

- 96 M. Korbel, Aufsatz.
- 97 Josef Korbel, *Twentieth Century Czechoslovakia*, New York 1977, S. 147.
- 98 Ebenda, S. 148.
- 99 1948, S. 369.
- 100 George Kennan, *Memoiren eines Diplomaten, 1925–1950*, Stuttgart 1968, S. 101.
- 101 Keitel, Aussage vor dem Militärgericht in Nürnberg, zitiert in: Churchill, *Der Sturm zieht auf*, S. 388.
- 102 Chamberlain, Brief an den Erzbischof von Canterbury, zitiert in: Telford Taylor, *Munich. The Price of Peace*, Garden City 1979, S. 66.
- 103 Lady Chamberlain, zitiert in: Harold Nicolson, *The War Years. Diaries and Letters 1939–1945*, hg. Nigel Nicolson, New York 1967, S. 354f.
- 104 Churchill, Rede im Unterhaus, 5. Oktober 1938, zitiert nach: Winston Churchill, *Reden*, Bd. 1: *Ins Gefecht*, Zürich 1946, S. 71–89, hier: 72, 78, 88.
- 105 Dorothy Parker, zitiert in: Sir Robert Bruce Lockhart, *Comes the Reckoning*, London 1947, S. 23.
- 106 Hitler, zitiert nach: Domarus, *Hitlers Reden und Proklamationen*, S. 1091.
- 107 Veronika Herman Bromberg, »Tell Me Again So I Won't Forget: My Father's Stories of Survival and Courage During World War II«, unveröffentlichtes Manuskript, S. 29.
- 108 U.S. Botschaft, Prag, Telegramm an Department of State, 19. März 1939, in: *Foreign Relations of the United States, 1939*, Bd. 5: *Diplomatic Matters*, Washington, D.C., 1955, S. 310.
- 109 M. Korbel, unveröffentlichter Aufsatz; teilweise abgedruckt in: Madeleine K. Albright, *Madame Secretary. Die Autobiographie*, München 2003, S. 22f.

Teil II

- 1 Bürgermeister von New York Fiorello La Guardia, zitiert in: Eduard Beneš, *Memoirs of Dr Eduard Beneš*, Boston 1954, S. 61.
- 2 Franklin Roosevelt, zitiert in: »Roosevelt War Talk Begins and Roosevelt Peace Call Ends a Fateful Week of Power Politics«, in: *Life*, 24. April 1939, S. 20.
- 3 Walter Winchell, Walter Lippmann, und David Lawrence, zitiert in: »The Nation's Columnists Divide in Great Debate on American War & Peace«, ebenda, S. 24f.
- 4 Wahlprogramm der Democratic Party von 1936, *Democratic Party Book*, 1936, S. 24.
- 5 Eleanor Roosevelt, zitiert in: »The Nation's Columnists Divide in Great Debate on American War & Peace«, in: *Life*, 24. April 1939, S. 24f.

- 6 Churchill, zitiert in: Harold Nicolson, *The War Years. Diaries and Letters 1939–1945*, hg. Nigel Nicolson, New York 1967, S. 166.
- 7 Korbel, »Portrait of J. Masaryk«, unveröffentlichtes Manuskript.
- 8 Shiela Grant Duff, *The Parting of Ways. A Personal Account of the Thirties*, London 1982, S. 129.
- 9 Zitiert ebenda, S. 72.
- 10 J. Korbel, Brief an Hubert Ripka, 21. Juni 1939.
- 11 Nicholas Winton, zitiert in: Mark Jonathan Harris und Deborah Oppenheimer, *Into the Arms of Strangers. Stories of the Kindertransport*, New York 2000, S. 151.
- 12 J. Korbel, Postskriptum auf einem Brief von Dáša Deimlová an ihre Eltern, 2. Juli 1939.
- 13 Jan Struther, *Mrs. Miniver*, New York 1940, S. 148.
- 14 Stalin, zitiert in: Ian Kershaw, *Wendepunkte. Schlüsselentscheidungen im Zweiten Weltkrieg 1940/41*, München 2008, S. 327.
- 15 Anekdote, entnommen aus George Kennan, *From Prague After Munich, 1938–1940*, Princeton, N.J. 1968, S. 117.
- 16 Emil Hácha, zitiert in: Jan Drabek, »V Krajina: Hero of European Resistance and Canadian Wilderness«, unveröffentlichtes Manuskript, S. 31.
- 17 Kennan, *From Prague After Munich*, S. x.
- 18 Ebenda, S. 235.
- 19 Tara Zahra, *Kidnapped Souls. National Indifference and the Battle for the Children in the Bohemian Lands 1900–1948*, Ithaca 2008, S. 203.
- 20 Miroslav Karny, »The Genocide of the Czech Jews«, hg. David P. Stern, 2009, unter: www.phy6.org/outreach/Jewish/TerezinBook.htm.
- 21 Greta Deimlová, Brief an Dáša Deimlová, 6. Juli 1939.
- 22 J. Masaryk, BBC-Rundfunksendung in tschechischer Sprache, 8. September 1939.
- 23 Radomír Luža und Christina Vella, *The Hitler Kiss. A Memoir of the Czech Resistance*, Baton Rouge 2002, S. 29.
- 24 BBC Written Archives Centre, Caversham Park.
- 25 Alexander Cadogan, *The Diaries of Sir Alexander Cadogan (1938–1945)*, hg. David Dilks, New York 1972, S. 214.
- 26 Lloyd George, zitiert in: Lynne Olson, *Troublesome Young Men. The Churchill Conspiracy of 1940*, New York 2007, S. 258.
- 27 Sonia Tomara, »Nazi-Red Animosity Described Along Tense Frontier Border in Poland«, in: *New York Herald Tribune*, 20. November 1939, zitiert in: *Reporting World War II*, Teil 1: *American Journalism 1938–1944*, New York 1995, S. 30.
- 28 Chamberlain, Rede im House of Commons, London, 4. April 1940, zitiert in: Olson, *Troublesome Young Men*, S. 276.

- 29 Baldwin, zitiert in: Ian Kershaw, *Wendepunkte. Schlüsselentscheidungen im Zweiten Weltkrieg 1940/41*, München 2008, S. 36.
- 30 Rommel, vgl. John Carey (Hg.), *Eyewitness to History*, New York 1987, S. 529; Zitat aus: David Irving, *Rommel. Eine Biographie*, Hamburg 1978, S. 64.
- 31 Cadogan, *Diaries*, S. 283.
- 32 Churchill, zitiert in: Kershaw, *Wendepunkte*, S. 265.
- 33 Ebenda, S. 267.
- 34 Jan Stránský, *East Wind over Prague*, New York 1950, S. 10.
- 35 Ebenda.
- 36 Cadogan, *Diaries*, S. 290f.
- 37 John Charles Austin, zitiert in: Carey (Hg.), *Eyewitness to History*, S. 532.
- 38 Churchill, Rede im House of Commons, 13. Mai 1940, unter: <http://churchill-society-london.org.uk/SpchIndx.html>; zitiert nach: Winston Churchill, *Reden*, Bd. 1: *Ins Gefecht*, Zürich 1946, S. 321.
- 39 Churchill, Rede im House of Commons, 4. Juni 1940, Churchill, *Reden*, Bd. 1, S. 342.
- 40 Churchill, Rede im House of Commons, 18. Juni 1940, ebenda, S. 359.
- 41 Prokop Drtina, *Československo můj Osud*, Prag 1991, S. 564.
- 42 Dáša Deimlová, Brief an ihre Eltern, Januar 1940.
- 43 Dáša Deimlová, Brief an ihre Eltern, 9. Juli 1939.
- 44 M. Korbel, unveröffentlichter Aufsatz; teilweise zitiert in: Madeleine K. Albright, *Madame Secretary. Die Autobiographie*, München 2003, S. 23.
- 45 Cadogan, *Diaries*, S. 273.
- 46 Renata A. Kauders, »From Prague to Denver: Sketches from My Life«, unveröffentlichtes Manuskript, S. 38.
- 47 Hitler, zitiert in: Hans Kohn (Hg.), *The Modern World (1848–Present)*, New York 1968, S. 223.
- 48 Hitler, zitiert in: Marcel Jullian, *The Battle of Britain, July–September 1940*, New York 1967, S. 6.
- 49 Hitler, 16. Juli 1940, zitiert nach: Domarus, *Hitlers Reden und Proklamationen*, Bd. 2, S. 1538.
- 50 Hitler, 19. Juli 1940, zitiert ebenda, S. 1557f.
- 51 Joyce, zitiert in: J. A. Cole, *Lord Haw-Haw. The Full Story*, New York 1964, S. 164.
- 52 Vgl. Jullian, *The Battle of Britain*, S. 78.
- 53 Philip Ziegler, *London at War, 1939–1945*, New York 1995, S. 159.
- 54 Göring, 13. August 1940, zitiert nach: Rudolf Kippenhahn, *Verschlüsselte Botschaften: Geheimschrift, Enigma und Chipkarte*, Reinbek bei Hamburg 1997, S. 243. Zahlenfolge 2, 3 wird von den Dechiffrierern irrtümlich als 23 interpretiert.

- 55 William Shirer, »Berlin After a Year of War: September 1940«, in: *Reporting World War II*, Teil 1: *American Journalism 1938–1944*, New York 1995, S. 121ff.
- 56 Hitler, 4. September 1940, im Berliner Sportpalast, zitiert nach: Domarus, *Hitlers Reden und Proklamationen*, Bd. 2, S. 1577 und 1580.
- 57 Desmond Flower, zitiert in: John Carey (Hg.), *Eyewitness to History*, New York 1987, S. 537f.
- 58 Roosevelt, zitiert in: Hough und Richards, *The Battle of Britain*, S. 294.
- 59 Mrs. Orlow Tollett, *Interview von Libby Cook und Sonia Knight*, London, Anfang 2011.
- 60 Mrs. Orlow Tollett, Interview für HistoryTalk, Reminiscence at Home, London Care Connection, Moderator David Welsh, 20. Mai 2004. Das Manuskript wurde mir freundlicherweise von Isobel Czarska zur Verfügung gestellt.
- 61 Anekdote nach den Erinnerungen der Cousine Albright's Dáša (Deimlová) Simová.
- 62 Prokop Drtina, *Československo můj Osud*, Prag 1991, S. 573.
- 63 Hess, zitiert in: Stanislav Fejfar, *A Fighter's Call to Arms. Defending Britain and France Against the Luftwaffe 1940–42*, hg. Norman Franks mit Simon Muggleton, London 2010, S. 91f.
- 64 Fejfar, zitiert ebenda, S. 94.
- 65 Frau Fejfar, zitiert ebenda, S. 14.
- 66 Roosevelt, Pressekonferenz, Washington, D.C., 17. Dezember 1940, zitiert in: Ian Kershaw, *Wendepunkte. Schlüsselentscheidungen im Zweiten Weltkrieg 1940/41*, München 2008, S. 288.
- 67 Edward R. Murrow, »The London Blitz, September 1940«, in: *Reporting World War II*, Teil 1: *American Journalism 1938–1944*, New York 1995, S. 87, 93.
- 68 James R. Reston, »Nazi Fliers Foiled by London's Smoke«, in: *New York Times*, 23. Oktober 1940.
- 69 Brian Meredith, Rundfunksendung, 4. Juli 1940, zitiert in: Harwood L. Childs und John B. Whitton, *Propaganda by Short Wave*, Princeton, N.J. 1942, S. 134.
- 70 J. B. Priestley, Rundfunksendung, zitiert ebenda, S. 117.
- 71 Hopkins, Januar 1941, zitiert in: Alexander Cadogan, *The Diaries of Alexander Cadogan (1938–1948)*, hg. David Dilks, New York 1972, S. 348.
- 72 Beneš, zitiert in: Vit Smetana, *In the Shadow of Munich. British Policy Towards Czechoslovakia from the Endorsement to the Renunciation of the Munich Agreement (1938–1942)*, Prague 2008, S. 217.
- 73 Churchill, Notiz für Eden, 20. April 1941, zitiert ebenda, S. 217.
- 74 Churchill, Rundfunkansprache, 22. Juni 1941, zitiert in: Churchill, *Reden*, Bd. 2, S. 261ff.

- 75 Josef Korbel, *The Communist Subversion of Czechoslovakia (1938–1948)*, Princeton, N.J. 1959, S. 56.
- 76 J. Masaryk, Rundfunkansprache, September 1941, zitiert in: Jan Masaryk, *Jan Masaryk. Speaking to My Country*, London 1944, S. 122.
- 77 Heydrich, 2. Oktober 1941, zitiert in: Dr. Václav Král, *Die Vergangenheit warnt*, Prag 1960, S. 122–133, hier 129f., 132; dazu auch: Detlef Brandes, *Die Tschechen unter deutschem Protektorat*, Teil 1, München, Wien 1969, S. 210.
- 78 Hitler, zitiert in: Dr. Henry Picker, *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941–42*, Bonn 1951, S. 91, dazu auch 288.
- 79 Bormann, Nachruf auf Heydrich, 7. Juni 1942, zitiert in: Reinhard Heydrich, 7. März 1904–4. Juni 1942. *Meine Ehre heißt Treue*, Berlin o. J. [1942].
- 80 Reinhard Heydrich, »Wandlungen unseres Kampfes«, in: *Das Schwarze Korps*, 15. Mai 1935, S. 9, nachgedruckt in: Helmut Heiber und Hildegard von Kotze (Hg.), *Facsimilie Querschnitt durch das Schwarze Korps*, München 1968, S. 62.
- 81 Eichmann, zitiert in: Cara de Silva (Hg.), *In Memory's Kitchen. A Legacy from the Women of Terezin*, Northvale 1996, S. xxxviii Anm.
- 82 Eichmann, zitiert in: George E. Berkley, *Hitler's Gift. The Story of Theresienstadt*, Boston 1995, S. 58.
- 83 Beneš, zitiert in: František Moravec, *Master of Spies. The Memoirs of General František Moravec*, London 1975, S. 210.
- 84 Táborsky, zitiert in: Callum MacDonald, *Heydrich. Anatomie eines Attentats*, München 1990, S. 159.
- 85 Vladimír Skacha, zitiert in: Miraslav Ivanov, *Target. Heydrich*, New York 1972, S. 51

Teil III

- 1 Hanuš Hachenburg, zitiert nach deutscher Übersetzung von Lenka Reinerová in: Marie Ruth Krížková, Kurt Jiří Kotouč und Zdeněk Ornest (Hg.), *Ist meine Heimat der Ghetto-wall? Gedichte, Prosa und Zeichnungen der Kinder von Theresienstadt*, Hanau 1995, S. 142.
- 2 Marie Moravcová, zitiert von Marie Soukupová, nach Miraslav Ivanov, *Target. Heydrich*, New York 1972, S. 68.
- 3 František Spinka, zitiert ebenda, S. 117.
- 4 Beneš, Rundfunkansprache am 15. Mai 1942, zitiert nach: Callum MacDonald, *Heydrich. Anatomie eines Attentats*, München 1990, S. 201.
- 5 Notiz vom 21. Mai 1942, unsigniert und auf unliniertem Papier, der Name »Korbel« ist in die Ecke oben rechts gekritzelt; der Autorin vom tschechischen Außenministerium zur Verfügung gestellt.
- 6 František Sitta, zitiert in Ivanov, *Target. Heydrich*, S. 174.

- 7 J. Korbek, Rundfunksendung in tschechischer Sprache aus London, 30. Mai 1942.
- 8 Masaryk, Interview mit NBC-Rundfunk, New York City, 15. Juni 1942, *Czechoslovak Sources and Documents, Speeches of Jan Masaryk in America*, New York 1942, S. 71f.
- 9 J. Korbek, Rundfunksendung aus London, 30. Mai 1942.
- 10 J. Korbek, Rundfunksendung aus London, 27. Mai 1942.
- 11 Juni 1942, BBC. Written Archives Centre, Caversham Park.
- 12 Gestapo-Agent, zitiert von Josef Chalupsky, zitiert in: Ivanov, *Target. Heydrich*, S. 260.
- 13 Tereza Kašperová, zitiert ebenda, S. 215.
- 14 Knox, zitiert in: Redomír Luža, *The Transfer of the Sudeten Germans. A Study of Czech-German Relations, 1933–1962*, New York 1964, S. 236 Anm.
- 15 Jan Masaryk, in einer Rede vor der Frauengruppe des amerikanischen jüdischen Kongresses, New York, 28. April 1942, zitiert in: *Czechoslovak Sources and Documents, Speeches of Jan Masaryk in America*, New York 1942, S. 56.
- 16 J. Masaryk, Rundfunksendung, Columbia Broadcasting Company, New York, 5. November 1941, zitiert ebenda, S. 18.
- 17 Masaryk, Rede im Rollins College, Winter Park, Florida, 4. Februar 1942, zitiert ebenda, S. 22.
- 18 Beneš, zitiert in: Compton Mackenzie, *Dr Beneš*, London 1946, S. 293.
- 19 Lockhart, Denkschrift an Halifax, 7. Oktober 1940, zitiert in: Vit Smetana, *In the Shadow of Munich. British Policy Towards Czechoslovakia from the Endorsement to the Renunciation of the Munich Agreement (1938–1942)*, Prag 2008, S. 276.
- 20 J. Masaryk, Zitate aus Jan Masaryk, *Jan Masaryk, Speaking to My Country*, London 1944, S. 19ff.
- 21 J. Korbek, »Portrait of J. Masaryk«, unveröffentlichtes Manuskript.
- 22 Sir Robert Bruce Lockhart, *Jan Masaryk. A Personal Memoir*, Norwich 1956, S. viif.
- 23 J. Korbek, »Portrait of J. Masaryk«, unveröffentlichtes Manuskript.
- 24 Dáša Deimlová, Brief an ihre Eltern, Januar 1940.
- 25 Greta Deimlová, Brief an Dáša Deimlová, 8. August 1940.
- 26 Zitiert in Lisa Rothkirchen, *Jews of Bohemia and Moravia*, Lincoln, Jerusalem 2005, S. 184.
- 27 Beneš, zitiert in Jan Lánicek, »The Czechoslovak Service of the BBC and the Jews During World War II«, Aufsatz verteilt auf der Londoner Konferenz »Ties That Bind«, zum Gedenken an den 70. Jahrestag der tschechoslowakischen Exilregierung, 8. September 2010.
- 28 Eden, Debatte im House of Commons, London, Bd. 385, 17. Dezember

- 1942, 2082, unter: www.ww2talk.com/forum/holocaust/41529-mr-eden-commons-dec-1942-a.html.
- 29 E. R. Murrow, »A Horror Beyond What Imagination Can Grasp«, in: *Reporting World War II*, Teil 1: *American Journalism 1938–1944*, New York 1995, S. 453.
- 30 Stránský, zitiert in: Lániček, »The Czechoslovak Service of the BBC and the Jews During World War II«, S. 18.
- 31 Beneš, zitiert in: Benjamin Frommer, *National Cleansing. Retribution Against Nazi Collaborators in Postwar Czechoslovakia*, Cambridge 2005, S. 40.
- 32 Olga Körbelová, Brief an Greta Deimlová, 22. Juli 1942.
- 33 Ebenda.
- 34 Olga Körbelová, Brief an Greta Deimlová, 29. Juli 1942.
- 35 Gerty Spies, *Drei Jahre Theresienstadt*, München 1984, S. 35f.
- 36 Brief von Hana Malka an Michael Dobbs, 14. Januar 1998.
- 37 Helga Weissová, zitiert in: Hannelore Brenner-Wonschick, *Die Mädchen von Zimmer 28. Freundschaft, Hoffnung und Überleben in Theresienstadt*, München 2004, S. 69.
- 38 Ebenda, S. 71.
- 39 Ebenda, S. 204f.
- 40 Peter Ginz, Tagebuch, 16. Februar 1944, zitiert in: Křížková u.a., *Ist meine Heimat der Ghettowall?*, S. 65.
- 41 Ginz, zitiert ebenda, S. 134f.
- 42 Egon Redlich, *The Terezin Diary of Gonda Redlich*, hg. Saul S. Friedman, Lexington 1992, S. 134.
- 43 Vera Schiff, *Theresienstadt. The Town the Nazis Gave to the Jews*, Toronto 1996, S. 74.
- 44 Clara Emily Milburn, *Mrs. Milburn's Diaries. An Englishwoman's Day-to-Day Reflections 1939–45*, hg. Peter Donnelly, New York 1980, S. 167.
- 45 František Moravec, *Master of Spies. The Memoirs of General František Moravec*, London 1975, S. 229.
- 46 U.S. Department of State, IDS Special Report Nr. 374, 6. Juli 1943.
- 47 Hopkins, 18. Mai 1943, zitiert in: Eduard Táborský, *President Eduard Beneš. Between East and West 1938–1948*, Stanford, Kal. 1981, S. 119.
- 48 Eduard Beneš, *Memoirs of Dr Eduard Beneš*, Boston 1954, S. 279.
- 49 Beneš, zitiert in: Táborský, *President Eduard Beneš*, S. 135.
- 50 Stalin, zitiert ebenda, S. 167.
- 51 Beneš, zitiert in: Josef Korbelt, *The Communist Subversion of Czechoslovakia (1938–1948). The Failure of Coexistence*, Princeton 1959, S. 85.
- 52 Beneš, *Memoirs of Dr Eduard Beneš*, S. 262.
- 53 Ebenda, S. 274.

- 54 George E. Berkley, *Hitler's Gift. The Story of Theresienstadt*, Boston 1995, S. 132.
- 55 Gerty Spies, *Drei Jahre Theresienstadt*, München 1984, S. 54.
- 56 Rabbi Baeck, zitiert in: Berkley, *Hitler's Gift*, S. 156.
- 57 Berkley, *Hitler's Gift*, S. 176.
- 58 IKRK-Bericht, zitiert ebenda, S. 177f.; dazu auch: Hans G. Adler, *Theresienstadt 1941–1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft. Geschichte, Soziologie, Psychologie*, Tübingen 1960, S. 802, Anm. 225a.
- 59 »Das ist keine Bande oder: Wie bei uns gefilmt wird«, in: Křížková u.a., *Ist meine Heimat der Ghettowall?*, S. 128.
- 60 Egon Redlich, *The Terezin Diary of Gonda Redlich*, hg. Saul S. Friedman, Lexington 1992, S. 160.
- 61 Jiri Barbier, Brief an Dáša Deimlová, 11. November 1946.
- 62 Ebenda.
- 63 Ebenda.
- 64 Alice Ehrmann (Alisa Shek), zitiert in: Alexandra Zapruder (Hg.), *Salvaged Papers. Young Writers Diaries of the Holocaust*, New Haven 1995, S. 404.
- 65 Vgl. Berkley, *Hitler's Gift*, S. 225.
- 66 František Kraus, »But Lidice Is in Europe!«, in: *Art from the Ashes*, hg. Lawrence L. Langer, New York 1995, S. 66; Wortlaut aus dem Englischen übersetzt.
- 67 Ebenda, S. 69.
- 68 Alexander Cadogan, *The Diaries of Sir Alexander Cadogan (1938–1945)*, hg. David Dilks, New York 1972, S. 647.
- 69 Harold Nicolson, *The War Years. Diaries and Letters 1939–1945*, hg. Nigel Nicolson, New York 1967, S. 394; deutsch: Harold Nicolson, *Tagebücher und Briefe, Bd. 2: 1942–1962*, Frankfurt/Main 1969, S. 168.
- 70 Beneš, zitiert in: Compton Mackenzie, *Dr Beneš*, London 1946, S. 295.
- 71 Nicolson, *Tagebücher und Briefe, Bd. 2*, S. 215f.
- 72 Masaryk, zitiert in: Sir Robert Bruce Lockhart, *Jan Masaryk. A Personal Memoir*, Norwich 1956, S. viiif.
- 73 Hitler, zitiert in: Walter Dornberger, *Peenemünde. Die Geschichte der V-Waffen*, Frankfurt/Main, Berlin 1992, S. 118 (Nachdruck von: ders., *V2 – Der Schuss ins Weltall*, Esslingen 1958). Vgl. Wayne Biddle, *Dark Side of the Moon. Wernher von Braun, the Third Reich and the Space Race*, New York 2009, S. 120.
- 74 George Orwell, zitiert in: Philip Ziegler, *London at War, 1939–1945*, New York 1995, S. 298.
- 75 Dwight D. Eisenhower, Botschaft an das Alliierte Expeditionskorps, 21. Dezember 1944, zitiert in: Forrest C. Pogue, *The Supreme Command. United States Army in World War II, The European Theater of Operations, Of*

- fice of the Chief of Military History*, Washington, D.C. 1954, S. 380.
- 76 Ansprache der Autorin beim 50. Jahrestag des Beginns der Ardennenschlacht, Bastogne, Belgien, 16. Dezember 1994.
- 77 Alexander Cadogan, *The Diaries of Sir Alexander Cadogan (1938-1945)*, hg. David Dilks, New York 1972, S. 706.
- 78 Ebenda, S. 716.
- 79 Churchill, zitiert ebenda, S. 716.
80. Ebenda.
81. J. Korbelt, Brief an die BBC, BBC Written Archives Centre, Caversham Park.
82. J. Masaryk, Ansprache in New York, 31. Dezember 1944.
83. J. Masaryk, zitiert in: Stephen C. Schlesinger, *Act of Creation. The Founding of the United Nations*, Boulder, Col. 2003, S. 133.
84. Dieses Bild wurde von einer Zeile in Mario Cuomos Ansprache an den Nationalkonvent der Demokraten von 1984 inspiriert: «Seit Franklin Roosevelt sich aus seinem Rollstuhl erhob, um die Nation von den Knien aufzurichten». San Francisco, Kalifornien, 16. Juli 1984.
85. Eva Ginzova, in: Alexandra Zapruder (Hg.), *Salvaged Page. Young Writers Diaries of the Holocaust*, New Haven 2002, S. 188.

Teil IV

- 1 Zitat aus Katolícké Noviny, 26. April 1942, zitiert in einem Artikel von J. Jelinek, «The Vatican, the Catholic Church, the Catholics, and the Persecution of the Jews during World War II: The Case of Slovakia», in: B. Vago und G. L. Moss (Hg.), *Jews and Non-Jews in Eastern Europe, 1918-1945*, New York 1974, S. 226.
- 2 Stalin, zitiert in: Jan Stránský, *East Wind over Prague*, New York 1950, S. 30.
- 3 J. Korbelt, unveröffentlichtes Manuskript.
- 4 Eden, zitiert in: Alexander Cadogan, *The Diaries of Sir Alexander Cadogan (1938-1945)*, hg. David Dilks, New York 1972, S. 735.
- 5 Heda Margolius Kovály, *Under a Cruel Star. A Life in Prague 1941-1968*, New York 1997, S. 40.
- 6 Fernschreibermeldung an Befehlshaber der Waffen SS von SS-General Pückler, 5. Mai 1945, Prag, zitiert in: Jin Dolezal und Jan Kren (Hg.), *Czechoslovakia's Fight*, Prag 1964, S. 109.
- 7 Korrespondenz zwischen Eisenhower und sowjetischem Oberkommando, zitiert in: «Anniversary of Liberation of Czechoslovakia», State Department Bulletin, 22. Mai 1949, S. 666.
- 8 Proklamation des tschechischen Nationalrats, 7. Mai 1945, zitiert in: Do-

- ležal und Křen (Hg.), *Czechoslovakia's Fight*, S. 111f.
- 9 Kovály, *Under a Cruel Star*, S. 44.
- 10 Josef Korbela, *The Communist Subversion of Czechoslovakia (1938–1948). The Failure of Coexistence*, Princeton 1959, S. 123.
- 11 Hana Stránská, unveröffentlichtes Manuskript, 1994, Kap. 5, S. 1.
- 12 J. Korbela, unveröffentlichtes Manuskript.
- 13 Beneš, 9. Mai 1945, zitiert in: Kálmán Janics, »1945: The Year of Peace«, in: *Czechoslovak Policy and the Hungarian Minority*, unter: www.hungarian-history.com/lib/jani/jani11.htm Wortlaut des Zehn-Punkte-Plans zitiert in: Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.), *Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei*, Band 1, München 2004, S. 181ff.
- 14 Prokop Drtina, *Československo Můj Osud*, Prag 1991, S. 62f.
- 15 Gottwald, 23. Juni 1945, zitiert in: Janics, *Czechoslovak Policy*, unter: www.hungarianhistory.com/lib/jani/jani11.htm.
- 16 Benjamin Frommer, *National Cleansing. Retribution Against Nazi Collaborators in Postwar Czechoslovakia*, Cambridge 2005, S. 43.
- 17 Hana Stránská, unveröffentlichtes Manuskript, 1994, Kap. 15.
- 18 Ebenda.
- 19 Tara Zahra, *Kidnapped Souls. National Indifference and the Battle for the Children in the Bohemian Lands 1900–1948*, Ithaca, N.Y., 2008, S. 257.
- 20 Note von Jan Masaryk an den US-Botschafter in Prag, 24. Oktober 1945, zitiert in: *Foreign Relations of the United States, 1945*, Bd. 2: *General Economic and Political Matters*, Washington, D.C. 1959, S. 138.
- 21 Josef Korbela, *The Communist Subversion of Czechoslovakia (1938–1948). The Failure of Coexistence*, Princeton 1959, S. 138.
- 22 Havel, Äußerungen beim Bankett zu Ehren des Bundeskanzlers Helmut Kohl, Prag, 27. Februar 1992.
- 23 Čurda, zitiert in: František Moravec, *Master of Spies. The Memoirs of General František Moravec*, London 1975, S. 221.
- 24 Interview der Autorin mit Havel, 17. Oktober 2010.
- 25 Heda Margolius Kovály, *Under a Cruel Star. A Life in Prague 1941–1968*, New York 1997, S. 62.
- 26 Gottwald, 9. Juli 1945, zitiert in: Josef Korbela, *The Communist Subversion of Czechoslovakia (1938–1948). The Failure of Coexistence*, Princeton 1959, S. 135.
- 27 J. Korbela, unveröffentlichtes Manuskript.
- 28 Beneš, zitiert in: Josef Korbela, *Tito's Communism*, Denver 1951, S. 18.
- 29 Tito, zitiert ebenda, S. 72.
- 30 Karteikarte, Eintrag vom 25. November 1947, Geheimpolizei Akte

- Nr. 019952, Bestand des Sicherheitsarchivs, Prag.
- 31 J. Masaryk, zitiert in: J. Korbek, unveröffentlichtes Manuskript für eine Rede.
- 32 Ebenda.
- 33 J. Masaryk, Rede vor der Pariser Friedenskonferenz, 15. August 1946, zitiert in: *Foreign Relations of the United States. 1946*, Bd. 3, Washington, D.C., 1976, S. 225.
- 34 Beschreibung der Erklärung von J. Masaryk auf der Pariser Friedenskonferenz, 23. September 1946, ebenda, S. 527.
- 35 Marcia Davenport, *Too Strong for Fantasy*, Pittsburgh 1967, S. 122 (deutsch: *Stärker als Phantasie*, München 1969).
- 36 Masaryk, zitiert in: Davenport, *Too Strong for Fantasy*, S. 325.
- 37 Stalin, zitiert in: Hubert Ripka, *Czechoslovakia Enslaved*, London 1950, S. 67.
- 38 J. Masaryk, zitiert in: Davenport, *Too Strong for Fantasy*, S. 405.
- 39 Steinhardt, Telegramm an State Department, 30. April 1948.
- 40 Karel Čapek, «Warum ich kein Kommunist bin», in: *Pritomnost*, 2. Dezember 1924, deutsche Übersetzung in: *Sputnik – Digest der sowjetischen Presse* (1990), Nr. 6, S. 13-16, hier: S. 14.
- 41 Josef Korbek, *Tito's Communism*, Denver 1951, S. 124h
- 42 Steinhardt, Telegramm an State Department, 3. November 1947.
- 43 Beneš, zitiert in: Josef Korbek, *The Communist Subversion of Czechoslovakia (1938-1948). The Failure of Coexistence*, Princeton 1959, S. 198.
- 44 Beneš, zitiert ebenda, S. 199.
- 45 Josef Korbek, *Tito's Communism*, Denver 1951, S. 306.
- 46 Hubert Ripka, *Czechoslovakia Enslaved*, London 1950, S. 203.
- 47 J. Korbek, unveröffentlichtes Redemanuskript.
- 48 Korbek, *The Communist Subversion of Czechoslovakia*, S. 229.
- 49 Ebenda, S. 235.
- 50 J. Masaryk, zitiert in: Marcia Davenport, *Too Strong for Fantasy*, Pittsburgh 1967, S. 419.
- 51 Gottwald, zitiert in: Claire Sterling, *The Masaryk Case*, New York 1968, S. 88.
- 52 J. Masaryk, zitiert in: Davenport, *Too Strong for Fantasy*, S. 365h
- 53 J. Masaryk, zitiert ebenda, S. 366.
- 54 Ebenda, S. 426.
- 55 Telegramm von Botschafter Charles Peake, Belgrad, an britisches Foreign Office, 25. Februar 1948.
- 56 J. Masaryk, zitiert in: O. Henry Brandon, «Was Masaryk Murdered?», in: *Saturday Evening Post*, 12. August 1948, S. 38.
- 57 Telegramm von Steinhardt nach Washington, 10. März 1948, enthalten

- in: *Foreign Relations of the United States, 1948*, Bd. 4: *East Europe and the Soviet Union*, Washington, D.C., 1976, S. 743.
- 58 Sir Robert Bruce Lockhart, *Jan Masaryk. A Personal Memoir*, Norwich, England 1956, S. 78h
- 59 Steinhardt, Brief an Harold C. Vedeler, 7. April 1948, in: *Foreign Relations of the United States, 1948*, Bd. 4: *East Europe and the Soviet Union*, S. 743.
- 60 Beneš, Rede an der Karls-Universität, Prag, 7. April 1938, zitiert in: *Chronology of International Events and Documents* 4, Nr. 7 (18. März-8. April 1948), S. 236.
- 61 Eduard Taborsky, *President Eduard Beneš. Between East and West, 1938-1948*, Stanford 1981, S. 228f.
- 62 James B. Bruce, «In Memoriam: Josef Korbel», in: Hans Brich und Ivan Volgyes (Hg.), *Czechoslovakia. The Heritage of Ages Past, Essay in Memory of Josef Korbel*, Boulder 1979, S. 7.
- 63 Das Verdienst für diese Formel von den zehn Jahren bis zu den zehn Tagen gebührt dem unvergleichlichen Historiker Timothy Garton Ash.
- 64 J. Korbel, unveröffentlichtes Manuskript.
- 65 Havel, Ansprache vor der Akademie der Gesellschafts- und Politikwissenschaften, Paris, 27. Oktober 1992, in: Václav Havel, *The Art of the Impossible. Politics and Morality in Practice*, New York 1997, S. iO3f.

BILDNACHWEIS

Mit Ausnahme der unten angegebenen stammen alle Fotos mit freundlicher Genehmigung von der Autorin selbst.

Herzlichen Dank an die im Folgenden genannten Institutionen und Personen für die Erlaubnis, die in ihrem Besitz befindlichen Bilder zu kopieren: Jan Kaplan Archiv (Seite 27, 168, 181, 382, 383, 400); CTK PHOTO (Seite 28 [Martin Stěrba, René Fluger], 39, 55, 201 oben, 207, 244, 253, 254, 255, 265, 270, 315, 318, 343, 392, 417, 469 [Michael Kamaryt], 471); Time & Life Pictures/Getty Images (Seite 33, 37); Eduart Prague/Andrej Sumbera (Seite 35); Alena Korbel (Seite 70, 293); Bundesarchiv, Bild (Seite 127 [183-R69173], 128 [183-H13116]); Associated Press (Seite 131, 218, 232, 364); Dáša Šimová (Seite 157, 330 unten); Václav Havel (Seite 171); Pedro Mahler (Seite 195, 201 unten, 286, 290, 341); National Archives (Seite 216 [306-NT-901F-2743V]); Jüdisches Museum in Prag, Sammlung des Photoarchivs (Seite 295, 306); Gedenkstätte Theresienstadt/Terezin (Seite 297 [Franktisek Moric Nägl, Schlafraum im Gefängnis, PT 6728, © Alexandra Strnadová], 299 [Inneres des Krematoriums, FAPT 6283], 323 [ein Plakat für Hans Krázas Kinderoper Brundibar, PT4010, Hermanns Sammlung, © Zuzana Dvofaková]); Yad Vashem Photo Archive (Seite 327); IKRK (Seite 330 oben); und Robin Blackwood (Seite 501).

Sämtliche Karten von Laura Lee; Bearbeitung der deutschen Ausgabe: Peter Palm, Berlin.

Ganz herzlich bedanken wir uns für die freundliche Genehmigung, die Gedichte auf den Seiten 7 und 259 von Petr Ginz und Hanus Hachenburg aus *We Are Children Just the Same: Vedem, the Secret Magazine by the Boys of Terezin* © 1994, veröffentlicht von der Jewish Publication Society, abzudrucken, auf Deutsch erschienen 1995 im Verlag Werner Dausien, in Hanau unter dem Titel *Ist meine Heimat der Ghetto wall? Gedichte, Prosa und Zeichnungen der Kinder von Theresienstadt*.

REGISTER

- Albert II., König von Belgien
 360
 Albright, Alice
 12, 66
 Albright, Anne
 12, 66
 Albright, Joe
 403
 Albright, Katie
 12, 66, 68
 Alejchem, Scholem
 302
 Alexander I., Zar von Russland
 104
 Attlee, Clement
 404
 Baarová, Lída
 172
 Baeck, Leo
 324f.
 Baldwin, Stanley
 188
 Barbier, Jiří
 325f., 336–338, 392
 Beethoven, Ludwig van
 101, 183, 357
 Beneš, Edvard
 62f., 70, 73–76, 78, 80f., 84f., 96,
 98–100, 102f., 105, 107, 109,
 110–112, 114–118, 121–123,
 125–133, 136–139, 149f., 152f.,
 159–161, 164–166, 169, 170, 182,
 184f., 193f., 198–200, 201, 202,
 207, 208, 217, 229–231, 232, 233,
 238–242, 248, 254, 256, 263f.,
 267f., 276f., 280–284, 287f.,
 311–314, 315, 316f., 318, 319–321,
 347, 353–357, 365, 371–373,
 375–378, 383, 388, 397f., 403–407,
 409, 411f., 416, 422–424, 429, 434,
 436f., 444, 447, 449–458,
 460–464, 466f., 475–479, 483
 Benešová, Hana
 207, 208, 230f., 466, 476
 Bevin, Ernest
 465
 Bismarck, Otto von
 26, 125
 Blanka (Hauslehrerin)
 421, 447
 Boemus (Sagengestalt) *siehe*
 Tschech
 Bohlen, Charles
 366
 Boleslav I., böhmischer Fürst
 32
 Bormann, Martin
 248
 Brandeis, Louis
 89
 Brandon, Henry
 466
 Braun, Wernher von
 359
 Brecht, Bertolt
 278f.

- Brezina, Otokar
491
- Buber, Martin
234f.
- Bullitt, William
111
- Byrnes, James
428
- Cadogan, Alexander
108f., 118–120, 132, 161, 185, 189,
191, 198, 349, 363
- Capek, Karel
147, 443
- Carmio, Mica
334
- Carradine, John
278
- Chamberlain, Neville
90f., 94, 105–109, 113–117, 119f.,
122–125, 127, 134–136, 152, 154,
158–161, 178, 184, 186–188, 196,
203, 238, 321, 357, 364f., 368
- Christian X., König von Dänemark
328
- Chruschtschow, Nikita
161
- Churchill, Winston S.
14, 89f., 130f., 135, 152, 154, 159f.,
186, 188–190, 192f., 196,
203–205, 213f., 217f., 225, 228, 231,
232, 233, 239f., 280, 311, 349, 352,
355, 358, 363, 364, 365, 379, 381,
404, 425
- Clementis, Vladimir »Vlado«
185, 356, 376, 390f., 392, 428, 430f.,
467, 472, 480, 482f.
- Clinton, Bill
12
- Coleridge, Samuel Taylor
358
- Comenius, Johann *siehe* Komensky,
Jan Ámos
- Conan Doyle, Sir Arthur
44
- Cromwell, Oliver
188
- Curda, Karel (»Vrbas«)
263, 273, 275, 277, 411
- Curie, Marie
422
- Czarska, Isobel Alicia
19
- Daladier, Édouard
107f., 110, 121f., 126, 127, 134,
321
- Davenport, Marcia
432, 437, 459, 461–463, 466,
472–474
- Deiml, Rudolf
141, 157f., 176, 286, 294, 303f.,
325f., 329, 330, 331, 335f., 340, 387,
392
- Deimlová, Dagmar »Dáša«
20f., 141, 156, 157, 158, 175–177,
194–197, 235, 285–287, 291f., 335,
346, 386f., 391f., 479f.
- Deimlová, Margarethe »Greta«
141, 156–158, 175–177, 286f., 292,
294, 298, 303f., 329, 330, 331, 339f.,
387
- Deimlová, Milena
141, 156, 157, 158, 176f., 291, 294,
303–305, 306, 307, 322, 326, 329,
330, 331, 335f., 338–340, 387
- Demetz, Peter
78
- Dicker-Brandeis, Friedl
305f., 338
- Disney, Walt
22
- Dobbs, Michael
12f.
- Doppler, Christian
50

- Drábek, Jaroslav
410
- Drtina, Prokop
17, 72, 121, 165f., 194f., 200, 208,
220f., 398, 415, 435f., 446, 452,
456f., 460f., 466, 472
- Dvořák, Antonín
343, 486
- Eden, Anthony
152, 206, 218, 232f., 288, 379
- Edward VIII., König von England
90
- Ehrmann, Alice
338f.
- Eichmann, Adolf
141, 249, 251, 253, 328, 331, 340
- Einstein, Albert
50
- Eisenhower, Dwight D.
362, 379, 381, 383–385, 391, 438
- Eliáš, Alois
164f., 241, 246
- Elisabeth von Pommern
33
- Elizabeth (Gattin von Georg VI.)
206, 207
- Elizabeth II.
219
- Fairbanks, Douglas
66
- Fejfar, Stanislav
221f.
- Ferdinand, Erzherzog
57, 252
- Ferdinand II., Kaiser des Heiligen
Römischen Reichs
38
- Fierlinger, Zdeněk
102f., 117, 317, 371f., 422–424, 446,
457
- Fodor, Leutnant
380f.
- Frank, Anne
334
- Frank, Karl Hermann
173, 244, 275, 410, 415
- Frank, Margot
334
- František, Josef
222f.
- Freund, Dr. (Arzt)
310
- Frič, Martin
335
- Friedrich I., König von Böhmen
38f.
- Gabčík, Jozef («Kleiner Ota»)
202, 254, 256, 262f., 265f., 271f.
- Gandhi, Mahatma
92, 188
- Garrigue, Charlotte
52f., 74
- Gaulle, Charles de
311
- Georg VI., König von England
188, 206, 218f., 228, 349
- Ginz, Petr
7, 307f., 335, 368
- Ginzová, Eva
368
- Gluck, Alma
432
- Goebbels, Josef
102, 172
- Goethe, Johann Wolfgang von
73, 87, 98
- Goldberger, Emmanuel
403
- Goldstücker, Eduard
345, 351, 481–483
- Göring, Hermann
26, 142, 203, 209, 214
- Gottwald, Klement
319f., 356, 371–373, 376, 398, 414,

- 421f., 424f., 434-436, 445-447,
450-465, 470-472, 476f.,
482-484
- Gottwald, Marta
421
- Grant Duff, Shiela
154
- Greenfell-Baines, Milena
158
- Gunther, John
226
- Haakon VII., König von Norwegen
240f.
- Hächa, Emil
28, 137, 140-143, 163f., 199, 233,
240f., 243, 244, 248, 267f., 278
- Hachenburg, Hanus
259
- Haile Selassie, Kaiser von Äthiopien
241
- Halifax, Lord Edward Wood
90f., 100f., 107-109, 115f., 123,
161, 188, 205
- Hašek, Jaroslav
58
- Havel, Miloš
172
- Havel, Vaclav
12, 21f., 171, 172, 385, 407, 412, 475,
478, 493
- Havlíček, Karel
46, 51
- Haw-Haw, Lord *siehe* Joyce,
William
- Hebrang, Andrija
481
- Heine, Heinrich
302
- Heinrich V., König von England
92
- Henderson, Sir Nevile
114
- Henlein, Konrad
83-86, 98f., 101f., 107, 109, 111f.,
114, 131, 133, 138, 140, 173, 411
- Herman, Daniel
20
- Herodot
204
- Herzl, Theodor
51
- Hess, Alexander
221
- Heydrich, Reinhard
243, 244, 245-251, 254, 261f.,
264-270, 273, 275-279, 281, 289,
291, 411, 488
- Hilsner, Leopold
54
- Himmler, Heinrich
244f., 249, 266, 304, 325f., 328,
333
- Hindenburg, Paul von
76
- Hitler, Adolf
12, 14, 26-28, 73, 76f., 80, 82-85,
87-91, 93-95, 97-102, 104,
106-115, 117-125, 127f., 129, 131,
133, 136f., 139f., 142, 152, 155,
158-161, 163, 169, 172f., 179, 183,
185, 187, 189, 192f., 199f., 202-205,
209, 213f., 217, 223f., 227f., 231,
238f., 241, 244, 248-250, 267f.,
278-282, 284, 289, 311, 321f.,
342, 355, 357, 359, 362, 364f., 368,
373f., 377, 380, 384, 394, 407, 410,
429, 445, 479, 483, 489f., 492,
494
- Holzer, Vilém
334
- Hopkins, Harry
225, 228, 233, 316
- Howard, Leslie
227

- Hus, Jan
34–36, 37, 40, 53, 57, 73, 120, 128,
169, 346, 356, 387f., 454, 462
- Janeček, Theodor
300
- Jankovic, Nidza
440, 441
- Jánošík, Juro
41
- Jeanne d'Arc
37
- Jesus von Nazareth
35, 96, 280, 468
- Johannes von Nepomuk
(Märtyrer)
387
- Johannes XXIII., Papst
374
- Joseph II., Kaiser des Heiligen
Römischen Reichs
42f., 251f.
- Joyce, William
(alias Lord Haw-Haw)
205
- Kafka, Franz
14, 50, 296, 483
- Kapper, Siegfried
51
- Karl I., König von Böhmen
33f.
- Karpišek, Arnošt
463f.
- Kašperová, Tereza
271
- Kauders, Renata
202
- Keitel, Wilhelm
134
- Kennan, George F.
25, 132, 165, 168, 233
- Kennedy, John F.
93f., 359
- Kennedy, Joseph jr.
359
- Kennedy, Joseph sen.
93, 190, 228
- Kipling, Rudyard
230, 233
- Klee, Paul
305
- Klinger, Oskar
466, 474
- Knox, Frank
278
- Komenský, Jan Ámos
40f.
- Körbel, Arnošt
18, 20, 48, 67, 69, 141, 144, 202,
233f., 254, 291f., 293, 294f., 297f.,
339f., 341, 393
- Korbel (Eltern)
11–13, 15, 29, 66, 71, 79–82, 104,
144f., 149, 175, 194, 223, 233–238,
290f., 345–347, 351, 367, 382, 388f.,
401, 407, 418, 420f., 431, 439–443,
447f., 479f., 486, 490
- Korbel, George
233, 235, 236
- Körbel, Gert
341
- Körbel, Jan »Honza«
67, 141, 181, 233f., 346, 387
- Körbel, Jan »John«
12f., 66, 289, 438, 439, 481, 485f.,
488
- Korbel, Josef
14, 16–18, 19, 20, 30, 40, 57, 61,
66–69, 70, 71–73, 76, 79–82, 85,
100, 103, 117, 121, 129–131,
139–142, 144, 149, 153–158, 166,
180–185, 194, 196, 199f., 201, 208,
220f., 224, 233f., 235, 236, 242, 255,
264, 267f., 282–285, 288, 291f.,
313, 327, 345–348, 351, 365–367,

- 376, 378, 383f., 386, 389–391, 393,
396, 400, 402, 407, 410, 414–416,
417, 418–422, 425–428, 430f.,
433, 435, 439–443, 449–452, 455,
458, 463–465, 473, 477, 479–481,
483–488, 491f.
- Körbel, Josef (Vater) *siehe* Körbel,
Josef
- Körbel, Karel
341
- Körbel, Mandula (Mutter) *siehe*
Körbelová, Mandula/Anna
- Körbel, Mandula (Mutter) *siehe*
Körbelová, Mandula/Anna
- Körbel, Pamela
13, 66
- Körbelová, Alena
233f., 235, 236, 293
- Körbelová, Irma *siehe*
Paterová, Irma
- Körbelová, Kathy
12f., 66, 284f., 289, 345, 347, 351,
367, 386f., 419, 421, 427, 440, 441,
481, 485f.
- Körbelová, Mandula/Anna
17f., 19, 30, 57, 68f., 70, 71, 79, 81,
129, 139, 141, 144, 149, 155, 164,
196, 198, 234, 235, 236, 282, 285,
290–292, 346f., 367, 386, 393,
402f., 425–427, 439f., 442, 447,
473, 480f., 485f., 488, 490
- Körbelová, Marta
202, 341
- Körbelová, Ola
233, 235, 236, 346, 387
- Körbelová, Olga
61, 67, 69, 80, 144, 291–298, 303f.,
326, 336, 338f., 393f.
- Krajina, Vladimír
415
- Kraus, František R.
343f.
- Kraus, Tomáš
20, 344
- Krejčí, Ludvík
113
- Krista (Tante von Deimlová,
Dagmar »Dáša«)
479
- Krösus, König von Lydien
204
- Kubiš, Jan (»Großer Ota«)
202, 255, 256, 262f., 265f., 271f.,
274
- La Guardia, Fiorello
150
- Lang, Fritz
279
- Lawrence, David
151
- Lenin, Wladimir
58, 356f., 414, 424
- Lessing, Gotthold Ephraim
98
- Libuše (Sagengestalt)
30, 32
- Lippmann, Walter
151, 480
- Liszt, Franz
296
- Lloyd George, David
90, 185
- Lockhart, Bruce
276, 281, 463, 473
- Mach, Ernst
50
- Mackenzie, Compton
99f.
- MacMillan, Margaret
62
- Mahler, Karel
202
- Mahler, Pedro
202

- Mann, Thomas
87, 296
- Maria Theresia von Österreich
43
- Marshall, George
435-437
- Marti, Roland
332
- Marx, Karl
355
- Masařík, Hubert
126
- Masaryk, Charlotte *siehe* Garrigue,
Charlotte
- Masaryk, Jan
53, 85, 101, 116, 120, 134f., 153,
155, 164, 180, 184, 196f., 200, 201,
208, 229, 242, 267, 276, 280-284,
318, 357, 366, 369, 371, 376, 390f.,
392, 423, 425f., 428, 430-432,
435-437, 442, 446f., 455f.,
459-466, 467, 468-477, 479,
489, 494
- Masaryk, Tomáš G.
17, 52-54, 55, 56-62, 64-66, 70,
72-74, 78f., 83, 85, 89, 96, 104, 137,
150, 183, 199, 229, 236, 282, 317,
356, 376, 407, 424, 429, 432, 434,
457, 461, 465, 467, 468, 470, 473,
475-479, 488, 492
- Mastný, Vojtěch
126
- McAuliffe, Anthony
361
- Mengele, Josef
334, 337
- Molotow, Wjatscheslaw
160, 238, 366, 435, 479
- Mommsen, Theodor
46f.
- Montgomery, Bernard
391
- Moravcová, Marie
261-263, 266, 271-273, 278
- Moravec, Alois
261, 273f., 276
- Moravec, Ata
261, 263, 273f., 276f., 389
- Moravec, František
97, 99, 140, 143, 155, 195, 200, 276
- Morrison, Herbert
351f.
- Mozart, Wolfgang Amadeus
100f., 346
- Murrow, Edward R.
226, 288, 368
- Mussolini, Benito
125, 127, 161f., 224, 282
- Napoleon Bonaparte
104, 107, 311
- Němcová, Božena
23, 47, 172, 495
- Neruda, Jan
51, 394
- Neurath, Baron Konstantin von
163, 173, 244-246
- Nicolson, Harold
113, 355f.
- Obama, Barack
116
- Opálka, Adolf
263, 265f., 271, 274f.
- Opletal, Jan
169f.
- Orwell, George
358f., 479f.
- Parker, Dorothy
136
- Pater, Oskar
254
- Paterová, Herta
254
- Paterová, Irma
254, 341

- Patton, George
361, 367, 379, 381, 384f.
- Peake, Charles
464f.
- Pecenka, Ferdinand
335
- Peck, Gregory
432
- Petherick, Maurice
365
- Pius II., Papst
38
- Plutarch
404
- Priestley, John Boynton
227
- Princip, Gavriilo
252
- Ptacková, Olga *siehe* Körbelová,
Olga
- Rahm, Karl
338, 340, 410
- Redlich, Gonda (Egon)
309, 326, 335
- Reichenau, Walter von
131
- Reston, James
226
- Ribbentrop, Joachim von
26, 28, 479
- Ribnikar, Jara
82, 419
- Ribnikar, Vladimir
81f., 419f.
- Ripka, Hubert
153-155, 199f., 201, 287f., 452-457,
459f., 476
- Rommel, Erwin
189
- Roncalli, Angelo *siehe*
Johannes XXIII., Papst
- Roosevelt, Eleanor
151f.
- Roosevelt, Franklin D.
111, 150-152, 183, 189f., 217f., 225,
228, 280, 311, 315, 316f., 363, 364,
368, 404
- Rossel, Maurice
328f., 332
- Runciman, Walter, Lord von
Doxford
109f.
- Saint-Exupéry, Antoine de
190
- Schiff, Vera
310
- Schiller, Friedrich
98
- Schubert, Franz
100f.
- Schwarz (Arzt)
337
- Schwenk, Karel
324
- Shakespeare, William
33
- Shelley, Norman
192
- Shirer, William
213
- Sikorski, Władysław
353f.
- Šima, Vladimir
480
- Simpson, Wallis
90
- Slavík, Juraj
462f.
- Smetana, Bedřich (Friedrich)
46, 169
- Smolková, Jiřina
334

- Sonnevend, Jan
271
- Sorin, Walerian Alexandrowitsch
456
- Sotomayor, Sonia
95
- Spáček, Jiří
201
- Spiegel, Alfred
68, 141, 285, 340, 393
- Spiegelová, Anna/Mandula
68f., *siehe auch* Korbellová,
Mandula/Anna
- Spiegelová, Marie »Máňa«
68f., 79, 141, 285, 286, 290
- Spiegelová, Růžena
68, 79, 80, 141, 144, 289, 290, 291,
340f., 344, 393
- Spies, Gerty
297f., 323f.
- Spinka, František
262
- Stalin, Josef
12, 102f., 137, 160f., 202, 231, 238f.,
241, 268, 312f., 316f., 318, 319–321,
353–356, 363, 364, 365–367, 372f.,
375, 377, 379, 383, 404, 412–414,
422–424, 436f., 440, 442, 444f.,
447, 450, 460, 462f., 472, 474,
478–481, 483, 490, 492
- Steinhardt, Laurence
437f., 444–446, 462, 473f.
- Stránská, Hana
390f., 400f., 403
- Stránský, Jan
190f., 235
- Stránský, Jaroslav
235f., 288, 456f.
- Stránský, Milada
235f.
- Strauss, Oskar
296
- Struther, Jan
159
- Svoboda, Ludvík
425, 450f.
- Syrový, Jan
118
- Táborský, Eduard
153, 256, 457
- Tiso, Josef
140, 373f., 411
- Tito, Josip Broz
416, 417, 418–422, 425, 427f., 435,
440, 447, 480–482
- Tollett, Orlow
219f.
- Tolstoj, Leo
104
- Toynbee, Arnold
90
- Truman, Harry S.
379, 404, 442
- Tschech (Sagengestalt)
30–32, 295
- Tschechow, Anton
51
- Václav, König/Heiliger *siehe* Wenzel,
König/Heiliger
- Valčík, Josef (»Zdenda«)
262f., 265f., 271
- Vansittart, Sir Robert
85
- Vlčeková, Anna
73f., *siehe auch*
Benešová, Hana
- Voskovec, Jiří
95
- Wagner, Richard
112
- Washington, George
73
- Watson-Watt, Robert
209f.

- Weiss, Jiří
285
- Weissová, Helga
304–306
- Wells, Herbert George
184
- Wenzel, König/Heiliger
14, 32, 33, 34, 120, 128, 172, 243
- Wenzeslas, König/Heiliger *siehe*
Wenzel, König/Heiliger
- Werich, Jan
95
- West, Mae
222
- Wilhelmina, Königin der
Niederlande
241
- Wilson, Woodrow
59f., 93, 151, 364, 488
- Winant, John G.
228
- Winchell, Walter
151
- Winton, Nicholas
155f., 158
- Woolton, Lord
206
- Woroschilow, Kliment
75f.
- Zantovsky, Michael
20
- Zenkl, Peter
446, 453, 456f.
- Žizka, Jan
36–38, 39, 40, 118, 261, 484
- Zogu, König von Albanien
241